Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

32101 064469040

Deutsche Revue

Digitized by Google

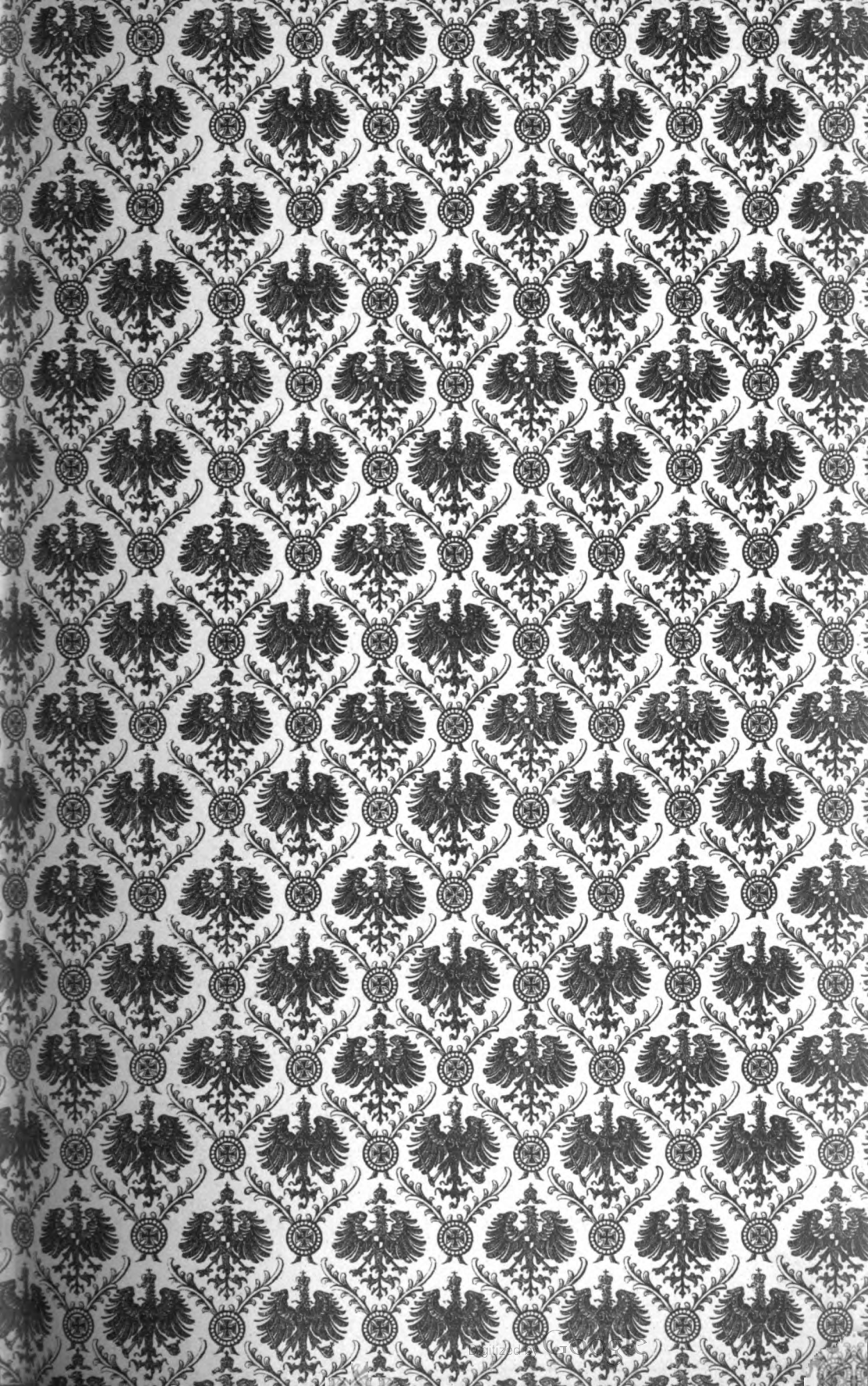
0902
.2957

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google



Digitized by Google

Mpl. Mo.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Einundvierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1916

Stuttgart und Leipzig 1916 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.41, pt.3

1916

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLI

(Juli bis September 1916)

Seite

Dr. Freiherr v. Jettel: Die Kampfziele unsrer Feinde 1
Dr. Wilhelm Fraknói: Andrássy, Bismarck, Crispi im Jahre 1877 . . 10
Adolf Strümpell: Sprache und Schrift. Ihre physiologischen Grundlagen und ihre krankhaften Störungen 17
J. Lulvès: Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558) 35
Conrad Bornhak: Deutsche Diplomatie 51
Prof. Dr. Otto Wiener: Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung 68
Prof. Dr. Justus Hashagen (Bonn): Französische Kriegsliteratur . . . 72
Universitätsprofessor Dr. Raimund Fr. Kaindl (Graz): Die Deutschen in Rumänien 75
Prof. Dr. R. v. Scala (Innsbruck): Deutschland und Oesterreich-Ungarn 82
Dr. Max Hildebert Boehm (Straßburg): Krieg und Schulreform. Grundsätzliche Erwägungen 97
Max B. Weinstein: Absolut, Relativ 105
Baron Hengelmüller: Zur Haltung Amerikas im jetzigen Weltkriege . 121
A. v. Brauer: Eine Erinnerung an Kitchener 129
Wirkl. Geh. Rat, Königl. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes Julius v. Wlassics: Weltherrschaft und deutsche Weltpolitik 132
Generalleutnant z. D. v. Reichenau: Der Luftkampf im Zukunftskrieg . 137
Obergeneralarzt Georg Körting: Mit Colmar v. d. Goltz 143
Professor der Physik Gustav Mie: Naturgesetz und Geist 150
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns 164. 280
Philipp Hiltebrandt: Der Irredentismus 180
Reinhold Seeberg: Der Sinn des Leidens 198
Vizeadmiral z. D. Kirchhoff: Das Unterseehandelsboot „Deutschland" . 208
Dr. Ernst Bischoff: Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda 86. 211
Dr. Freiherr v. Jettel: Ladislaus Graf Szögyeny-Marich † 219
Freiherr von la Valette St. George: Aus der alten und jungen Türkei 54. 225
„Fische heraus!" 233
Die Logik im Weltkriege 241

575049 Digitized by Google

Seite

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Der Feldherr 245
Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover: Weshalb konnte Napoleon I. England nicht direkt angreifen? 255
Geheimrat Max Rubner (Berlin): Die Ernährungswissenschaft . . . 262
Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 268
Dr. Wilhelm Fraknói: Das englisch-französische Uebereinkommen im Jahre 1912 274
Dr. S. van Houten, holländischer Minister a. D.: Gedanken über Staatengemeinschaft 297
Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.: Von den Küsten des Mittelländischen Meeres 305
Oberfinanzrat Prof. Dr. Hermann Losch: Die Zukunft der deutschen Arbeiter und der Friede 315
H. Wittmaack: Anleihen kriegführender Mächte im Gebiet neutraler Staaten 320
Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius: Meine Kriegsfahrten 327
Dr. Ernst Lennhoff: Edwin v. Manteuffel über das Reichsmilitärstrafgesetzbuch von 1872 339
Prof. Dr. Budde (Hannover): Vom inneren Frieden des deutschen Volkes 349

Berichte aus allen Wissenschaften

Josef Rosemeyer, Ingenieur (Köln-Lindental): Technik: Die staats- und volkswirtschaftliche Bedeutung großer Wasserkräfte 112

Kleine Revuen

Literarische Berichte 115. 235. 351
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 240. 355

Digitized by Google

Die Kampfziele unsrer Feinde

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Wenn auch eine Erörterung des Friedensthemas von seiten der Mittelmächte so lange ausgeschlossen bleiben muß, als sich auf der Gegenseite keine Geneigtheit zeigt, darauf einzugehen, lohnt es sich doch, auf die bisherige Entwicklung der Frage einen Rückblick zu werfen und die von der Gegenseite ins Treffen geführten Argumente einer Prüfung zu unterziehen. Da fällt es denn zunächst auf, daß England zwar den Gedanken von Friedensverhandlungen weit von sich weist, daß es aber doch a priori gewisse Forderungen aufstellt, denen sich die Mittelmächte seiner Ansicht nach zu fügen hätten. Noch bevor die Staatsmänner Englands, Frankreichs und Rußlands das Wort ergriffen, hat sich bei unseren westlichen Gegnern eine Flut von Zeitungs- und Revueartikeln über die Frage der Kriegsziele ergossen. Herr v. Bethmann-Hollweg hat bereits in seiner Dezemberrede einige davon kurz abgetan. Sie haben seither eine Reihe von Nachfolgern erhalten. Obenan steht der bekannte Kriegshetzer und Redakteur des auswärtigen Teiles der „Times", Herr Steed. Seine Vorschläge sind wohl die radikalsten: Rückerstattung von Elsaß-Lothringen und der besetzten Gebiete an Frankreich, Wiederherstellung Belgiens mit einer Grenzberichtigung auf Kosten Deutschlands, ein autonomes Polen unter russischer Oberherrschaft, Abtretung Konstantinopels an Rußland, ein selbständiges Böhmen, Gebietserweiterungen für Italien und Rumänien und was dergleichen Unsinn mehr ist. Steed stellt sich würdig an die Seite das Programm des Senators Naquet, der das Verschwinden Oesterreichs und der Türkei und die Vernichtung des preußischen Militarismus „für alle Ewigkeit" wünscht. Selbstverständlich stoßen auch die englischen Revuen in dasselbe Horn, so die bisher ernst genommene „Nineteenth Century". Ein Franzose, der sich unter dem Pseudonym Juge verbirgt, hat gar ein ganzes Buch über die Friedensbedingungen geschrieben. Verwunderlicher als all diese französischen und englischen Träumereien sind die Vorschläge einer „Konferenz", die aus Delegierten von sechs neutralen Ländern, Dänemark, Holland, Norwegen, Schweden, Schweiz und den Vereinigten Staaten, besteht und unter dem Vorsitze des Herrn Henry Ford unlängst in Stockholm zusammengetreten ist. Unter dem Titel Selbstbestimmungsrecht der Nationen ver-

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

langen diese Herren Wiederherstellung Belgiens, Rückerstattung der besetzten französischen Provinzen, Unabhängigkeit Serbiens und Montenegros, Wiedervereinigung Polens in Form eines unabhängigen Staates, Grenzveränderungen zwischen Italien und Oesterreich unter Berücksichtigung des Nationalitätenprinzips, Internationalisierung gewisser Wasserstraßen, z. B. der Dardanellen, des Bosporus u. dgl. mehr. Als einzige Gegenkonzession will wohl die Anerkennung des Grundsatzes der Freiheit der Meere angesehen werden. Alle diese Phrasen sollen auf einem allgemeinen Staatenkongreß geregelt werden. Man kann sich denken, was dabei herauskäme, wenn sich die Vertreter der neutralen Staaten auf derartige Instruktionen berufen würden.

Die Friedensbedingungen, die der englische Konzern uns auferlegen möchte, fließen aus den Problemen, deren Lösung nach dem Wunsche unserer Feinde der jetzige Krieg herbeiführen soll. Sie lassen sich auf die Formel reduzieren: Aufrechterhaltung der unbeschränkten und ausschließlichen Seeherrschaft Englands (The sea can endure but one master — Navy league Annual) und Zutritt Rußlands zum offenen Meere. Aus dem Verlangen Englands, seine Seemacht vor jeder Gefährdung zu bewahren, ergibt sich die Forderung nach Wiederherstellung des „alten" Belgien, während Deutschland ein „neues" Belgien wünscht, das kein Bollwerk Englands und kein Einfallstor in seine westlichen Provinzen bilden würde. Was die Forderung nach Rückstellung der besetzten französischen Gebiete anbelangt, so entspricht sie dem Standpunkt, den Sir Edward Grey bereits zu Anfang des Krieges dem Fürsten Lichnowsky gegenüber eingenommen hat, daß nämlich England eine Schwächung Frankreichs nicht zugeben könne. In diesem Punkt dürfte England kaum auf Widerstand stoßen. Wird es sich aber seinerseits beeilen, das Departement Pas du Calais zu räumen?

Wir gelangen nun zu den besonderen Wünschen Rußlands. Es ist bemerkenswert, daß von Polen und Kurland nicht mehr die Rede ist. Darauf scheint man also endgültig verzichtet zu haben. Wohl aber versicherte Asquith die Abordnung der russischen Duma, zwischen der russischen und der englischen Regierung bestehe eine volle Uebereinstimmung in den Angelegenheiten des Orients. Was darunter zu verstehen ist, darüber hat sich der englische Premier nicht weiter ausgelassen. Es kann sich ebensowohl um Armenien und Persien, als um Ostasien handeln. In einem Punkte soll diese Uebereinstimmung allerdings bereits seit langem bestehen, in der Frage der Meerengen. Dafür sprechen schon die kriegerischen Ereignisse in jener Gegend. Daß sich Rußland von diesem Kriege die Sprengung der lästigen Fesseln erwartet, die ihm die „ancienne règle de l'Empire Ottoman" auferlegt, steht außer Zweifel. Im Kriegsmanifest vom 2. August 1914 war allerdings nur von den Sympathien für die slawischen Völker und geschichtlichen Ueberlieferungen die Rede. Erst als im November die Türkei in den Krieg eintrat, rückte Rußland mit seinen wahren Absichten heraus. „Nicht zum erstenmal," hieß es in dem Kriegsmanifest des Zaren, „werden Rußlands tapfere Waffen über die türkischen Horden zu triumphieren haben. Die Einmengung der Türkei werde Rußland den Weg

Digitized by Google

zur Lösung der historischen Probleme an den Gestaden des Schwarzen Meeres ebnen." Am 10. Februar 1915 erneuerte Sasonow vor der Duma dieses Glaubensbekenntnis. „Die Ereignisse an der russisch-türkischen Grenze," sagte er, „werden Rußland der Lösung der politischen und wirtschaftlichen Fragen näherbringen, die sich an sein Streben nach dem Zutritt zum freien Meere knüpfen." Und bald darauf versicherte Grey die Russen, daß diese Aspirationen die vollen Sympathien Englands besitzen. Auch von Frankreich kam eine formelle Zustimmungserklärung, wenn auch nur in der Form eines Tempsartikels. Den Worten folgten rasch die Taten. Es kam zu dem Versuch einer Forcierung der Dardanellen und eines Angriffes zu Lande, beide Unternehmungen nahmen ein klägliches Ende. Trotz dieser Enttäuschungen gab Rußland seine Ziele noch keineswegs auf. Nach einer Meldung der „Times" sagte Sasonow erst unlängst, „Rußland hege keine aggressiven Absichten. Wenn ihm die südliche Ausfahrt gesichert sei (!), wäre es mit seinen Grenzen zufrieden." In der Logik nennt man dies eine contradictio in adjecto. Zum Schlusse wurde Sasonow lyrisch. „In der wachsenden Freundschaft zwischen Rußland und England erblicke er die Verwirklichung seines liebsten Traumes, denn dadurch wäre der Weltfrieden für unsere Kinder und Enkel gesichert." Dieses Ideal wird uns hoffentlich erspart bleiben.

Es gibt übrigens in Rußland selbst ernste Politiker, die den Besitz von Konstantinopel und der Meerengen keineswegs für wünschenswert halten. Minister v. Witte und der Gesandte Baron v. Rosen haben gegen die russische Balkan- und Meerengenpolitik entschieden Stellung genommen und als anstrebenswert nur die Erwirkung der freien Durchfahrt für Handelsschiffe und die Neutralisierung der Meerengen bezeichnet. Ebenso ist Professor Mitrofanoff in seinem bekannten Briefe an Delbrück für das Verlangen Rußlands nach dem Besitze der Meerengen ausschließlich unter dem Gesichtspunkte eingetreten, daß Rußland einer ungestörten Ausfuhr seiner Bodenprodukte aus den südlichen Häfen bedürfe. Dagegen würde ja gewiß von keiner Seite eine Einwendung erhoben. Allein Rußland strebt nach dem Besitze Konstantinopels und des Restes der türkischen Besitzungen in Europa sowie des östlichen Ufers der Meerengen, um sie völlig zu beherrschen. Auf drei verschiedenen Wegen hat es dieses Ziel zu erreichen gesucht, umsonst. Der Ausgang des jetzigen Krieges wird es ihm nicht näherbringen.

Eines der Mittel, die Rußland zur Verwirklichung seines Traumes verwenden soll, ist die angemaßte „Mission" einer Vormacht der Orthodoxie und des Slawentums. Durch das Protektorat über die Balkanchristen hoffte es sich die Wege nach „Zarigrad" zu ebnen, wobei ihm die unter seinem Schutze geschaffenen kleinen Staaten als Vorhut dienen sollten. Durch eine Unterstützung der panslawistischen Umtriebe hoffte es gleichzeitig das ihm im Wege stehende Oesterreich-Ungarn zu zertrümmern. Die bitteren Erfahrungen, die Rußland während des Balkankrieges gemacht hat, zeigen mit aller Deutlichkeit, daß seine Spekulationen falsch waren. Man hörte auf sein Wort nicht mehr. Selbst die

Digitized by Google

Mahnungen des Zaren verhallten wie die Stimme des Rufenden in der Wüste. Nur zwischen Belgrad und Petersburg wurde der Faden nie zerrissen, und bekanntlich war es ein Telegramm des Zaren an den Kronprinzen von Serbien, das die königliche Regierung im letzten Augenblick bestimmte, die österreichisch-ungarischen Forderungen zurückzuweisen. Sasonow erklärte, er werde nie zugeben, daß Serbien ein Vasall Oesterreichs (und nicht Rußlands) werde, und Grey schrieb am 29. Juli an den englischen Botschafter in Berlin: „Eine Unterwerfung Serbiens unter den Willen Oesterreichs würde die ganze Position Rußlands auf dem Balkan erschüttern." Hinc illae lacrimae. Es kam nun freilich viel schlimmer, als die Herren dachten. Serbien wurde nicht gedemütigt, sondern vernichtet. Seine Freunde und Beschützer ließen es im Stiche. Pasitsch aber, sein ränkevoller Spiritus rector, läuft nun wie ein ruheloser Geist in Paris, London und Petersburg umher, Hilfe suchend. Man scheint ihn überall mit Achselzucken empfangen zu haben, nur Sasonow soll ihm die Wiederherstellung Serbiens in seinen alten Grenzen, höchstens um ein Stück Bosniens vergrößert, ferner die Rückkehr des ehrenwerten Hauses Karageorgevic auf den Thron zugesagt haben. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Wiederherstellung Serbiens zum eisernen Bestande der englischen, französischen und russischen Friedensprojekte gehört. Man sollte mit solchen Versprechungen vorsichtiger sein. Ein Serbien, das auch weiterhin nur der Exponent Rußlands wäre, eine stete Bedrohung Oesterreich-Ungarns, ein Pfahl in seinem Fleische, wird die Monarchie nicht dulden. Es wäre das nur die Perennierung des Zustandes, der zum Kriege geführt hat, und wenn Sasonow ein Serbien unter österreichisch-ungarischer Vorherrschaft unerträglich fand, so ist ein Serbien, das seine Aufgabe darin erblicken würde, für russische Rechnung die österreichisch-ungarischen Grenzländer zu revoltieren, für die Monarchie noch unerträglicher. Kjellén bemerkt in seiner Schrift „Politische Probleme des Weltkrieges" sehr treffend, dort, wo er von Nationalstaaten spricht: „Die Nation darf nicht gefährlich für die Freiheit und Ordnung andrer sein. Brand- und Ansteckungsherde im Namen der Nationalität können nicht geduldet werden."

Die Aufzählung der Voraussetzungen, von deren Eintreffen die Gegner ihre Bereitwilligkeit zu Friedensverhandlungen abhängig machen, wäre nicht vollständig, wenn man nicht zu guter Letzt die „gänzliche Vernichtung der militärischen Herrschaft Preußens (Asquith, 10. April), die Befreiung Europas von der Beherrschung durch ein (wohl das deutsche?) Volk (Grey, 14. Mai), den Kampf gegen die Willkür einer Militärkaste" (Briand, 24. Mai) erwähnen würde. Auf diese schier zu Tode gehetzten Fragen näher einzugehen, lohnt sich nicht.

Im großen und ganzen verlangt also England den Status quo, aber amélioré, wie es in der Zirkulardepesche des Grafen Andrássy vom 30. Dezember 1875 hieß, wobei amélioré bedeutet, mit Vorteilen für England und seine Alliierten. Derartigen Forderungen gegenüber hat der Deutsche Reichskanzler bereits in seinem Gespräche mit Herrn v. Wiegand betont, „daß Deutschland stets bereit sei, die Beendigung des Krieges auf einer Grundlage zu erörtern,

Digitized by Google

die eine Gewähr gegen künftige Angriffe durch eine Koalition seiner Feinde bietet und Europa den Frieden sichert. Aber die Staatsmänner der kriegführenden Staaten müßten sich vorerst auf den Boden der wirklichen Tatsachen stellen und die Kriegslage so nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt". England und seine Verbündeten werden nicht leugnen können, daß die Zentralmächte sich im tatsächlichen Besitze von Belgien, der wertvollsten Gebiete Frankreichs, von Russisch-Polen und Kurland, Serbien und Montenegro befinden. Der alte Clausewitz sagt nun ganz treffend, der Nutzen einer Eroberung bestehe darin, daß beim Friedensschlusse der Besitz feindlicher Provinzen als barer Gewinn anzusehen sei, weil man sie entweder behalten oder andere Vorteile dafür eintauschen könne. Ein Blick auf die politische Geschichte des letzten Jahrhunderts zeigt die Richtigkeit dieses Satzes. Sei im Besitze und du bleibst im Recht. In den seltensten Fällen wird aber der siegreiche Teil das ganze von ihm eroberte feindliche Gebiet für sich behalten, sei es, daß ihn eine fremde Intervention daran hindert, oder daß höhere politische Gesichtspunkte ihm dies nicht wünschenswert erscheinen lassen. So hat Preußen im Jahre 1866, obwohl seine siegreichen Truppen vor Wien standen, sich mit der Zustimmung Oesterreichs zur Auflösung des Deutschen Bundes begnügt. In jedem Falle müssen aber die militärischen Erfolge den Ausgangspunkt für die zu stellenden Friedensbedingungen bilden. Sir Edward Grey hat selbst auf der Londoner Konferenz den Standpunkt vertreten, man könne die Balkanstaaten nicht um die Früchte ihrer Siege bringen. Dieses Argument weist England heute zurück, weil es die gegenwärtige Kriegslage nicht als die endgültige ansehen will. Auf eine Interpellation Ponsonbys und Ramsay Macdonalds über die Friedensfrage antwortete Grey, die deutsche Regierung behaupte immer wieder, sie habe den Krieg gewonnen (das hat niemand gesagt); Tatsache sei aber, daß die Alliierten nicht geschlagen sind. Auch Asquith sagte zur Abordnung des französischen Parlaments: „Wir sind nicht besiegt und werden auch nicht besiegt werden." Darauf wollen also England und seine Verbündeten es ankommen lassen. Gewiß, unsere Gegner sind noch nicht wehrlos, es gibt aber zahllose Friedensschlüsse, die erfolgt sind, ehe einer der beiden Teile als wehrlos angesehen werden konnte. Auch dafür finden wir bei Clausewitz die Formel. „Es braucht der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Teiles ausgekämpft zu werden. Es kann auch die bloße Wahrscheinlichkeit hinreichen, denjenigen, gegen den sie gerichtet ist, zum Nachgeben zu bewegen. Noch allgemeiner wirkt die Beachtung des Kraftaufwandes, der erforderlich sein wird, auf den Entschluß zum Frieden. Da der Krieg kein bloßer Akt blinder Leidenschaft ist, sondern der politische Zweck darin vorwaltet, so muß der Wert, den dieser hat, die Größe der Aufopferung bestimmen, mit welcher wir ihn erkämpfen wollen. Dies wird nicht bloß der Fall sein bei ihrem Umfang, sondern auch bei ihrer Dauer. Sobald der Kraftaufwand so groß wird, daß der Wert des politischen Zweckes ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, muß dieser aufgegeben werden, und der Friede die Folge davon sein." Wahrhaft goldene Worte!

Digitized by Google

Während man nun in England einen Friedensschluß auf Grund der heutigen Kriegslage zurückweist, möchte man auf der andern Seite doch heute schon Gegenforderungen geltend machen. In der „Westminster Gazette" war bald nach der Mairede des Deutschen Reichskanzlers zu lesen: „Deutschlands Anspruch darauf, daß die militärischen Tatsachen zu seinen Gunsten sprechen, sei absurd. Wenn Deutschland die Karte von Europa mit seiner Armee umändert, so haben die Verbündeten die Karte der Welt mit ihren Flotten und Armeen neu gezeichnet. Wir können die deutschen Besitzungen festhalten, und das alles um einen geringeren Preis als der, den Deutschland für die Behauptung Belgiens und des französischen Gebietes, das es jetzt besetzt hält, bezahlen muß." Echt englische Großsprechereien! Was zunächst die Kolonien anbelangt, so sind sie allerdings bis auf Ostafrika gleich zu Anfang des Krieges von den Feinden weggenommen worden, was freilich kein Kunststück war. Ob Deutschland besonders daran gelegen sein kann, gerade dieselben weit auseinanderliegenden Kolonien wieder zu erhalten, ist fraglich. Bis kurz vor Ausbruch des Krieges waren zwischen Deutschland und England Verhandlungen über eine Abrundung des Kolonialbesitzes im Zuge, über die Johnston wohl kaum ohne Zustimmung der britischen Regierung in der Royal Geographical Society einen Vortrag hielt. Was aber die weiter angedrohte Aufrechthaltung der Blockade anbelangt, würde sie nicht bloß Deutschland treffen, sondern in weit höherem Grade die Neutralen, deren Handel durch den unerhörten Terrorismus der Engländer einfach zugrunde gerichtet ist. Sie würden sich ein solches Vorgehen auf die Dauer nicht gefallen lassen und mindestens Retorsionsmaßregeln ergreifen. Sehr fraglich ist es auch, ob, wie die „Westminster Gazette" meint, die Besetzthaltung Belgiens und Frankreichs Deutschland höher zu stehen käme als England die Aufrechthaltung der Blockade. England kann nicht ein weiteres Jahr lang die gesamte südamerikanische Baumwollernte und alles argentinische Getreide aufkaufen. Die Kosten der Okkupation von Belgien und Nordfrankreich aber werden sich aus den Ressourcen dieser reichen Länder leicht decken lassen.

England rechnet also darauf, daß das Blatt sich doch noch wenden und ihm und seinen Verbündeten den Sieg bringen werde. Neue Millionen von Soldaten, neue Sendungen von Kriegsmaterial aus Nordamerika und Japan sollen ihnen dazu verhelfen. Vorerst wird es aber nötig sein, die Mittelmächte aus den von ihnen besetzten Gebieten hinauszubringen. Das wäre dann erst nur eine Partie remise, kein Sieg Englands. Rechnet England auf neue Soldaten und neue Kriegswerkzeuge, so werden Deutschland und seine Verbündeten indessen wohl kaum müßig bleiben. Alle Kraftanstrengungen werden sich auf beiden Seiten wohl nur in demselben Verhältnis erhöhen können, wie sie es bisher getan. Daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England keine neue Epoche des Weltkrieges eröffnen wird, ist aus den Reden der englischen Staatsmänner selbst zu ersehen. Nur einen Verbündeten hat England, mit dem es die Mittelmächte nicht aufnehmen können, den Hunger. Nach bewährtem Muster hat es die feindlichen Länder in ein einziges großes Kon-

Digitized by Google

zentrationslager verwandelt, in dem der Feind langsam zugrunde gehen soll, ein Schauspiel für die menschenfreundlichen Engländer. Der ehemalige englische Minister Mastermann schildert in einer Schrift das Verenden Deutschlands folgendermaßen: „Langsam, aber sicher, gleich einer unsichtbaren Hand, die einen Menschen im Dunklen erwürgt, hat die englische Flotte ihre Hand an die Kehle Deutschlands gelegt, und sie wird erst loslassen, wenn ihr Widersacher tot ist. Das Opfer mag kämpfen, mit Händen und Füßen zappeln, sich in seinem Todeskampfe winden, aber die Umklammerung wird allmählich enger werden und der Druck sich verstärken" (Frobenius). Dabei hat England viel mehr Grund, den Hunger zu fürchten, als die Mittelmächte. Der Unterstaatssekretär des englischen Landwirtschaftsamtes, Acland, hat erst vor kurzem im Unterhause erklärt, es bestehe die Gefahr einer verminderten Bodenproduktion. England erzeugt selbst nur ein Viertel seines Bedarfes. Es drohe eine Lebensmittelnot, da die Zufuhr wegen der Inanspruchnahme der Schiffe für den Transport von Munition sehr eingeschränkt werden müsse. Tatsächlich ist die englische Gesamttonnage auf die Hälfte ihres früheren Standes gesunken. Auch die finanzielle Leistungsfähigkeit Englands ist keine unbegrenzte. Zwar sind die Goldbestände der Alliierten bereits sämtlich in der englischen Bank konzentriert, allein der Krieg stellt an das Land unerhörte Anforderungen. Er hatte bisher 50 Milliarden gekostet, und die Kosten werden sich noch erheblich steigern, denn ohne Englands Unterstützung können die vereinigten Kriegsoperationen nicht fortgesetzt werden. Dies wünscht aber England. Bis Rußland seine Ausrüstung vollendet haben werde, sagt Lloyd Georges am 4. Mai, müßten England und Frankreich soviel als möglich auf sich nehmen. Zu dem belgischen Staatsminister Vandervelde aber sagte er, von einer Entscheidung könne man erst sprechen, wenn die neugeschaffene englische Armee zu Worte gekommen sein werde, und das brauche noch einige Zeit. Inzwischen steht es den Alliierten also frei, sich zu verbluten. Mit dieser englischen Armee hat es nun eine eigne Bewandtnis. Am 2. Mai erklärt Asquith, die englische Wehrmacht zu Wasser und zu Lande belaufe sich auf 5 000 000 Mann. Die Aufrechthaltung der Seeherrschaft durch die Flotte und die Handelsmarine und die Finanzierung der Alliierten setze der britischen Rekrutierung Grenzen. Es sollen nicht mehr Männer aus der Industrie genommen werden, um das Land nicht zur Erfüllung seiner anderweitigen Verantwortlichkeiten unfähig zu machen. So sieht also die allgemeine Wehrpflicht in England aus, deren sich Grey den russischen Parlamentariern gegenüber als einer besonderen Errungenschaft gerühmt hat. Es kommt aber noch schlimmer. Erst zu Anfang Juni wies Churchill im Unterhaus darauf hin, daß von je sechs Mann, die der Nation entzogen würden, höchstens einer als brauchbar in den Schützengraben gelange, und Asquith mußte zugeben, daß die Zahl von fünf Millionen alle Gefangenen und Verwundeten in sich schließe, es sei die Gesamtziffer, die England aufgebracht habe. Die Erfahrungen des Krieges hätten es notwendig gemacht, einen größeren Prozentsatz von Reserven hinter der Front zu haben. Auch müsse man mit der Möglichkeit einer feindlichen Invasion rechnen und könne deshalb die Effektiv-

Digitized by Google

stärke für den Dienst im Inlande nicht ohne weiteres herabsetzen. Mit dieser Erklärung ist den Verbündeten wohl wenig gedient, und ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. „Die Verbündeten sollen warten," meint der „Popolo d'Italia", „bis England und Rußland mit ihrer Organisation fertig sind. Was kann sie aber nützen, wenn bis dahin der eine oder der andre der Verbündeten niedergerungen ist und die ganze Entente ihr Spiel verloren hat?!"

So stehen also die Dinge. Dessenungeachtet hält England und halten, wie es scheint, auch seine Verbündeten den Zeitpunkt nicht für gekommen, in Friedensverhandlungen einzutreten. Sie wollen den Ausgang der blutigen Kämpfe abwarten, die sich gegenwärtig noch im Westen und im Osten abspielen und von denen sie einen Erfolg erhoffen. Dann erst wollen sie vom Frieden etwas hören, aber freilich nur von einem Frieden, den sie diktieren. Einem Frieden, der, wie Grey meint, ein dauerhafter sein müsse, ein Frieden, „der die Welt für alle Zukunft vor einer neuen Katastrophe bewahrt". Wie ein solcher Frieden aussehen würde, kann man sich nach dem Gesagten leicht vorstellen. „Das Antlitz der Erde soll zu moskowitischen und angelsächsischen Zügen erstarren" (Hintze).

Ganz in der Ferne, in noch verschwommenen Umrissen, taucht die Möglichkeit des vermittelnden Einschreitens einer Macht auf, die am Krieg nicht beteiligt ist, aber aus allgemein menschlichen Gründen, vor allem in Anbetracht der Rückwirkungen auf die Neutralen, die Neigung zeigt, dem grausamen Spiel ein Ende zu machen. Es handelt sich um das Anerbieten guter Dienste von seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson. Bereits Anfang Mai hatte sich Oberst House nach Europa begeben, um festzustellen, ob ein Anerbieten des Präsidenten zur Friedensvermittlung irgendwelche Aussicht auf Erfolg hätte. Ungeachtet dieser Schritt vergeblich blieb — England lehnte jeden Friedensvorschlag ab und Frankreich wollte zunächst das Ergebnis des Sommerfeldzuges abwarten —, ließ Wilson den Gedanken nicht fallen. Am 20. Mai hielt er in Charlotte eine Rede, in der er sagte, für die Vereinigten Staaten sei die Zeit gekommen, ihre guten Dienste zur Herbeiführung des Friedens zwischen den kriegführenden Staaten Europas anzubieten. Aus Washington wurde die Aeußerung des Präsidenten dahin kommentiert, daß er erst dann intervenieren könne, wenn die Kriegführenden zur einer Verständigung über die Bedingungen des Vergleiches gelangt sein würden. Damit wäre freilich nicht viel gewonnen, denn sobald die Gegner so weit einig sind, bedürfen sie keiner Vermittlung und keiner guten Dienste mehr. Eine Woche später ergriff Wilson in der Friedensliga neuerdings das Wort, um seine Ansichten über die Voraussetzungen eines dauerhaften Friedens eingehender zu entwickeln. Allerdings waren auch seine diesmaligen Darlegungen mehr abstrakter, akademischer Natur. Nur in einem Punkte berührte Wilson ein sehr aktuelles Thema, wenn er es nämlich als wünschenswert bezeichnete, daß die Sicherheit der Hochstraßen der See für den gemeinsamen und ungehinderten Gebrauch aller Nationen der Welt unverletzt aufrechterhalten werde. Man hat diesen Wink mit dem Zaunpfahl in London sofort verstanden und umgehend quittiert. „Die sinnlose, irreführende

Digitized by Google

Phrase von der Freiheit der Meere," führte Lord Cromer in der „Times" aus, „sei in England allgemein als Euphemismus für die Vernichtung der englischen Seeherrschaft aufgefaßt worden, die in der Vergangenheit nicht nur für die Engländer, sondern für die ganze zivilisierte Welt von so unendlichem Segen (!) gewesen sei." Nicht minder ablehnend äußerte sich die „Westminster Gazette": „Wenn die Freiheit der Handelsschiffahrt auf der See zu bedeuten hat, daß in Friedenszeiten ein ungehinderter Handelsschiffsverkehr stattfinden soll, so können wir unser Verhalten in einem ganzen Jahrhundert als von diesem Grundsatz geleitet nachweisen. Wenn aber die Erklärung Wilsons besagen will, daß unsre Seeherrschaft im Kriege eingeschränkt werden müsse, also in einer Weise, die uns unsre hauptsächlichste Angriffs- und Verteidigungswaffe raubt, so müßten wir doch mancherlei dazu bemerken." Dort, wo es sich um Zugeständnisse handelt, die England machen soll, stößt Wilsons Aktion in London auf ein entschiedenes Unverständnis. Aber auch in Deutschland begegnet man ihm vorläufig mit einem gewissen Mißtrauen, hauptsächlich auf seiten der Konservativen, wie die letzte Rede des Grafen Westarp entnehmen ließ. Bei der Haltung Amerikas in der Frage der Lieferung von Kriegsmaterial und bei seiner Duldsamkeit gegenüber dem englischen Seeterrorismus ist das am Ende begreiflich. Der Deutsche Reichskanzler begnügte sich mit der Erklärung, daß offiziell an Deutschland auch nicht ein Wort herangetreten sei, daß Präsident Wilson den Frieden zu vermitteln beabsichtige. Die Frage sei also nicht aktuell; es sei aber selbstverständlich, fügte er mit Rücksicht auf die Rede des Grafen Westarp hinzu, daß bei einer Friedensvermittlung Deutschland nicht einen Druck auf sich werde ausüben lassen, der es um die Früchte seines Sieges brächte.

Eine Lieblingsidee Sir Edward Greys ist, die durch den Krieg aufgeworfenen Fragen auf einem Kongreß zum Austrage zu bringen. Er sieht sich da wohl schon als „ehrlicher Makler" wie auf der Balkankonferenz 1912—1913. Der Gedanke ist übrigens auch in Amerika aufgetaucht. Der Marineausschuß des Repräsentantenhauses hat einstimmig eine Resolution angenommen, die den Präsidenten ermächtigt, zum Abschlusse des europäischen Krieges die Staaten des Erdballes zu einer Konferenz einzuladen, und zu diesem Zwecke wurde sogar bereits ein Kredit von 200000 Dollar bewilligt. Auf seiten der Mittelmächte würde wohl wenig Neigung zu finden sein, sich auf einen Kongreß schleppen zu lassen, auf dem sie derselben Koalition gegenüberstünden, mit der sie seit zwei Jahren einen erbitterten Krieg führen. Andererseits verpflichtet das Abkommen vom September 1914 Englands Verbündete, keinen Separatfrieden abzuschließen. Es ist dies eine Art wechselseitiger Unfallversicherung, die aber auch für einen oder den andern der Teilnehmer die Verpflichtung mit sich bringen kann, sich zu verbluten. Man wird also aus diesem Dilemma einen Ausweg finden müssen, in der Art eines Clearing House, auch wird sich von selbst eine Trennung der zu lösenden Fragen nach den Kriegsschauplätzen empfehlen: Frankreich und Belgien, Rußland und der Orient. Wofür man sich

Digitized by Google

auch immer entscheiden mag, früher oder später werden sich auch die spröden Engländer zu einer Diskussion herbeilassen müssen, und eine Form wird sich dafür schon finden. Where is a will, there is a way.

Andrássy, Bismarck, Crispi im Jahre 1877

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

Die unerschöpfliche Kraft der historischen Traditionen bewährt sich auch in unsrer allerneuesten Zeit, die sich rühmt, die von verschwundenen Generationen geschmiedeten Fesseln gesprengt zu haben und frei gewählten Zielen auf neuen Bahnen entgegenzueilen.

Die Erinnerung an die politische und kulturelle Weltherrschaft des Römischen Reiches schien während anderthalb Jahrtausende tot im Grabe zu ruhen, zu dem nur Dichter und Künstler zeitweise pietätvoll wallfahrten. Unerwartet feierte sie dann die Auferstehung, als Rom wieder die Hauptstadt eines vielverheißenden Staatsgebildes wurde. Das italienische Volk, welches exzeptionellen Glücksfällen seine Wiedervereinigung dankte, war von den Aufgaben der inneren Konsolidierung und der organischen Entwicklung nicht befriedigt, es ließ sich von Versuchungen unnatürlichen Expansionsdranges und krankhaften Größenwahnes in gefährliche Abenteuer locken.

Mit fieberhafter Hast entwickelte es eine weitverzweigte Kolonisationstätigkeit am Mittelländischen Meere: in Tunis, Tripolis und Aegypten; an der östlichen Küste der Adria: in Albanien, Mazedonien und Epirus; sogar auch noch am Roten Meere; mit der Absicht, nicht nur wirtschaftliche Vorteile, sondern auch Herrschafts- und Einflußgebiete zu erwerben. Gleichzeitig richteten sich gierige Blicke auf die von Italienern bewohnten Gebiete, die der Friedensschluß im Jahre 1866 in Oesterreichs Besitz gelassen hatte. Mit Ungeduld harrte man des Eintretens einer günstigen europäischen Lage, um ohne große Opfer und Risiko das ersehnte Ziel zu erreichen. Im Sommer 1877 schien der geeignete Moment in die Nähe gerückt zu sein.[1])

I.

Die maßgebenden politischen Kreise in Rom kamen auf Grund falscher Informationen und willkürlicher Kombinationen unter die Herrschaft der Angst, daß in Frankreich eine „reaktionäre, ultramontane" monarchische Majorität ans

---

[1]) Das Material, auf das sich diese Darstellungen stützen, entnehme ich dem Nachlasse Crispis, das von seinem Neffen unter dem Titel „Francesco Crispi, Politica estera" in Mailand 1912 veröffentlicht worden ist.

Digitized by Google

Ruder gelangen und im Bunde mit Oesterreich-Ungarn den Kirchenstaat wiederherstellen, die Einheit Italiens zerstören werde. Dazu gesellte sich die Furcht, daß Oesterreich-Ungarn infolge seiner Vereinbarungen mit Rußland in den Besitz Bosniens und der Herzegowina treten, dadurch aber gestärkt, Italiens Interessen und Aspirationen gefährden werde.

Diesen düstern Erwägungen gesellte sich das bedrückende Bewußtsein, Italien, nachdem es im Jahre 1859 und 1866 seine militärische Inferiorität verraten habe, sei in Europa gering geschätzt und mißachtet. Selbst König Viktor Emanuel verhehlte es im vertrauten Kreise nicht, daß er das Bedürfnis fühle, „sein Leben durch die Erkämpfung eines Sieges zu krönen, und hiermit der italienischen Armee Kraft und Prestige, die ihr fehlen, zu verleihen".

Die traurige Lage sollte wie mit einem Zauberschlage das Bündnis mit Deutschland verändern. Wahrlich, ein genialer Gedanke: das, was man mit Hilfe Frankreichs geschaffen hatte, mit Unterstützung des Siegers von Sedan zu sichern und zu vervollständigen!

Der Vater dieses Planes war Francesco Crispi, der fähigste und kräftigste Staatsmann der Nach-Cavourschen Periode. Seine Verehrer nannten ihn den italienischen Bismarck; doch erscheint er neben diesem wie die schwache Kopie eines bedeutenden Kunstwerkes. Schüler Mazzinis und Gefährte Garibaldis, schloß er sich mit Ueberzeugung der Monarchie an, in deren Dienst er sein Talent und seine Energie stellte. Er rühmte sich dessen, daß er Revolutionär gewesen sei, um Italien zu schaffen, und Konservativer geworden sei, um es zu erhalten.

Im Laufe des Sommers 1877 machte der deutsche Botschafter in Rom die Mitteilung, daß Fürst Bismarck den Wunsch habe, mit Italien innigere Beziehungen zustande zu bringen. Crispi, der die hohe Würde des Präsidenten des Abgeordnetenhauses innehatte, ließ sich nun vom Könige, dessen persönliche Sympathie er besaß, und vom Ministerpräsidenten Depretis die geheime Mission übertragen, daß er in Berlin den Versuch mache, in vertraulicher Form Verhandlungen anzubahnen.

In seinem an Depretis gerichteten ersten Berichte kennzeichnete er das Ziel, welches ihm vor Augen schwebte. Er deutete darauf hin, daß, wenn im Jahre 1866 fähige italienische Generale im venetianischen Gebiete und an der Adria Siege erfochten hätten, die Oesterreicher nicht wagen würden, so zu reden und zu schreiben, wie sie es täten; die italienische Armee besäße Autorität, das Wort Italiens Gewicht in Europa; er wolle versuchen, die begangenen Fehler gutzumachen, und da man ihn für einen guten Diplomaten halte, seinem Vaterland dazu verhelfen, daß es seiner Macht entsprechend respektiert werde.

Zur Maskierung des eigentlichen Zweckes erhielt er auch einen offiziellen Auftrag. In Paris, Berlin, Wien und London sollte er ein Uebereinkommen zustande bringen, damit ein jeder Staat die auf seinem Gebiete weilenden fremden Staatsbürger in zivilrechtlicher Beziehung den eignen Untertanen gleichstelle.

Digitized by Google

II.

Am 17. September wurde Crispi in Gastein von Bismarck empfangen. Offen und kühn stellt er dem Fürsten die Frage: ob er geneigt sei, mit Italien eine Allianz zu schließen und ihm Hilfe zu sichern für den Fall, daß es von Frankreich oder von Oesterreich-Ungarn angegriffen würde?

Mit gleicher Offenheit antwortete der Reichskanzler: „Sie kennen meine Intentionen; sollte Italien von Frankreich angegriffen werden, so würde sich ihm Deutschland gegen den gemeinsamen Feind anschließen; ich hoffe aber, daß es nicht zum Kriege kommt und der Friede aufrechterhalten werden kann ... Oesterreich gegenüber ist unsre Stellung eine ganz verschiedene; daß es uns feindlich entgegentreten könnte, wage ich gar nicht vorauszusetzen; diese Eventualität will ich nicht einmal für möglich halten. Morgen soll ich mit dem Grafen Andrássy zusammenkommen, und ich beabsichtige, ihm mit meinem Ehrenwort zu versichern, daß ich ihm ein Freund sein werde und keinerlei Verpflichtungen, die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet sein könnten, eingegangen bin."

Crispi mußte aus diesen letzten, klaren und energischen Worten den Schluß ziehen, daß Bismarck entschlossen sei, mit Oesterreich-Ungarn ein Bündnis einzugehen. Er bewies also Mangel an Menschenkenntnis und Ueberschätzung eignen Wertes, indem er sich bemühen wollte, die Politik des Reichskanzlers in die entgegengesetzte Richtung zu leiten und ihn über die Interessen Deutschlands eines Besseren zu belehren.

„Glauben Sie," fragte er, „daß Oesterreich-Ungarn beständig Ihr Freund bleibt? Derzeit braucht es Sie, um die Wunden von 1866 zu heilen und den Frieden zu sichern, der ihm die Ordnung der Finanzen und die Reorganisation der Armee ermöglichen soll. Die Vergangenheit wird es nie vergessen, den neuen Deutschen Kaiser muß es stets mit scheelen Augen ansehen."

Bismarck erwiderte: „Oesterreich weiß es, daß ihm die Rückkehr verschlossen ist, und zugleich, daß es in uns loyale Freunde besitzt. Es hat kein Interesse, den richtigen Weg, den es betreten hat, zu verlassen. Wenn es dies trotzdem tun und als Protektor der katholischen Interessen gegen uns auftreten wollte, dann würden auch wir unsre Richtung ändern und uns gegen Oesterreich Italien anschließen. Aber daß dies geschehen könnte, haben wir derzeit keinerlei Grund anzunehmen. Wir dürfen also nicht Mißtrauen wecken und Anlaß geben, daß Oesterreich seine Politik verändere."

Crispi wurde nun sozusagen zudringlich. Sein Benehmen erinnert an den Versucher im Evangelium, der den Erlöser auf die Anhöhe führt und ihm das sich unten ausbreitende herrliche Land anbietet.

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß der Bau des Deutschen Reiches noch nicht vollendet ist, da außerhalb seiner Grenzen deutsche Völker leben, die Sie früher oder später doch einverleiben wollen. Es scheint mir, daß Ihnen die österreichischen Gebiete ganz gut gefallen. Sie kommen ja alljährlich nach Gastein, dessen Gebirge die wahren Grenzen Deutschlands bieten sollten."

Digitized by Google

Diese eines Diplomaten wenig würdige, beinahe kindische Form des Lockmittels erregte nicht den Unwillen Bismarcks. Er ließ sich herbei, zu bemerken, daß er auch schon vor dem Jahre 1866 die Bäder in Gastein aufgesucht habe. Dann setzte er mit nachdrucksvollem Ernste auseinander: „Wir haben ein großes Reich, mit vierzig Millionen Einwohnern, mit weitausgebreiteten Grenzen zu regieren. Das gibt uns viel zu schaffen. Die Ambition, neue Eroberungen zu machen, darf uns nicht verleiten, daß wir das schon Errungene aufs Spiel setzen. Das Werk, dem wir uns widmen müssen, nimmt unsre ganze Kraft und Zeit in Anspruch ... Wir haben auch noch große Schwierigkeiten zu überwinden ... und brauchen den Frieden ... Selbst wenn man uns eine der katholischen Provinzen Oesterreichs freiwillig anbieten würde, müßten wir sie ablehnen."

Crispi gab nun enttäuscht die Hoffnung auf, ein Bündnis gegen Oesterreich zustande zu bringen. Er schlug einen bescheideneren Ton an. Er meinte Deutschlands Unterstützung erwirken zu können, um Oesterreich-Ungarn zur freiwilligen Abtretung seiner italienischen Provinzen zu bestimmen. Italien, sagte er, sei bei der Lösung der orientalischen Frage in hervorragender Weise interessiert; es habe keine Einwendung dagegen, daß die Gebiete, welche der Türkei abgenommen werden, unter die Herrschaft der Balkanvölker kommen, aber es könne nicht zugeben, daß Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich-Ungarn abgetreten werde. Italien habe im Jahre 1866 gegen Osten zu nicht die natürlichen Grenzen erhalten; wenn also Oesterreich-Ungarn durch neue Erwerbungen an der Adria noch mächtiger würde, bliebe Italien wie von einer Zange umfaßt und wäre stets der Gefahr einer leicht auszuführenden Invasion ausgesetzt.

Er appellierte an Bismarck: „Sie sollten uns helfen. Wir halten uns treu an die Verträge, wünschen nichts von andern zu haben. Ueberreden Sie morgen den Grafen Andrássy, daß er an Erwerbungen im türkischen Reiche nicht denke."

Bismarck konnte es nicht verstehen, wohin die Worte des Italieners zielten. Er antwortete ausweichend: „Die bosnische und im allgemeinen die orientalische Frage berührt die Interessen Deutschlands in keiner Weise. Wenn sie zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn Krieg herbeiführen sollte, würden wir bedauern, daß sich unsre beiden Freunde bekämpfen, aber uns vom Kriege fernhalten. Uebrigens, wenn Oesterreich-Ungarn Bosnien nimmt, möge Italien für sich Albanien oder irgendeine andre türkische Provinz an der Adria nehmen. Ich hoffe, die Beziehungen zwischen den beiden Staaten werden sich mit der Zeit freundlich, ja herzlich gestalten."

Die Aussicht auf die Erwerbung Albaniens, die andre italienische Staatsmänner mit Begeisterung begrüßt hätten, nahm Crispi kühl auf. Mit Geringschätzung betonte er: „Eine türkische Provinz an der Adria befriedigt uns nicht, und was sollten wir auch damit anfangen?" Andre Wünsche erfüllten seine Seele. Nun erst rückte er damit heraus und stellte klar das Ersuchen an den Reichskanzler, er möge bei dem Grafen Andrássy vermitteln, daß angesichts der

Digitized by Google

Annexion von Bosnien und der Herzegowina „Italien eine Kompensation durch die neue Regulierung der Ostgrenze zuteil werde".

Der bescheidene Ausdruck der „Grenzregulierung" verdeckte die Forderung des Trentino und der friaulischen Gebiete.

Gegen das Ansinnen, eine solche Forderung zu vertreten, wehrte sich Bismarck mit voller Entschiedenheit: „Nein, ich will in meinen Gesprächen mit dem Grafen Andrássy die bosnische Frage nicht berühren, noch weniger die der Grenzregulierung. Reden wir gar nicht davon. Ich werde Angelegenheiten, die dem Grafen Andrássy unangenehm sind, nicht zur Sprache bringen; denn ich wünsche mir seine Freundschaft zu bewahren."

Diese wohl im nachdrücklichen Tone abgegebene Erklärung konnte Crispi unmöglich mißverstehen. In seiner Verlegenheit fand er nicht gleich passende Worte, um seinen Rückzug zu decken. Er vermochte nur zu sagen: „Gut, tun Sie, wie es Ihnen paßt!"

Aber das Spiel gab er noch nicht auf, sondern gab der Konversation plötzlich eine neue Wendung.

Nachdem er sie damit begonnen hatte, daß er eine Allianz gegen Frankreich vorschlug, stellte er nun den Antrag, daß sich Deutschland mit Frankreich, Bismarck mit Gambetta, dem leidenschaftlichsten Vertreter der Revanchepolitik, „verständigen" solle.

Er teilte dem Reichskanzler mit, daß er von Paris komme, wo er mit Gambetta verkehrt habe; sie hätten von der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des Friedens, die auch das Interesse der französischen Republik fordere, viel miteinander gesprochen, und er sei von ihm ermächtigt, mit dem Fürsten über das Zustandekommen einer Verständigung (accordi) zu reden. Er wisse wohl, daß derzeit der Abschluß eines Bündnisses (alleanza) zwischen Frankreich und Deutschland unmöglich sei; aber es gebe doch eine Frage, die der Abrüstung, in der die beiden Staaten sich einigen könnten; Italien würde ihnen folgen.

Die Genialität und die Kühnheit dieser Anregung dürfte man als dämonisch bezeichnen. Es war gewiß nicht unrichtig spekuliert, da Deutschland im Falle einer Verständigung mit Frankreich nicht mehr auf die Freundschaft Oesterreich-Ungarns angewiesen war und dessen Interessen an Italien preisgeben konnte. Aber es war eine verfehlte Spekulation, indem er nicht hätte erwarten dürfen, daß ein Staatsmann, der reale Politik trieb, sich in ideologische Träume einfangen lassen werde.

Bismarck fertigte ihn mit feiner Ironie ab: „Ueberlassen wir die Abrüstungsfrage den Vereinen der Friedensfreunde!"

Crispi mußte es einsehen, daß er auch in dieser Richtung nichts zu erwarten habe. Er führte das Gespräch zum Abschluß mit der Aeußerung: „Beschränken wir uns also auf den Abschluß eines Bundesvertrages gegen Frankreich, für den Fall, daß es Italien, Deutschland oder beide zugleich angreifen sollte."

Digitized by Google

Bismarck erwiderte, er werde die Befehle des Kaisers einholen, um offizielle Verhandlungen zum Zwecke des Abschlusses „eines eventuellen Bündnisses" einleiten zu können." [1])

III.

Am nächsten Tage war Graf Andrássy der Gast des Reichskanzlers. Ueber ihre Unterredungen erstatteten sie keine Berichte, fertigten keine Aufzeichnungen an.[2])

Auf Grund der Aeußerungen Bismarcks im Gespräche mit Crispi muß man mit Bestimmtheit annehmen, daß der Zweck der Begegnung das Zustandekommen eines Bündnisses gewesen sei, und daß beide, von den aufrichtigsten Absichten beseelt, die Angelegenheit erörterten. Trotzdem kam es nicht zu der Anbahnung des Bündnisses. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Verhandlungen an jenen Klippen scheiterten, denen sie zwei Jahre später mit Mühe und Not entronnen sind. Bismarck wünschte in erster Reihe Unterstützung gegen Frankreich, Andrássy gegen Rußland zu sichern; dieser wollte die Monarchie von einem Kriege gegen Frankreich, jener Deutschland von dem gegen Rußland fernhalten.

Aber die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen beeinträchtigte nicht die Intimität ihrer Beziehungen.

Einen überzeugenden Beweis dafür liefert die Unterredung, die Bismarck eine Woche später mit Crispi in Berlin hatte. Er teilte diesem mit, daß er zwar noch keine Gelegenheit gehabt habe, mit dem Kaiser zu sprechen, doch bereit sei, wegen eines Bündnisses mit Italien gegen Frankreich zu unterhandeln, wenn er zu diesem Behufe die offizielle Ermächtigung erhielte.

„Was fangen wir mit Oesterreich an?" fragte der italienische Staatsmann.

Bismarck wiederholte ihm, daß Deutschland entschlossen sei, mit Oesterreich-Ungarn die freundschaftlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten. „Nicht einmal an die Möglichkeit will ich denken, daß die Monarchie unser Feind werde." Er gab ihm den Rat, den Grafen Andrássy aufzusuchen. „Sie werden in ihm," behauptete er, „einen guten Freund finden, und ich bin dessen sicher, daß Sie sich mit ihm verständigen werden."

Die Umrisse des Dreibundes scheinen schon seinem scharfen Auge ersichtlich gewesen zu sein.

Crispi faßte rasch den Entschluß, den Rat zu befolgen. Seinem elastischen Charakter fiel es gar nicht schwer, nachdem er nach Berlin gekommen war, um gegen Oesterreich-Ungarn ein Bündnis zu schließen, nun Wien zu besuchen, um dort mit der Monarchie eine Vereinbarung (accordo) zustande zu bringen.

Der italienische Ministerpräsident ermächtigte ihn, dem Grafen Andrássy zu erklären, Italien wolle mit seinen Nachbarn Freundschaft halten; daß er

---

[1]) Ueber diese interessante Konversation enthält das zitierte Werk die Berichte Crispis an den König und an den Ministerpräsidenten, ferner auch seine Aufzeichnungen, die er zu eigner Benützung anfertigte.

[2]) Eduard v. Wertheimer, Graf Julius Andrássy, II, 44.

Digitized by Google

persönlich für den Minister des Aeußern, die Regierung und die liberale Partei in Ungarn Sympathie fühle; daß aber, falls Oesterreich, ohne Italien Kompensation zu bieten, Gebietserwerbungen erziele, die italienische Regierung die feindselige Strömung in Italien zu unterdrücken außerstande wäre.

IV.

Crispi traf am 20. Oktober in Budapest mit dem Grafen Andrássy zusammen. Dieser, über den Hauptzweck seiner Mission genau unterrichtet, leitete das Gespräch mit großer Virtuosität. Ohne die Frage der Annexion Bosniens zu berühren, ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man diese, ohne Italien die erwünschte Kompensation zu bieten, durchsetzen werde.

Er sei, sagte er, von Italiens wohlwollenden Absichten überzeugt, wünsche auch selbst freundschaftliche Beziehungen zu dem Königreiche zu pflegen; eben deshalb sollte man mit „praktisch unerfüllbaren Forderungen" nicht störend wirken. Dann hielt er einen Vortrag über das Nationalitätenprinzip, das man nicht überall und nicht immer gelten lassen könne. „Mit Grammatik macht man keine Politik." Die topographischen Verhältnisse und die wirtschaftlichen Interessen sind ebenfalls maßgebend. Mit seiner Wendung bemerkte er: „Wenn Sie sich Triest nehmen — falls wir es Ihnen geben würden! —, so können Sie sich dort keinen einzigen Tag halten, die Bevölkerung würde Sie verfluchen!"

Crispi war genötigt, zuzugeben, daß, wenn Italien einzig die Sprache der Bevölkerung in Betracht ziehen wollte (er dachte an Korsika und Malta), es sich mit vielen Staaten verfeinden müßte. „Wir wollen mit unsern Nachbarn Freundschaft halten, die bestehenden Verträge respektieren und neue auf der Interessenbasis schließen. Wir waren Revolutionäre, um Italien zu schaffen, wir sind nun Konservative, um es zu erhalten. Sie können dies gut verstehen, weil Sie auch Revolutionär gewesen sind."

Andrássy unterbrach ihn mit der Bemerkung: „Ich bin in effigie gehängt worden!"

„Jawohl," fuhr Crispi fort, „Sie wissen es also, daß, nachdem die Unabhängigkeit und die Freiheit des Vaterlandes mit großen Opfern erkämpft wurde, man nicht geneigt ist, diese in gewagten Abenteuern aufs Spiel zu setzen. Es ist eine lächerliche Annahme, daß wir Fiume haben wollen. Was würden wir damit anfangen? Die Häfen sind da, um die Ausfuhr der Waren zu besorgen; der sie besitzt, muß auch die Gebiete haben, welche die Waren liefern. Unsre Staaten müssen Freunde sein, ihre Regierungen in gutem Einvernehmen handeln."

Andrássy erwiderte: „Eine feindliche Politik Italien gegenüber würde mit den Interessen der Monarchie im Gegensatze stehen. Solange ich Minister bin, werde ich mich an diese Auffassung halten."

Den Versuchen Crispis, das Gespräch auf die Details der orientalischen Frage und im Zusammenhange auf die Kompensationsansprüche Italiens zu bringen, wich er geschickt aus, mit der Erklärung, man müsse die Lösung dieser Frage dem künftigen Kongresse der Großmächte überlassen.

Digitized by Google

So mußte Crispi Abschied nehmen, ohne eine konkrete drohende Erklärung seiner Regierung abgeben zu können.

Uebrigens erhielt er am nächsten Tage in Wien vom italienischen Botschafter eine Mitteilung, die es ihn nicht bereuen ließ, daß sein Auftrag unerledigt blieb. Graf Robilant berichtete ihm, daß, so oft er von territorialen Ansprüchen sprach, Graf Andrássy offen erklärte, die Monarchie sei bereit, die Entscheidung den Waffen anheimzustellen.

Hieraus zog Crispi den Schluß: Italien müsse auch durch die Entwicklung seiner Kriegsmacht in die Lage gebracht werden, eine ähnliche Sprache führen zu können.

Außer dieser einen, gewiß wertvollen Lehre, die sich der kommende Mann aus dem Verkehre mit großen Meistern der Staatskunst holte, waren die Resultate seiner Anstrengungen negativer Natur. Es wurde festgestellt, daß

1. der Widerspruch oder auch die drohende Haltung Italiens Oesterreich-Ungarn von der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina nicht zurückhalten werde;

2. Deutschland auch um den Preis eines gegen Frankreich gerichteten italienischen Bündnisses nicht bestimmt werden könne, von Oesterreich-Ungarn Konzessionen zugunsten Italiens zu erzwingen;

3. Italien demnach von Oesterreich-Ungarn für dessen Gebietserweiterung auf keine Kompensation, am wenigsten auf die Abtretung eignen Gebietes rechnen dürfe.

Unter diesen Umständen erschien das projektierte Bündnis Italiens mit Frankreich wertlos. Es kam nicht zustande.

Sprache und Schrift

Ihre physiologischen Grundlagen und ihre krankhaften Störungen[1])

Von

Adolf Strümpell

Sprache und Schrift sind Leistungen unsres Gehirns. Wir haben uns an diese Leistungen so gewöhnt, daß wir sie in der Regel an uns selbst und an andern als etwas Fertiges und Selbstverständliches hinnehmen, ohne an ihre Entstehung und an die ihnen zugrunde liegenden inneren Vorgänge zu denken. Erst wenn die Krankheit kommt und jenen wunderbaren zusammengesetzten Apparat, welcher den Sprachvorgängen zugrunde liegt, zerstört, dann merken wir dessen Bedeutung und erkennen den Wert seiner einzelnen Teile. Wie wir

[1]) Rede, gehalten am 31. Oktober 1915 bei Uebernahme des Rektorats an der Universität Leipzig. Mit einigen Veränderungen und Zusätzen.

Digitized by Google

auch sonst einen genaueren Einblick in den inneren Betrieb eines zusammengesetzten mechanischen Kunstwerks dadurch zu gewinnen suchen, daß wir es auseinander nehmen, in seine einzelnen Bestandteile zerlegen und hierdurch die Bedeutung eines jeden einzelnen Teiles für den Betrieb des Ganzen zu erkennen suchen, so gewährt uns auch die Zerstörung, welche die Krankheit an den einzelnen Teilen des Sprachapparats anrichtet, höchst merkwürdige Aufschlüsse über den Ablauf der Vorgänge in dem Mechanismus der Sprache. Denn bei der Erkrankung jener Gehirnteile, welche den sprachlichen und schriftlichen Aeußerungen dienen, hören in der Regel jene Aeußerungen nicht völlig auf. Der Sprachapparat ist nicht völlig vernichtet, er ist nur in mehr oder minder großer Ausdehnung geschädigt. Einzelne seiner Teile arbeiten noch, andre aber versagen oder fügen sich nicht mehr richtig ineinander, notwendige Verbindungen fehlen, neue ungehörige Uebertragungen kommen zustande. Mit teilnehmender Wehmut sieht das Mitleid dieses Wunderwerk der Natur zerstört, aber die Wissenschaft zieht auch aus der Not ihren Nutzen und sucht aus den Trümmern des zerstörten Apparats die Bedeutung seiner einzelnen Teile zu erkennen. So ist das genaue wissenschaftliche Studium der bei den Gehirnerkrankungen nicht selten auftretenden eigentümlichen Sprachstörungen — der sogenannten aphatischen Symptome — zu einer wichtigen und noch keineswegs völlig ausgeschöpften Quelle geworden für die Erkenntnis nicht nur der rein sprachlichen, sondern auch der geistigen Vorgänge, die zu der Sprache in engster Beziehung stehen. Wollen wir aber die krankhaften Störungen der Sprache einer genauen Analyse unterwerfen, so müssen wir unbedingt dabei von den Vorgängen des normalen ungehemmten Sprechens ausgehen. Bezeichnete ich vorhin als den einen Weg zur Erforschung eines komplizierten Mechanismus dessen Zerlegung in seine einzelnen Teile, so ist ein andrer verheißungsvoller Weg hierzu die Verfolgung seiner Entstehung, die Beobachtung seiner Entwicklung aus den einfachsten Anfängen zur vollen Ausgestaltung. Daher wollen auch wir versuchen, einen Einblick in den verwickelten Betrieb der Sprache zunächst dadurch zu gewinnen, daß wir ihrer Entstehung und ihrer allmählichen weiteren Fortbildung nachgehen.

Zwei verschiedene, wenn auch innerlich verwandte Aufgaben bieten sich uns dabei dar. Wir könnten einmal versuchen, dem Ursprunge der Sprache in der großen allgemeinen Entwicklungsreihe der Organismen nachzuforschen, könnten die ersten keimenden Anfänge sprachlicher Aeußerungen bei den Tieren aufsuchen, könnten dann weiter eine Anschauung von der Entstehung der einfachsten Ursprachen zu gewinnen suchen und deren weitere Entwicklung zu den umfassenden Sprachen der Jetztzeit verfolgen. Diese Aufgabe, so verlockend sie auch dem Naturforscher erscheint, wollen wir aber hier beiseite lassen. Wir wenden uns vielmehr der zweiten, einfacheren Aufgabe zu, der Verfolgung der sich bildenden Sprachvorgänge beim Kinde im Zusammenhange mit seiner allgemeinen körperlichen und geistigen Entwicklung. Beide Aufgaben haben, wie schon erwähnt, vielfache innere Beziehungen zueinander. Denn das große allgemeine

Digitized by Google

Grundgesetz, wonach die individuelle ontogenetische Entwicklung in vieler Hinsicht eine zusammengedrängte Wiederholung der allgemeinen generellen phylogenetischen Entwicklung ist, hat nicht nur in der morphologischen Gestaltung der Organe, sondern ebenso in der physiologischen Entwicklung der Funktionen seine Geltung. So lassen sich in den wirksamen Faktoren der individuellen Sprachentwicklung zum Teil gewiß dieselben Einflüsse nachweisen, die einst bei der ersten Entstehung sprachlicher Aeußerungen überhaupt zur Geltung kamen. Allein der große Unterschied in der primär generellen und der jetzigen individuellen Sprachentwicklung liegt darin, daß das neugeborene sprachlose Kind jetzt unmittelbar in eine bereits sprechende Umgebung versetzt ist und daß ihm der gesamte, von unzähligen Generationen bereits angesammelte Sprachschatz entgegengetragen wird. Aber wenn irgendwo, so gilt hier der Satz, daß man das, was man ererbt, erst neu erwerben muß, um es als frei verfügbares Gut nicht nur zu besitzen, sondern auch entsprechend verwerten zu können. Herodot erzählt, der alte ägyptische König Psammetich habe das Problem über die Entstehung und die Art der ersten Ursprache dadurch lösen zu können geglaubt, daß auf seinen Befehl zwei neugeborene Knaben von allen andern Menschen völlig abgeschlossen, ohne je ein gesprochenes Wort zu hören, aufwachsen sollten. Psammetich glaubte, die Kinder würden nun von selbst in der ältesten Ursprache zu reden anfangen. Dies Experiment ist an sich nicht uninteressant und für einen alten Aegypter nicht schlecht erdacht. Zu dem gewünschten Ergebnis hat es aber natürlich nicht führen können. Denn die erste Sprachentwicklung war selbstverständlich nicht der Erwerb einiger weniger gleichzeitiger Individuen, sondern das Ergebnis der schon in zahllosen Generationen wirksam gewesenen sprachbildenden Vorgänge. Dieser langsame Prozeß der ursprünglichen Sprachbildung, der sich aller Wahrscheinlichkeit nach an verschiedenen Orten in gleichartiger, aber keineswegs identischer Weise abgespielt hat, konnte sich natürlich bei den beiden völlig isolierten ägyptischen Säuglingen nicht entwickeln, während ihn gegenwärtig das neugeborene, in einer bereits sprechenden Umgebung heranwachsende Kind unter unendlich viel günstigeren Bedingungen in kürzester Zeit noch einmal durchmacht.

Mit seinen zur Aufnahme fertigen Sinnesorganen und Nervenapparaten tritt das neugeborene Kind in das chaotische Gewirr der äußeren Sinnesreize ein. Hat es auch schon vor der Geburt eine vielleicht nicht belanglose Menge von Berührungs- und Druckreizen und daneben vielleicht auch schon die ersten von fern kommenden leisen akustischen Reize erfahren, so strömen ihm doch erst jetzt die Sinnesreize in unermeßlicher Fülle und Mannigfaltigkeit zu. Vor allem ist es die unendliche Welt des Lichts, die sich mit einem Male neu vor dem Kinde auftut. Aber alle diese Tausende von Reizen und die ihnen folgenden dämmernden Empfindungen bilden zunächst ein zusammenhangloses Gewirr. Erst allmählich tritt eine gewisse Ordnung ein, die Sinneseindrücke gruppieren sich und vereinigen sich zu gewissen Verbänden. Das in der äußeren Welt Zusammengehörige fügt sich auch in der inneren Welt, die das Kind sich aufbaut, wieder

Digitized by Google

zusammen. Und nun geht gleichzeitig mit dieser Ordnung und Gruppierung der Sinneseindrücke eine diese stets begleitende Reihe besonderer akustischer Eindrücke einher, die in regelmäßiger, stets wiederkehrender gleichartiger Weise immer mit denselben oder wenigstens mit ähnlichen Eindrücken zeitlich verbunden sind. Nehmen wir an, das Kind hat als erstes Spielzeug einen kleinen Gummihund bekommen. Das Kind betastet seine Umrisse, es sieht seine Gestalt und lernt alle diese Eindrücke allmählich unterscheiden. Später sieht es eine ähnliche Gestalt in seinem Bilderbuch und sieht auch einen wirklichen Hund, hört ihn bellen, befühlt sein wolliges Fell. Und immer wieder bei jedem dieser durch ihre stets wiederkehrende Gleichzeitigkeit als innerlich zusammenhängend erkannten Eindrücke, aber auch *nur* bei diesen, hat das Kind außerdem daneben immer noch einen und denselben *akustischen* Eindruck, es *hört* zugleich immer wieder denselben Laut — das gesprochene Wort „Hund" oder vielleicht zunächst das bekannte Kinderwort „wau-wau". Die fast allgemein übliche Wahl dieses und zahlreicher ähnlicher Worte der Kindersprache erleichtert dem Kinde offenbar wesentlich das Verständnis und das Einprägen des inneren Zusammenhanges zwischen dem gehörten Sprachlaut und den übrigen ursprünglichen Sinneseindrücken. Denn in der onomatopoetischen Nachahmung gewisser, von dem wirklichen Objekte (dem bellenden Hunde) kommenden Empfindungen durch den akustischen Sprachreiz ist zweifellos ein wirksames Mittel zur leichten und innigen Verknüpfung der Objekteindrücke mit den hinzugehörigen Worteindrücken gegeben. Sicher hat die onomatopoetische Wortbildung bei der ursprünglichen Entstehung der Sprache dieselbe große Bedeutung gehabt wie noch jetzt in der sich individuell neu bildenden Kindersprache. Erst mit der zunehmenden Einsicht von der meist relativ belanglosen Bedeutung der *akustischen* Objektreize gegenüber den zahlreichen andern weit wichtigeren Objektwirkungen tritt die Onomatopoese in der *allgemeinen* Sprachentwicklung ebenso wie in der Kindersprache allmählich immer mehr in den Hintergrund.

So sehen wir also, wie das zugehörige *Wort* allenthalben zum Sammelpunkt und Brennpunkt aller einzelnen, von einem und demselben Objekt ausgehenden Sinneseindrücke wird. Durch die unzählige Male sich immer wiederholende Verknüpfung desselben Wortlauts mit all den verschiedenen, aber doch durch die Einheit des Objektes untereinander verbundenen Sinnesempfindungen bildet sich allmählich jenes *feste* und *innige* Band zwischen all den Objekten der Außenwelt und den ihnen zugehörigen Wortbezeichnungen. Alles, was das Kind allmählich von den Eigenschaften und Aeußerungen des einzelnen Objektes kennen lernt, verknüpft sich immer wieder mit demselben Klange, der als gesprochenes Wort stets in gleicher Weise an sein Ohr tönt. Und so hilft der identische Wortklang dem Kinde, die Menge der Objekte zu gruppieren, das Zusammengehörige und Gleichartige als solches zu erkennen. Aus den Anfängen einzelner zuerst verstandener und im Gedächtnis behaltener Worte bildet sich allmählich der gesamte, immer reicher werdende Sprachschatz des Kindes. Eine leichte Ueberlegung, deren nähere Ausführung mich hier zu weit führen würde,

Digitized by Google

zeigt uns, wie sich zunächst wohl nur die konkreten Hauptwörter, dann gewisse konkrete Eigenschaftswörter, dann die aktiven Zeitwörter (Tätigkeitswörter), endlich die Zahlwörter und allmählich in immer reicherer Entfaltung die Fürwörter, Umstandswörter und endlich die abstrakten Wortbezeichnungen in dem Bewußtsein des sich geistig immer mehr entwickelnden Kindes festsetzen. Je reicher sich das geistige Innenleben entfaltet, um so größer ist die Fülle der Worte, die dem geistigen Besitz erst seinen festen und gesicherten Bestand gewährt. Wir wissen, wie klein der Wortvorrat der unkultivierten Naturvölker und der ungebildeten Menschen ist im Gegensatz zu der überreichen Fülle der Worte, die ein Goethe und Shakespeare nötig hatten, um den Reichtum ihrer Gedankenwelt zum Ausdruck zu bringen. Immer ist aber das Wort die feste Ummauerung für die einheitliche Zusammenfassung der zusammengehörigen Einzelempfindungen. Erst mit Hilfe des Wortes können sich aus den Empfindungen und Wahrnehmungen die Begriffe bilden. Erst durch die stets wiederkehrende Lautwahrnehmung desselben Wortes „Hund" lernt das Kind, daß es große und kleine, schwarze und braune Hunde gibt. Mit andern Worten, in ihm bildet sich der Begriff „Hund", der alle diese verschiedenen Einzelwahrnehmungen zu einer höheren Einheit zusammenfaßt. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob ein Denken auch ohne inneres Sprechen möglich ist. Die Antwort ist nicht schwer. Gewiß finden zahllose unbewußte geistige Vorgänge statt ohne das gleichzeitige Auftauchen von Wortvorstellungen. Aber sobald das Denken sich zur klaren Begriffsbildung und Urteilsfällung verdichtet, bedarf es der festen Stütze und Sicherung durch das Wort. Erst mit der Bildung der Sprache konnte sich menschliches Geistesleben über das, wenn auch unzweifelhaft wesensgleiche, aber unendlich ärmlichere und unentwickeltere Geistesleben der Tiere erheben. Je reicher unser Wissen und unsre Erfahrung werden, um so reicher wird auch der zusammengefaßte begriffliche Inhalt der einzelnen Worte. Welch enormer Unterschied der geistigen Beziehungen, wenn ein Kind oder wenn ein Zoologe das Wort „Hund" denkt oder ausspricht.

Die Entwicklung der Sprachvorgänge beim Kinde führt zunächst nur zur festen Verknüpfung bestimmter gehörter Sprachlaute mit bestimmten Objekten oder Vorgängen der Außenwelt. Mit andern Worten: die Anfänge des Sprachverständnisses treten wohl ausnahmslos früher ein als die eigenen sprachlichen Aeußerungen. Jede Mutter weiß, daß ein Kind, wie man zu sagen pflegt, oft schon „alles versteht", ehe es selbst noch ein einziges eigenes Wort hervorbringt. Freilich ist das Sprachverständnis zunächst nur eine rein äußerliche Verknüpfung zwischen den gehörten Worten und den hinzugehörigen Gesichts- oder sonstigen Wahrnehmungen. Die Sprachbildung geht der Begriffsbildung lange vorher. So zeigte z. B. eins meiner eigenen Kinder als eins seiner ersten Kunststückchen auf die Frage: „Wo ist das Stethoskop?" stets sofort richtig auf das auf meinem Schreibtisch stehende ärztliche Hörrohr hin, ohne natürlich eine Ahnung von der Bedeutung des Instruments zu haben. Erst allmählich im

Digitized by Google

Laufe der weiteren Entwicklung des Kindes füllen sich die einzelnen Worte mit ihrem geistigen Inhalt.

Neben dem allmählich sich ausbildenden Sprachverständnis tritt nun aber eine weitere, ganz andersartige Gruppe von Vorgängen im kindlichen Organismus ein, durch deren Ausbildung die sprachlichen Leistungen erst zu dem werden, was der Sprache ihren vollen Wert verleiht, zu dem geistigen Bande, das die Menschen miteinander verbindet und ihr geistiges Zusammenarbeiten ermöglicht. Sagte ich vorhin, daß beim Kinde unzweifelhaft das Sprachverständnis dem eigenen Sprechen zeitlich vorhergeht, so bezieht sich dies doch nur auf die fertig entwickelte Wortsprache. Betrachten wir die Frage von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus, so zeigt sich auch hier deutlich die Uebereinstimmung der individuellen Entwicklung mit dem Gange der ursprünglichen allgemeinen Sprachbildung. Denn sicher muß bei der ursprünglichen Entstehung sprachlicher Vorgänge die Sprachbildung dem Sprachverständnis vorhergegangen sein, da ja das Sprachverständnis selbstverständlich das vorherige Vorhandensein eines Sprachlautes voraussetzt. Dementsprechend finden wir auch beim Kinde genau ebenso die ersten lautlichen Aeußerungen überhaupt dem Lautverständnis lange vorhergehen. Sie entstehen in denselben Organen, die später zum ausgebildeten Sprechen verwandt werden, und zwar als Wirkungen bestimmter reflektorischer Vorgänge in den Muskeln des Kehlkopfes und Mundes, sei es infolge störender äußerer Reize, sei es infolge allgemeiner körperlicher Lust- oder Unlustgefühle. Vom Standpunkt der Entwicklungsgeschichte aus betrachtet sind alle diese ersten lautlichen Aeußerungen des Kindes schon die Anfänge der Sprachbildung, sowohl das Schreien des Kindes als auch die ersten leisen, für jede Mutter so beseligenden Kinderlaute. Zeigt doch das Schreien der Mutter an, daß das Kind sich nicht wohl fühlt, während die leisen ersten Stimmübungen ein sicheres Zeichen für ein gesundes und behagliches Allgemeingefühl sind. Aus diesen ersten Betätigungen der Lautbildung entwickeln sich allmählich die immer erfolgreicher werdenden Versuche zur Nachahmung der gehörten Sprachlaute. Auf zahlreiche hierbei in Betracht kommende Einzelheiten kann ich nicht eingehen. Aber alle gebildeten Eltern, die das Glück haben, die erste Sprachentwicklung bei einem gesunden Kinde verfolgen zu können, möchte ich dringend dazu auffordern, die Sprachfortschritte ihres Kindes nicht nur unter dem Gesichtspunkte der freudigen Bewunderung für dessen besondere Fähigkeiten, sondern als einen der merkwürdigsten und bedeutungsvollsten Vorgänge in der belebten Natur aufmerksam zu beobachten.

Der physiologische Vorgang der beim Sprechen notwendigen komplizierten Lautbildung beruht auf einem genau abgestuften und geordneten Zusammenwirken einer großen Anzahl von Muskeln des Kehlkopfes, des Gaumens, der Zunge und von Muskeln in der Umgebung der Mundhöhle. Man kann sich mithin vorstellen, ein wie ungemein zusammengesetztes, feines und mannigfaltig abgestuftes und veränderliches Muskelspiel beim Sprechen notwendig ist. Auf welche Weise lernt nun das Kind, seine Sprechmuskeln in dieser schwierigen Weise zu gebrauchen?

Digitized by Google

Die Physiologie lehrt uns, daß jede geregelte zusammengesetzte Muskeltätigkeit nur mit Hilfe einer ununterbrochenen Führung und Regelung durch sensible, den Muskeln zugeführte Eindrücke möglich ist. Wie die dressierten Pferde eines Wagens beständig durch die von den Zügeln ihnen übermittelten sensiblen Reize gelenkt werden, genau ebenso werden auch unsre Muskeln unausgesetzt bei allen gewollten Zweckbewegungen durch die ihnen zufließenden sensiblen Eindrücke beherrscht und geleitet. Bei den gewöhnlichen Bewegungen des Körpers, der Arme und der Beine gehen diese regulierenden Empfindungen der Hauptsache nach von den Muskeln selbst aus. Ein Mensch, der sein Muskelgefühl verloren hat, kann nicht mehr sicher stehen, gehen, greifen usw. Welche sensiblen Eindrücke beherrschen nun aber die notwendige, offenbar so ungemein fein abgestufte Koordination der zahlreichen zum Sprechen notwendigen Muskeln? Hierbei spielen die Muskelempfindungen jedenfalls eine nur geringe Rolle. Vielmehr übernehmen sicher die akustischen Lautempfindungen die Regulation der Sprechbewegungen. Das Kind hört die von ihm selbst hervorgebrachten Laute, vergleicht sie, wenn auch zunächst halb unbewußt, mit den ihm entgegentönenden fertigen Sprachlauten seiner Umgebung und lernt so durch die Verwertung akustischer Eindrücke seine eigene motorische Sprachbildung den gehörten fremden Sprachlauten immer ähnlicher zu gestalten. Bei der Sprecherlernung geht also ein beständiger Strom akustischer Eindrücke von dem sensorischen Gehörapparat zu den motorischen Zentren der Sprechmuskeln. Vom Gehörapparat geht der erste Antrieb und alle weitere Entwicklung der eigentlichen Sprachbildung aus. Fehlt dieser Antrieb, wie es beim taub geborenen Kinde der Fall ist, so bleibt das Kind trotz aller normal vorhandenen und normal beweglichen Sprachmuskeln sprachlos oder, wie man es richtig auszudrücken pflegt, taubstumm. Erst durch die einheitliche akustische Regelung und Gestaltung der Sprachlaute erfolgt die notwendige Uebereinstimmung der Sprachbildung bei allen zusammenlebenden Menschen. Mit dem schönen und inhaltreichen Worte „Muttersprache" stattet die Sprache unsrer aller Dank an diejenigen ab, die uns diesen unermeßlichen Schatz in unsrer Kindheit zu dauerndem Besitz zugeführt haben. Und daß die Sprache auch das festeste Band ist, das die Glieder eines Volkes zusammenhält, beweist die Antwort, welche auf die Frage nach den Grenzen des deutschen Vaterlandes gegeben wurde: „Soweit die deutsche Zunge klingt."

Nachdem wir im vorhergehenden den Gang der Sprachentwicklung beim Kinde wenigstens in seinen Grundzügen verfolgt und damit einen vorläufigen Einblick in das Wesen der Sprache gewonnen haben, wenden wir uns nunmehr der Frage zu, an welchem Orte in unsrem Gehirn die besprochenen Vorgänge der Sprachauffassung, des Sprachverständnisses und der eigenen lautlichen Sprachbildung stattfinden. Damit betreten wir nun dasjenige Gebiet der Sprachlehre, auf dem gerade die Pathologie die grundlegenden und entscheidenden Entdeckungen gemacht hat.

In Wilhelm Meisters Lehrjahren im 6. Kapitel des 7. Buches läßt Goethe die Therese in ihrer Geschichte eines deutschen Mädchens von ihrem

Digitized by Google

Vater erzählen: „Ganz unvermutet wurde mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles erraten, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte." An dieser etwa im Jahre 1796 geschriebenen Stelle ist nicht nur die kurze, treffende Beschreibung des jetzt allgemein mit dem Namen der Aphasie (Sprachlosigkeit) bezeichneten Krankheitssymptoms bemerkenswert, sondern vor allem der Umstand, daß Goethe hier ausdrücklich die Vereinigung des Sprachverlustes mit einer Lähmung der rechten Körperhälfte hervorhebt. Die Stelle zeigt wiederum, welch genauer Beobachter Goethe war. Denn was Goethe hier in einem besonderen Falle beschrieben hatte, wurde erst vierzig Jahre später als gesetzmäßiges Vorkommen erkannt, daß nämlich nur Krankheitsherde in der linken Gehirnhälfte, die also meist gleichzeitig zu einer Lähmung der rechten Körperhälfte führen, mit aphatischen Sprachstörungen verbunden sein können. Und im Jahre 1862 trat der berühmte französische Arzt und Anthropologe Paul Broca mit der durch zahlreiche Krankenbeobachtungen und Sektionsbefunde gestützten Behauptung hervor, der Sitz der Sprachvorgänge im Gehirn, also das sogenannte Sprachzentrum, sei in der linken dritten Stirnwindung gelegen. Diese vermeintliche Entdeckung Brocas machte allgemein das größte Aufsehen. Bedeutete sie doch in der Tat den ersten Schritt in der später so erfolgreich weiter ausgebauten Lehre von den Lokalisationen im Gehirn, d. h. von der Gebundenheit bestimmter Gehirnfunktionen an bestimmte anatomische Gehirnteile.

Heute wissen wir, daß die sog. Brocasche Stelle im Gehirn, d. h. das hintere Ende der dritten linken Stirnwindung, den Namen eines Sprachzentrums nur in sehr beschränktem Sinne verdient. Sie ist nämlich nur der Ausgangspunkt für den Hauptteil der beim rein lautlichen Sprechakt notwendigen motorischen Innervationen der Zunge, der Lippen usw. Sie ist also das allerdings sehr geschickt ausführende Organ, aber keineswegs die leitende Stelle, von der die eigentlichen Sprachbefehle ausgehen. Das große Verdienst, den Ort des eigentlichen sog. Sprachzentrums im Gehirn erkannt zu haben, d. h. den Ort, in dem die lautlichen Sprachwahrnehmungen des Kindes entstehen und als sog. Spracherinnerungsbilder aufbewahrt werden, um von sich aus die Anregung zur entsprechenden eigenen lautlichen Sprachbildung zu geben — dieses Verdienst gebührt einem deutschen Forscher, dem erst vor wenigen Jahren gestorbenen Breslauer Neurologen Karl Wernicke. Wernicke zeigte zuerst auf Grund eingehender Krankenbeobachtungen und genauer Sektionsbefunde, daß das eigentliche sensorische Sprachzentrum, d. h., wie man sich kurz auszudrücken pflegt, der Sitz der Sprachvorstellungen im oberen Abschnitte des linken Schläfenlappens, in der sog. obersten oder ersten linken Schläfenwindung gelegen ist. Wird diese Stelle im Gehirn durch irgendeinen Krankheitsherd zerstört, so haben die Kranken die Erinnerung an ihren gesamten oder wenigstens an einen mehr oder weniger großen Teil ihres Wortschatzes verloren. Sie können sich der Sprache nicht mehr bedienen, um ihren

Digitized by Google

Gedanken Ausdruck zu verleihen, weil sie das Gedächtnis für die zugehörigen Worte verloren haben. Sie können daher auch nicht mehr oder wenigstens nur beschränkt mit inneren Worten denken. Für einen gesunden Menschen ist es nicht leicht, sich vollkommen in das Bewußtsein eines Aphatischen hinein zu versetzen. Am verständlichsten wird der Zustand für uns wohl dadurch, daß wir uns vorstellen, der Aphatische befinde sich in seiner gewohnten Umgebung in derselben hilflosen Lage wie etwa ein Reisender unter einem fremden Volke, von dessen Sprache er gar nichts oder nur sehr wenig versteht. Er hört die fremdartigen Laute an sein Ohr klingen, hat aber keine Ahnung von deren Bedeutung, und ebensowenig kann er sich seiner fremden Umgebung verständlich machen, weil er für das, was er sagen will, die hinzugehörigen Worte der fremden Sprache nicht kennt. Der aphatische Kranke, dessen linker Schläfenlappen erkrankt ist, hört ebenso alle die ihm früher so vertrauten Laute seiner Muttersprache. Aber er versteht sie nicht mehr, sie finden keine Anknüpfung mehr an das früher Erworbene und Erlernte. Sie klingen ihm ins Ohr wie die Laute eines fremden, unbekannten Volkes. Und für seine eigenen Gedanken und Wünsche kann er ebensowenig in seiner Muttersprache den sprachlichen Ausdruck finden, wie der Reisende unter fremdem Volk, dem er sich nicht verständlich machen kann, weil er dessen Sprache nicht kennt.

Viel schwerer als das Verständnis für die Sprachbeschränkung des Aphatischen ist der Versuch, sich in das innere Bewußtsein eines Aphatischen hineinzudenken. Sind wir alle doch gewohnt, den inneren Verlauf der Vorstellungen zum größten Teil mit den hinzugehörigen Sprachvorstellungen zu begleiten, und habe ich doch vorhin selbst hervorgehoben, daß ein klares begriffliches Denken erst durch die festen allseitigen Stützpunkte der inneren Sprachvorstellungen möglich wird. Wollen wir uns nun in das Bewußtsein eines Aphatischen versetzen, der die Spracherinnerungsvorstellungen verloren hat, während ihm sein übriger geistiger Besitz an optischen, taktilen und sonstigen direkten und abgeleiteten Vorstellungen geblieben ist, so können wir uns diesen Zustand am ehesten dadurch klarmachen, daß wir an unsren eigenen oft recht unbequemen Zustand denken, wenn uns einmal vorübergehend „ein Wort fehlt", wenn uns z. B. der Name eines Menschen, von dem wir etwas aussagen wollen, „entfallen ist". Wir wissen genau, wie der Betreffende aussieht, welches sein Beruf und seine bürgerliche Stellung ist, aber sein Name, d. h. das Wort, das alle uns bekannten Beziehungen zu diesem Menschen zusammenfaßt, an dieses Wort können wir uns nicht erinnern. So etwa, wie unser eigenes Bewußtsein in einem solchen vereinzelten Falle, müssen wir uns das Bewußtsein eines Aphatischen im Ganzen vorstellen. Der Aphatische ist also eigentlich keineswegs geisteskrank, er wird nichts Falsches tun oder denken, aber doch ist seine Geistestätigkeit in hohem Grade gehemmt und beeinträchtigt. Ihm fehlt das wichtigste geistige Werkzeug, die Sprache, und daher ist er zu einer höheren geistigen Leistung niemals fähig. In ähnlicher Weise müssen wir uns auch das Bewußtsein des Taubstummen vorstellen. Der Taubstumme bildet sich seine Begriffswelt auch nur

Digitized by Google

aus seinen optischen und taktilen Wahrnehmungen. Er denkt daher gewiß auch nur in optischen und taktilen Erinnerungsbildern. Erst durch einen geordneten Unterricht kann in ihm eine Art sprachlicher Begriffsbildung mit Hilfe der optischen Schriftzeichen und der Muskelempfindungen bei den nachgeahmten Sprechbewegungen künstlich geschaffen werden. Der Aphatische empfindet seinen Verlust, während der Taubstumme ihn nicht fühlt, da er den Besitz der Sprache nie gekannt hat.

In den meisten Fällen von Aphasie, die der Arzt beobachtet, handelt es sich übrigens keineswegs um einen völligen, sondern nur um einen teilweise eingetretenen Verlust der Sprache. Nur ein Teil der Spracherinnerungsbilder ist verloren gegangen, oder, was der häufigste Fall ist, die Spracherinnerungsbilder treten nur unvollständig und erschwert ins Bewußtsein. Der Kranke hat sie gewissermaßen nicht jederzeit bereit im Bewußtsein, er muß oft lange nach ihnen suchen. Der Sprachapparat arbeitet nur unvollständig und unzuverlässig. Aber gerade das aufmerksame Studium derartiger unvollständiger Fälle von Aphasie ist psychologisch besonders interessant. Es gewährt oft einen geradezu überraschenden Einblick in die Art der Verknüpfung und Auslösung der Spracherinnerungsbilder und der mit ihnen unter normalen Verhältnissen verbundenen Vorstellungen. Ich will versuchen, dies wenigstens an einigen selbstbeobachteten Beispielen zu erläutern.

Bei jedem Aphatischen müssen wir zunächst zwischen seiner eigenen Wortreproduktion, d. h. seinem eigenen spontanen Sprechen, und seinem Wortverständnis, d. h. seinem Verständnis für das von andern zu ihm Gesprochene, unterscheiden. Wie das Kind zuerst die Bedeutung der Worte kennen lernt, ehe es sie selbst aussprechen kann, und wie es auch jedem Erwachsenen wesentlich leichter fällt, eine fremde Sprache zu verstehen, als sie selbst zu sprechen, so finden wir häufig Aphatische, die das zu ihnen Gesprochene größtenteils verstehen, dagegen die Worte für das, was sie sagen wollen, nur in sehr unvollkommener Weise finden. Ich zeige z. B. dem Kranken ein Taschentuch und frage ihn, was dies sei. Der Kranke gibt mir zu erkennen, daß er die Bedeutung und den Gebrauch eines Taschentuchs ganz gut kenne, aber auf das Wort „Taschentuch" kommt er nicht. Trotzdem schwebt dem Kranken doch oft, wie man zu sagen pflegt, das Wort noch irgendwie in unbestimmter Weise vor. Denn wenn ich ihn frage, ob dies eine Blume sei, dann stutzt er und verneint es, entweder lachend und bestimmt oder auch in andern Fällen zögernd und zweifelnd. Frage ich aber den Kranken ein andres Mal: „Wo ist das Taschentuch?", so zeigt er sofort richtig auf das vor ihm liegende Tuch hin. Jetzt kann er häufig das soeben gehörte Wort „Taschentuch" auch leicht und richtig nachsprechen. Aber vielleicht schon nach wenigen Minuten hat er es wieder vergessen. Diese mangelhafte Merkfähigkeit auch für die wiederholt und oft vorgesprochenen Worte ist ein sehr regelmäßiges Symptom bei den Aphatischen. Es weist auf die allgemeine Schädigung und die verminderte Funktionstüchtigkeit des Erinnerungsvermögens für die Sprachlaute hin. Aber ich kann

Digitized by Google

dem geschwächten Sprachgedächtnis zu Hilfe kommen. Sage ich dem Kranken die ersten beiden Silben „Taschen-" vor, so fällt ihm vielleicht das ganze Wort ein, und er ergänzt und spricht richtig „Taschentuch".

Hier sehen wir also schon die große Wirksamkeit der assoziativen Hilfen beim Auffinden der Worte. Die beiden ersten vorgesagten Silben des Wortes „Taschentuch" rufen die mit ihnen assoziativ fest verbundene dritte Silbe ohne weiteres hervor. Derartige assoziative Vorgänge machen sich bei den Aphatischen beständig in der mannigfachsten Weise geltend. Teils sind es die von früher her festgefügten assoziierten Wortfolgen, teils sind es neue Wortassoziationen infolge rein äußerlich lautlicher Aehnlichkeit oder auch infolge begrifflicher Verwandtschaft, die sich oft fördernd, oft freilich auch sehr störend bei den Sprachäußerungen der Aphatischen bemerkbar machen. Ich zeige einem Kranken meine Hand und frage ihn, wieviel Finger ich an meiner Hand habe. Er versteht die Frage, kann aber das Wort „fünf" nicht finden. Nun zähle ich ihm vor: „eins, zwei, drei, vier", und sofort ergänzt er die gewohnte, früher fest eingeprägte Zahlenreihe mit dem Worte „fünf". Ein Kranker soll die Wochentage hersagen. Er versteht die Frage nicht recht und findet jedenfalls für keinen Wochentag das Wort. Ich sage „Dienstag, Mittwoch", und sofort fährt der Kranke mühelos fort mit „Donnerstag, Freitag" usw. Ich zeigte einmal einer Kranken eine Blume und fragte, was dies sei. Sie konnte das Wort „Blume" nicht finden. Als ich ihr aber sagte, „Du bist wie eine . . .", ergänzte sie sofort den bekannten Vers „. . . wie eine Blume". Selbst beim Nachsprechen (siehe unten) vorgesprochener Worte macht sich der fördernde Einfluß der Assoziationen oft genug geltend. So z. B. bemühte sich einer meiner Kranken vergebens, das Wort „Kameraden" nachzusprechen, obwohl ich es ihm mehrmals deutlich und langsam vorsprach. Nun sagte ich ihm den ganzen Anfang des bekannten Liedes „Ich hatt' einen Kameraden" vor, und in diesem von Kindheit an festgefügten und eingeübten Zusammenhange konnte er das Wort „Kameraden" ganz gut und deutlich aussprechen. Wie man sieht, beruht also auch die Unfähigkeit des Nachsprechens bei den Aphatischen nicht darauf, daß ihr motorisches Sprachzentrum an sich die Fähigkeit verloren hat, die zur richtigen Aussprache eines Wortes nötigen Sprachbewegungen zu veranlassen. Aber die Anreize, die es von den sensorischen Sprachvorstellungen, von den Spracherinnerungsbildern, erhält, erfolgen nicht mehr in normaler Weise. Eine echte, rein motorische Aphasie, wobei dem Kranken bei vollkommen erhaltenen Spracherinnerungen nur das Aussprechen der Worte unmöglich ist, gibt es meines Erachtens gar nicht. Bei genauer Untersuchung ergeben sich bei jedem Aphatischen deutliche Störungen in dem Verhalten der inneren Sprache, der Spracherinnerungsbilder.

Auch der Zustand des Gesamtbewußtseins kommt für die Auslösung der Sprachvorstellungen und der von ihnen abhängigen Sprachbewegungen in Betracht. Manche aphatische Kranke können im starken Effekt laut und verständlich fluchen, während sie sonst fast kein Wort hervorbringen. Ich beobachtete lange

Digitized by Google

Zeit eine Kranke, die das einfache Wort „nein", wenn man es ihr auch noch so oft vorsprach, trotz aller Bemühungen nicht nachsprechen konnte. Wenn ich ihr aber dann in scherzhaft-unwilligem Tone sagte: „Sie sind eine ganz böse Frau", so antwortete sie stets sofort abwehrend ganz deutlich „nein" — und eine Minute später konnte sie dasselbe Wort „nein", wenn sie es einfach nachsprechen sollte, nicht herausbringen.

Aber auch *fehlerhafte*, nicht gehemmte Assoziationen machen sich bei den Aphatischen oft in der auffallendsten Weise bemerkbar. Ich zeigte einmal einer Kranken ein weißes Taschentuch. Auf die Frage, was dies sei, antwortete sie nach längerem Besinnen „Schnee". Offenbar hatte ihr die weiße Farbe des Tuches das Wort für den weißen Schnee assoziativ ins Bewußtsein gebracht.

Besonders reich ist die Ausbeute an fehlerhaften Assoziationen, wenn man aphatische Kranke veranlaßt, einen etwas längeren Satz nachzusprechen. Ich beobachtete eine Kranke, die auf Wunsch jedes einzelne Wort des kurzen Satzes „Auf einem Baum sitzt ein Vogel und singt" ganz richtig nachsprechen konnte. Sobald sie aber den ganzen Satz zusammenhängend nachsprechen sollte, gelang ihr dies fast niemals. Vor allem fiel ihr meist schon der richtige Anfang des Satzes nicht ein. Als ich ihr nun mit dem Vorsagen des ersten Wortes zu Hilfe kommen wollte und ihr das erste Wort „auf" noch einmal vorsprach, fuhr sie in unerwarteter Weise fort mit den Worten „auf Wiedersehen". Die namentlich jetzt häufig gehörte Wortfolge „auf Wiedersehen" war im Bewußtsein der Kranken assoziativ offenbar viel fester verbunden als die Worte „auf einem Baum". Ich führe einige Beispiele an, wie die Kranke den ihr oft vorgesprochenen einfachen Satz „Auf einem Baum sitzt ein Vogel und singt" nachsprach. Sie wiederholte den Satz in folgender Weise:

„Eins Vogel Baum singt ein Vogel."
„Auf einem Vogel und singt ein Vogel."
„Auf dem Baum sitzt ein Vogel und frißt."
„Auf dem Baum sitzt ein Vogel und pickt."
„Auf einem Baum wächst eine Pflaume."
„Auf einem Baum wächst ein Vogel."
„Auf dem Baum, Baum, Baum sitzt einer, der pfeift." Usw. usw.

Man erkennt also deutlich, wie die Fähigkeit des festen und geordneten Zusammenschlusses einer so einfachen Wortreihe vollständig geschwunden ist. Entweder bringt die Kranke die vorgesprochenen Worte einfach durcheinander oder es kommen ihr an Stelle der vergessenen Worte andre fehlerhafte Worte auf die Zunge, deren assoziative Beziehung zu den vorgesprochenen, also doch immerhin noch *etwas im Bewußtsein der Kranken nachwirkenden* Worten auf der Hand liegt. Wenn die Kranke mit dem Worte „eins" anfängt („eins Vogel Baum usw."), so ist dies gewiß kein Zufall, sondern eine assoziativ hervorgerufene Reminiszenz an den Anfang der Zahlenreihe. Noch auffallender sind die fehlerhaften, aber ebenfalls leicht verständlichen Assoziationen „frißt" und „pickt" statt „singt". Das falsche Wort „Pflaume" ist einerseits eine in

Digitized by Google

diesem Zusammenhange fehlerhafte begriffliche Assoziation zwischen den Begriffen Baum und Pflaume, andererseits wahrscheinlich aber auch durch die lautliche Aehnlichkeit mit dem Worte „Baum" ins Bewußtsein getreten.

Eine interessante, bei Aphatischen häufig zu beobachtende Erscheinung ist die sog. Perseveration. Man versteht darunter die bei vielen Aphatischen hervortretende Neigung, dasselbe Wort, was sie gewissermaßen glücklich einmal gefunden haben, nun immer wieder, wenn auch an durchaus falscher Stelle, zu gebrauchen. Durch das einmalige Aussprechen eines Wortes ist bei den Kranken gerade für dieses Wort eine besondere Erleichterung, eine sog. Bahnung der Lautinnervation, eingetreten. Bei jedem neuen motorischen Sprachantrieb schlägt nun die mangelhaft geleitete Sprachinnervation immer wieder denselben einmal gebahnten Weg ein und endet somit immer wieder in derselben fehlerhaften Wortbildung. Ich zeige einem Kranken ein Taschentuch, und nach längeren Bemühungen und wiederholtem Vorsprechen des Wortes „Taschentuch" kann er dies Wort ganz gut aussprechen. Nun zeige ich ihm aber ein Buch oder einen Bleistift u. a., und auf die Frage, was dies sei, sagt der Kranke nun immer wieder, „dies ist ein Taschentuch". Den höchsten Grad dieser Einengung der motorischen Sprachinnervationen bieten derartige Fälle dar, wo die Kranken überhaupt bei jedem Sprachantrieb immer nur dasselbe Wort oder zuweilen sogar nur denselben sinnlosen Laut oder dieselbe sinnlose Wortfolge hervorbringen. Ich beobachtete lange Zeit einen aphatischen Kranken, der bei den meisten Sprachversuchen immer nur die Worte „selber sag ich nämlich selber" hervorbrachte. Eine andre Kranke meiner Beobachtung sagte fast nichts andres als „tinne, tinne", eine dritte fast immer nur „bi bi bi", so daß sie im ganzen Krankenhause unter dem Namen „die Bibi" bekannt war.

Wenn, wie wir gesehen haben, das richtige Erhaltensein und vor allem die jederzeit bereite Verfügbarkeit der Worterinnerungsbilder an die normale Beschaffenheit des linken Schläfenlappens unsres Gehirns gebunden sind, so liegt die Frage nahe, wie es sich denn in den Fällen von Aphasie mit den andern akustischen, aber nicht gerade zum Sprachgedächtnis gehörigen Erinnerungsbildern verhält. Denn das Wortgedächtnis ist sicher keine isoliert stehende spezifische Fähigkeit unsres Gehirns, sondern nur eine bestimmte, und zwar die praktisch wichtigste Teilerscheinung unsres allgemeinen akustischen Gedächtnisses. Der linke Schläfenlappen unsres Gehirns ist der Ort, an den nur die rein lautlichen Worterinnerungsbilder gebunden sind. Zu wirklichen begrifflichen Sprachvorstellungen werden die lautlichen Wortvorstellungen erst dadurch, daß sich mit jeder lautlichen Wortvorstellung eine große Menge andrer Vorstellungen in fest assoziativer Weise verknüpft. Es erscheint daher von vornherein wahrscheinlich, daß man bei ausgedehnteren Erkrankungen des linken Schläfenlappens auch sonstige akustische Erinnerungsdefekte nachweisen kann. Dies trifft nun auch tatsächlich zu, wenn man in der Lage ist, bei aphatischen Kranken die vor ihrer Erkrankung etwa ausgebildeten musikalischen Fähigkeiten und Leistungen zu untersuchen. Wir besitzen schon eine ziemlich große Anzahl genauerer Beobach-

Digitized by Google

tungen an musikalisch begabten und ausgebildeten Menschen, die das Unglück hatten, von einer mit Aphasie verbundenen Erkrankung ihres linken Schläfenlappens befallen zu werden. Da zeigten sich nun zuweilen ausgesprochene Störungen ihrer früheren musikalischen Fähigkeiten: Verlust der Erinnerung an bekannte Melodien, Schwierigkeiten in der Auffassung und Reproduktion einfacher Tonfolgen u. dgl. Im ganzen muß ich aber doch nach meiner eigenen Erfahrung sagen, daß bei den meisten Aphatischen das Reproduktionsvermögen für einfache Tonfolgen viel besser erhalten ist als das Sprachgedächtnis. Ich vermute, daß bei dem einfachen Tongedächtnis auch der rechte Schläfenlappen in ausgiebiger Weise in Funktion tritt, während die durch ihre reichen assoziativen Verknüpfungen eine eigenartige Sonderstellung einnehmenden Worterinnerungsbilder fast oder ganz ausschließlich an den linken Schläfenlappen gebunden sind.

Besonders interessant ist bei den Aphatischen die Untersuchung des Gesangs, d. h. der festen Verknüpfung zwischen Wort- und Tonvorstellungen, wie sie sich im gesungenen Liede vorfindet. Der Gesang ist die erste und ursprünglichste lautliche Aeußerungsform seelischer Erregungen. Nicht nur in der großen Entwicklungsreihe der Tiere geht der Gesang der Ausbildung der Sprache vorher. Auch bei Kindern treten gewisse rhythmische lautliche Aeußerungen, die man wohl als Gesang bezeichnen kann, nicht selten wesentlich früher auf als die eigentliche Sprachentwicklung. In der späteren Zeit findet aber vielfach eine innige assoziative Verknüpfung zwischen bestimmten Wort- und bestimmten Tonfolgen statt, und so entsteht das gesungene Lied. Das Lied ist die ursprünglichste Form aller musikalischen Gestaltung. In ihm finden sich Sprache, Ton und Rhythmus vereinigt. Erst aus dem Bestreben, Sington und Rhythmus zu verstärken, hat sich die einfache instrumentelle Begleitung des Gesanges und erst hieraus später die selbständige Instrumentalmusik entwickelt. Die ursprüngliche Bedeutung des Liedes macht sich noch jetzt in der allgemeinen Verbreitung des Kinderliedes und Volksliedes geltend.

Die innige assoziative Verbindung zwischen Wort und Ton im Liede tritt bei der Untersuchung aphatischer Kranker deutlich zutage. Oft zeigt es sich, daß die seit der Kindheit festgefügten melodiösen Tonfolgen bei den Kranken zu wesentlichen Hilfen für die Reproduktion sonst nicht reproduzierbarer Wortfolgen werden. Sehr häufig habe ich feststellen können, daß ein aphatischer Kranker den Text irgendeines Volksliedes, z. B. des allgemein bekannten „Ich hatt' einen Kameraden" trotz aller Bemühungen nicht einfach hersagen konnte. Sobald man ihm aber den Anfang des Liedes vorsang, fiel er alsbald mit seinem eignen Gesang ein und sang jetzt nicht nur die richtige Melodie, sondern sprach dabei auch die zugehörigen Worte ganz deutlich aus — ein neuer Beweis dafür, daß die aphatische Störung nicht in der mangelhaften Befähigung der motorischen Sprachinnervation an sich, sondern nur in der unzureichenden Mangelhaftigkeit der ihr gegebenen Sprachanregungen liegt.

Mit dem bisher Gesagten haben wir erst einen, wenn auch den wichtigsten Teil der sprachlichen Aeußerungen des Menschen in den Kreis unsrer Betrachtung

Digitized by Google

gezogen. Erkannten wir zunächst die Wortbildung als das wertvollste Hilfsmittel für die Bildung und Fixierung der Begriffe und somit als die Grundlage eines jeden geordneten begrifflichen Denkens, sahen wir ferner, wie das lautliche Sprechen die Quelle und die Grundbedingung jeder höheren geistigen Gemeinschaft der miteinander lebenden Menschen ist, so hat der menschliche Geist noch weiter die Möglichkeit gefunden, mit Hilfe der Sprache zu einer geistigen Gemeinschaft auch der räumlich voneinander getrennten Menschen zu gelangen. Das Mittel hierzu war die Erfindung der Schrift. Erst durch die Entwicklung der Schrift hat die Sprache ihre letzte und höchste Bedeutung gewonnen. Erst durch die Schriftsprache wurde sie zum geistigen Bande der gesamten Menschheit.

Die Schrift setzt selbstverständlich die Sprache voraus. Dem Schreiben geht stets ein innerliches Sprechen, ein innerliches Ertönen der zu schreibenden Worte vorher. Während aber beim Sprechen die inneren Wortvorstellungen die zur Hervorrufung des laut gesprochenen Wortes notwendigen Bewegungen der Sprechmuskeln unmittelbar hervorrufen, müssen sich beim Schreiben die Wortvorstellungen erst mit den optischen Erinnerungsbildern der zur Gestaltung des geschriebenen Wortes erfundenen Schriftzeichen verbinden. Erst diese optischen Erinnerungsbilder übertragen sich in eingeübter Weise auf die Muskeln der rechten Hand, welche durch die entsprechenden Schreibbewegungen mit Hilfe der verschiedenen Schreibhilfsmittel die geschriebenen Worte gestalten. Dieser ziemlich komplizierte Weg im Gehirn von den Erinnerungsstätten der Wortbilder bis zu den Erinnerungsstätten der optischen Schriftbilder und von da bis zu den zerebralen Zentren für die Bewegungen der rechten Hand wird zwar bei jedem im Schreiben geübten Menschen von der Nervenerregung so rasch und mühelos zurückgelegt, daß wir uns der Weite und der verschiedenen Ausbuchtungen des Weges für gewöhnlich gar nicht bewußt werden. Aber die aufmerksame Beobachtung der Erlernung des Schreibens beim Kinde und ebenso wiederum die pathologischen Störungen der Schrift bei Gehirnkranken geben uns einen deutlichen Einblick in den ganzen inneren Ablauf der beim Schreiben in Betracht kommenden zerebralen Vorgänge. Die einzelnen beim Schreiben in Wirksamkeit tretenden Gehirnteile sind uns ihrer Oertlichkeit nach ziemlich gut bekannt. Daß das deutliche Vorhandensein und die leichte Auslösbarkeit der lautlichen Wortvorstellungen an die normale Beschaffenheit des linken Schläfenlappens gebunden sind, haben wir bereits erwähnt. Damit nun aber die lautlichen Wortvorstellungen in das geschriebene Wort übertragen werden können, muß auch das Gedächtnis für die fest bestimmten und eingeübten optischen Schriftzeichen erhalten sein. Wir wissen nun aus zahlreichen klinischen Erfahrungen, daß das Erhaltenbleiben der optischen Erinnerungsbilder überhaupt und somit auch die Erinnerungsbilder der einzelnen Schriftzeichen an den hinteren Abschnitt der linken Großhirnhemisphäre, den sog. Hinterhauptslappen, gebunden sind. Erkrankungen an dieser Stelle des Gehirns führen zu einem mehr oder minder großen Verlust der optischen Erinnerungsbilder überhaupt und damit

Digitized by Google

auch zu einer Störung in dem raschen und richtigen Auftauchen der Erinnerungsbilder für die einzelnen Buchstaben. Um nun aber diese optischen Erinnerungsbilder in die eigentliche Schrift zu übertragen, bedarf es der entsprechenden Schreibbewegungen und daher einer Erregung in den motorischen Zentren für die rechte Hand. Diese Zentren liegen wiederum ziemlich weit vorn im Gehirn, etwa am hinteren Ende der linken sog. zweiten Stirnwindung.

Haben wir uns diesen komplizierten Vorgang beim Schreiben klargemacht, so können wir leicht ein genaueres Verständnis für die mit der Aphasie meist verbundenen Störungen der Schrift gewinnen. Zunächst ist es klar, daß jeder Verlust und ebenso jede Störung der Worterinnerungsbilder die entsprechenden Störungen der Schrift zur Folge haben müssen. Denn ein Wort, das nicht innerlich lautlich klar vorgestellt wird, kann auch nicht geschrieben werden. Somit ist in sehr vielen Fällen bei den aphatischen Kranken die Unmöglichkeit zu schreiben, die sog. Agraphie, einfach die unmittelbare notwendige Folge der Wortamnesie. Man kann hier also von einer aphatischen oder etwa auch von einer akustischen Agraphie sprechen. Alle vorhin erwähnten Störungen in der Assoziation der Worte werden dann ebenso auch beim Schreiben beobachtet. Die Kranken machen dieselben Fehler beim Schreiben wie beim Sprechen, weil die falsch oder unvollständig in ihnen auftauchenden Wortvorstellungen zu den entsprechenden fehlerhaften schriftlichen Aeußerungen führen. Ganz anders und oft viel komplizierter gestaltet sich aber die Störung, wenn durch den Krankheitsherd entweder ausschließlich oder zugleich mit aphatischen Symptomen auch noch die optischen Erinnerungsbilder für die Schriftzeichen an sich gelitten haben. Dann kennt der Kranke vielleicht das Wort, das er hinschreiben soll, ganz gut. Er kann es auch richtig aussprechen. Aber die Uebertragung des Worts in die Schrift ist ihm unmöglich. Der Kranke steht wieder auf dem Standpunkte des Kindes oder des völlig ungebildeten Menschen, der das Schreiben überhaupt nicht erlernt hat. Hier handelt es sich also um eine optische oder vielleicht besser ausgedrückt visuell-amnestische Agraphie. In solchen Fällen ist natürlich auch umgekehrt die richtige Erkennung und Deutung der geschriebenen oder gedruckten Worte sehr oft gestört. Es besteht neben der Agraphie auch die Unmöglichkeit, richtig zu lesen — eine sog. Alexie. Um wenigstens durch ein Beispiel zu zeigen, bis zu welch vollständiger Verwirrung Sprache und Schrift in solchen schweren Fällen von gleichzeitiger Aphasie und Agraphie gelangen können, möchte ich hier nur eine Probe anführen. Der Kranke, ein gebildeter Kaufmann, sollte denselben einfachen Satz, den wir schon früher als Beispiel gebrauchten: „Auf einem Baum sitzt ein Vogel und singt", niederschreiben. Er schrieb darauf eine größtenteils sinn- und zusammenhangloſe Reihe von Worten und Buchstaben hin und las das von ihm Geschriebene dann etwa in folgender Weise vor: „Auf einem neuen Bahnhof sitzt zieht sich ein Herz ein einziger Sitz und Sehnsucht versteht" usw. Auf eine genauere Analyse dieser merkwürdigen Fehler kann ich nicht eingehen. Nur auf den interessanten Assoziationsfehler „Baum" und „Bahnhof", der sich dann in einer bei einem Leipziger

Digitized by Google

leicht verständlichen Weise zu dem „neuen Bahnhof" erweitert, möchte ich aber doch hinweisen.

Durch meine bisherigen, wenn auch noch so skizzenhaften Ausführungen glaube ich gezeigt zu haben, welche interessanten und wichtigen Einblicke in den Ablauf der geistigen Vorgänge das eingehende Studium der aphatischen Störungen uns gewährt. Wer den obigen Auseinandersetzungen über den fördernden und störenden Einfluß der Assoziationen bei den aphatischen Störungen aufmerksam gefolgt ist, wird sofort ihre unverkennbare Aehnlichkeit mit manchen alltäglichen Vorkommnissen beim normalen Sprechen und Schreiben erkennen. Das so häufige „Versprechen" und „Verschreiben", d. h. kleine unbemerkte oder alsbald verbesserte Fehler beim Sprechen und Schreiben, die gelegentlich bei jedem gesunden Menschen vorkommen, zeigen genau dieselben Gesetze, wie wir sie bei der Aphasie kennen gelernt haben. Nur handelt es sich dabei um eine kurze, vorübergehende, einmalige Betriebsstörung, während bei der Aphasie diese Störung dauernd vorhanden ist und trotz aller Aufmerksamkeit nicht beseitigt werden kann. Jedenfalls gewährt uns das Studium der Aphasie mannigfache Hinweise und Aufschlüsse über die Vorgänge beim normalen Sprechen, Schreiben und Denken. Daher sei es mir zum Schluß gestattet, wenigstens noch kurz anzudeuten, zu welchen allgemeinen Folgerungen die klinischen Beobachtungen über die aphatischen Störungen hinzuführen scheinen.

Der gesamte Aufbau unsers geistigen Lebens, der in der Sprache seinen vollendetsten Ausdruck findet, setzt sich aus den unzähligen einzelnen sinnlichen Eindrücken und ihren Erinnerungsbildern zusammen. Wir haben die allmähliche Entstehung dieses Wunderbaus beim Kinde zu verfolgen versucht und gesehen, welch unheilvolle Zerstörung und Verwirrung die Krankheit in die Harmonie des Ganzen bringen kann. Dabei lernten wir aber die bedeutungsvolle Tatsache kennen, daß alle die elementaren Vorgänge der einzelnen Sinnesempfindungen und ebenso die Aufspeicherung ihrer Erinnerungsbilder an gesonderte Teile unsers Gehirns gebunden sind. Aber gerade die genaue Beobachtung der noch übriggebliebenen Leistungen des durch Krankheit teilweise zerstörten Gehirns zeigte uns, daß diese einzelnen Teile und ihre Funktionen bei ihrem Zusammenwirken stets noch ihre gesonderten Einzelleistungen beibehalten. Es ist daher meines Erachtens unrichtig, ganz allgemein von einem „Sprachzentrum" zu sprechen, und noch viel unrichtiger, von einem „Schriftzentrum". Die Sprache und ebenso die Schrift sind das Ergebnis des Zusammenwirkens einer großen Menge einzelner elementarer Funktionen, durch deren zusammenfassende, einheitlich geordnete Tätigkeit erst die höheren Formen geistiger und damit auch sprachlicher Gestaltung entstehen. Die Lehre von den Lokalisationen im Großhirn zeigt uns immer nur die örtliche Gebundenheit der einzelnen elementaren sensorischen und motorischen Funktionen an bestimmte Gehirnteile. Die letzte und größte Aufgabe der Gehirnforschung ist es, zu zeigen, wie sich aus diesen zahllosen Einzelleistungen allmählich unser ausgebildetes geistiges Leben, unser Gesamtbewußtsein mit all seinen Aeußerungen als die höchste *Gesamtleistung* unsers Gehirns entwickelt.

Digitized by Google

Unsre Sprache und unser sprachliches Denken ist seiner Entstehung nach einer aufgeführten sinfonischen Tonschöpfung zu vergleichen, die von den zahlreichen Einzelinstrumenten des Orchesters zum Erklingen gebracht wird, wobei jedes Instrument seine eigne Stimme spielt, dabei aber doch mit allen andern Instrumenten und deren Stimmen in beständigem innerem Zusammenhange steht. Erst durch diesen Zusammenhang erhält jedes Instrument seine Bedeutung und seinen Wert, und erst durch das richtige Zusammenklingen aller Instrumente kommt die volle Schönheit und Einheit des Tonwerks zum Ausdruck. Fehlen einzelne Instrumente oder spielen sie in falschem Ton und Rhythmus, so leidet die Harmonie des Ganzen und gerät in Gefahr, auseinanderzufallen. Genau dasselbe sahen wir bei den aphatischen Störungen, wenn einzelne Teile des gesamten sprachlichen Apparates in Unordnung geraten oder gar zerstört waren.

Die ganze Entwicklung unsers geistigen Lebens ist aber nur dadurch möglich, daß die Wirkung aller äußeren Eindrücke nicht restlos vergeht, sondern daß von jeder äußeren Erregung ein gewisser dauernder innerer Zustand in uns zurückbleibt, der mit den unzähligen andern dauernden inneren Zuständen in eine innige Wechselwirkung treten kann. Nur hierdurch ist es möglich, daß wir uns einen Schatz geistiger Erfahrung ansammeln, der unser eigenster innerer Besitz ist. Welcher Art diese inneren Zustände sind, welcher Art die Erinnerungsbilder, die Vorstellungen, die Vorgänge der Assoziation und Reproduktion sind, von denen wir im vorhergehenden ohne näheres Eingehen auf ihr Wesen gesprochen haben, wissen wir nicht. Hier ist die Grenze, wo die physiologische Forschung haltmacht und das weitere Nachdenken über die Rätsel des Gedächtnisses der Psychologie überläßt. Neue Qualitäten des Geschehens scheinen hier in Wirksamkeit zu treten, auf welche die Gesetze der bewegten Materie keine Anwendung mehr finden.

Wenn wir aber erkannt haben, daß trotzdem alle Quellen unsers Geisteslebens in der uns umgebenden Welt entspringen, so müssen auch die Beziehungen zwischen der äußeren und unsrer inneren Welt fest geregelte sein. Erst in der bewußt gewordenen Uebereinstimmung unsers Denkens mit den Tatsachen der Außenwelt finden wir das beglückende Gefühl der Wahrheit und der fortschreitenden Erkenntnis. Auch die Sprache, als die höchste Entfaltung unsers Geistes, soll daher der Wahrheit dienen, und nichts erscheint dem sittlichen Empfinden verabscheuungswürdiger als die Lüge und die Verstellung.

Glücklicherweise nicht von einem Deutschen stammt das frech-frivole Wort, wonach die Sprache dazu dienen soll, die Gedanken zu verbergen. Gerade die Zuversicht, daß doch schließlich Vernunft und Wahrheit die Welt beherrschen, gibt uns das Vertrauen auf unsre Zukunft. Hätten wir nicht den festen Glauben an den endlichen Sieg des Rechts und der Wahrheit, so hätten die Welt und das Leben keinen Sinn. In diesem Glauben an die Macht der Wahrheit wollen wir aushalten.

Magna est veritas et praevalebit.

Digitized by Google

Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558)*)

Von

J. Lulvès

I. Die Eroberung von Calais durch Eduard III. von England

Calais, Frankreichs Haupthafenplatz am nördlichsten Teil seiner Küste, nur durch die Breite des schmalen Aermelkanals[1]) von der gegenüberliegenden englischen Küste entfernt, hat seine weltgeschichtliche Bedeutung im sog. „Hundertjährigen Kriege" erlangt, in jenem Kampfe, den König Eduard III. (1327—1377) begann, um die französische Krone als Enkel Philipp des Schönen zu erringen. Nach dem Tode König Karls IV. (1328) verbündete sich dieser zu dem Zwecke mit den Grafen von Artois, Hennegau, Geldern, Jülich, mit dem Herzoge von Brabant, mit den Städten Flanderns, schließlich mit seinem Schwager, dem deutschen Kaiser Ludwig dem Bayern. Er nahm zum Zeichen seiner Ansprüche Titel und Wappen eines Königs von Frankreich an, die seine Nachfolger, Frankreich zum Trotz, bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts behielten. An der Geltendmachung dieser Ansprüche hinderte den englischen König weder das entgegenstehende Salische Gesetz noch die Tatsache, daß er selbst seinem Vetter Philipp VI. von Valois als König von Frankreich den Treu- und Huldigungseid für sein französisches Lehen, das Herzogtum Guienne, geleistet hatte.

1337 hatten die Feindseligkeiten begonnen, aber erst 1346 kam es zu einer größeren entscheidenden Schlacht, bei Crécy (am 26. August). Ein glänzender, in vielfacher Beziehung denkwürdiger Sieg Eduards III. Der König dachte daran, seine Eroberungen auszubauen und zu sichern. Als seine zuverlässigsten Bundesgenossen hatten sich die flandrischen Städte erwiesen, die Hauptabnehmer der englischen Wolle. Der beste Weg zu ihnen führte über Calais. Calais war

---

*) Calais ist seit Ausbruch des gegenwärtigen Krieges von den Engländern besetzt. Daß sie allmählich dazu übergegangen sind, die Stadt auf der Landseite stärker zu befestigen, ihre Forts auszubauen, deren Betreten den Einheimischen verboten sein soll, das französische Geschützmaterial zu entfernen und durch englisches zu ersetzen, hat ihre französischen Verbündeten stutzig gemacht. Dazu ist eine Aeußerung Lord Balfours gegenüber Churchill bekannt geworden: „Solange wir Calais behaupten, können wir das verlorene Antwerpen entbehren." Tatsächlich soll Calais schon jetzt fast vollkommen unter englischer Verwaltung stehen. All das hat eine gewisse Beunruhigung in Frankreich hervorgerufen, sogar im März 1916 zu einer Interpellation in der französischen Kammer geführt.

Eine Anfrage der französischen Regierung bei der englischen, ob Calais und der von den englischen Truppen besetzte Teil Frankreichs nach Friedensschluß auch bestimmt wieder geräumt werden würden, hat nicht zu einer bestimmten Zusage, sondern zu einem sehr verklausulierten und völlig unbefriedigenden Bescheid geführt!

[1]) English Canal von den Engländern genannt, 42 Kilometer breit.

Digitized by Google

zudem der Unterschlupf für die kühnen Seeräuber, welche Englands Südküste heimsuchten, aber auch — der Zugang nach Frankreich!

Zur Eroberung des Platzes ging Eduard systematisch zu Werke. Ende August 1346 erschien er mit seinem Heere vor der ahnungslosen Stadt. Er richtete an den Gouverneur von Calais, Jean de Vienne, einen hochgesinnten burgundischen Edelmann, die überraschende Aufforderung, ihm den Platz zu übergeben, andernfalls würde er Besatzung und Einwohnerschaft über die Klinge springen lassen.

Jean de Vienne konnte eine solche Aufforderung nur mit dem Bescheide beantworten: er kenne keinen andern Herrn der Stadt als den, der sie ihm anvertraut habe. In Erfüllung seiner Pflicht sei er entschlossen zu leben und zu sterben. Eduard III. versuchte nun einen Sturm auf die Stadt von seiten der Dünen her. Er wurde glänzend abgeschlagen. Der König mußte zu einem anderen, allerdings weniger ritterlichen Mittel greifen, zur Aushungerung, gleichgültig, wie lange sie dauern würde. Nicht wollte er abziehen, weder im Winter noch im Sommer, soll er geschworen haben, als bis der Platz in seinen Händen wäre, wie stark er auch sein möge. Zu langwieriger Belagerung bereitete er alles vor. Vor Calais ließ er für sein Heer eine Lagerstadt mit Holzhäusern erbauen. Ihre Einteilung, ihre Organisation zur Verproviantierung, Bekleidung und Ausstattung seiner Truppen, mit Marktverkehr an jedem Mittwoch und Sonnabend, erregten in Frankreich Neugier und sogar Bewunderung! Villeneuve-la-Hardie ward die Schöpfung genannt. Auf diese Weise konnte Eduard III. es aushalten und abwarten. Er schonte dabei seine Truppen und seine Munition. Mit dem größten Teil der von ihm aufgebotenen 737 Schiffe hatte er die unglückliche Stadt von der Seeseite völlig blockiert.

Jean de Vienne wußte, was ihm und seinen Schutzbefohlenen letzten Endes bevorstand. Er veranlaßte die ärmere Bevölkerung der Stadt zum Abzug. Eines Mittwochs morgens öffnete sich das der Lagerstadt zugewandte Tor und 1700 Personen, zumeist Weiber und Kinder, durchzogen schweigend das englische Lager, alle in weißem Hemde, mit Kirchenfahnen in der Hand. Auf die erstaunte Frage König Eduards, was dieser traurige Zug zu bedeuten habe, ward ihm die Antwort zuteil: Sie zögen aus, weil sie nichts mehr zu essen hätten. In einer Anwandlung von Menschlichkeit ließ Eduard jedem eine Mahlzeit vorsetzen und sie dann unbehelligt ihres Weges ziehen.

Mochten sich die Belagerten noch so tapfer halten, mochten gegen die Engländer und ihren König noch so viele Ausfälle, teils aus Calais selbst, teils aus der Nachbarschaft von den Festungen des Marches, aus Guines, Artois, Boulogne, Angriffe von der See her durch Normannen und Genuesen in französischen Diensten gemacht werden, das Schicksal Calais' war unabwendbar. Seine Einwohner hatten, dank der erbarmungslos umsichtigen Aushungerungsmethode ihrer Belagerer, seit April bald keine Hunde, Katzen und Pferde mehr, um ihren schlimmsten Hunger zu stillen, wie ein in seiner Königstreue und in seinem heldenhaften Verzweiflungsmut geradezu rührender Brief

Digitized by Google

Jean de Viennes an Philipp VI. erkennen läßt:[1]) „Statt uns schließlich einander verzehren zu müssen, ziehen wir es vor, draußen auf dem Felde der Ehre zu sterben," so schloß die Bitte um schleunige Hilfe und Entsatz.

In der äußersten Notlage versuchte König Philipp VI. von Frankreich seinen bedrängten Untertanen mit einem Heere Hilfe zu bringen. Von Arras her drang er nach unglaublich langsamen Vorbereitungen gegen Ende Juli bis zur Höhe von Sangatte zwischen Calais und Wissant vor. Dort lagerte er sich, um einen Weg nach Calais, eine Möglichkeit zum Angriff gegen die Briten zu erkunden. Diese aber hatten sich schon längst so geschickt verschanzen können, daß den Franzosen für ihr Vorhaben nur der unwegsame Zugang durch die Sümpfe übrig blieb. Zudem drohte ein starkes Hilfsheer aus Flandern. Eine Herausforderung zur Schlacht an geeignetem Platze lehnte Eduard mit dem Hinweise ab, daß er unter großen Ausgaben und Unkosten — besonders empfindlich bei dem stets verschuldeten Herrscher[2]) — seit einem Jahre dort kampiere: Er sei sich zudem wohl bewußt, bald Calais zu besitzen.

Philipp scheute sich, die Engländer in ihrer ausgezeichnet gesicherten, gewissermaßen unzugänglichen Stellung anzugreifen, um sich nicht wieder, wie bei Crécy, einer katastrophalen Niederlage auszusetzen.

Unterhandlungen, die Papst Clemens V. von Avignon aus vermittelte, zerschlugen sich, da der Brite vor allem andern die Uebergabe Calais' verlangte; sie hatten ihm nur Zeit zum weiteren Ausbau seiner befestigten Stellung gewährt. Da gab Philipp entmutigt den Feldzug auf; am 2. August 1347 zog er sich auf Amiens zurück, wo er sein Heer entließ. Die braven Einwohner von Calais waren sich selbst überlassen. Die zunehmende Hungersnot zwang sie, die Gnade des unerbittlich drohenden Feindes vor den Toren anzurufen. Auf die Bitte um freien Abzug bei Uebergabe von Stadt und Burg Calais mit allem, was darinnen wäre, erfolgte zuerst als Antwort die Forderung der Ergebung auf Gnade und Ungnade. Auf die unerschrockenen Vorstellungen eines Getreuen, des Gautier de Masny[3]) aus dem Hennegau, mäßigte sich Eduard III. zu dem Verlangen, sechs der edelsten Bürger sollten entblößten Hauptes und barfuß im leinenen Gewande, einen Strick um den Hals, die Schlüssel der Stadt und der Burg in der Hand seiner Rache ausgeliefert werden; dann wollte er die übrigen begnadigen.

Die harte Bedingung ward durch Jean de Vienne den versammelten Einwohnern überbracht; sie erregte Wehklagen und Verzweiflungsausbrüche, bis

---

[1]) A. Coville in Ernest Lavisse, Histoire de France (Paris 1902), IV[1], p. 66: On y mangeait „toutes ordures par droite famine".

[2]) Eduards III. Unfähigkeit, bei seinen Schulden die Zahlungstermine einzuhalten, brachte über mehrere Bankhäuser von Florenz (Bardi, Peruzzi usw.) einen schweren, lange nachwirkenden Krach. 1358 ersuchte die florentinische Signoria den königlichen Schuldner, er möge die Kinder seiner Gläubiger nicht dem gänzlichen Elend überlassen (vgl. S. L. Peruzzi, Storia del commercio).

[3]) Auch Mauny, Manny genannt.

Digitized by Google

laut Chronik des Jean Froissard, der reichste Bürger der Stadt, Eustache de Saint-Pierre, sich bereit erklärte, zur Rettung seiner Mitbürger sein Leben darzubringen.[1]) Während die übrigen ihm weinend und kniefällig für einen solchen Edelmut dankten, meldeten sich noch andere Bürger zu gleicher Opfertat. In dem vorgeschriebenen Aufzug wurden die sechs Bürger[2]) am Tore dem Gautier de Masny überantwortet, der sie ins englische Lager geleitete.

Umgeben von seinen Rittern und seinem übrigen Hofstaate, erwartete Eduard III. die Opfer seines Hasses und seiner Rache, die für die Unbill und die Mühen der elf Monate währenden Belagerung, für den Trotz der königs- und vaterlandstreuen Einwohner büßen sollten. Für ihre Tapferkeit und Loyalität zeigte der Brite kein Gerechtigkeitsgefühl, kein Verständnis. Die dramatische Szene, die sich nun abspielte, ist in der Geschichte des Mittelalters berühmt, oft dargestellt in Erzählungen und auf Gemälden.

Die ausgewählten Bürger, unter denen sich, entgegen dem Berichte Froissards, auch der Gouverneur Jean de Vienne und der berühmte Arnoul d'Audrehem mit andern Rittern aus Artois und Picardie[3]) befunden haben dürften, flehten Eduards Mitleid, seinen königlichen Edelsinn an. Alle Anwesenden waren zu Tränen gerührt. Nur der König in seinem Zorne unbeugsam: „Sein Herz war so verhärtet und von Zorn so vergiftet, daß er zuerst nicht sprechen konnte," meldet der französische Chronist. Dann befahl Eduard sofortige Hinrichtung. Noch einmal erhob Gautier de Masny seine Stimme, warnte den Herrscher vor einer unerhörten Grausamkeit, die seinen königlichen Ruf nur erniedrigen könne. Umsonst! Im wilden Rachedurst wiederholte der barbarische Herrscher seinen Ruf nach dem Henker. Selbst auf die Bitten seines Sohnes und Thronerben hörte er nicht mehr.

Da im Augenblicke der völligen Verzweiflung versuchte des Königs Gemahlin, Philippa, Tochter des Grafen Wilhelm vom Hennegau (Hainaut), das letzte. Ihrer Niederkunft nicht mehr fern, warf sie sich Eduard zu Füßen und flehte für die sechs Franzosen um Erbarmen, als erste Bitte, die sie an ihn seit ihrer gefahrvollen Uebersiedelung und Meerfahrt nach England richte. Endlich ließ sich der englische König erweichen, aber widerwillig und ingrimmig, lediglich aus egoistischer Rücksicht auf den schonungerheischenden Zustand der Gattin: „Lieber wäre es mir, Herrin, Ihr wäret anderswo als hier. Ihr bittet mich so inständig, daß ich es Euch nicht abzuschlagen wage. Tue ich es auch gegen meinen Willen, so schenke ich Euch jene. Macht mit ihnen, was Ihr wollt."

---

[1]) Die nach Froissards Darstellung viel gefeierte Opfertat des Eustache de Saint-Pierre wird von der historischen Kritik als minder freiwillig angesehen schon im Hinblick auf seine sehr bald zutage getretene Dienstfertigkeit gegenüber dem Eroberer, von dem er bereits am 8. Oktober 1347 eine Pension empfing; seine Kinder hielten sich den Engländern fern und gingen unter Aufgabe ihres väterlichen Erbes 1351 in die Verbannung. Vgl. Terrier de Loray, Jean de Vienne (Paris 1878), p. 15.

[2]) Gilles le Muisis, Chron. de Flandre, gibt ihre Zahl auf zweiundzwanzig an.

[3]) Emile Molinier, Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Paris 1883), VI, p. 12.

Digitized by Google

Die Königin dankte, ließ die sechs Bürger in ihre Gemächer führen, kleiden, beköstigen, jedem 6 Goldtaler aushändigen und sie dann unter sicherer Eskorte zurückgeleiten.

Eduard III. war nunmehr Herr von Calais nach einer elfmonatigen Belagerung der tapferen Stadt (vom 3. September 1346 bis zum 4. August 1347).[1] Unstreitig! Er hatte den größten und nachhaltigsten Erfolg seiner Regierung errungen, es war sogar das glänzendste Ergebnis der englischen Politik auf Jahrhunderte hinaus.

Es handelte sich um eine Eroberung für die Dauer, eine Operationsbasis für die weitere Unterwerfung Frankreichs, Calais sollte für ewig Bestandteil des britischen Reiches bleiben. Dementsprechend traf der Sieger seine Maßnahmen.

Die Bevölkerung mußte alle Waffen abliefern und die Stadt verlassen. Jean de Vienne, Arnoul d'Audrehem und andere Ritter und Knappen sowie viele Bürger wurden in die Gefangenschaft nach England abgeführt, um möglichst viel Lösegeld zu erpressen.[2]

Der neue Gebieter hielt seinen Einzug in eine fast leere Stadt. Auf der Burg gab er seinen Rittern und seinen mitgekommenen flandrischen Wolleabnehmern üppige Freudenfeste, ein Hohn nach der furchtbaren Hungersnot, die er den tapferen Verteidigern ihrer Heimatsstadt bereitet hatte. Die schönsten Gebäude mußten Gautier de Masny sowie englischen Baronen abgetreten werden. Die Frankreich entrissene Stadt wurde mit landfremden Engländern bevölkert.

„War die Maßregel auch grausam," sagt Emile Molinier,[3] „so war sie doch notwendig. Denn hätte Eduard III. nicht so gehandelt, so wäre die Stadt zweifellos bald in die Hände ihres angestammten Herrschers zurückgefallen." Die patriotischen Bürger von Calais wären nie Engländer geworden! „Sie hatten so viele Beweise ihrer Anhänglichkeit an die Krone Frankreich gegeben, daß der König von England von ihnen nicht einen Treueid verlangen konnte, den sie doch sehr bald gebrochen hätten."

Sie hatten sich ihr Schicksal nach der Zusage, die ihnen durch Gautier de Masny geworden war, minder hart vorgestellt. Der allen Besitzes, aller Habe beraubten Landesflüchtigen nahm sich der einheimische König an. Durch ein Edikt vom 10. August 1347 erteilte ihnen Philipp VI. von Amiens aus das Recht, in Frankreich zu wohnen, wo sie wollten, das Gewerbe, welches ihnen zusagte, auszuüben, frei von Zöllen und Steuern; ferner bestimmte er einen Monat später, am 8. September, daß jeglicher ihm durch Erbschaft oder Konfiskationen, Straftitel oder dgl. anheimfallende Besitz unter jene Unglücklichen verteilt werde, daß alle Aemter, die er selbst sowie die Herzöge von der Normandie und von Orléans, seine Söhne, von nun an zu vergeben hätten, den

---

[1]) Le Cabinet historique XXIV (1878), p. 278.

[2]) Emile Molinier in Mémoires de l'Académie (Paris 1883), 2. Serie, VI, p. 15.

[3]) Documents relatifs aux Calaisiens expulsés par Edouard III. (Le Cabinet historique XXIV, Paris 1878, p. 254).

Digitized by Google

vertriebenen Einwohnern von Calais offen stehen sollten nach deren Belieben; ferner machte er ihnen gewisse anderweitige Geschenke zugänglich usw. Die Bezeichnung als ehemaliger Bürger von Calais (jadiz bourgeois de Calais) sicherte dem Betreffenden in allen Lebenslagen eine nachsichtige Behandlung zu.

II. Bemühungen der Franzosen, Calais zurückzugewinnen

Mit der Bedeutung der jetzt „Calis" genannten Stadt als Handelsplatz ging es unter britischer Herrschaft vorerst bergab. Ihre Blüte war dahin, seitdem die reicheren Kaufleute nach Frankreich hatten auswandern müssen.

Kein Wunder, daß die Franzosen den Verlust eines so wichtigen Platzes nicht so leicht verschmerzen konnten. Nachdem die Engländer sich den Schlüssel von Frankreich genommen hatten, war die Befürchtung berechtigt, daß sie sich eines Tages des ganzen Landes bemächtigen würden.[1])

Das hatte ja Eduard bereits durch die Annahme des französischen Königstitels in Aussicht gestellt. Der Versuch, die kostbare Stadt wiederzuerlangen, wurde bereits 1349 gemacht. Der Gouverneur von St. Omer, Geoffroi de Charny, verleitete durch das Versprechen eines Lohnes von 20000 Talern den Befehlshaber der englischen Galeeren, welche im Hafen von Calais stationiert waren, Amerigo aus Pavia, zum Verrate. Doch ehe dieser ausgeführt werden konnte, ward das Vorhaben Eduard bekannt. Er beschied den ahnungslosen Italiener nach London. Mit den Worten: „Ich habe dir den Gegenstand zur Verwahrung übergeben, der mir, nächst meiner Gattin und meinen Kindern, am meisten am Herzen liegt: Burg und Stadt Calais!" enthüllte er ihm seine Entdeckung, versprach ihm aber Verzeihung, wenn er sich entschlösse, ein doppeltes Spiel zu spielen. Der Italiener erklärte sich dazu bereit. So kam es dann, daß die nächtlicherweile in die Burg von Calais hineingelassenen Franzosen sich unerwartet einer englischen Uebermacht gegenübersahen, der sie unterliegen mußten.

Calais ward nunmehr der Hauptwaffenplatz für die Züge, welche die Engländer gegen Frankreich unternahmen.[2])

Die Einverleibung der Stadt und ihrer näheren Umgebung in das britische Reich mit vollen Souveränitätsrechten wurde in dem Vertrage von Brétigny am 8. Mai 1360 ausgesprochen; sie ward am 24. Oktober zu Calais bestätigt gelegentlich einer Zusammenkunft Eduards mit dem seit 1350 regierenden König Johann dem Guten von Frankreich. Daß der König von Frankreich für seinen Aufenthalt in Calais eine gehörige Entschädigung zahlen mußte[3]), war ganz in

---

[1]) Vgl. Emile Molinier, a. a. O. (Le Cabinet historique, XXIV, Paris 1878, p. 254).

[2]) In den Jahren 1355, 1359, 1372/73, 1380, 1390, 1475 usw.

[3]) Nämlich 10000 Taler für den zweiten und jeden der folgenden Monate nach R. Delachenal, Histoire de Charles V (Paris 1909), II, p. 228; dort auch (p. 224) Näheres über das beleidigende Mißtrauen Eduards III. bei der Beschwörung der Verträge, während „man schon oft von den Engländern trügerische Zusicherungen erhalten hatte" (p. 67).

Digitized by Google

der Ordnung — wenigstens nach englischen Begriffen. Mit den Einwohnern von La Rochelle sagte man auch in den anderen, der englischen Krone einverleibten Gebieten: „Mit den Lippen werden wir uns zu den Engländern bekennen, aber unsre Herzen wird das nicht berühren.[1]) Noch fanatischer klang ein andrer Ausspruch: „Lieber wollen wir alle Jahre um die Hälfte unseres Vermögens geschmälert werden, als in den Händen der Engländer zu sein."

Trotz den Verträgen von Brétigny und Calais wiederholten die Franzosen ihre Bemühungen, den Besitz der so schmachvoll entrissenen Stadt zurückzuerlangen, bald durch friedliche Angebote, bald durch kühne Handstreiche, allemal jedoch ohne Erfolg.

Ein Angebot, wie es König Karl V. Eduard III. kurz vor dessen Tode (1377) machte, nämlich Calais, das ersterer damals mit einer ansehnlichen Flotte bedrohte, durch die Abtretung von 400 Städten oder Burgen und 300 Festungen in dem Herzogtum Guienne zu erkaufen, oder statt dessen die Grafschaft Quercy mit Montauban allein für die Städte Calais und das benachbarte Guînes einzutauschen, wurde hohnlächelnd abgelehnt.

Versuche, Calais zurückzuerobern, die im Jahre 1377 von zwei Seiten gemacht wurden, nämlich vom Admiral Jean de Vienne, dem Neffen des tapferen Verteidigers von Calais, und von Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund, gediehen nicht zur Vollendung.

Der politischen Vereinigung mit England unter Eduard III. folgte unter dessen Nachfolger Richard II. die kirchliche (1379). Papst Urban VI. überwies Calais nebst dem englisch gewordenen Stück der Picardie, bis dahin hauptsächlich Teile des Bistums Térouanne, dem Erzbistum Canterbury.

Im Jahre 1348, 1363 und 1376 hatte Eduard III., um die Interessen der Einwohner Frankreich abwendig zu machen und an England zu ketten, nach Calais, wo er schon eine Münzprägestelle eingerichtet hatte, erst auf gewisse Jahre, dann dauernd den Hauptstapelplatz für den englischen Wollhandel verlegt,[2]) der bis dahin in Middelburg (Seeland) gewesen war. Bereits 1382 wurde eine Rückverlegung nach Flandern geplant, um dessen damals aufrührerische Bewohner, an ihrer Spitze Philippe Artevelde, sicherer für ein englisches Bündnis zu gewinnen. Weder das Bündnis noch jene Rückverlegung[3]) kam wirklich zustande. Denn die flandrischen Kommunen, von den Engländern gänzlich im Stich ge-

---

[1]) G. Guibal, Histoire du sentiment national en France (Paris 1875), p. 98. — Lavisse, a. a. O., IV[1], S. 155.

[2]) Henry Wallon, Richard II, Épisode de la rivalité de la France et de l'Angleterre (Paris 1864), I, 416 ff. 423.

[3]) Wenige Jahre später wurde der Wollstapelplatz durch Michel de la Pole von Calais nach England verlegt (1399), dann wieder der Flandrer wegen nach Middelburg, darauf zurück nach Calais, wie es gerade die krämerhaften Interessenströmungen damals und auch schon vorher in England verlangten. In der Hauptsache behielt jedoch Calais in der Folge sein Privileg für Woll-, Blei- und Zinnwaren, wie es 1399 von König Heinrich IV. bestätigt wurde.

Digitized by Google

lassen, wurden von den Franzosen in der Schlacht bei Rosebecque völlig geschlagen, sie zogen es nun vor, sich mit Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund zu verständigen, nach den Erfahrungen, die sie mit einer englischen Allianz gemacht hatten. „Die Probe hatte ergeben," wie A. Coville darlegt, „daß auf eine solche nicht zu rechnen war. Stets kamen die Engländer zu spät an und marschierten zu früh ab."[1])

Abneigung und Groll der französischen Ritterschaft gegen die präpotenten Briten machten sich in verschiedenen Formen Luft. Unter dem Schutze König Karls VI. forderten drei der tapfersten Ritter Frankreichs, Jean le Meingre, Bruder des Marschalls Boucicault, Regnault de Roye und der Herr v. Saint-Py, die Blüte der englischen Ritterschaft zu dreißigtägigem Turnierkampf gerade in der Nähe von Calais, in St. Inglevert, heraus (1390). Daraufhin versammelten sich viele englische Ritter in Calais. Ihres Königs Bruder, Johann von Holland, zeichnete sich in den Kämpfen besonders aus; die Franzosen wußten jedoch stets den Ruf ihrer großen Tapferkeit zu behaupten. Nach Ablauf der fünf ersten Tage kehrten die Briten sämtlich nach England zurück. Die französischen Ritter aber warteten während des fünfundzwanzigtägigen Restes der angesagten Kampfzeit vergeblich auf weitere Kämpen aus dem meerumspülten Nachbarlande.

Noch direkter und offensichtlicher trat die Hauptursache der Mißstimmung der Franzosen in den wechselreichen Friedensberatungen der folgenden Jahre zutage, so zu Amiens (1392). Darüber, daß die Engländer Aquitanien und andre Stücke Frankreichs besetzt hatten, wollten erstere noch hinwegsehen. Aber Calais! Wenn nicht anders, sollten wenigstens die Mauern niedergelegt, die Stadt dem Erdboden gleichgemacht werden.

Selbstverständlich gingen die Briten darauf nicht ein. „Denn nichts war den Engländern so teuer," meinte J. Froissart, „als Calais. Seitdem sie Herren der Stadt waren, glaubten sie den Schlüssel Frankreichs am Gürtel zu haben."[2])

Der Herzog von Lancaster brach jede Verhandlung über Calais ab, um sich nicht den Haß und die Empörung des größten Teiles Englands zuzuziehen, und König Richard II., der wenige Jahre später Karls VI. neunjährige Tochter Isabelle heiraten sollte, ließ sich gerade damals, den Franzosen gewissermaßen zum Trotz, bemerkenswerte Verschönerungen der Stadt und Verstärkungen ihrer Befestigungen angelegen sein. 1393 boten die Franzosen in den Besprechungen zu Leulinghen als Entgelt für eine Räumung Calais' die Grafschaften Limousin, l'Agenois, le Queroy, le Rouergue und Périgord an. Man könnte über die Höhe dieser Aequivalente, die ein gewaltiges Stück Südfrankreichs ausmachten, billig erstaunt sein. Trotzdem erklärten die Herzöge von Lancaster und Glou-

---

[1]) Lavisse, Hist. de France (Paris 1902), IV[1], p. 286; H. Wallon, Richard II. (Paris 1864), I, 148—168.

[2]) H. Wallon, Richard II. (Paris 1864), II, S. 54. Ch. Demotier, Annales de Calais (1856), p. 75,

Digitized by Google

cester, Calais wäre die Stadt, die die Krone Englands bis zuletzt halten würde. „In der Tat war Calais für die Engländer," worauf der Historiker Henry Wallon aufmerksam[1]) macht, „nicht eine Stadt wie irgendeine andre, wie z. B. Bordeaux, nur einfach Erbteil seiner Könige. Calais war vielmehr eine Stadt, erobert mit dem Schwerte, und der Platz, in welchem sich für die Engländer gewissermaßen ihre gesamte Kontinentherrschaft konzentrierte. Um diese Eroberung sicherer zu halten, bedurfte es keiner großen Opfer. Um Calais an England zu fesseln, ketteten sich sozusagen die Engländer selbst an Calais."

Dem eben genannten Herzog von Gloucester, der auf Richards II. Befehl 1397 in Calais einen gewaltsamen Tod durch Erstickung fand, ward u. a. zum Vorwurf gemacht, daß er unter seinen Landsleuten das böse Gerücht zu verbreiten gesucht habe, Richard beabsichtige seinem Schwiegervater Karl VI. Calais zurückzugeben.

Und das französische Nationalgefühl? Trotz allem Elend in einem Kriege, der mit nur kurzen Unterbrechnungen nun schon Jahrzehnte andauerte, wollte es unter keinen Bedingungen etwas vom Frieden wissen, solange nicht Calais zurückgegeben sei. Diese Worte:

„Paix n'arez jà s'ilz ne rendent Calays"[2])

bilden den Kehrreim eines sechsstrophigen Liedes, das in jener Zeit der fruchtlosen Friedensverhandlungen um 1394 von Eustache Deschamps aus dem erregten Volksbewußtsein heraus gedichtet, allgemeine Verbreitung in Frankreich gefunden hat, daneben die wenig später entstandenen, von Patriotismus vibrierenden Kampfgesänge gegen die Engländer eines Olivier Basselin[3]) und eines Alain Chartier, Sekretär Karls VII., dessen echt national französische Dichtkunst einst durch den Kuß einer schottischen Prinzessin belohnt wurde, der Margarete Stuart,[4]) die trotz feindlichen Nachstellungen von seiten der Engländer den zukünftigen König Ludwig XI. heiraten durfte. Von Alain Chartier sei hier nur die aus dem Jahre 1448 stammende, von Haß entflammte Ballade von Fougères, das die meineidigen Engländer während und im Schutze des Waffenstillstands einnahmen, erwähnt mit dem Beginn:[5])

---

[1]) Richard II, Épisode de la rivalité de la France et de l'Angleterre (Paris 1864), II, p. 95. — Wallon war 1875/76 französischer Unterrichtsminister.

[2]) Poésies morales et historiques d'Eustache Deschamps, publiées par Crapelet (Paris 1832), p. 71, et Political poems and songs, relating to English History (London 1859), t. I, p. 300.

[3]) Zum Beispiel Cuidez vous que je me ioue etc. Armand Gasté, Olivier Basselin et Le Vau de Vire (Paris 1887), p. 357, 104.

[4]) M. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Paris 1865), III, p. 84.

[5]) Aus der Zeitschrift „Chanteclair", vgl. „Frankf. Z." LX, Nr. 12, und über diese gesamte, wahrhaft patriotische Literatur überhaupt Ch. Petit-Dutaillis in E. Lavisse, a. a. O., IV, 2, p. 206, 209, 213 etc.

Digitized by Google

Angloys, Angloys, chastiez-vous	Engelländer, gewöhnt euch ab,
De l'ung promettre et l'autre faire!	Gegeben Wort sogleich zu brechen

und den bezeichnenden Strophen:

Mais ceux qui coutumiers vous voient	Doch sieht man immer euch am Werk,
D'essaier à chacun trahir	Wie jeden ihr verraten wollt,
Sont provoqués à vous haïr,	Was Wunder, daß man euch dann grollt
En priant Dieu qu'il vous punisse!	Und Gott anfleht, daß er euch straf![1])
Jamais saige ne simple	Ein jeder, ob er dumm, ob klug,
Ne doit à vous passer contract	Sei vor Vertrag mit euch gewarnt,
S'il ne veut estre d'une guimple	Fällt sonst zum Opfer dem Betrug,
Affublé par vostre barat.	Mit dem ihr tückisch ihn umgarnt.

Noch einmal sollte Calais eine größere Rolle in jenem Hundertjährigen Krieg spielen. In den Kämpfen, die diesen beschlossen, mußte es wieder eine größere Belagerung durchmachen. Die Engländer hatten alle ihre Eroberungen nach den Heldenkämpfen der „Jungfrau von Orleans" verloren. Nur Calais war ihnen geblieben. Es wurde 1436 von Herzog Philipp von Burgund bedroht. Dasselbe hatte allerdings bereits dessen Vater, Herzog Johann der Unerschrockene, im Jahre 1406 beabsichtigt, aber wegen Geldmangel unterlassen müssen. Herzog Philipp ward jetzt unterstützt von den Mannen der reichen flandrischen Städte. Die Gefahr rüttelte die Engländer auf; bei ihren inneren Händeln hatten sie sich Paris entreißen lassen. Aber Calais mußte um jeden Preis gehalten werden. „Eher als diese Stadt, werden König Heinrich VI., sein Staatsrat und die drei Reiche Großbritanniens alle seit dreißig Jahren in Frankreich gemachten Eroberungen fahren lassen."[2]) „England fand zu ihrer Verteidigung ganz unverhoffte Hilfsquellen."[3])

Schon waren die umliegenden kleinen Festungen Oye, Marck, Sangatte verloren gegangen, aber der holländischen und seeländischen Flotte gelang es nicht, die Stadt von der Seeseite abzuschließen. Die Flandrer, an dem Erfolg des Unternehmens verzweifelnd, entschlossen sich sehr bald zu einer schleunigen Rückkehr in die Heimat. Ihnen folgten die Engländer. Mit Beute beladen kehrten sie aus Ostflandern und Artois zurück; in raffinierter Berechnung schleppten sie dabei mehr als 5000 geraubte wehrlose kleine Kinder mit sich, um von deren unglücklichen Eltern reichen Kaufpreis zu erpressen.

Zwei Jahre später (1438) erneuerte der Herzog von Burgund seine Bemühungen, Calais zu gewinnen; sein Versuch, mittels Durchstechung der Seedeiche die Stadt zu überschwemmen und die Engländer zum Auszug zu zwingen, mißlang. Die Befestigungen von Calais wurden nunmehr in noch erhöhtem Maße

---

[1]) In dem damaligen Parteinamen „Engländer" für die Navarresen wurde eine Beleidigung gesehen, welche ihre Gegner, die Parteigänger des Regenten (späteren Königs Karl V.), aufgebracht hätten, um jene beim Volk verhaßt zu machen, wie aus Siméon Luce, La France pendant la Guerre de cent ans (Paris 1890), I, p. 43, hervorgeht.

[2]) Henri Martin, Histoire de France (Paris 1855), VI.

[3]) A. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Paris 1863), II, p. 375.

Digitized by Google

nach der französischen Landseite hin von den Engländern ausgebaut und erweitert (1440), die ersten größeren Hafendämme angelegt (1444).

Im Jahre 1451 konnte der König Karl VII. eine goldene Medaille auf die Befreiung Frankreichs von den Engländern prägen, aber das beschämende Eingeständnis durfte er nicht unterdrücken, daß das „starke Calais" noch fehle.[1])

Auf die Frage, die in jenem Jahre an den König gerichtet wurde, wann denn einmal die Kriegszeit aufhören würde, soll er geantwortet haben: „Das hängt von den Engländern ab, die rechtswidrig mein Eigentum besetzt halten. Nach dem Willen Gottes rechne ich darauf, es ihnen abzunehmen."[2]) Aber trotz mehrfacher Angriffsversuche und trotz eines zu dem Zwecke sogar mit König Christian I. von Dänemark eingegangenen Bündnisses täuschte er sich in jener Hoffnung. Mehr als ein Jahrhundert mußte sich Frankreich noch gedulden, bis die Befreiung vom englischen Joche wirklich vollständig war.

König Ludwig XI. von Frankreich hatte in der Hoffnung, sich dadurch Calais dauernd verschaffen zu können, seiner Cousine, der englischen Königin Marie von Anjou, im Vertrage von Chinon (1462) 200000 Livres vorgeschossen und ihr eine kleine Armee gestellt, um ihre Rechte gegen das Haus York im englischen Bürgerkriege der beiden Rosen geltend zu machen. Der Plan mißlang jedoch.

Für einige Jahre war Calais Warwick's, des Königsmachers, Herrschersitz, im Gegensatz zum englischen Königshause der Lancaster. Er genoß reiche Einkünfte als dortiger Gouverneur. Graf Warwick hat als erster Englands anmaßenden Anspruch geltend gemacht, daß dessen Flagge die andern huldigend zu grüßen hätten, als wäre das die französische Küste bespülende Meer nur eine englische Domäne.[3])

Der unauslöschliche Haß der Franzosen gegen die Briten gelangte damals, als um 1470 Ludwig XI. an eine Kriegserklärung gegen England dachte, in einem Ausspruche seines späteren Marschalls des Querdes, Philipp de Crèvecoeur, zu charakteristischem Ausdruck: „Ich würde gern zwei Jahre Aufenthalt in der Hölle hinnehmen für das Vergnügen, die Engländer aus Calais herausjagen zu können."[4])

Klang es da nicht wie Hohn, wenn Eduard IV. von England bei seiner Landung mit einem Heere in Calais am 5. Juli 1475 in seiner Herausforderung an Ludwig XI. „sein Königreich Frankreich zurückverlangte, um die Kirche, den Adel und das Volk in den Genuß der alten Freiheit zu setzen, sie zu entlasten

---

[1]) Die Inschrift enthält die Jahreszahl:

qVant Ie fVt falt sans dIfferenCe,
aV prV dent rol aMI de dIeV,
on obéIssolt partoVt en franCe
fors à CaLaIs qVI est fort LIeV.

[2]) Petit-Dutaillis (Lavisse), a. a. O., IV, 2, p. 113.

[3]) Charles Demotier, Annales de Calais (Calais 1856), p. 95.

[4]) Henri Martin, a. a. O., VI.

Digitized by Google

von den schweren Abgaben und Frondiensten, mit denen sein Gegner Ludwig sie bedrücke"?

Den alten Gedanken, Calais friedlich auf dem Wege von Verhandlungen zurückzugewinnen, nahm König Franz I. in den Jahren 1516 bis 1518 wieder auf. Jedoch mit dem gleichen Mißerfolg wie seine Vorgänger. Denn ganz England hätte sich gegen den Gedanken erhoben, diesen letzten Rest seiner Eroberungen aufzugeben.[1])

Statt dessen war Calais, wie schon so häufig zuvor seit der Eroberung durch die Engländer, auch während der langen gleichzeitigen Regierungen Franz' I. und Heinrichs VIII. wiederholt der Platz festlicher Zusammenkünfte der Monarchen der beiden rivalisierenden Nachbarreiche (1520 und 1532), die Stätte ausnehmender Prachtentfaltung, dabei aber auch die Stätte ausnehmender Unwahrhaftigkeit bei den unausbleiblich begleitenden Freundschaftsbezeugungen, besonders von englischer Seite.[2]) Bereits 1540 folgte ihnen ein langjähriger Krieg zwischen beiden Herrschern.

Noch ließ Heinrichs VIII. kurzlebiger Sohn und Nachfolger, Eduard VI., 1550 die bereits von seinem Vater nach zeitweiligem Verfall wiederhergestellten Befestigungswerke gegen Frankreich verstärken, in Erwartung etwaiger Angriffe von dorther. Zu solchen gab der Krieg Gelegenheit, den König Philipp II. von Spanien, der Gemahl Marias von England, gegen Heinrich II. von Frankreich unternahm.

Die Idee, gegen die gut befestigte, wegen ausgedehnter Sümpfe fast unzugängliche Stadt, die deshalb von nur wenigen hundert Mann gehalten wurde, einen Handstreich zu führen, soll von Admiral Gaspar de Coligny ausgegangen sein. Diese verwirklichte an der Wende der Jahre 1557/1558 planmäßig Herzog Franz von Guise, in Frankreichs Bedrängnis vom König mit der Würde eines Generalleutnants an die Spitze einer Armee von 50000 Mann gestellt. Am 4. Januar ergab sich die Zitadelle, am 6. fiel Calais selbst, „cette ville si française",[3]) zwei Tage später folgte Englands letzter Platz, das nahe Guines, endgültig der Rest englischen Besitzes auf französischem Boden.

Frankreich war nach zwei Jahrhunderten schmachvoller nationaler Erniedrigung wieder sich vollständig zurückgegeben. Die Franzosen waren ihres Daseins nie sicher gewesen, solange die Engländer in Calais ein bequemes Einfallstor in ihr Land besaßen. „Als Verstümmelung unseres Gebietes, als stete Drohung mit einer Landung, bedeutete diese englische Besitzung für uns eine Erniedrigung

---

[1]) Charles Demotier, Annales de Calais (Calais 1856), p. 107.

[2]) Vgl. das Urteil R. Delachenals über die oben erwähnte Monarchenzusammenkunft von 1358 in seiner „Histoire de Charles V" (Paris 1909), I, 394: Was hatten letzten Endes diese öffentlichen Freundschaftsbezeugungen für einen Wert? In Frankreich zeigten sich viele ungläubig und mißtrauisch.

[3]) Ausdruck Henry Lemoniers in Lavisse, Histoire de France (Paris 1904), V², p. 172.

Digitized by Google

und Gefahr," so äußert sich der Biograph der Guise, H. Forneron.[1]) Frankreich hatte während jener 211 Jahre zu Englands Verfügung gestanden!

Das hatte nun mit einem Schlage aufgehört: Guise der Held des französischen Volkes! Es war erstaunt und verblüfft über die unglaubliche Schnelligkeit der Eroberung. Wozu Eduard IV. fast ein Jahr nötig gehabt hatte, das war Franz von Guise in kaum einer Woche glänzend gelungen, und dazu mitten im Winter.

Guise hatte der Bevölkerung in den Kapitulationsbedingungen Schonung und die Möglichkeit zugesagt, nach dem übrigen Frankreich, nach England oder Flandern auszuwandern. Fünfzig Personen jedoch, zumeist Offiziere, den Gouverneur eingeschlossen, wollte er zurückhalten; die Garnison würde sich nach England zurückziehen. Die Bestimmungen wurden genau beobachtet, etwas anders als bei der Eroberung durch die Engländer. Die meisten Einwohner fanden in England, ihrem eigentlichen Vaterlande, eine dauernde Zuflucht.

III. Englands Politik hinsichtlich Calais' nach der Rückeroberung durch Franz von Guise (1558)

„Der schönste Edelstein in der englischen Krone" war verloren, so klagte bitter Königin Maria Tudor. Trotz den dringenden Warnungen und Unterstützungsangeboten seitens ihres spanischen Gemahls hatte sie selbst durch Saumseligkeit und Geringschätzung der Gefahr den plötzlichen Verlust verschuldet; dazu kam ihre stete Geldverlegenheit. Den Gram darüber hat sie nicht verwinden können. Noch auf dem Sterbebett soll sie geäußert haben: „Wenn man mir das Herz herausschneidet, wird man darin den Namen Calais eingegraben finden."[2]) Sie starb am 17. November 1558.

Bei den Friedensverhandlungen mit Heinrich II. hatte sie auf der Rückgabe von Calais bestanden, für etwaige Nachgiebigkeit in dieser Frage ihre Gesandten mit dem Tode bedroht. Weil aber der französische König um keinen Preis Calais lassen wollte, so mußte Marias Schwester und Nachfolgerin Elisabeth auf jene Bedingung in irgendeiner Form verzichten, damit der Friede verwirklicht werde.

Die Form war charakteristisch für die Absichten der englischen Politik: Im Vertrage von Cateau-Cambrésis (1559) ward Calais von Elisabeth dem König von Frankreich, falls er nicht zur Zahlung von 500000 Taler bereit und fähig war, auf lediglich acht Jahre überlassen, dann sollte Guises stolze Eroberung an den fremden Herrn zurückfallen. Die Stadt möglichst noch früher zurückzugewinnen, hatte sich die Britin geschworen. Dazu schien der allmählich in aller Heftigkeit ausgebrochene Kampf zwischen den Hugenotten und den

---

[1]) Les ducs de Guises (Paris 1877), I, p. 220.

[2]) Joseph Bertourieux hat in seinem 1916 erschienenen vielbesprochenen Buche „La Vérité" (p. 125) diesen Ausspruch irrtümlich Elisabeth von England zugeschrieben.

Digitized by Google

Guises in Frankreich eine günstige Gelegenheit zu bieten. Letztere, welche auf britischem Boden in Elisabeths Nebenbuhlerin Maria Stuart eine Verbündete besaßen, hatten es verstanden, den jungen König Karl IX. mit seiner Mutter Katharina von Medici in ihre Gewalt zu bekommen. Da wandten sich die Häupter der Hugenotten, der Prinz Ludwig I. von Condé und der Admiral Gaspard de Coligny, um Unterstützung im Namen der bedrängten Religion an Elisabeth. Sie versprach zu Hampton-Court (am 20. September 1562) 140 000 Goldtaler Subsidien und die Stellung von 6000 Mann Hilfstruppen; hiergegen erhielt sie den von den Protestanten innegehaltenen Seeplatz Le Havre als Pfand dafür, daß Condé ihr Calais erobere und ausliefere, noch ehe die 1559 festgesetzte achtjährige Frist abgelaufen sei.

Dieses ihnen aufgezwungene Abkommen bereitete den Hugenotten in ihren Gefühlen als Franzosen arge Enttäuschung und Verlegenheit: „Während Landsknechte und Reiter sich mit ihrer Löhnung begnügten, lieferte Elisabeth jedoch Menschen und Geld nicht, wie ihr Manifest erklärte, zur Erhaltung des Bluts von Christen, sondern nur zu Englands großem Vorteil," wie es ihr der französische Historiker J. H. Mariéjol nachsagt.[1])

Notgedrungen mußte Condé der Königin Le Havre ausliefern! Bei Dreux jedoch am 19. Dezember besiegt, machte er mit dem Hofe und der Guisenpartei zu Amboise seinen Frieden, ohne auf die vereinbarte Abtretung Calais' an den früheren Besitzer zu bestehen. Elisabeth wollte nun das Pfand unbedingt festhalten; sie suchte es durch gewaltige Vermehrung der dortigen Garnison und Artillerie verteidigungskräftig zu machen. „Nicht aus Gründen der Religion, nicht aus Rücksicht auf irgend jemanden," erklärte sie nach dem Berichte Middlemores, „habe sie Le Havre genommen und halte sie es derartig fest, sondern um sich an diesem Frankreich zu rächen, wegen der Beleidigungen und des Unrechts, das man ihr angetan habe, besonders seit der Wegnahme Calais', und um sich schadlos zu halten für besagtes Calais, das ihr von Rechts wegen zugehöre."[2])

Am 30. Juli 1563 fiel jedoch Le Havre.

Nun sollte Calais wenigstens das Opfer einer von England aus angestifteten Verschwörung werden; sie ward aber entdeckt. Auch dem Gouverneur, Kapitän Gourdan, hatte Elisabeth 100 000 Gold-Angelotstücke für die Auslieferung des Platzes geboten. Sie erhielt von dem braven Offizier nur die Antwort, daß ihm seine Ehre mehr wert sei als alle Schätze Englands. 1564 mußte sie im Vertrage von Troyes auf Calais endgültig verzichten.

Calais empfing erst zwanzig Jahre später sein Stadtrecht durch königliche Verleihung vom 22. März 1583 nach dem Muster des Pariser, mit der charakteristischen Bezeichnung, die an sein Schicksal noch lange nachher im fran-

---

[1]) E. Lavisse, Histoire de France, VI[1] (Paris 1904), p. 68.

[2]) H. Mariéjol in Lavisse, Histoire de France (Paris 1904), VI[1], p. 77.

Digitized by Google

zösischen Rechtsleben erinnerte: „Coutumes de la ville de Calais et pays reconquis.“ [1])

Elisabeth ließ sich für ihren Verzicht 120000 Kronen auszahlen, die ihr Karl IX. „aus Anstand und Ritterlichkeit“ zugestand. Der König und seine Mutter, Katharina von Medicis, wußten nun, um welchen Preis allein eine Allianz mit England zu haben war. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine solche bei den katholischen Mächten zu suchen.

Um Calais' willen wäre vielleicht die „jungfräuliche Königin“ dem Gedanken einer Verehelichung nähergetreten, das drückte unumwunden 1572 Lord Burghley (Cecil) Katharina aus, als ihr diese eine Heirat mit ihrem jüngsten Sohne, dem Herzoge von Alençon, vorgeschlagen hatte. Calais als Mitgift des Bräutigams! Der Vorschlag genügte, um den Plan sofort scheitern zu lassen.

Vierundzwanzig Jahre später (1596) hoffte die kluge Königin noch auf einem anderen Wege zu ihrem Ziel zu kommen. Heinrich IV. war von den Spaniern bedrängt; bereits hatten sie Calais, außer der scharf umstrittenen Zitadelle, gewonnen. Um die verlorene Stadt zurückerobern zu können, wandte sich der König an seine damalige Verbündete Elisabeth, Spaniens ärgste Feindin. Trotz anderweitiger Pläne erklärte sie sich durch Lord Sidney bereit, Calais Hilfe zu bringen — aber, wohlverstanden, unter der Voraussetzung, daß der König in die Stadt eine ansehnliche Besatzung aufnähme, bis er die Geldsummen zurückbezahlt habe, die er Elisabeth seit so vielen Jahren schuldete. Heinrich IV. brach, empört über diesen perfiden Versuch, seine Verlegenheit auszunutzen, die Verhandlungen ab. Lieber wollte er, durch einen Frieden gezwungen, Calais den Spaniern überlassen, als es den Engländern ausliefern, in deren Händen der Platz ein steter Anlaß zum Kriege sein würde.[2])

Denn er wußte ebensogut wie jeder andere Franzose, daß die Engländer, einmal wieder in den Besitz von Calais gekommen, in welcher Form es auch sein möge, nie wieder gutwillig von dort herausgehen würden![3])

Glückte es auch den Spaniern, die aufs tapferste von den Franzosen verteidigte Zitadelle einzunehmen, im Vertrage von Vervins (1598) mußten sie ihnen dann doch Calais wieder einräumen.

Wenn eine Elisabeth bei der ihr eigenen Zielbewußtheit, bei ihrem Geschick, die Zähigkeit des von ihr beherrschten Volkes für ihre politischen Zwecke zu benutzen, Calais nicht hatte wieder erlangen können, so war die Hoffnung für ihre Nachfolger so gut wie aussichtslos. In der Tat wurden noch 1615 mit Hilfe des Marquis de Bonnivet, 1627 durch Bestechung eines Sohnes des Torkommandanten Du Parcq, den eine englische Flotte von 130 Schiffen unterstützen sollte, Versuche gemacht; aber sie mißglückten.

[1]) A. Bourdot de Richebourg, Nouveau Coutumier général (Paris 1724), I, p. 1.

[2]) De Keralio, Histoire d'Elisabeth, reine d'Angleterre (Paris 1787), IV, p. 329.

[3]) In neuerer Zeit ist auf die Form hingewiesen worden, in welcher Aegypten erst provisorisch von den Engländern besetzt und dann endgültig in ihren Besitz gekommen ist.

Digitized by Google

Aber noch einmal sollte es den Engländern gelingen, festen Fuß auf französischem Boden zu fassen. Dieser heißersehnte Triumph der britischen Politik war dem geistig Gewaltigsten unter den Lenkern der Geschicke des Inselreichs beschieden: Oliver Cromwell. In Frankreichs Krieg gegen Spanien vom Kardinal Mazarin um ein Bündnis angegangen, ließ sich im März 1657 der eigentlich Calais erstrebende „Protektor Englands und Frankreichs", wie er sich in jener Vertragsurkunde nannte, zu einer Allianz bewegen — um den Preis von Dünkirchen und Mardick. So gewährte in der Verlegenheit des Staates der italienische Kardinal, was ein echter Franzose, wie sein Vorgänger Richelieu, nie zugestanden hätte. „Er scheute sich nicht, den Engländern ein zweites Calais zu geben; in Frankreich wirkte die Erinnerung an Calais' lange Entfremdung durch die Engländer," nach dem Ausdrucke des französischen Akademikers Ernest Lavisse,[1]) „wie eine Beleidigung nach."

Im Oktober 1657 wurde Mardick, im Juni 1658 Dünkirchen den Spaniern mit Hilfe der Engländer entrissen und diesen ausgeliefert. Ludwigs XIV. erste bedeutendere politische Handlung, nachdem er Alleinherrscher geworden, war es, die an Calais' Schicksal mahnende Schmach wieder gutzumachen und von dem Stuartkönig Karl II. die beiden Plätze im Jahre 1662 zurückzukaufen.

Calais selbst ist dann von seinen ehemaligen Besitzern noch einmal heimgesucht worden im sog. „Pfälzischen Erbschaftskrieg", in dem Kampf Frankreichs gegen die große „Wiener Allianz", durch drei Bombardements. Der 27. September 1694, der 27. August des folgenden Jahres und der 13. April 1696 waren die drei in ihrer Wucht zunehmenden Schreckenstage, welche die heißbegehrte Schöne, Calais, dem ungestümen Liebeswerben ihres verschmähten Freiers zu danken hatte.

Inzwischen war die Periode angebrochen, in welcher hingegen die französische Politik ihrerseits zunehmend häufiger dem Gedanken einer Landung auf englischem Boden näher trat, der jedoch nicht einmal vom großen Napoleon verwirklicht werden konnte.

Eine Landung in Frankreich, vielleicht sogar eine Festsetzung in Calais oder an einem anderen Punkte der französischen Küste, soll den Engländern, wenigstens nach dem Berichte ihres Ministers Mitchell, ihr bedeutendster Verbündeter während des achtzehnten Jahrhunderts, König Friedrich der Große, empfohlen haben;[2]) das war im Jahre 1758, also während des Siebenjährigen Krieges, der indirekt den Anlaß dazu gab, daß in Frankreich das Andenken an Calais' Heldentum zum wenigsten in der Literatur wieder lebendig wurde. Während die jüngste Vergangenheit in jenem Kriege und seinem Friedensabschluß den französischen Waffen unter einem Ludwig XV. keinen Ruhm, dem französischen Nationalbewußtsein keine Befriedigung gebracht hatte, sollte Calais, das vor Gefahren und Nachstellungen von englischer Seite nie

[1]) „Histoire de France" (Paris 1906), VII[1], p. 67.

[2]) Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, XVI (1888), S. 230.

Digitized by Google

ganz sicher sein zu können schien, sollte das einstige tapfere Ringen ihrer Bürger gegen das drohende britische Joch den Nationalgeist aufrütteln und elektrisieren. Auf der französischen Bühne wenigstens lebten jene Szenen[1]) wieder auf in der vielgefeierten, geradezu epochemachenden Tragödie von Pierre Laurent Belloi: „Le siège de Calais" (1765), deren tiefgreifende Wirkung ganz Frankreich durchzitterte. Calais, und darauf sei zum Schlusse dieser Schilderung der wechselreichen Geschichte der Stadt hingewiesen, war nunmehr einigen Generationen, mindestens bis zu den gewaltigen Eindrücken der Revolutionszeit, das Losungswort für echten Bürgerpatriotismus, für französischen Heroismus gegen den englischen Erbfeind geworden im Sinne der Worte jener Tragödie, die der Dichter dem sich aufopfernden Eustache de Saint-Pierre in den Mund gelegt hat:

Je vois ce noble éclat, étendu sur la France,
Des Siècles reculés franchir l'espace immense;
Et Calais recevant, de vingt Peuples jaloux,
Un hommage immortel qu'il ne devra qu'á nous.

Deutsche Diplomatie

Von

Conrad Bornhak

Seit langen Jahren ertönen wieder und wieder die Klagen über die Mängel der deutschen Diplomatie, seit dem Kriege getragen von der bangen Besorgnis, ob diese Diplomatie, die immer nur an das Nachgeben gegenüber fremden Ansprüchen gewöhnt war, es verstehen werde, beim Friedensschlusse die berechtigten deutschen Forderungen durchzusetzen. Die Klagen über die deutsche Diplomatie sind persönlicher und sachlicher Natur.

Die deutsche Diplomatie ergänzt sich aus ganz bestimmten Kreisen mit besonderer Vorliebe des reichen Adels. Diese Ausschließlichkeit soll aufhören. Daß die politische Befähigung nicht an eine bestimmte Klasse gebunden ist, erscheint selbstverständlich. Mit Genugtuung wies man insbesondere auf Frankreich hin, das seine Botschafter- und Gesandtenposten ganz ausgezeichnet mit ehemaligen Advokaten und Journalisten besetze. Nun, die Erfolge dieser französischen Diplomaten sind eben nicht besonders glänzend. Den eignen Staat der Großmachtstellung entkleiden und zum willenlosen Vasallen Englands machen, daneben noch ungezählte Milliarden dem russischen Moloch in den Rachen schütten, das kann man freilich auch ohne politische Befähigung leisten. Und die Diplomatie der andern Großmächte ist nicht wesentlich anders zusammengesetzt als unsre eigne.

[1]) Diese hatten bereits einige Jahrzehnte zuvor, zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (1740—1748), der ja für England vor allem ein Krieg gegen Frankreich war, den Hintergrund für einen vielgelesenen Roman der geistvollen Pariser Schriftstellerin Claudine Alexandrine de Tencin († 1749) unter dem Titel: „Le siège de Calais" abgegeben.

Digitized by Google

Die hauptsächliche Ergänzung der Diplomatie aus dem reichen Adel bedeutet gewiß nicht, daß allein in diesen Kreisen politische Befähigung zu finden wäre. Doch darf nicht verkannt werden, daß in den Kreisen des höheren Beamtentums überhaupt schon die Familienüberlieferung dem Angehörigen einer bestimmten Klasse manches mitgibt, was der Neuling sich erst künstlich aneignen muß. Ein Mitglied des zum Teil internationalen Hochadels wird schon durch das Hofleben manche Beziehungen finden und die Verhältnisse leichter durchschauen als ein andrer. Schwerlich würde eine solche Persönlichkeit sich von einer fremden Macht, bei der sie beglaubigt ist, derart einwickeln und übers Ohr hauen lassen wie ein Delcassé oder Cambon. Das gilt natürlich nur für den Durchschnitt. Es wird auch in diesen Kreisen manchen geben, den Gott nur in seinem Zorn zum Diplomaten gemacht haben kann, wie umgekehrt politische Genies aus andern Kreisen. Für letzteres bietet gerade Bismarck das beste Beispiel. Natürlich muß für jeden Befähigten freie Bahn sein, ohne Rücksicht auf Abkunft und Bekenntnis.

Daß für die Aemter der Diplomatie im allgemeinen nicht nur Wohlhabenheit, sondern geradezu Reichtum erforderlich ist, kann unter Umständen für niemand unangenehmer sein als für den Leiter des Auswärtigen Amtes selbst. Denn es kann dadurch geradezu unmöglich werden, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Auch wird dadurch der an sich sehr wünschenswerte Uebergang von der konsularischen Laufbahn in die diplomatische meist unmöglich gemacht und erscheint nur für solche Posten zulässig, die keinen besonders hohen Aufwand erfordern. Allein eine ausgedehnte gesellschaftliche Repräsentation gehört nun einmal zu der Stellung des Diplomaten, und er kann ohne das seinen Aufgaben nicht gerecht werden. Mancher Diplomat in hervorragender Stellung hat nicht nur die Zinsen, sondern auch vom Kapitale seines Privatvermögens verbrauchen müssen, um seinem Vaterlande dienen zu können. Orte, wie London und St. Petersburg, die gerade für die deutsche Diplomatie besonders wichtig sind, stellen in dieser Hinsicht geradezu ungeheuerliche finanzielle Anforderungen.

Nun ist ja nach dieser Richtung das Heilmittel sehr leicht gefunden. Da die politische Befähigung noch viel weniger vom Geldbeutel als von der Geburt abhängt, möge Deutschland seine Diplomaten so besolden, daß sie von ihrem Gehalte ihren Aufgaben gerecht werden können. Niemand wäre das gewiß angenehmer als dem Auswärtigen Amte. Allein ebenso sicher würden gerade jene Parteien des Reichstages, die die vom idealen Standpunkte gewiß berechtigte Forderung nach freier Bahn für jedes Talent aufstellen, entsetzt sein über die ungeheuren Posten des künftigen auswärtigen Etats. Solange es noch Diplomaten gibt, die Ehrgeiz und Patriotismus genug besitzen, diese Kosten selbst zu tragen, kann sich das Reich dies sehr wohl gefallen lassen. Und selbst wenn das Reich die Kosten selbst übernähme, würde doch immer noch der reiche Diplomat im Auslande eine andre Rolle spielen als der nur auf sein Gehalt angewiesene.

Digitized by Google

Diese Mängel in der Zusammensetzung unsrer Diplomatie sollen nun aber zurückwirken auf die mangelhaften diplomatischen Leistungen. Seltsamer Gedanke. Kein System gewährleistet unbedingt, daß überall der richtige Mann an die richtige Stelle kommt. Unter Bismarck war unsre Diplomatie sozial nicht anders zusammengesetzt als heutzutage. Und doch hat sie Glänzendes geleistet. Man sieht, daß es wesentlich auf die leitende Stelle ankommt. Reichskanzler und Auswärtiges Amt sind Kopf und Herz des Körpers des auswärtigen Dienstes.

Bismarcks Geist leitet nun allerdings Deutschlands auswärtige Politik nicht mehr. Es fragt sich nur, ob man deshalb die Leistungen der deutschen Diplomatie überhaupt als minderwertig im Vergleiche mit denen der Diplomatie andrer Großmächte bezeichnen kann. Von einem Vergleiche mit den Erfolgen der vielfach gepriesenen Diplomatie Frankreichs muß man dabei von vornherein absehen. Denn die französischen Diplomaten haben tatsächlich etwas Ungeheuerliches darin geleistet, ihr Land zum widerstandslosen Spielballe fremder Interessen zu machen. Gewiß können erst spätere Zeitalter, denen sich die Archive für geschichtliche Forschung öffnen, die politische Entwicklung der Gegenwart voll würdigen. Aber so ganz mit den verbundenen Augen des beschränkten Untertanenverstandes stehen wir doch den Ereignissen nicht gegenüber. Auch hier gilt das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Nimmt man ohne Rücksicht auf die zeitliche Reihenfolge den wichtigsten Punkt vorweg: Unsre Diplomatie hat die Einkreisung Deutschlands und den allgemeinen Krieg gegen uns nicht verhindert. Unzweifelhaft richtig. Nur sehr fraglich, ob das überhaupt irgendein diplomatisches Genie vermocht hätte. Denn der allgemeine Angriff auf Deutschland lag ebenso im Gange der geschichtlichen Entwicklung wie einst der Siebenjährige Krieg. Auch ihn hat Friedrich der Große, der doch gewiß ein staatsmännisches Genie war, nicht verhindern können. Vielleicht die einzige Möglichkeit, den jetzigen Weltkrieg zu verhindern, wäre für uns ein Präventivkrieg gewesen, etwa zur Zeit des Burenkrieges gegen England oder zur Zeit des Japanischen Krieges und der darauffolgenden Revolution gegen Rußland. Aber niemand hat sich entschiedener gegen Präventivkriege ausgesprochen als gerade Bismarck, dessen Erbe die Gegner unsrer heutigen leitenden Staatsmänner zu wahren behaupten. Freilich war es eine Torheit, wenn man deshalb etwa auf Dankbarkeit von seiten Englands oder Rußlands gerechnet hätte. Denn von dieser Tugend ist die Politik immer unberührt geblieben. Der Weltkrieg scheidet also von vornherein aus.

Aber anderweit soll unsre Diplomatie durch beständige Nachgiebigkeit die deutschen Interessen fortgesetzt schwer geschädigt haben. Die Marokkoangelegenheit, die schließliche Erledigung der letzten Strecke der Bagdadbahn bildeten, wie man behauptet, keinen besonderen Ruhmestitel des diplomatischen Geschickes. Und noch während des Krieges habe man diese Praxis fortgesetzt, indem man durch ungeheuerliche Zugeständnisse die Neutralität erst Englands, dann Italiens zu erkaufen suchte. Daran knüpfen sich dann schwere Besorgnisse, ob diese Diplomatie

Digitized by Google

imstande sein werde, beim Friedensschlusse Bedingungen zu erzielen, die unsern kriegerischen Erfolgen entsprechen und uns dauernde Sicherheit gewähren.

Auch hier wird Bismarcks Geist heraufbeschworen, der mannigfach in der Luxemburger Frage, bei der uns urdeutsches Land bis auf heute verloren ging, in dem Karolinenstreite nachgegeben habe. Gewiß war Bismarck nicht immer der Mann der eisernen Faust. Aber ebenso verkehrt wie es ist, Bismarcks Mäßigung als allgemeingültiges Ideal aufzustellen, weil er ein einziges Mal einem unterlegenen Feinde kein Gebiet abnahm, aber auf der andern Seite gleichzeitig seinem Staate drei neue Provinzen erwarb, erscheint es als die größte Einseitigkeit, von dem vielgestaltigen diplomatischen Genie Bismarcks gerade seine Nachgiebigkeit zum politischen Prinzipe zu erheben.

Zugeständnisse, wie die an England und Italien zur Erhaltung ihrer Neutralität könnten in der Tat ungeheuerlich erscheinen. Glücklicherweise war die Torheit unsrer Feinde noch größer als die angebliche Schwäche unsrer Diplomatie. Oder hat man das vielleicht vorher gewußt und konnte deshalb so weit gehen? Die Verhandlungen mit Italien hatten wenigstens den Erfolg, daß Italien erst angriff, als Rußland zusammenbrach. Die endliche Erfolglosigkeit seiner Bemühungen will Bülow vorher gewußt haben.

In der Tat hat unsre Diplomatie schon während des Krieges auf dem Balkan glänzende Ergebnisse aufzuweisen gehabt, während die unsrer Gegner versagte. Aber erst der Friedensschluß wird das endgültige Urteil ermöglichen, ob die deutsche Diplomatie wirklich gleich dem Heere auf voller Höhe stand. Nach ihm werden die Vorwürfe entweder verstummen oder sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend machen, so meint man. Doch auch von unsrer viel angefochtenen Diplomatie kann man sagen: „Es sind die schlechtesten Früchte nicht, daran die Wespen nagen."

Aus der alten und jungen Türkei

Von

Freiherrn von la Valette St. George

An einem herrlichen Oktobertage 1890 fuhr ich zum erstenmal, von Varna kommend, in den Bosporus ein.

Man glaubt mit dem Schiffe gegen eine mächtige Felswand anzustürmen, deren Fuß vom Gischt weißer Brandung umtost wird. Erst spät, kurz vor der Einfahrt, bemerkt man, daß die steinerne Mauer wie von einem gewaltigen Schnitt senkrecht zerrissen scheint, wobei einige nadelgleiche, scharfe Klippen abbröckelten und hoch und spitz aus dem tiefblauen Gewässer emporragen.

Es sind die schon aus der Argonautensage bekannten Felsen, die infolge einer merkwürdigen optischen Täuschung beim Kreuzen der Segelschiffe gegen

Digitized by Google

den hier sehr reißend aus dem Schwarzen Meer treibenden Strom der lebhaften Phantasie der alten Griechen beweglich vorkamen und den Schiffer zu zermalmen drohten.

Und gleich gegenüber findet sich noch ein zweiter Wunderberg der Argonautenfahrt. Jason erzählte damals seinen staunenden Landsleuten bei der Heimfahrt, daß dort eine hundertköpfige Schlange hause, die das Schiff mit furchtbarem Heulen und Gebrüll begrüßt und dann sich ins Meer geworfen habe, um alle zu verschlingen.

In der Tat waren es harmlose Seehunde, wie man sich heute noch überzeugen kann, die selbst durch die Argo erschreckt, brüllend aus den vielen Höhlungen des Felsens in die See hinabgesprungen waren.

So lassen sich manche altgriechische und orientalische Sagen auf sehr natürliche Weise erklären, muß man doch die Bedeutung des „Goldenen Vlieses" selbst, das Jason raubte, auf den noch heute in der Landschaft Kutais — dem alten Kolchis — bestehenden Brauch zurückführen, Schaffelle jahrelang in den Sand des goldführenden Phasisflusses zu lagern.

Und was sollten die „ehernen" Stiere, die Wächter des Goldenen Vlieses anderes sein als Auerochsen, an deren vom Moorwasser glänzenden, mit Schlamm bedeckten Flanken die Pfeile der Griechen machtlos abprallten und die heute noch unfern dem alten, sagenhaften Kolchis hausen!

Aus klassischen Erinnerungen führt uns die Fahrt zu den steinernen Andenken des Mittelalters.

Zur Rechten ältere und neuere türkische Befestigungen auf byzantinischen Unterbauten, zur Linken die hochragende Ruine des „Schlosses der Genueser" aus dem dreizehnten Jahrhundert, die, wie die modernen Engländer ihre Kohlenstationen, so im östlichen Mittelmeer, bis tief ins Schwarze Meer hinein, ihre festen Burgen angelegt hatten.

Dann fährt das Schiff durch eine Landschaft, die an den Rhein zwischen Mainz und Bonn erinnert, nur weit heroischer, großartiger, mit mächtigeren, überwältigenderen Formen und überaus interessanten Holz- und Steinbauten.

Hier ragt die weiße Kuppel einer Moschee empor mit ihren spitzen, zierlichen Minarets, wahren Ausrufungszeichen in der grünen Landschaft. Dort bauen sich terrassenförmig türkische Holzhäuser und Villen, rot und gelb angemalt oder vom Alter geschwärzt, am Berghange auf, ein schneeweißes „Yali", ein Wasserschloß, leuchtet dazwischen hervor, hier und da ragen Gruppen von schwarzen Zypressen neben mächtigen, vielhundertjährigen Platanen, und in die tiefen Seitentäler schmiegen sich gewaltige Baummassive, durchzogen von dunklen Lorbeerhainen in den herrlichen, immergrünen Parks des Sultans, des Khedive und der Botschafter.

Bei Bojukdere, Therapia und Jeniköj ist vielleicht der Bosporus am schönsten, und dort leben im Sommer die Diplomaten in ihren prächtigen Villeggiaturen, wie in einer einzigen großen Familie. Da sieht man die Dampfbarkassen der Botschaften und Stationsjachten, die weißen „Mouches" mit

Digitized by Google

spritzenden Bugwellen eilends durch das blaue Wasser stürmen, und sanft gleiten die „Kaiks", die scharf geschnittenen, hochbordigen, schmalen Ruderboote, mit ihren geschickten Ruderern in malerischer, goldverschnürter Tracht, vorüber, hier und da auch besetzt mit leicht verschleierten, eleganten türkischen Damen, die nach Bebek oder zu den „süßen Wassern Asiens" hinüberfahren.

Nichts Schöneres gibt es als einen lauen Sommerabend an den Süßen Wassern Asiens, einem lieblichen, sanft durch die grünenden Auen, Mandel- und Orangenbosketts hinfließenden Flüßchen, in dem Hunderte von Kaiks gleiten, an dessen Ufern die Zigeuner ihre melancholischen Weisen ertönen lassen und ganze Gruppen von Türkinnen und Griechinnen in ihren bunten, seidenschimmernden, malerischen Trachten lagern.

Und stimmungsvoll, Herz und Sinn ergreifend ist die Rückfahrt, wenn der Himmel in tausend Farben aufleuchtet und die scharf und schwarz am Horizont aufragenden Zinnen und Türme des Schlosses Rumeli Hissar mit seinen letzten Strahlen vergoldet.

Hier war es, wo im Jahre 1452 Sultan Muhammed II. übersetzte und als Brückenkopf zur Eroberung Konstantinopels sich das fünfeckige Felsenkastell baute.

Von Rumeli Hissar, der engsten, nur 800 Meter breiten Stelle der Meerenge, weitet sie sich bis zum Eintritt in das Marmarameer, und ihre Ufer bilden eine einzige Villenstraße, einen einzigen Riesenwasserboulevard bis nach Galata und Skutari.

Zur Linken sieht man bald das reizende Beylerbey, einen weißglänzenden Marmorpalast in einer Art Rokokostil, ein wahres Dornröschenschloß, in dem aber jetzt Abd ul Hamid schlummert — ohne Hoffnung auf Erlösung durch einen Märchenprinzen.

Zur Rechten folgt dann der große Park des Jildis-Kiosk und am Gestade die monumentalen Paläste von Dolmabagdsche und Tschiraghan. Ueberraschend türmt sich Pera vor uns auf, der hohe Galataturm, links Skutari mit seinem riesigen Zypressenkirchhof, der Leanderturm und die Serailspitze mit ihrem grünen Park und altersgrauen Mauern.

In der Ferne aber sieht man im Marmarameer in zartem Blau die Prinzeninseln auftauchen.

Möwen umgaukeln das Schiff, die Dampfsirenen ertönen, griechische Segelschiffe und Mahonen kreuzen durch den Hafen, über die Riesenbrücke von Galata nach Stambul strömen Tausende von Menschen, all dieses Getriebe und die Hunderte von Masten hinter der Brücke, die rauchenden Schlote unzähliger Dampfer verkünden, daß wir im Goldenen Horn, dem Hafen der Kaiserin des Ostens, Konstantinopels, gelandet sind.

Unzählige Male habe ich seither diese Fahrt gemacht — am schönsten ist sie im April, wenn das ganze Gestade in zarten Farben aufleuchtet, rosenrot von den Blüten der Judasbäume, weiß und dunkelrot von Mandelbäumen, Orangen-, Kirschen- und Pfirsichhainen.

Digitized by Google

Auch manch bitter kalte, dumpf nebelige Nacht habe ich auf dem Bosporus verbracht. Einmal, als wir mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Baron Calice, von Costanza aus nach schwerem Schneesturm in tiefem Nebel, in dem man nicht zehn Schritt weit sehen konnte, eingefahren waren. Da heulten die Sirenen unaufhörlich, und wir mußten 24 Stunden vor Dolmabagdsche ankern.

Aber der liebenswürdige alte Herr versammelte uns um sich zu gemütlicher Plauderstunde und wußte uns mit seiner wohltuenden weichen Stimme, mit seinen Lebenserinnerungen und geistreichen Anekdoten so zu fesseln, daß wir Zeit und Ort und Nebel und alles vergaßen, als ob es zu Boccaccios oder Harun al Raschids Nächten gewesen.

Dann aber erklang ein schriller Klageton, die Sirene der Botschafts-„Mouche" ertönte, der dumpfe Ton unsres Dampfers antwortete wieder und wieder, als ob eine Mutter dem Kinde gerufen hätte, der Botschafter nahm Abschied, und der schöne Traum war vorüber.

Als ich zum erstenmal Konstantinopel besuchte, spielte weitaus die erste Rolle unser deutscher Botschafter von Radowitz. Das war so hergebracht seit den Zeiten des Grafen Paul Hatzfeldt, vielleicht des besten Diplomaten nach Bismarck, der jemals deutsche Interessen als Botschafter in Konstantinopel, Paris, London und als Staatssekretär in der Wilhelmstraße vertreten hat. Nicht umsonst sieht man dort heute noch sein Porträt im Hauptempfangszimmer. Sein Andenken ist unvergessen geblieben, hier wie dort.

Auch Radowitz war ein Lieblingsschüler Bismarcks und wurde durch eine außerordentlich kluge Frau und zwei reizende Töchter in seinen gesellschaftlichen Pflichten unterstützt, die bei der großen deutschen Kolonie und dem außerordentlich intimen Verkehr der Diplomaten untereinander keine Sinekure waren.

Die jüngste Tochter Radowitz' hat es denn auch später bei Gelegenheit des Spanisch-Amerikanischen Krieges sogar zu einem gewissen politischen Erfolge gebracht, als das bildschöne junge Mädchen bei einem Maskenfeste der Kaiserlichen Botschaft in Madrid in der Uniform der „Guardia civil", der nationalen Lieblingstruppe der Spanier, auftrat, die Nationalhymne intonierte und damit alle so leicht entzündlichen und patriotisch fühlenden spanischen Herzen zu frenetischem Jubel entflammte.

Dabei war Radowitz einer der orientiertesten Diplomaten, die je unter den Adlern des deutschen Botschaftshauses gelebt haben; dafür sorgte Baron Testa, der vorzügliche erste Dragoman, aus einer levantinischen Familie, der alle levantinischen Schliche, Kniffe und Intrigen auf das genaueste kannte.

Sein Fortgang ist später kaum zu ersetzen gewesen, und dann hat wohl manchmal das Nachrichtenwesen — im „Palais" wie in den levantinischen und jungtürkischen Kreisen — besonders zur Zeit der letzten Revolution, etwas versagt. Bei solchen Ueberraschungen ist es dann natürlich besonders schwer, die bisherigen Bahnen und Verbindungen verlassen zu müssen und in ganz neue ungewohnte einzulenken.

Digitized by Google

Dem letzten, leider viel zu früh verstorbenen Botschafter, Baron Wangenheim, ist das bekanntermaßen in glänzendster Weise gelungen. Eine hervorragende Energie und klarste Urteilskraft, ohne alle Vorurteile, bei herzgewinnenden persönlichen Formen, und das ausgesprochene Bedürfnis, mit Menschen aus allen Kreisen der Gesellschaft zu verkehren, kamen ihm dabei zu Hilfe. Musikalisch hochbegabt, paßte er so recht in die Kreise der so außerordentlich musikliebenden Levantiner, und seine heitere, schöne und kluge Frau — auf malerischem Gebiet selbst eine vorzügliche Künstlerin — wußte ihrem Gatten manche Sorge von der Stirne zu scheuchen und den Botschafter, der eher etwas zur Melancholie neigte, lebensfroh in seinen schweren Aufgaben zu erhalten. Daß er die größte — den Bund der Mittelmächte mit der Türkei — so glänzend gelöst, wird wohl seine letzte, aber auch stolzeste Erinnerung gewesen sein und ihm den Abschied vom Leben erleichtert haben.

Von den fremden Botschaftern der verflossenen 25 Jahre war wohl die markanteste Persönlichkeit Constans, der französische Botschafter. Man sagte ihm nach, daß er ein ebenso guter Geschäftsmann wie Botschafter sei, welche Begabung er mit den Sekretären des Sultans teilte. Jedenfalls hat er zu manchen Zeiten für manche französische politische und kommerzielle Interessen mehr erreicht, wie irgendeiner seiner Kollegen für die seinigen. Besonders in der ersten Zeit der Revolution. Denn die Verbindungen der Jungtürken mit der französischen Botschaft waren natürlich weitaus intimer wie mit der irgendeiner andern Nation. Befand sich doch der Herd des Jungtürkentums seit jeher in Paris.

Später hat sich allerdings das Blatt gewendet. Die Jungtürken sahen sich von Frankreich nicht in dem Maße unterstützt, wie sie es erwartet hatten, und dazu kam der Einfluß der vielen in Deutschland ausgebildeten Offiziere, und das waren fast alle Jungtürken. Sehr gegen den Willen Abd ul Hamids; aber trotz seinem Spionagesystem hat er's wohl nie geahnt.

Der englische und amerikanische Botschafter gaben glänzende Feste, und der letztere, Mr. Leishman, wußte selbst verhältnismäßig geringe amerikanische Interessen stets mit einem zu ihrer Bedeutung in diametralem Gegensatze stehenden Aufwande von Energie und Tätigkeit zu verwerten.

Das gleiche galt von dem belgischen Gesandten, dem Comte Dudzeele, und dem schwedischen, Baron Beck-Frijs, die unter die orientiertesten und geschicktesten Diplomaten gerechnet wurden.

Leishman wurde später Botschafter in Berlin, und seine blondlockige Tochter, eine echt amerikanische Schönheit, heiratete einen deutschen Standesherrn, den Herzog von Croy-Dülmen.

Von den Militärattachés war zweifellos der tüchtigste der österreichisch-ungarische Oberst Baron Giesl von Gieslingen, dessen Name und Bedeutung beim Ausbruche des Krieges, als Gesandter in Belgrad, weltbekannt geworden ist und der jetzt anscheinend auch die Verhandlungen mit Montenegro geführt hat.

Digitized by Google

Er wie auch sein englischer Kollege, ein irischer Oberst, der gewandt Türkisch, Serbisch und Arabisch sprach, waren die besten Kenner der inneren Türkei und besonders der mazedonischen Frage, die in der Fremdenkolonie zu finden waren.

Die Stellung des deutschen Militärattachés hatte unter Abd ul Hamid nur eine verhältnismäßig dekorative Bedeutung; versuchte einer der Herren, wie der damalige Major von Morgen, jetzt ein glänzender, siegreicher Korpsführer, ein hervorragend tüchtiger, energischer und auf das Wohl der türkischen Armee bedachter Offizier, helfend und beratend einzugreifen, so stieß er sofort auf heftigsten Widerstand und — fiel in Ungnade.

In der gleichen Weise war es den zahlreichen hohen deutschen Offizieren unmöglich gemacht, ihre Ansichten zur Geltung zu bringen. Wohl kaum irgendeiner fühlte sich militärisch befriedigt. Man ließ sie reden, man ließ sie an der Kriegsakademie unterrichten, Kommissionen bilden, deren Beschlüsse nicht befolgt wurden — aber zu kommandieren gab man ihnen nichts, überwachte sie vielmehr auf das schärfste. Niemand unter ihnen hat dies vielleicht so schwer empfunden als gerade die tüchtigsten und arbeitsamsten, wie Auler- und Imhof-Pascha und der Admiral Kalau vom Hofe.

Goltz-Pascha allein bildete eine Ausnahme von der Regel. Ihm wurde wenigstens als Leiter der Kriegsakademie und des Generalstabswesens eine gewisse Selbständigkeit gelassen, in der er sein großartiges Organisations- und geistiges Erziehungstalent zur Geltung bringen konnte. Noch heute betrachten alle so pflichttreuen und ruhmgekrönten türkischen Heerführer und Oberoffiziere Goltz-Pascha als ihr Vorbild und ihren Führer, sind stolz auf ihn und hängen an ihm wie Kinder und Schüler an ihrem geliebten Vater und Lehrer. Daß er siegreich kämpfend auf dem Felde der Ehre für die ottomanische Nation sein Leben dahingeben konnte, wird sein Andenken all seinen Freunden in der Türkei, die ihm ein zweites Vaterland wurde, um so unvergeßlicher erscheinen lassen.

Die Aengstlichkeit, der Verfolgungswahn des Sultans waren so groß, daß Uebungen außerhalb des Kasernenhofes unmöglich waren.

Als Goltz-Pascha zum ersten Male einen kleinen Uebungsritt außerhalb der Tore mit seinen Generalstabsoffizieren unternahm, überbrachten die Spione sofort dem Sultan die Meldung von der Entdeckung einer militärischen Verschwörung und taktischen Vorbereitungen zur Eroberung des Jildis-Kioskes. Und der Sultan glaubte. Die Generalstabsreisen aber mußten unterbleiben, und Goltz-Pascha war gezwungen, seine praktisch erzieherische Tätigkeit in die Provinzen zu verlegen. Im Gardekorps und um Konstantinopel durfte seit dem Kriege 1878 kein scharfer Schuß fallen, kein Geschütz durfte auf dem Schießplatze zu Tschataldja feuern, es sei denn zu kleinen Materialprüfungen und auf Grund besonderen kaiserlichen Iradés.

So kam es denn, daß die mazedonischen, kaukasischen, syrischen, anatolischen Linienkorps weit feldtüchtiger wurden als das glänzende, im Hofleben aufgehende, doppelt so starke Gardekorps.

Digitized by Google

Wenn wir diese zwar sehr dekorative und repräsentative, aber in militärischer Hinsicht keineswegs befriedigende Stellung der deutschen Militärmission zu Zeiten Abd ul Hamids mit dem heutigen wirklichen Vertrauensverhältnis zwischen den deutschen und ottomanischen Offizieren vergleichen, so fällt der Unterschied doppelt auf.

Marschall von der Goltz und Liman von Sanders-Pascha mit ihren Offizieren, wie die Besatzungen der „Goeben" und „Breslau" wurden von ihren türkischen Kameraden wie Brüder behandelt, sie haben sich das Vertrauen der ganzen Armee in blutigem Kampfe an den Dardanellen errungen und können ihrerseits mit Recht stolz sein auf die Gewandtheit und den Todesmut der mit ihnen kämpfenden türkischen Offiziere und die Tapferkeit und heldenmütige Ausdauer der ottomanischen Truppen. Blut und Eisen haben die Nationen des Vierbundes untrennbar zusammengeschmiedet.

Schlimmer noch war es um die Marine bestellt. An ihrer Spitze stand der dem Sultan unbedingt ergebene, aber völlig unwissende und in Völlerei und Schwelgerei aufgehende Hassan-Pascha. Er „fraß", wie die Jungtürken mit Ekel und Widerwillen erklärten, die ehemals schöne Flotte und verdaute Panzerschiffe. Er besaß einen Harem von dreißig Weibern, aus denen er als praktischer und musikliebender Herr eine Damenkapelle gebildet hatte. Jede seiner Frauen mußte ein anderes Instrument erlernen und auf diese Weise ein ganzes Damenorchester seine vielen müßigen Stunden kürzen. Bei den Illuminationen zur Feier des kaiserlichen Geburtstages war sein Konak stets am schönsten beleuchtet, er zeigte gewöhnlich ein in allen Farben leuchtendes großes Schiff, so ziemlich das einzige, was er der türkischen Marine übriggelassen hatte. Aber der Sultan kannte sein Treiben, er war zufrieden damit, denn es überhob ihn der Angst, daß einmal die türkische Flotte aus dem Goldenen Horn herausdampfen und vor dem Jildis erscheinen könnte, wie seinerzeit vor Dolma-Bagdsche, um Abd ul Aziz zu entthronen.

Nicht genug mit dieser Mißwirtschaft, wurden auch die noch brauchbaren Kreuzer und Torpedoboote durch Entnahme der Geschützverschlüsse und wichtiger Maschinenteile, die kunterbunt durcheinander im Jildis verwahrt wurden, dienstunfähig gemacht. Dafür aber zog jeden Freitag beim Selamlik ein Marinedetachement mit zur Parade auf, und das Schönste an ihm war seine Militärkapelle. Denn die spielte prächtig.

Unendlicher Mühe und Tatkraft der jungtürkischen Verwaltung bedurfte es, um dieses Chaos wieder zu ordnen, und um so stolzer darf die türkische Marine auf die glänzenden Erfolge sein, die sie in diesem Kriege erreicht hat.

Nicht viel besser stand es im Kriegsministerium. Des unförmlich dicken, unendlich faulen und fast noch unwissenderen Kriegsministers Riza-Pascha einziger Lebenszweck schien es zu sein, jeden Freitag neben dem kaiserlichen Phaethon grüßend und katzbuckelnd einherzuhumpeln.

Der Großmeister der Artillerie, Zeki-Pascha, verstand, wie er selbst zugab, nicht das geringste von der Artillerie, war aber daneben noch Chef der Militär-

Digitized by Google

spionage, des Militärbildungswesens und der Militärsanitätspflege, aber auch bei dieser vielseitigen Tätigkeit war der Chef vielleicht der Ungebildetste und Unwissendste. Mit Haß und Abscheu betrachteten ihn die Jungtürken und machten ihn verantwortlich für das unglaubliche Spionage- und Denunziantentum, das manchen jungen, hoffnungsvollen Offizier elend zugrunde gerichtet, in die Verbannung nach dem Kaukasus oder dem Yemen gesandt oder gar geheim oder öffentlich ermordet hatte. Aber er war ein treuer Diener seines Herrn, wie ihn Abd ul Hamid sich wünschte, und imponierte diesem selbst durch die maßlose Unverfrorenheit, mit welcher er die kaiserliche Kasse und besonders die Güterverwaltung des „Wakuf", wo immer es möglich war, zu plündern suchte. In der Revolution ist er von der Bildfläche verschwunden, sein Schicksal ist mir unbekannt geblieben.

Bekannter geworden ist der Ausgang der beiden andern Hauptspione — des Generals Mehmed Tscherkeß-Pascha, des Chefs der Geheimpolizei im Palaste, und Fehim-Paschas, des Chefs der politischen Polizei. Wieviel Mord, schuldlose Einkerkerung und Verbannung diese beiden Verbrecher auf dem Gewissen hatten, kann wohl kaum noch nachgeprüft werden. Bei der ängstlichen Natur des Sultans genügte ein leiser Verdachtsgrund, um den Verdächtigen zeitlebens unglücklich zu machen oder sogar seinen Tod zu veranlassen. Persönliche Feindschaften und Intrigen und vor allem die Habgier, sich des Erbes der Ermordeten zu versichern, kamen hinzu, um die Herrschaft dieser beiden Männer zu einer fürchterlichen, unerträglichen zu machen. Sie bereiteten bestens den Boden für die so plötzlichen, aber lange im geheimsten vorbedachten glänzenden Erfolge des Jungtürkentums vor.

Feige und elend verfielen dann die beiden Männer ihrem Geschick. Mehmed Tscherkeß versuchte sich im Palaste zu verstecken, wurde aber gefunden und aufgehängt, Fehim gelang es, nach Brussa zu entfliehen, er wurde aber dort auf der Straße aus seinem Wagen gerissen, zu Boden geworfen und mit Fußtritten, wie eine giftige Schlange, zertreten.

Selbst unter den Ministern und höchsten Hofbeamten gab es einige, welche die Spionage als Erwerbsquelle und als Mittel, um sich beim Sultan in angenehme Empfehlung zu bringen, betrachteten. Und Frauen dieser Beamten, die mit hohem, festem Gehalt als „Hof- und Palastdamen" angestellt waren, um die Fremdenkolonie, die Diplomaten, türkischen und levantinischen Kreise auszuspionieren. Allen haben es die Jungtürken mit Zinsen und Zinseszinsen heimgezahlt. Es heißt, der Sultan überwachte persönlich die durch dieses Denunziantentum, durch wahre oder fingierte Verschwörungen hervorgerufenen Bluturteile. Man sprach von vergiftetem Kaffee oder Konfitüren und von einer geheimnisvollen Falltüre, welche das ahnungslose Opfer in den Tiefen des Bosporus verschwinden ließ. Wie viele Opfer der Sultan selbst in seinem verbrecherischen Wahnsinn hinmorden ließ, wie viele zu Lasten seiner Günstlinge fallen, wie viele Grausamkeiten mit oder ohne sein Wissen, aber unter seinem Schutze verübt worden sind, wird wohl kaum je mit Sicherheit festzustellen sein.

Digitized by Google

Aber nach allem, was man täglich sah und hörte, war die Erbitterung der Jungtürken psychologisch wohl zu begreifen, und sprechen die offensichtlichen Veränderungen und Fortschritte der neuen Partei eine zu beredte Sprache.

Nur eine furchtbare Blutschuld Abd ul Hamids dürfte heute schon außer Frage stehen. Es sind die entsetzlichen Armeniermorde und das unsinnige, von allen liberalen und einsichtigen Türken widerratene, jedes Jahr sich wiederholende Gemetzel in Mazedonien.

Es ist zweifellos festgestellt, daß die Anstifterin dieser Verbrechen, die Schürerin all dieser Aufstände die heuchlerische, hinter ihrem frommen Cant sich deckende Regierung Englands war, die dazu schlau den Wahnsinn Abd ul Hamids benützte, um ihn zu den rücksichtslosen, blutigen Verfolgungen jener Unglücklichen aufzuhetzen, die er als Geheimbündler und Verbrecher gegen seine eigene Person ansah, und mit deren Vernichtung er den ganzen Liberalismus, das ganze emporstrebende Jungtürkentum zu treffen suchte.

Aber was hatten jene unglücklichen, harmlosen, wehrlosen Lastträger, die „Hamals" Konstantinopels, die er zu Tausenden hinschlachten ließ, zu tun mit jenen wirklich gefährlichen armenischen Verschwörern, die in London und Paris saßen und dort die Geschäfte Großbritanniens besorgten? Und jene Tausende, die den kurdischen Räuberscharen überliefert wurden, nachdem englisches Geld und englische Agenten einige schwächliche Aufstände zum Aufflackern gebracht hatten?

Und mit welcher Schamlosigkeit ließ Abd ul Hamid seine Blutbefehle vollstrecken! Wurden doch die unglücklichen Opfer mit Knütteln erst auf den Wagen erschlagen, welche die Leichen nach dem Hafen fahren sollten, weil sich die Mörder die Mühe ersparen wollten, sie hinaufzuschleppen. 6000—8000 Armenier sollen in jenen Schreckenstagen allein in Konstantinopel hingemordet und in den Bosporus geworfen worden sein.

Kurz darauf sank an der Serailspitze ein Schiff. Der Taucher, welcher das Wrack untersuchte, weigerte sich, wieder hinunterzusteigen, denn der ganze Seeboden war bedeckt mit in der Strömung hin und her pendelnden, wie lebend erscheinenden, aufrechtstehenden Kadavern, die Füße mit Kanonenkugeln beschwert. Ein andermal, so hieß es, ließ ein französischer Dampfer infolge Havarie Anker vor dem Jildis-Kiosk werfen. Das Heißen des Ankers war nahezu unmöglich, und es zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß er sich in einen wirren Haufen mit Ketten verbundener Leichen verstrickt hatte.

Der Kapitän ließ den Anker schlippen, fuhr weiter und fragte von Smyrna aus beim Botschafter Constans an, was er tun und melden solle. Worauf dieser antwortete: „Il ne faut pas vouloir lever les secrets du Bosphore!" ...

Die junge Türkei hat mit dieser autokratischen Schreckensherrschaft eines wahnsinnigen Monarchen gebrochen. Ihr erster, schönster und, wie sie in ihren Erfolgen bewiesen hat, wirksamster Grundsatz war: Schutz den verschiedenen im Ottomanischen Reiche lebenden Rassen, Religionen, Nationalitäten, Individuen. Ihr Ideal wäre, das für die Türkei zu erreichen, was unser herrlicher Kaiser

Digitized by Google

mit den kernigen Worten ausgedrückt hat: „Ich kenne jetzt keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“

Auch der Krieg hat alle Parteien, Religionen und Rassen in der großen Türkei geeint, und gemeinsam schlagen alle Herzen zu dem großen Ziele, die fremden Eroberer, besonders die Engländer und Russen, diese ewigen Zerstückeler des Ottomanischen Reiches, diesmal vernichtend weit über die Grenzen hinauszutreiben. Und dieser Reichsgedanke wird hoffentlich im Kaukasus wie im Irak und in Aegypten zum glücklichen Ziele führen.

Ein ganz besonderer Krebsschaden der alten Türkei war die große Bestechlichkeit der hohen Palastbeamten, besonders der beiden Sekretäre, Tahsin und Izzed-Pascha, gewisser Kammerherren, wie Raghib und Faik-Bei, die vielfach ganz offiziell — mit Kenntnis des Sultans — bei den großen Regierungsgeschäften ihre prozentuale Beteiligung bekanntgaben und durchsetzten. So konnte es vorkommen, daß bei einem Millionenankauf von Schießpulver die Lieferung für 76 Piaster einer konkurrierenden Firma zugeschlagen wurde, während einige Wochen vorher die unterlegene genau die gleiche Ware unter genau gleichen Abnahme- und Zahlungsbedingungen für 33 Piaster angeboten hatte. Der Raub von mehreren Millionen Differenz wurde unter einige Privatpersonen verteilt — und die Staatskasse hatte das Nachsehen. Ebenso kam es vor, daß der eine oder andere Botschafter für einen Landsmann mit einem großen Aufwande von diplomatischem Apparat, wie in dem Falle Lorando Tubini, den Sultan zu geschäftlichen Transaktionen und Zugeständnissen zu zwingen suchte, die keineswegs immer in seinem oder dem Staatsinteresse lagen. Gegen diese Persönlichkeiten richtete sich denn auch noch der besondere Haß der Jungtürken, die da behaupteten, daß sich diese Leute die besten Stücke aus dem Felle der Türkei herausschnitten.

Ein solches persönliches Eingreifen des Sultans wäre aber unmöglich gewesen ohne die geradezu unglaubliche Konzentration in seiner eigenen Person, zu welcher er die Regierungsmaschine eingerichtet hatte. Trotz einer zehnfachen Arbeitskraft wäre es beim besten Willen unausführbar gewesen, die ungeheure Arbeitslast, die er sich damit aufgebürdet hatte, zu bewältigen. Alles, auch die gleichgültigste Bagatellsache, mußte von ihm genehmigt werden, und wenn es auch keine Unterschrift, sondern nur eine Zustimmung, ein „Iradé“, kostete, so genügte diese Schwierigkeit doch, um die wichtigsten Angelegenheiten monate-, jahrelang ruhen zu lassen. Handelte es sich um europäische Interessen, so konnten diese dann nur noch mit Hilfe der Diplomatie durchgeführt werden. Dazu kam, daß die Minister — aus Menschenscheu — fast nie zum Vortrag befohlen wurden. Alle Geschäfte und Korrespondenzen erledigten die beiden Sekretäre!

Es gab nur wenige Verwaltungen, denen eine etwas größere Selbständigkeit eingeräumt war, wie der Verwaltung der kaiserlichen Zivilliste und Krongüter und dem Oberstallmeisteramte. Aber an der Spitze beider standen auch ganz hervorragend ehrliche, brave und in jeder Beziehung absolut zuverlässige

Digitized by Google

Persönlichkeiten. Der Minister der Zivilliste war ein römisch-katholischer Armenier, der Oberstallmeister Faik-Pascha hatte drei Jahre in der deutschen Armee Dienst getan und verband die tiefe Religiosität, das ernste Moralbewußtsein und die Zuverlässigkeit des strenggläubigen Mohammedaners mit all den Anforderungen, die man an einen tüchtigen, pflichteifrigen deutschen Offizier stellen muß. Er hing mit treuer Untertanenpflicht an seinem Herrn, mit religiöser Verehrung an seinem Kalifen, dem Nachfolger des großen Propheten.

Und doch konnte er sein klares Auge nicht all dem Ungemach, der Verderbtheit und Morschheit verschließen, die ihn und den kaiserlichen Hof von allen Seiten umgab. Er versuchte zu helfen, zu bessern, was er konnte. Trotzdem er seinen Herrn, wie viele andre, in letzter Stunde nicht verließ, sondern treu zu ihm stand, wurde er doch von den Jungtürken in hohen Stellungen gehalten, da sie seine Ehrlichkeit und Tüchtigkeit kennengelernt hatten, und kommandierte zuletzt das syrische Armeekorps in Damaskus.

Vielleicht die interessanteste Erscheinung unter den hohen türkischen Beamten war der Großwesir Ferid-Pascha, Chef des großen Geschlechts der Vlora, das bei Valona und Delvino in Albanien über viele Hunderttausende von Morgen fruchtbarsten Landes gebietet. Er zeigte ein glückliches Gemisch jenes braven, vornehmen, konservativen Alttürkentums, lebhaft durchsetzt von modernen Einflüssen, für die er infolge seiner schnellen Auffassungsgabe — wie viele Albanesen — besonders empfänglich war.

Ein solch charaktervoller Albanese, beseelt von höchstem Ehrgefühl und Pflichteifer, war auch Pertew-Pascha, ein dankbarer Schüler Goltz' und Haeselers, in dessen Wohnung und Bibliothekzimmer man glaubte, sich im Hause eines deutschen Generalstabsoffiziers zu befinden. Er hat den türkischen Generalstab später als sein Chef zu mustergültigen Leistungen heranzubilden gewußt.

Auch die Palastgarde des Sultans bestand zum großen Teile aus Albanesen, und es war nicht rätlich, mit diesen anzubinden. Selbst die Spionage machte vor ihr Halt. Kam es doch vor, daß ungerechte Denunziationen und Verfolgungen sofort mit Blutrache gesühnt wurden und auf offener Straße in Pera oder Stambul der Verwandte des Geschädigten den Beleidiger niederschoß. Leider fiel auch ein fremdländischer Offizier aus Unkenntnis dieser nationalen Sitte zum Opfer.

Eine einzige Ausnahme von dieser Regel ist mir bekannt. Ein junger, fremdländischer Diplomat, dem eine gewisse Brutalität nicht abzusprechen war, machte in Begleitung eines Prinzen der gleichen Nation einen Spazierritt in der Nähe des Jildis-Kiosk. Ein Soldat der albanesischen Palastgarde wollte ihn am Betreten eines verbotenen Weges hindern und griff ihm in den Zügel, erhielt aber einen so furchtbaren Schlag mit dem bleiernen Knopfe der Reitpeitsche, daß er zusammenstürzte und drei Tage später starb. Vor seinem Tode zum Bewußtsein gelangt, hatte er aber den Edelmut, zu erklären, vielleicht auch einem gewissen Zwange des Sultans folgend, um den Europäer vor der Blutrache zu bewahren, daß seine Verletzung durch den Hufschlag des Pferdes er-

Digitized by Google

folgt sei. Die betreffende Regierung hielt es aber doch für geraten, den jungen Diplomaten schleunigst von dem unsicheren Boden Stambuls nach dem äußersten Osten zu versetzen.

Unter den fremdartigen Rassenerscheinungen in den türkischen Kreisen fiel vor allem das tscherkessische und arabische Element auf. Reouf-Pascha, trotz seinem Holzbein seit zwanzig Jahren Kommandierender General des Gardekorps, war ein typischer Vertreter der edlen und gastfreien Tscherkessen. Mit welchem Stolz erzählte er von seinen interessanten Feldzugserinnerungen aus dem Russisch-Türkischen oder Krimkriege, wie er bei Eski Saghra die letzte Handvoll seines dezimierten Regiments durch Vorbeten von Koransuren zum äußersten Widerstand entflammte, oder scherzhaft lächelnd, wenn er von seinen Erlebnissen als junger Leutnant am Hofe Napoleons III. sprach, wie er vor einem großen Maskenfeste in höchster Eile zur schönen Kaiserin Eugenie nach den Tuilerien befohlen wurde, um ihr — die Hosen zuzubinden, mit denen die hohe Frau in der Tracht einer morgenländischen Sultanin absolut nicht zurechtkommen konnte. Und ihre Hofdamen auch nicht. Die fast zwei Meter langen türkischen Frauenbeinkleider werden nämlich oberhalb des Knies und nicht an den Knöcheln festgebunden, wie die Kaiserin vergeblich versucht hatte.

Reouf-Paschas edle Natur und Herzensgüte zeigte sich am besten in seinem trefflichen Familienleben und der vorzüglichen Erziehung seiner Söhne, von denen der älteste, Ihsan-Bei, ein hervorragender Diplomat, die beiden jüngeren, Mehemed Ali und Reouf, tüchtige, wohlunterrichtete Offiziere geworden sind.

In der kaiserlichen Familie selbst findet sich das tscherkessische Blut sehr reichlich vertreten. Ist es doch durch die Sitte streng verboten, daß der Sultan die Zahl seiner gesetzlichen vier Frauen aus den reichen und vornehmen Familien des Landes ergänzt, er ist gezwungen, diese, wie auch die Kadinen, aus der Zahl der gekauften, zumeist tscherkessischen Sklavinnen zu entnehmen, um jede Familienpolitik der Anverwandten von vornherein unmöglich zu machen. Zu Zeiten Abd ul Hamids sorgte ein großes Institut mit zirka 400 Pensionärinnen, die, im Kindesalter angekauft, bis zum sechzehnten Jahre mit etwas Musik, Religion und Literatur unterrichtet wurden, für den Nachwuchs des Harems, dessen Bewohnerinnen man wohl übertrieben auf etwa 3000 schätzte.

Der jetzige Sultan ist weit genügsamer in seinen Familienbeziehungen und hervorragend ernst veranlagt. Es heißt sogar, daß er ganz monogamisch lebe. Die Jungtürken haben bekanntlich bei der Einnahme des Jildis den Harem des alten Sultans kurzerhand aufgelöst und in alle Winde zerstreut, ihm selbst aber als Trösterinnen seiner Einsamkeit nur ein Dutzend seiner Lieblingsfrauen gelassen.

Der Sklavenhandel floriert heute noch zwischen dem Kaukasus und Konstantinopel trotz allen russischen Verboten, und man kann es den jungen Tscherkessinnen, Abchasen und Lasen nicht verdenken, wenn sie das Leben als Dienerin oder Ehefrau in einem reichen türkischen Harem, womöglich des Sultans selbst, der Mißhandlung und der Fronarbeit bei ihren Eltern und Eheherren in der Heimat vorziehen.

Digitized by Google

Ein andres in der Armee wie im Harem des Sultans stark vertretenes Element war das Arabertum. Der Araber zeichnet sich vor allem durch eine außerordentlich hohe Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe aus. Er ist von sehr großer persönlicher Anhänglichkeit, Treue und Gastlichkeit und energisch und zäh in der Verfolgung einmal als richtig erkannter Ziele und Gedanken. Religiöser Fanatismus und Unduldsamkeit findet sich häufig und fast bei Christen noch schärfer betont wie bei den Mohammedanern. So sind die katholischen Araber des Libanon, die Maroniten, äußerst intolerant, ihre jahrhundertelangen mohammedanischen Gegner, die Drusen, ebenso freidenkend auf religiösem Gebiete. Bei den schlechten Elementen des Arabertums finden sich häufig große List, Verschlagenheit und Unzuverlässigkeit, die vor Verrat nicht scheut, und während bei der weitaus überwiegenden Zahl von guten Elementen die persönliche Tapferkeit eine Stammestugend ist, findet sich dort ebenso große Feigheit.

Unter den vornehmen Arabern in Konstantinopel spielten der Minister des Innern, Melhamé-Pascha, dessen schöne, schwarzlockige, vorzüglich erzogene Töchter italienische und deutsche Offiziere heirateten, ein katholischer Syrer, und Izzed-Pascha, der zweite Sekretär des Sultans, die hervorragendste Rolle. Machmoud Mustapha-Pascha, der glänzende Führer der jungtürkischen Revolution und spätere Generalissimus, war die Verkörperung des edelsten Typus des Arabertums. Sein Andenken ist unvergänglich, seine Schicksale allzu bekannt. Deutsches Wesen und deutsche Art liebte er wie keiner, hatte er doch lange Jahre als Offizier Deutschland und besonders süddeutsche Eigenart kennen gelernt. In seinen persönlichen Ansprüchen war er von einer rührenden Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Unzählige Male hatte ich Gelegenheit, ihn in seinem damaligen Hauptquartier — in Tophané —, umgeben von seinem ausgewählten Stabe, worunter sich auch der ehemalige Berliner Militärattaché befand, aufzusuchen. Die Anregungen, die er mir gab, werde ich nie vergessen. Unter einem solchen Führer mußte die jungtürkische Frage zu einem siegreichen Ausgang gelangen, mußten die Ideen veredelt werden und zur Reform und mächtigen Neubildung des Ottomanischen Reiches sich verstärken.

Sein intimer Freund und Vertrauter war der berühmte Artilleriegeneral Ali Riza-Pascha, der energische Führer der türkischen Artillerie im griechischen Feldzuge, und gleich Machmoud Mustapha-Pascha außerordentlich anspruchslos und in den bescheidensten Verhältnissen lebend. Beide aber wurden von der Geheimpolizei des argwöhnischen Sultans auf das schärfste überwacht, und es bedurfte ganz außerordentlicher Vorsichtsmaßregeln meinerseits, um die Herren in ihren Privatwohnungen aufsuchen zu können. Interessant waren diese Besuche immer, besonders zur Beiram- und Ramazanzeit, denn auch in der Türkei trifft der Grundsatz zu, daß der Stil der Wohnung auch vielfach charakteristisch für den Stil und die Lebensauffassung des Besitzers ist. So sah man beim Kriegsminister Riza-Pascha modernste, protzigste, kostbare, aber geschmacklose Pracht. Man wußte ja, er konnte sich's leisten — von seinen Ersparnissen. Bei Izzed-Pascha, dem angeblichen Fanatiker und Hauptförderer der Hedschas-

Digitized by Google

bahn, eines religiösen Unternehmens allererſten Ranges, das zur Stunde ſeine großartige ſtrategiſche Bedeutung gegen Aegypten erhalten hat, waren die Wände des Vorzimmers bedeckt mit Kupferſtichen, welche die Ruhmestaten — der Johanniterritter gegen die Türken ſchilderten. Gewiß ein Zeichen von außerordentlicher Toleranz, die ja überhaupt typiſch für manche Erſcheinungen des türkiſchen Denkens vor allem auch im ganzen Mittelalter geweſen iſt.

Während die unglücklichen, fleißigen und kunſtverſtändigen Moriskos von Philipp III. und die Juden von der Inquiſition aus Spanien herausgetrieben wurden, fanden letztere im Reich des türkiſchen Sultans bereitwillige Aufnahme; ihre Nachkommen leben heute noch zum größten Teil in Saloniki und Konſtantinopel unter dem Sammelnamen der Sephardim (im Gegenſatz zu den ruſſiſchen Askinaſi), und die Chriſten genoſſen im ganzen Reiche, wenngleich ſie auch Gjaur genannt wurden, völlige Religions- und Gewiſſensfreiheit!

Am intereſſanteſten war es aber doch, Izzed oder einen der andern Staatswürdenträger in dem ſtreng verſchloſſenen Jildis ſelbſt aufzuſuchen und dort das ganze Getriebe der Staatsmaſchine um den Sultan aus der nächſten Nähe zu ſchauen!

In einem gewiſſen Gegenſatze zu manchen türkiſchen Heimſtätten ſtanden die levantiniſchen Wohnungen, die meiſt mit erleſenſtem Geſchmack und Koſtbarkeit eingerichtet und von altererbtem Reichtum an Silberzeug, herrlichem altem Meißener, Wiener und chineſiſchem Porzellan, Stickereien und Teppichen angefüllt waren. Und faſt nirgendwo fehlten zwei klangvolle Steinway- oder Blüthnerflügel, die vom Muſikverſtändnis der Damen von Häuſern wie der Zarifis, Mavrocordatos, Eogenidis und Joannidis zeugten.

Wie der türkiſche Staatsgedanke und die Lehnsverfaſſung der Bildung von alteingeſeſſenen reichen Familien abhold iſt, ja aus dieſem Grunde — mit Ausnahme einiger Diſtrikte von Albanien, Syrien und dem Kaukaſus — nicht einmal Familiennamen kennt, ſo hängt auch der Türke ſelbſt nicht an der Heimſtätte ſeiner Eltern, und kein Sultan würde im Palaſte ſeines direkten Vorgängers wohnen wollen. Auch der Durchſchnittstürke richtet ſich daher nur für ſeine Lebensdauer ein und baut aus ſehr vergänglichem Holzmaterial, das leicht eine Beute des Feuers wird. Nirgendwo ſieht man daher ſo viele verlaſſene, halb in Ruinen liegende Holzhäuſer, wie gerade in Stambul und der Umgebung Konſtantinopels.

Aber trotzdem iſt der engere Familienſinn des Türken, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und der Geſchwiſter untereinander ein außerordentlich herzlicher, und Söhne berühmter und ausgezeichneter Väter ſuchen in Ermangelung des Familiennamens doch wenigſtens an den Namen des Vaters anzuknüpfen, wie der ſo beliebte und hervorragend tüchtige Berliner Botſchafter Mahmud Mukthar-Paſcha, der Sohn des heldenmütigen Marſchalls Mukthar el Ghazi, des Siegers im Kaukaſus, und die Nachfolger jenes berühmten Araberſcheichs Raſchid, die alle noch den Namen Ibn Raſchid tragen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung[1]

Von

Prof. Dr. Otto Wiener

Der Naturforscher, der sich erlaubt, von seinem Standpunkt aus über weltgeschichtliche Erscheinungen wie den gegenwärtigen Krieg zu urteilen, bekommt leicht zu hören: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Doch nicht ganz mit Recht. Denn die rein geschichtliche Betrachtung der Weltereignisse ist Gemeingut, nicht aber in gleicher Weise die naturwissenschaftliche Weltanschauung und die weittragenden Erfahrungen, die ihr zugrunde liegen.

Es handelt sich um die grundsätzliche Frage: Sind Kriege Naturnotwendigkeit oder lassen sie sich vermeiden, und wenn ja, lassen sie sich schon in der Epoche vermeiden, in der wir leben, oder ist der Völkerfriede einer fernen Zukunft vorbehalten?

Es gab ja auch eine Zeit, wo der Krieg aller gegen alle noch bestand, wo die Blutrache Notwendigkeit war, wo sie geübt werden mußte, wenn nicht die ganze engere Sippe, der sie Pflicht war, sich selbst dem Untergang weihen wollte. Diese Zeit wurde erst überwunden, als die Völker sich zu Staaten von nicht zu kleinem Umfang zusammengeschlossen hatten, die die Sühne für Mord selbst in die Hand nehmen konnten. Der Fortschritt, der darin lag, war außerordentlich, und es ist daher die Frage, ob nicht in analoger Weise auch ein Völkergericht entstehen wird, das das einzelne Volk, das den Frieden brechen will, zur Ruhe zwingen kann. Es ist gewiß meine Ansicht, daß ein solcher Zustand einmal eintreten kann, aber nicht von heut auf morgen, nicht durch Weltversammlungen und Kongreßbeschlüsse, sondern als Folge einer sehr langen Entwicklung. Sie setzt ein Alter und eine Reife des Menschengeschlechts voraus, eine Gleichwertigkeit aller erdbewohnenden Völker in Kultur und Wehrkraft, kurz einen Zustand, von dem wir noch sehr weit entfernt sind.

Denn das Menschengeschlecht ist noch sehr jung. Das möchte man gern bestreiten, wenn man auf das Alter der historischen Menschheit zurückblickt, das wir vielleicht auf zehntausend Jahre bemessen mögen. Aber was bedeutet dieses Alter gegenüber dem Alter der Menschheit überhaupt oder gar gegenüber dem Alter der Erde! Das Alter des Menschen, also eines Wesens, das dem

---

[1]) Die vorliegenden Ausführungen bildeten den Schluß eines Volkshochschulkurses über Physik im Kriege, den der Verfasser im Physikalischen Institut der Universität Leipzig am 10. März 1916 abschloß. Ein Teil der darin enthaltenen Gedanken, die sich auf die Unwahrscheinlichkeit eines nahen Weltfriedens bezogen, sind ausführlicher in dem April-Heft der „Deutschen Revue" vom Jahre 1911 enthalten, also in einer Zeit geschrieben worden, wo die mit dem Italienisch-Türkischen Krieg einsetzenden internationalen Verwicklungen noch nicht begonnen hatten.

Digitized by Google

heutigen Wesen bereits näher steht als dem am weitesten vorgeschrittenen Affen, mag man vielleicht auf hunderttausend bis eine Million Jahre schätzen, das Alter der Erde überhaupt seit der Zeit, als sie durch genügende Abkühlung für Lebewesen bewohnbar wurde, ist sehr viel höher. Man hat es erst neuerdings mit Hilfe des modernen Steins der Weisen, des Radiums, und seiner merkwürdigen Zerfallprodukte messen können. Und da kommt man auf ein Alter von etwa einer Milliarde Jahren. Was bedeuten demgegenüber die bißchen zehntausend Jahre des historischen Menschen!

Also wir befinden uns erst in der allerersten Jugend des Menschengeschlechts, günstigstenfalls, um einen individuell-menschlichen Vergleich zu gebrauchen, in den Flegeljahren der Menschheit. Und wir stehen in einer eigenartigen Entwicklung, an einem eigenartigen Wendepunkt der Menschheit, über den man sich klar wird, wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der Erde noch mit Naturvölkern bewohnt ist, die machtlos den eindringenden Kulturvölkern preisgegeben sind. Diese sind uns aber, vom geologischen Standpunkt gesprochen, ganz plötzlich nahegerückt. Denn es sind ja noch nicht hundert Jahre vergangen seit dem Auftreten der ersten Eisenbahnen. Diese und die Dampfschiffe, das ganze Zeitalter des Verkehrs haben die eigenartige Lage geschaffen, daß die größten Differenzen des Kulturniveaus einander nahegerückt sind. Nie hat es so große Unterschiede gegeben, und nie werden sie wiederkehren. Wo so große Niveaudifferenzen auftreten, da kommt es zu Katastrophen. Das ist ein ganz allgemeines Naturgesetz. Wo der Fluß im flachen Tale sich befindet, da mag er sanft dahinfließen. Wo das Wasser aber den Berg hinunterstürzt, da gibt es Verheerungen, wenn er plötzlich anschwillt. In diesem Falle befindet sich die heutige Menschheit.

Und neben dem gewöhnlichen Wettkampf der Völker kommt jetzt noch etwas Neues hinzu. Es ist der Kampf zweier verschiedenen Weltauffassungen oder zweier verschiedenen Sittenideale.[1]) Es ist der Kampf des Standpunktes des Egoismus mit dem Standpunkt des Altruismus, d. h. der Eigenliebe mit der Nächstenliebe, der Kampf der Geldmoral mit der Pflichtmoral; Sie können schließlich sagen: der Kampf des Guten mit dem absolut Bösen, wie sich noch neulich der beste Kenner Englands, Chamberlain, ausgedrückt hat.

Der Naturforscher wird manchmal gefragt: Wie ist das Böse und das Gute in die Welt gekommen? Die Antwort ist sehr einfach. Die Natur an sich kennt weder gut noch bös. Diese Begriffe kommen erst in die Welt in dem Augenblick, wo die Menschen sich ihrer selbst bewußt werden und mit jenen Bezeichnungen

[1]) Mit glühenden Farben versuchen deutsche und mit ihnen fühlende ausländische Gelehrte diese Tatsache den Zeitgenossen ins Bewußtsein zu prägen. Insbesondere sind mir neben Chamberlains Schriften bekannt geworden: Joh. Plenge, Der Krieg und die Volkswirtschaft u. a., Werner Sombart, Händler und Helden, Rud. Kjellén, Die Ideen von 1914. Insbesondere werden in diesen Schriften die Ideen von 1789 den Ideen von 1914 gegenübergestellt.

Digitized by Google

insbesondere die Verhältnisse des Menschen zu seinem Nächsten ausdrücken wollen.

Die Frage führt tief in die Entwicklung der Tierwelt hinein. Das erste, was ein Tier leisten muß, das überhaupt lebensfähig sein will, ist die Macht der Selbstbehauptung, sie führt zum Kampf mit andern Tieren, die ihm den Lebensraum bestreiten. Aber es genügt nicht, daß das einzelne Tier lebensfähig sei, es muß sich auch fortpflanzen können; nächst dem Einzellebewesen muß die Art erhalten werden. Das setzt zuerst Gattenliebe, sodann aber die Mutterliebe voraus, die die Mutter zwingt, für das Junge zu sorgen. Sie können sagen, mit der Mutterliebe ist das Gute, nämlich die Sorge für andre, in die Welt gekommen neben der Sorge ausschließlich für sich selber, was man als das Böse bezeichnen kann.

Jetzt tritt die große Frage in Erscheinung: Ist es möglich, daß diese Gefühle der Fürsorge übertragen werden können auf andre als nur die allernächsten Blutsverwandten? Hier scheiden sich die verschiedenen Arten; neben den Raubtieren, die vorwiegend bei dem Kampf aller gegen alle stehen bleiben, haben sich andre Arten entwickelt, die ein soziales Verhalten des Stammes ausgebildet haben. Neben niederen staatbildenden Tierarten, wie Termiten, Ameisen, Bienen, stehen da vor allem die Affen, aus deren Stammgruppe sich der Mensch entwickelt hat. Dieses soziale Verhalten samt der damit verknüpft erscheinenden größeren geistigen Fähigkeit hat so außerordentliche Vorteile für die Erhaltung der Art, daß sie es den Stämmen, die es ausübten, ermöglichte, sich gegen alle Raubtiere zu halten, trotz ihrer geringeren Wehrfähigkeit an sich. Das soziale Handeln vor allem hat den Menschen aus der Tierwelt herausgehoben.

Und jetzt erleben wir den großen Augenblick, wo die Natur ein zweites ähnliches Experiment anstellt, das entscheiden wird über die Aussichten des sozialen Volks und zugleich über die Aussichten einer größeren zwischenvölkischen Sittlichkeit. Und es ist begreiflich, daß sich dieser Kampf gerade in Europa abspielt. Die Menschheit in Mitteleuropa war von jeher von Ost und West bedrängt; es mögen hinzugekommen sein die schweren Prüfungen, die die Natur über sie in besonderem Maße verhängt hat, ich meine die Eiszeiten. So ist es wohl kein Zufall, daß gerade in Mitteleuropa unter den Germanen neben einer gewissen Kraft des erfinderischen Geistes die Wertschätzung der Tugend, der Treue eine besonders hohe war. Der Herzog sorgte für jeden seiner Mannen, die hinwieder dem Herzog Treue hielten. Diese deutsche Treue war ein fester Schild gegen die Feinde.

Und gerade hier knüpft die neueste Entwicklung an. Dem Ausspruch: „Der Staat bin ich" des Franzosenkönigs Ludwig XIV. steht Friedrichs des Großen Ausspruch gegenüber: „Der König ist der erste Diener des Staates." Jene Gesinnung führte zur Revolution, die nur den Egoismus der jeweils Herrschenden an Stelle des königlichen Egoismus setzte. Die Pflichtauffassung des großen Königs, zugleich die Pflichtauffassung des Königsberger Philosophen führte zu dem starken Preußenstaat, der sich 1871 mit dem übrigen Deutschland ver-

Digitized by Google

mählte. Und als die großen sozialen Schwierigkeiten Ende der 70er Jahre auftraten, da fand Bismarck in echt deutschem Geiste die großartige Lösung der sozialen Gesetzgebung, die uns bisher noch kein andres Volk nachgemacht hat.

Und nun kam die letzte Entwicklung. Das bisher unter den Völkern so bescheidene Deutschland erstarkte und zog durch seine in jeder Richtung erstaunlichen Leistungen die Aufmerksamkeit und den Neid der alten Kulturvölker auf sich, insbesondere Englands, jenes selbstsüchtigsten aller Völker, das für sich allein die Weltherrschaft beansprucht, das seit Jahrhunderten die Völker gegeneinander hetzt, das um so reicher zu werden hofft, je mehr es ihm gelingt, die andern Völker im Kampf verbluten zu lassen, dem es um so lieber ist, je länger diese Kriege dauern; jenes England, in dem es auch jetzt noch in erster Linie heißt: „Hilf dir selber," das eine Gruppe besonders reicher Männer beherrscht, die wieder ihrerseits die Meinung der Welt beherrschen durch eine weitgetriebene Käuflichkeit und Abhängigkeit der Zeitungen. So steht der Kampf des Geldes gegen die soziale Gesinnung. Werden wir besiegt, so siegt England, es siegt die Geldmoral, die Masse hat sich zu begnügen.

Wenn wir bisher siegreich waren, so verdanken wir das unsrer Erziehung zur Pflicht gegen den Staat. Es scheint sich zu bewähren, daß das gleiche Gesetz, das die Menschheit über die Tierwelt hinausgehoben hat, die deutsche Staatsauffassung erheben wird über die Staatsauffassung des brutalen Machtstandpunktes.

Siegt England, so wird die Welt auch weiterhin ausgesogen und zugrunde gerichtet zugunsten der paar reichen Engländer, die die Welt beherrschen. Siegt Deutschland-Oesterreich und die mit ihnen verbundene Mächtegruppe, so siegt der Gedanke der gegenseitigen Förderung aller Völker durch den ernst gemeinten Grundsatz der „offenen Tür", es siegt der Grundsatz eines friedlichen, ehrlichen Wettbewerbs gegenüber dem neiderfüllten Grundsatz der rohen Gewalt. Die Vernunft hat dann über die Unvernunft gesiegt, nicht aber durch Kongreßbeschlüsse, sondern durch das Bündnis der Vernunft mit sittlicher Macht und Gewalt.

Das ist der Weg, der in eine sonnige Zukunft der Menschheit weist, und die wohl schließlich einmal erreicht werden wird, die Zukunft der „Anpassung" der Völker aneinander, wenn nicht in Jahrhunderten, so doch vielleicht in Jahrtausenden. Dann wird sich aus der Mutterliebe, über die Liebe zur Familie, zum Stamm, zum Volk schließlich die Liebe zur ganzen Menschheit entwickelt haben. Erst dann wird sie mit Recht sich unsers Schillers herrliches „Lied an die Freude": „Seid umschlungen, Millionen!" zu eigen machen können.

Heute muß es noch für uns heißen: Alles bereit sein zu opfern für unser eigen Vaterland! Deutschland über alles in der Welt!

Digitized by Google

Französische Kriegsliteratur

Von

Prof. Dr. Justus Hashagen (Bonn)

Die herrschende Ansicht, die sich in Deutschland über die französische Kriegsliteratur gebildet hat, entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Zusammen mit der falschen Vorstellung, als wenn Frankreich durch die ersten Stöße völlig zu Boden geworfen werden würde, setzte sich die Meinung fest, die französische Kriegsliteratur sei im wesentlichen nur minderwertige Broschürenliteratur, die man nicht ernst zu nehmen brauche. Sie erschöpfe sich in der Broschüre zur Entflammung des Hasses oder zur Entflammung des Mutes, im Pamphlete, in der Kriegsnovelle, in Liedern, Gedichten und nicht zuletzt in Karikaturen. Aber man vergaß darüber die dicken Bücher. Der französische Buchhandel war freilich im September 1914, als die Deutschen an der Marne standen, teilweise haltlos zusammengebrochen. Aber seitdem hat er sich wieder erholt, und man darf nicht glauben, daß in Paris jetzt während des immer näher rückenden Krieges nicht auch größere Bücher erscheinen und ihre Leser finden.

Ein andres abfälliges deutsches Urteil wird über die Qualität dieser französischen Ware gefällt. Man braucht nicht zu begründen, daß es im wesentlichen das Richtige trifft. Die französische Kriegsliteratur ist teilweise überaus niedrig und gemein und wird in alle Ewigkeit ein Schandfleck sein für die französische Literaturgeschichte, übrigens kein ganz neuer; denn auch schon der letzte Krieg gegen die Deutschen ist von französischen Männern der Feder durch den Schmutz gezerrt worden. Eine charakteristische Blüte an diesem in Frankreich wurzelhaften und keineswegs erst aus England eingeführten Giftbaume ist die Greuelliteratur im weitesten Sinne. Man darf es wohl aussprechen, daß sie in einem gewissen Hange des Romanen zu krankhaften Grausamkeitsphantasien, zum Sadismus einen unerschöpflichen Nährboden findet, was man sogar an halbromanisierten Flamen wie Maeterlinck und Verhaeren beobachten kann. Die literarische Lüge erweist sich bei den Romanen in der Regel dann am wirksamsten, wenn sie der Phantasie das prachtvolle Bild des blutbesudelten Feindes vorzaubern kann. Daß die moderne Technik die Wiedergabe feindlicher Greuelszenen in angeblich photographischer Treue und beliebiger Masse und Fürchterlichkeit ermöglicht, leistet der Durchschlagskraft dieser gegen den Feind gerichteten Literatur kleineren Formates vielleicht noch mehr Vorschub als die Karikatur, die moralisch sozusagen immer noch auf einer höheren Stufe steht als die erlogene pièce justificative des Greuelbildes. Es bedarf schließlich eines pathologisch geschärften Auges, um bis in diese dunkelsten Teile der französischen Kriegsliteratur vorzudringen.

Man darf aber nicht vergessen, daß die französische Kriegsliteratur nicht nur für die Gasse und für das Tollhaus reif ist. Neben den Stimmen, die

Digitized by Google

vor Haß und Perversitäten heiser geworden sind, vernimmt man andre, vollere. Auch in Deutschland sollten sie nicht ungehört verhallen. Französische Selbstbespiegelung und Selbsttäuschung haben zwar auch über sie Gewalt. Wäre es nicht so, so würden sie in Frankreich selbst nicht gehört werden — so würden diese ernsthafteren Bücher überhaupt nicht erscheinen können. Aber hat man sich erst durch das Gewirr von Lügen und Phrasen hindurchgearbeitet, dem auch sie verfallen sind, so kann man immer noch aus ihnen lernen. Für die deutschen Barbaren wäre es keine Schande, sondern nur alte gute Ueberlieferung, wenn sie auch während des Krieges diesen französischen Büchern einige Aufmerksamkeit schenkten.

Die Franzosen besitzen seit langem eine sachlich vorzüglich fundierte, umfängliche und formell natürlich äußerst geschmackvolle Literatur über Weltpolitik und ihre Geschichte, über Frankreich als Weltmacht, über Frankreichs Beruf zur Weltmacht und seine weltgeschichtliche Kulturmission. Ein Beispiel für viele ist die ausgezeichnete „Bibliothek der Zeitgeschichte", die seit langem in Paris erscheint und für jeden Freund moderner Zeitgeschichte unentbehrlich ist. Wir Deutschen haben dieser Literatur bisher noch nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Natürlich dient sie nicht der historischen Wahrheit, sondern dem französischen Interesse. Aber ist sie darum weniger wirksam gewesen? Auch während des Krieges hat sie sich verhältnismäßig kräftig weiterentwickelt; sie hat durch den Krieg einen neuen, starken Antrieb bekommen und beschränkt sich keineswegs auf Frankreich und das Nächstliegende. Die orientalische Frage z. B., ein alter Liebling der französischen Literatur, wird ausgiebig behandelt. Mag der Durchschnittsfranzose vom Auslande noch so wenig wissen und wissen wollen: diese weltpolitische Literatur zeigt schon, daß er im eignen Lande Mittel hätte, seiner Unwissenheit abzuhelfen.

Als Vertreter einer solchen ernsthaften Literatur zur Geschichte der Weltpolitik und der deutsch-französischen Beziehungen kann neben dem in Deutschland viel zu wenig beachteten vortrefflichen Kenner René Pinon besonders Pierre Albin gelten. Wir verdanken ihm außer einer sehr brauchbaren Sammlung der großen internationalen Verträge seit 1815 und einer eingehenden Würdigung der deutsch-französischen Beziehungen in den letzten Jahren Bismarcks und unter Caprivi namentlich ein inhaltreiches, 1912 erschienenes Buch über die Marokkokrise, dessen Nebentitel: La querelle franco-allemande. Origines et développement de la crise de 1911 aber schon erkennen läßt, daß der Verfasser sein Thema in breiterem Rahmen behandelt. Als eine Fortsetzung dazu ist jetzt von Albin (bei Alcan in Paris) erschienen: La guerre allemande. D'Agadir à Sarajevo (Vorrede vom Mai 1915). Was die Albinschen ähnlich wie die noch zahlreicheren Pinonschen Bücher, die übrigens meist aus wertvollen Artikeln der Revue des Deux Mondes entstanden sind, trotz aller ihrer natürlich vorhandenen scharfen deutschfeindlichen Tendenz auch dem deutschen Leser immer wieder empfehlen müßte, ist das, was der Franzose la documentation nennt, nämlich das Bemühen, für alle entscheidenden Behauptungen Belege beizubringen. Da-

Digitized by Google

durch ist z. B. auch das 1912 schon in zweiter Auflage erschienene, höchst stoffreiche Werk des Advokaten Ernest Lémonon, L'Europe et la politique britannique (1882—1911), ausgezeichnet, eine der vollständigsten Schilderungen der neuesten englischen Auslandspolitik, die vorhanden sind. Albins neuestes Buch ist damit zu vergleichen. Es enthält die vollständigste Darstellung der internationalen Politik seit 1912 und wird als solche in Ermangelung eines Besseren zunächst unentbehrlich bleiben. Freilich die Tendenz! Mit einer Harmlosigkeit, die man kaum noch als aufrichtig hinnehmen kann, werden hier das kriegerische Deutschland und das friedfertige Frankreich in wirkungsvollen Gegensatz zueinander gebracht. Wie so oft bei den Franzosen, liegt die Tendenz besonders in der Auswahl. Das friedfertige Frankreich! Die internationale Politik des Jahres 1912 wird eingehend geschildert. Die Persönlichkeit Poincarés wird liebevoll behandelt. Daß er aber schon als Ministerpräsident nach Rußland reiste und dem Zaren die Trois Ans zu Füßen legte, erzählt Albin nicht.

Auch treten die außereuropäischen Ereignisse, was kein Vorzug ist, bei Albin ganz in den Hintergrund. Im übrigen wird aber gerade in der verwandten weltpolitischen Literatur der Franzosen besonders die kolonialpolitische Feindschaft gegen Deutschland gepredigt. Man sieht da bald: Gegenstände des gegenwärtigen deutsch-französischen Krieges sind nicht nur Elsaß und Lothringen. So war es zur Zeit Bismarcks. Heute ist es nicht mehr so. Frankreich kämpft nicht nur um seine verlorenen Provinzen, sondern auch um seine Stellung als Weltmacht.

Ein Buch des Kolonialpolitikers Pierre-Alype ist 1915 in Paris und Nancy erschienen und betitelt sich: „Die deutsche Herausforderung in den Kolonien". Elsaß-Lothringen kommt in diesem Buche kaum vor. Auf etwa 250 Seiten wird hier nur gegen die Unersättlichkeit deutscher Kolonialpolitik gehetzt. Und dabei muß der streitbare Verfasser selbst zugeben, daß die Erfolge der französischen Kolonialpolitik ganz außerordentlich gewesen sind. Ostasien ist wohl nur der Vollständigkeit halber noch hineingezogen worden. Selbst der Scharfblick des französischen Hasses vermag in der deutschen Ostasienpolitik nur höchst dürftige Spuren politischer Aktivität und verwerflicher Eroberungssucht zu entdecken. Man wird nicht eine Behauptung dieses Machwerkes ungeprüft hinnehmen — und doch daraus lernen können.

Die Vorrede hat Albert Sarraut geschrieben, vormals Generalgouverneur von Indochina, so wie Jules Cambon, ehe er in Berlin seine Lorbeeren pflückte, Generalgouverneur von Algier war. Das erinnert uns Deutsche von neuem an die noch nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß das Anwachsen der französischen Revanchestimmung seit etwa 1898 besonders kolonialpolitisch befruchtet worden ist.

Zur Vorgeschichte des Krieges hat auch der Pariser Historiker Ernest Denis (La guerre, 1915) das Wort ergriffen. Im Unterschiede von dem nüchternen Albin spielt bei ihm das völkerpsychologische Räsonnement eine größere Rolle. Es enthält richtige Beobachtungen, auch wenn es deutschfeindlich ist. Der National-

Digitized by Google

ökonom Yves Guyot, Hauptherausgeber des angesehenen Journal des Economistes, erklärt gar in der Vorrede eines 400 Seiten umfassenden Buches über die Gründe und Folgen des Krieges (1915), daß weder die Individuen noch die Völker vom Hasse leben könnten; es könne sich also auch nicht darum handeln, den Haß zu nähren. Er arbeitet mehr entwicklungsgeschichtlich und sagt nicht nur über die wirtschaftlichen Wurzeln des Krieges manches Interessante. Weit tiefer als diese und ähnliche Werke steht das von Alfred Baudrillart herausgegebene Sammelwerk: „Der deutsche Krieg und der Katholizismus", schon deshalb, weil es seinen Zusammenhang mit der oben berührten Greuelliteratur nicht verleugnen kann. Aehnliches gilt von den phantasievollen französischen Arbeiten über den deutschen „Pangermanismus", der übrigens mit unserm Alldeutschtum nicht ohne weiteres zusammenfällt, von der Literatur, die sich der Berichtigung der französischen Ostgrenze widmet, und von andern kleinen schwarzen Wolken, die vom literarischen Himmel so schnell wieder verschwinden werden, wie sie gekommen sind.

Zweck dieser wenigen Zeilen war nur, auf einiges hinzuweisen, was man nicht einfach als wertlose Eintagsfliegen abtun kann. Die Reihe ernsthafter Erscheinungen der französischen Kriegsliteratur ist damit natürlich nicht erschöpft. Man darf sie nicht übersehen, wenn man es für eine vaterländische Pflicht hält, Kenntnis des wirklichen Frankreich auch hinter der Front zu verbreiten.

Die Deutschen in Rumänien

Von

Universitätsprofessor Dr. Raimund Fr. Kaindl (Graz)

Wie in Polen und Ungarn,[1]) so reicht auch in Rumänien die Geschichte der Deutschen bis in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters zurück. Auch südöstlich des Karpathenbogens hat deutsche Arbeit und deutsches Recht schon frühzeitig zum Segen der Bewohner Wurzel gefaßt. Leider sind diese Beziehungen später erkaltet, so daß Frankreich und Rußland an unsre Stelle treten konnten.

Die ältesten deutschen Ansiedler kamen in die Walachei (den südlichen Teil des heutigen Rumänien) schon am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Damals war bereits der Süden Siebenbürgens von Deutschen besiedelt, und die deutschen Ritter, die 1211 mit dem Burzenland, der Umgebung von Kronstadt, von dem ungarischen König Andreas II. belehnt worden waren, drangen von hier über die Karpathen auch in die Tiefebene der Walachei. Seither ent-

[1]) Man vergleiche diese Zeitschrift Juli und September 1915.

Digitized by Google

ſtanden Anſiedlungen, von denen zunächſt Kimpolung (d. h. Langenau) erwähnenswert iſt. Die Anſiedler waren Sachſen und Siebenbürger. In einer Grabſchrift von 1373, die in der alten Kirche daſelbſt gefunden wurde, wird ſie als ſächſiſche Kirche (saxonicalis ecclesia) bezeichnet. Deutſche Kaufleute aus dieſem Orte erſcheinen oft in Hermannſtadt und Kronſtadt. In den Zoll-Liſten des erſteren Ortes von 1500 kommen vor: Mathias, Caſpar, Martin und Hans. In Kronſtadt erſcheinen aus Kimpolung: Chriſtian (1503), Caſpar (1542), Albert und Lorencz (1543). Aus dieſer Zeit (1524) iſt uns ein Schreiben der Kimpolunger an die Kronſtädter erhalten, das mit den Worten beginnt: „Wyr Richter und Purger ausz der langen Aw." Am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts und im Jahre 1657 werden die Sachſen von Kimpolung öfter genannt. Daraus iſt zu erſehen, daß in Kimpolung durch Jahrhunderte Deutſche wohnten. Ebenſo laſſen ſich Deutſche in vielen andern Orten der Walachei nachweiſen, ſo in Braila, Buzau, Gherghita, Tirgſor, Ghineſti, Tirgoviſte, Sotinga, Rimnicu, Arceſci, Piteſti, Arges, Caineni und Bukareſt. Für einzelne dieſer Orte waren deutſche Namen üblich. So hieß Buzau auch „Bozamarkt" oder „Büſſenmarkt".

Aehnlich lagen die Verhältniſſe in der Moldau, dem nördlichen Teil Rumäniens, zu dem damals auch die heutige öſterreichiſche Provinz Bukowina gehörte. Auch hier laſſen ſich ſeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in vielen Orten Deutſche nachweiſen, ſo in Sereth, Suczawa, Baja, Kotnar, Neamtu (d. h. der deutſche Ort), Roman, Jaſſy, Huſi, Birlad, Bakau, Forovan, Tortus u. a. Erwähnenswert iſt, daß für Roman die Bezeichnung „Romesmarkt" und für Jaſſy der Name „Josmarkt" oder „Jassmarck" vorkommt. Um das deutſche Leben in den moldauiſchen Orten zu charakteriſieren, möge nur über einen Näheres ausgeführt werden. Wir wählen zu dieſem Zweck die alte Anſiedlung Baja oder Bania, auch Molde oder Moldavia genannt. Sie ſoll nach dem moldauiſchen Chroniſten Koſtin nach den dort anſäſſigen ſächſiſchen Töpfern ihren Namen erhalten haben; jedenfalls iſt es eine alte Niederlaſſung der Sachſen. Aus dem Jahre 1384 lernen wir einen Peter Onkl aus Moldavia kennen; 1385 erſcheinen der Kaufmann Ruffus (d. i. der rote) Wernuſch, der Schneider Henſelm und der Kürſchner Heinrich aus dieſem Orte; 1386 und 1387 Johann Leffel, 1388 Bertold und Fredmann, 1406 Parvus (d. i. Klein) Petrus. Alle dieſe Männer werden in den Stadtbüchern von Lemberg genannt. Im Jahre 1408 erhält in Lemberg das Bürgerrecht Johannes Vitricus, ein Gürtler aus Moldavia, und 1414 Matthias Rözner aus demſelben Ort. Aus dem Jahre 1421 rührt ein deutſches Schreiben her, in dem „Groff vnd geſworn Burger der Stat Molde" den „erbern und weyzen Foyt (Vogt) vnd Rotmannen der Stadt Lemberg" Mitteilungen über das Teſtament des Kaufmanns Niclos Hecht machen. Auch in dieſem Schreiben werden mehrere deutſche Bürger von Baja genannt. Wie zahlreich die katholiſche und deutſche Bevölkerung von Baja damals war, ergibt ſich auch aus dem Umſtand, daß der moldauiſche Fürſt Alexander der Gute hier 1410 eine römiſch-

Digitized by Google

katholische Kirche erbaute; ebenso wurde hier 1413 ein katholisches Bistum errichtet, lauter Zeichen, daß die deutsche Bevölkerung vorherrschte, denn die Rumänen waren griechischen Glaubens. Wie bedeutend dieser deutsche Ort war, geht auch daraus hervor, daß er bei der Begründung des Bistums als „Haupt" (caput) des Landes bezeichnet wird und diesen Titel auch noch später aufweist. Im Jahre 1453 wird bei Baja eine Ansiedlung Sassicora (jetzt Saska, d. i. Sachsenort) genannt, die der Woiwode Alexander mit einer Urkunde vom 26. Januar 1453 an das Kloster Moldawitza verschenkte. In einer gleichzeitigen Urkunde werden die „Sasowe" (Sachsen) von Baja als gleichbedeutend mit der Bürgerschaft des Ortes angeführt. Auch wird in dieser Urkunde wieder Saska und ein Nemec- (d. i. Deutschen-) Bach genannt. Aus den Jahren 1502, 1527 und auch noch aus späterer Zeit besitzen wir deutsche Schreiben der Stadtvertretung von Baja an jene von Bistritz in Siebenbürgen. Laurenz, Mathias und Hanusch aus Moldavia erscheinen 1503 als Kaufleute in Kronstadt. Johann Kelcz, Bürger von Moldavia, verrichtet 1508 in Lemberg ein Rechtsgeschäft, und zwei Jahre später wird hier der Goldschmied Martin Wende aus Moldavia als Bürger aufgenommen. Als Bürger von Baja erscheinen ferner Adrian oder Odorian (1526), Wolfgang Samerer (1535) und Endres Zcwyckawer (1545); letzterer ist gewiß aus Zwickau über Galizien eingewandert. In einem Schreiben wird ferner um diese Zeit „Her Hanschin Growin (Graf) von dyr Moldin" genannt. Ebenso werden aus den folgenden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts viele Deutsche in Baja erwähnt. Aber am Ende dieses Jahrhunderts zählte der Ort unter beiläufig 3000 Hausweſen nur noch 60 lateinische Familien oder 316 Seelen Ungarn und Sachsen. Als der päpstliche Legat Bandini 1646 nach Baja kam, waren von den mehr als 1000 sächsischen Familien oder 6000 Seelen, die hier einst gewohnt hatten, kaum 40 Häuser mit 246 Köpfen übrig. Unter den Wohltätern der katholischen Kirche wird eine Familie Gros genannt, ein Name, den wir auch in Siebenbürgen finden. Als Anhänger eines unwürdigen Priesters wird der Apotheker Jakob Otth, ein Liebling des Woiwoden, erwähnt. Ferner werden angeführt: Anton Spenn, Johann und Mathias Wolfgang, Peter und Mathias Grossul (d. i. Groß), Valentinus oder Feltinasko, Martin Huttko, Johann Lankar. Oft kommen die Taufnamen Martin, Valentin und Mathias vor. Einzelnen der angeführten Namensformen merkt man bereits die Entnationalisierung an. Darauf weist auch der vor einigen Jahrzehnten gefundene Grabstein einer Anna Göbel mit rumänischer Aufschrift. Grabsteine mit deutschen und lateinischen Inschriften sind verschleppt worden. Die Aufschriften einiger aus den Jahren 1497 bis 1652 sind erhalten: Hic jacet Bartolomaeus dei servus sax 1497; Hi ist das Begräbniss der Sophia, des Peter Schneider sein Eheweib, und ist im Herrn entschlafen 1602 die 20 May; Hic repositus est egregius vir dominus Joannes Wolf de Bania A. 1652.

In der wüsten, von den Bauern noch jetzt als sächsisch bezeichneten Kirche befand sich folgende Inschrift:

Digitized by Google

Dazv ist Christvs gestorben
Avferstanden vnd wieder
Lebendig worden, daß er vns
Toten vnd Lebendigen Herr sei.
Gregor Kirschner A. D. 1572.

Leider sind aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert für die Entwicklung dieser Ansiedlungen sehr ungünstige Verhältnisse eingetreten. Dies hängt vor allem mit der Ausbreitung der türkischen Herrschaft zusammen und den zahlreichen Kämpfen und Kriegen, in die die Donaufürstentümer fast ununterbrochen verwickelt waren. Auch von den russischen Heeren sind sie wiederholt heimgesucht worden. Dazu kam, daß die Deutschsiedlungen in Ungarn und Polen damals verfielen und Nachschübe von dort aufhörten.

Sobald im achtzehnten Jahrhundert die Verhältnisse sich etwas beruhigten, riefen sofort einzelne Fürsten neue Ansiedler herbei.[1]) Es ist dies bezeichnend für die guten Erfahrungen, die man mit den Ansiedlern gemacht hatte. Auch jetzt waren besonders Handwerker und Kaufleute willkommen. Verschiedene Ansiedlungen entstanden, von denen in der Walachei besonders Bukarest sich bis zur Gegenwart glücklich entwickelte. Ebenso weisen aber auch andre Orte Deutsche auf. So in der Walachei noch Craiova, Caracal, Corabia, Turnu Severin, Verciorova, Tirgoviste, Curtea de Arges, Kimpolung, Ploesti, Campina, Busteni, Braila mit Jakobsonstal u. a. In der Moldau wohnen Deutsche in Jassy, Bakau, Buhus, Comanesti, Piatra Neamtu, Roman, Pascani, Folticeni, Gainesti, Botusan, Dorohoi, Galatz u. a. In allen diesen Orten haben sich zumeist deutsche Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Ingenieure, Müller, Lehrer, Erzieherinnen u. dgl. niedergelassen. Der Aufschwung, den das aus der Vereinigung der Moldau und Walachei entstandene Rumänien unter der Herrschaft Karls von Hohenzollern-Sigmaringen seit 1866 nahm, förderte diese Einwanderung. Bäuerliche deutsche Besiedlungen sind nur in der Dobrudscha (südlich der Donaumündung) möglich geworden. Dort siedelten sich seit 1846, besonders aber seit 1872 eine große Anzahl von deutschen Bauern an, die zumeist über Rußland, zum Teil aus Galizien herbeizogen. In dem völlig kulturlosen Lande haben die Kolonisten eine Reihe von Dörfern gegründet; so Atmagea, Catalui, Ciurcurova, Cogealac, Tariverdi, Fachri, Constanza, Anatolchioi, Koschali, Copadin, Sarghiol, Caramurat u. a. Diese Ansiedlungen sind die einzigen dörflichen Deutschorte in Rumänien, da sonst in diesem Reiche derartige Gründungen nicht zugelassen wurden. Die deutschen Ansiedlungen in der Dobrudscha zeichnen sich durch ihre reinlichen Häuser und Wohlhabenheit überaus gegenüber ihren Nachbarorten aus. Die Anzahl der Deutschen in der Dobrudscha beträgt etwa 6500 Köpfe. Die Gesamtzahl der heute in Rumänien (samt der Dobrudscha) wohnenden Deutschen ist 50000.

---

[1]) Vgl. meine „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" (Gotha, Fr. Andr. Perthes) II.

Digitized by Google

Wie in andern Karpathenländern, haben die Deutschen auch in Rumänien überaus erfolgreich für die Förderung der Kultur gewirkt. Den Großteil der Ansiedler bildeten die bürgerlichen Berufe. Deutsche Handwerker wurden in der Walachei und der Moldau zu jeder Zeit gern gesehen, oft auch dahin von den Fürsten gerufen, weil im Lande keine ordentlichen Gewerbetreibende vorhanden waren. Deshalb findet man an den bedeutendsten Kirchenbauten deutsche Steinmetzzeichen.[1]) In verschiedenen Orten sind deutsche Handwerker nachweisbar; auch ist es bekannt, daß sie nach deutschem Muster Zünfte bildeten. So richtet im Jahre 1472 der Suczawaer Richter an jenen von Bistritz ein Schreiben, in dem er ihm mitteilt, daß ein Geselle zu Suczawa „hot Lerjar gedynet awff dem Gerberwerg wnd her hott dasselbige auffgedynet, wnd ym dy meister kayn brieff wellen geben, swnder her mües vor (zuvor) haben von den Eltern eynen bryff". Um diesen Geburtsbrief des aus Bistritz stammenden Gesellen bittet nun die Suczawer Obrigkeit jene von Bistritz. Daraus ist zu ersehen, daß in Suczawa die Gerberzunft ganz nach deutschem Muster organisiert war. Von den Deutschen wurden auch die ersten Brauhäuser errichtet, so in Baja am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, ferner in Sereth und in Neamtu. Ebenso ist der ordentliche Mühlenbau, wie überall in den Karpathenländern, so auch in der Walachei und der Moldau von Deutschen eingeführt worden. Sie betrieben auch die Bergwerke. Auch gegenwärtig sind zahlreiche deutsche Handwerker in Rumänien tätig; dies kommt schon in den überaus zahlreichen damit zusammenhängenden deutschen Lehnwörtern im Rumänischen zum Ausdruck. Bezeichnend ist, daß die bessere städtische Tracht „deutsche Kleidung" (imbracaminte nemtesca) heißt. Von den gewerblichen Großbetrieben wurde, wie schon in früheren Jahrhunderten in der Moldau, auch in neuerer Zeit die Bierbrauerei von Deutschen gefördert. Zu den Buchhändlern in Bukarest zählen viele Deutsche: Winderhalder, Waldbaum, Gräve, Stork, Müller, Degenmann; zu jenen in Jassy: Hemschieg und Hennig. Sie führten um 1830 zahlreiche deutsche Werke ein. Ebenso zählten Deutsche zu den bedeutenderen Buchdruckern und Verlegern. In einer dieser Druckereien erschien auch die von Karl Schneider redigierte „Bukarester deutsche Zeitung" (zweimal wöchentlich), die vom Fürsten Bibescu unterstützt wurde. Auch gegenwärtig werden in Bukarest deutsche Blätter herausgegeben.

Neben den Handwerkern erscheinen vor allem deutsche Kaufleute. Der gewinnreiche Handel war eine der stärksten Triebfedern für die Einwanderung. Aus der Moldau wurde ein sehr lebhafter Handel nicht nur nach Ungarn und Siebenbürgen, sondern auch nach Polen und dem Orient betrieben. Deutsche Kaufleute aus moldauischen Orten werden oft in den Stadtbüchern von Lemberg und in den Zollrollen der siebenbürgischen Handelsstädte genannt. Wie reich einzelne dieser Kaufleute waren, mag daraus ersehen werden, daß der Bajaer Kaufmann Hecht bei „Wittram, Mitbürger der Lemborg" (Lemberg),

[1]) Einige sind in meiner „Geschichte der Bukowina" (Czernowitz 1904) abgebildet.

Digitized by Google

eine Forderung von 337 Mark hatte, die er als „Zelgerethe" (fromme Stiftung) der Stadt Lemberg verschrieb (1421).

Deutsches Geld und deutscher Unternehmungssinn spielen auch gegenwärtig in Rumänien keine geringe Rolle. In den letzten drei Jahrzehnten haben sich die Deutschen besondere Verdienste um die Anlegung zahlreicher Fabriken, um die Holzgewinnung und Dampfsägearbeit, ferner vor allem um die Petroleumindustrie erworben. Ihnen ist zu verdanken, daß Rumäniens Petroleumgebiet heute mit demselben reichen Erfolge ausgebeutet wird wie die russischen und amerikanischen. Die Deutschen haben in der Petroleumindustrie über 100 Millionen Lei (Franken) angelegt. Ebenso haben sie bedeutende Geldwerte auf den rumänischen Geldmarkt gebracht. Der Handelsverkehr mit Deutschland ist im steten Steigen begriffen. Während der Gesamtwert der Einfuhr aus Rumänien nach Deutschland 1880 bloß 46 Millionen Mark betrug und die Ausfuhr aus Deutschland nach Rumänien damals einen Wert von 10,9 Millionen Mark erreichte, sind diese Zahlen bis 1912 auf 138,2 und 131,7 Millionen Mark gestiegen. Der Verkehr Deutschlands mit den benachbarten Balkanstaaten ist dagegen weit geringer.

Die Deutschen haben die Rumänen mit dem städtischen Wesen bekanntgemacht. Die Einrichtung aller größeren Orte beruhte auf deutschen Grundlagen. Wie in den deutschen Ansiedlungsgebieten Galiziens und Siebenbürgens, woher diese Kolonisten kamen, herrschte in der Moldau und der Walachei eine auf deutschem Recht beruhende Stadtverwaltung. Auch die moderne Entwicklung der rumänischen Städte ist zum großen Teil ein Werk der Deutschen. In Bukarest stellte z. B. der Oesterreicher Freywald 1824 bis 1826 die Straßenpflasterung her; Ernst Mayer aus Sachsen entwarf 1824 den ersten Plan zur Rohrwasserleitung; der Wiener Brener errichtete 1828 das erste Hotel mit einer Gartenanlage, und Major v. Brotzin, ein Deutscher, vermaß etwas später wohl zum erstenmal die Ausdehnung der Stadt, als es sich um die Ausgestaltung des Straßennetzes und der Wasserleitung handelte.

Geringer ist die Bedeutung der Ansiedlungen der deutschen Bauern in Rumänien in älterer Zeit. Doch ist der heute so berühmte Weinbau Rumäniens von Deutschen eingeführt worden. So erzählt der päpstliche Visitator Bandini (siebzehntes Jahrhundert), daß ein moldauischer Woiwode einen trefflichen Weinbauer aus Siebenbürgen berufen habe; der Name dieses Deutschen war Gutnar, und nach ihm heiße der bekannte moldauische Weinbergort „Kotnar". In jüngerer Zeit konnten sich deutsche Bauern nur in der Dobrudscha ansiedeln und haben hier schon viel für die ländliche Kultur geleistet.

Frühzeitig erscheinen in Rumänien auch deutsche Priester und Mönche. Aber auch deutsche Söldner, Lehrer und Gelehrte zogen die deutschen Fürsten heran. Despota berief als Lehrer an die von ihm gegründete Schule in Kotnar den Johann Sommer, dem wir auch eine Biographie dieses Fürsten verdanken. Auch deutsche Aerzte fanden in der Moldau Beschäftigung. Auf

Digitized by Google

Ansuchen des Fürsten Stephan des Großen sandten ihm die Nürnberger schon 1502 den Arzt Johann Klingensporn. Auch hohe Beamtenstellen bekleideten Deutsche und gelangten so in den Bojarenstand.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich der französische Einfluß vielfach geltend gemacht. Vor allem verstand es Frankreich, seine Sprache und Mode in Rumänien zur Geltung zu bringen. Dafür ist folgendes bezeichnend. Als den Gymnasiasten in Jassy 1845 die Wahl zwischen Französisch und Deutsch freigestellt wurde, ließen sich 29 für die deutsche und 56 für die französische Sprache einschreiben. Seither hat der deutsche Einfluß wie auf wirtschaftlichem, so auch auf geistigem Gebiete stark zugenommen, und an vielen Schulen wird deutsch gelehrt; die Erziehung der Kinder durch deutsche Lehrer und Lehrerinnen ist in den wohlhabenden Familien sehr häufig; in Bukarest werden die Kinder der höheren Gesellschaft in die deutsch-evangelische Schule geschickt; die Zahl der an auswärtigen Schulen studierenden jungen Leute wächst von Jahr zu Jahr. Eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten Rumäniens, darunter die Gründer des Zoologischen und Ethnographischen Museums in Bukarest, sind Schüler deutscher Universitäten. Die Nachfrage nach deutschen Büchern ist lebhafter geworden; ebenso wächst die Zahl der Uebersetzungen aus dem Deutschen rasch an. An der Bukarester Universität wurde 1906 eine Lehrkanzel für deutsche Sprache errichtet. Unter den Beamten, Aerzten, Forschern, Künstlern und Dichtern Rumäniens gab und gibt es auch in neuerer Zeit zahlreiche Deutsche. Genannt sei hier die kürzlich verstorbene Königinwitwe, die unter dem Dichternamen Carmen Sylva allgemein bekannt ist. Aber auch das Theater- und das Zeitungswesen in Rumänien ist von Deutschen gefördert worden. Der hervorragende Führer der Bukowiner Rumänen, Reichstagsabgeordneter Tomaszczuk, trat für die Errichtung der deutschen Universität in Czernowitz auf das wärmste ein, und Baron Nikolaus von Mustazza, einer der bedeutendsten Rumänen der Bukowina, sagte einmal zu König Karol: „Majestät, wir (Bukowiner Rumänen) sind deutsch erzogen." „Ohne den Einfluß der germanischen Kultur hätten wir fast nichts von einer Nationalkultur," lautet ein Ausspruch des Professors Aurel Popovici, des Verfassers von „Groß-Oesterreich".

Danach sollte wohl für die Rumänen kein Zweifel vorhanden sein, welcher Interessengemeinschaft sie angehören. Besonnene Männer unter ihnen verkünden ihre Stellung auch jetzt klipp und klar. So weist Lupu Kostaki, eine der bekanntesten Persönlichkeiten Rumäniens, früher Generalsekretär im Ministerium des Innern, in einer Flugschrift nach, daß Rumänien nur an der Seite Oesterreich-Ungarns und Deutschlands seine Unabhängigkeit wahren könnte. Und der bekannte Politiker und Historiker Radu Rossetti führt in einer ähnlichen Schrift aus, daß die Heere, die in Frankreich, Flandern und Polen für die deutsche Sache kämpfen, gleichzeitig Rumäniens von Rußland bedrohte Zukunft verteidigen. Das Schicksal der Rumänen in Beßarabien ist kaum für die andern Rumänen anstrebenswert. Die törichte Parteinahme für Rußland und seine

Digitized by Google

Verbündeten ist zumeist durch den rollenden Rubel herbeigeführt. Alte Beziehungen zu Frankreich und der Haß gegen Ungarn wegen der Unterdrückung der ungarländischen Rumänen förderte diese selbstmörderische Agitation.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn[1]

Von

Prof. Dr. R. v. Scala (Innsbruck)

Inmitten des Kampfes, der unsre Welt erschüttert, fünf Erdteile in Flammen setzt, ist es uns heute möglich, auf Anregung und unter der Leitung der hiesigen Vertretung des Deutschen Reiches, einer allgemeinen, selbstverständlichen Pflicht nachzukommen, unsrer Kriegsteilnehmer und ihrer Familien zu gedenken — ohne Unterschied ihrer reichsdeutschen oder österreichisch-ungarischen Zugehörigkeit. Obwohl noch in Hörweite des Kanonendonners, rufen wir doch nach alter Friedenssitte die Musen zu unsrer Veranstaltung und widerlegen hiermit das geflügelte Wort: unter den Waffen schweigen die Musen. Die Möglichkeit hierzu aber schaffen allein unsre tapfern Streiter, die, ein lebendiger Wall von Kraft und Willen und Geist, uns schützen und als „Schildwache vor unserem Herde" stehen!

So weist uns gerade der heutige Abend darauf hin, daß wir Dankbarkeit unsern Helden in ihrer wortkargen Selbstverständlichkeit zollen müssen für ihre stete Selbstaufopferung zu Land und zu Wasser, unter der Erde und unter dem Wasser und hoch in den Lüften, die zum erstenmal menschliche Geisteskraft sich zum Kampfgebiet erobert hat — letzteres in seltsamer Erfüllung des einst entsagungsvoll gemeinten Wortes von Jean Paul Friedrich Richter, daß den Engländern die Herrschaft über das Meer, den Franzosen über das Land, den Deutschen über die Lüfte zugehöre. Wie Abenteuer („Aventiuren") aus altem Heldensange ziehen die gewaltigen Ereignisse an uns vorbei: die Eroberung von Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen, die entsagungsvollen Kämpfe in Tsingtau, in Galizien, in den Karpathen und im Argonnenwalde, der welterschütternde Sturmlauf von Gorlice ab über die Festungen und Städte Przemysl, Lemberg, Lublin, Warschau, Iwangorod, Nowo-Georgejewsk, Brest-Litowsk, Kowno, Luck, Wilna, die nervenerprobenden Isonzoschlachten, unsre Flieger über Paris, London, Manchester, Sheffield, Liverpool, Venedig, Mailand, Ancona, Bari, unsre tirolischen Winterkämpfe, zum Teil in 3000 Meter Gletscher- und Felseneinöde.

Strahlendes Sonnenleuchten geht von all diesen Taten der Aufopferung aus; in einzelnen Brennpunkten sammelt sich der Glanz, so bei jener kriegsfreiwilligen Jugend vom 245. Infanterieregiment, die das Dorf Becelaere mit

---

[1] Ansprache bei einem Festabend des deutschen Konsulats in Innsbruck.

Digitized by Google

dem ganzen Liede: „Deutschland, Deutschland über alles" gestürmt, und bei jenen todesmutigen Egerländern und mohammedanischen Freiwilligen des Obersten Kraus, die das Ungeahnte — eine der gewaltigsten Bergbesteigungen der Welt, obwohl keine Erstlingsbesteigung — vollbrachten und den Lovcen eroberten, um die Fahrten der „Emden", der „Möwe", der Lerch und Trapp, der Weddigen und Hersing.

Süßer Liedermund wird in neuen Siegfriedsliedern der Nachwelt künden von den Taten, die aufgespeicherte Tatkraft und Opfersinn vollbringen durfte. Wenn wir diese rühmen, sind wir nicht etwa gefühllos gegen die heißen Schmerzen des Krieges für Leib und Seele, die unsagbaren Opfer der Herzen und die schweren Lebenskämpfe, die er über Tausende gebracht hat. Wir sind nicht gleichgültig gegen die Greuel des Krieges, die hohe Kulturwerte zerstören und Nützlichkeitswerte in ungeheuren Mengen vernichten. Wir sind nicht blind gegen die Frevel, die Habsucht und Gewinngier allerorts viel zu häufig begeht. Aber wenn wir nur die Kriegsschrecken und nicht auch die unerhörte Aufrüttelung zu Großem, die Umschweißung zersplitterter Kräfte zu einheitlichem Schaffen, die Heldentaten und das Dulden der Männer und Frauen sehen wollten, glichen wir dem philosophischen Beobachter, der sieht, wie von heimlicher Tücke ein Mann in reißende Fluten geworfen wird, und dem mit den Fluten Ringenden zuruft, er schädige doch Kleider, Gesundheit, Leben, ja verwende seine Zeit nicht für Kulturwerte. Wir rufen vielmehr für unsern Standpunkt die Gestalt Kants zu Hilfe, der seine Schrift „vom ewigen Frieden" veröffentlicht hat, aber trotzdem dem Kriege die innere Würde nicht absprechen konnte und die Gefahren als Förderung erhabener Denkungsart des Volkes ansah, dessen Schüler Gneisenau und Boyen aus der Anschauung hoher Pflicht heraus die allgemeine Wehrpflicht schufen! Haben wir uns auf den Boden des „von uns nicht gewollten" Krieges gestellt, so können wir bei all unserm Kummer, bei all unsrer Sorge den Trost uns nicht versagen, daß aus diesen Erlebnissen von erhabener Gewalt, aus diesem Kriege mit seinem Pulsschlage tiefinnersten Lebens und seinen Erfahrungen und Gemütsstimmungen ein neuer Lebenstag heraufsteigt, der zu gewaltigem Fortschritte der Menschheitsgeschichte drängt, erzieht, zwingt. In furchtbaren Schmerzen wird statt der alten Internationalität ein neuer Kulturkreis von Nachbarn geboren; in stärkstem Lebensanstoß werden durch den Krieg, der einst wandernde Stämme zu Staaten zusammenschloß, erhöhte kulturell-wirtschaftliche Einheiten, vor allem durch einen engeren Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, in die Welt treten.

Aus jener Lügenwelt, die unsre Gegner sich in Verdrehung der Gegenwart und Fälschung der Zukunft geschaffen haben, wird dessenthalben Sperrfeuer vor die Wahrheit gelegt, kindlich-törichte Gasvergiftung gepflegt. Da raunen die Stimmen, denen der innige Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns schweres Herzeleid bereitet: „Deutschland werde den Schaden ernten, denn aus jenem Reichtum zu lösender Fragen, der Oesterreich-Ungarn erfüllt, quelle Schwäche für das Deutsche Reich." Oesterreich-Ungarn aber, so meldet

Digitized by Google

Sasonows dumabetörende Stimme, werde Vasallenstaat Deutschlands und müsse auf eignes Leben verzichten. Diese Toren sind blind für die Farbe der Wahrheit. Sie sehen nicht, wie unser gemeinsamer Lebensweg für wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung über einen gewaltigen Bogen führt, der die Kluft nächster Zeiten überspannt. Dieser Bogen aber muß auf mächtigen Pfeilern ruhen, auf dem Pfeiler Deutschland und auf dem Doppelpfeiler Oesterreich-Ungarn. Je stärker, je selbständiger die Pfeiler, desto kraftvoller der Brückenbogen, desto gesicherter der Lebensweg ins Zukunftsland, das kein englisch-imperialistisches, abgeschlossenes Ausbeutungsland, kein russisches Quadratkilometerwahngebilde, kein französisches notdürftig beamtenhaft zur Kolonie aufgepäppeltes Großsprecherland sein soll, sondern ein herrliches Arbeitsgebiet für unsre Nachkommen, ein Zusammenschluß von Staaten und Völkern, deren Blüte die Blüte des Ganzen findet. Nicht äußere Vorteile, sondern innere Daseinsbedingungen soll unser Bund schaffen und eine mitteleuropäische Gemeinsamkeit, in der verschiedene Völker ihre Volkseigenart ausbilden unter dem Segen der deutschen Ideen der Völkerfreiheit und Volkserziehung. Befruchten soll sich ernste Methode und strenge Ordnung mit schöpferischem Sinn und in idealer Begeisterung; dann werden wie Röntgenstrahlen durch alle Hindernisse die Geisteswirkungen dringen.

Und der in Albernheit gescholtene und dann doch nachgeahmte Militarismus soll uns ein Muster geben, wie das wirtschaftliche, kulturelle, politische Leben unsrer Staaten sich fördern soll. So wie österreichische Mörser und deutsche Sturmkolonnen im Westen die stärksten Festungen zerbrochen haben und nun hoffentlich auch die Werke der alten deutschen Reichsstadt Verdun zerbrechen werden, wie die Weisheit conradisch-hindenburgisch-falkenhaynischer Strategie ineinander griff und in den winterlichen Einöden der Karpathen, in der Osterschlacht daselbst und im polnisch-wolhynischen Sumpfgebiete beiderseitige Kraft und militärisch-wissenschaftlicher Geist so einheitlich zusammenwirkte, wie es kein Kriegsrat in Paris und London je erreichen wird, so werden Deutschland und Oesterreich-Ungarn auch auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete ein gleichfalls aus wissenschaftlichem Geiste geborenes, nirgends hinderndes, nirgends die volle Souveränität der Staaten drückendes Band und Bündnis anstreben. Wie in dem Brausen unsers heimischen Föhns der Winter vergeht und der Boden eisfrei wird für die Frühlingssaaten, so ist in den Stürmen dieses Krieges und seiner seelischen Wärme das letzte Eis zerbrochen, geschmolzen, geschwunden, das Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Empfinden trennte.

Eine lange Entwicklung hat dies innige Verhältnis hinter sich, vom alten römisch-deutschen Kaisertum an über die gemeinsamen Kämpfe von 1813, die in unsrer Zeit der Jahrhundertfeier so lebendig geworden sind, bis zu den schweren inneren Kämpfen Bismarcks in Nikolsburg, da er Oesterreich um kein Stück Böhmen ärmer wissen will, ja in diesen Plänen gehemmt, sein ganzes Leben unnütz fühlt und bis zu dem Erwägen kommt, es könnte nun enden. Und dreizehn Jahre später ist bereits jenes Bündnis geschaffen, das Andrássy und Bismarck, wie nach ihnen der schwedische Geschichtschreiber Kjellén, eine Lebensversicherung nannten.

Digitized by Google

Noch dreißig Jahre später — 1909 — war dann jene herrliche Erprobung der Nibelungentreue nötig, die den Kriegsausbruch verhinderte. Und endlich das Jahr 1914, in dem serbisches Mördertum aus politischen und Handelsbilanzgründen von allen andern Großmächten unterstützt wurde, das Deutsche Reich aber in Kaiser und Kanzler alle Bemühungen zur Erhaltung des Friedens aufwendete, und endlich die ganze Wehrkraft des Reiches uns brüderlich zur Seite trat: „An die Seite Oesterreich-Ungarns ruft uns nicht bloß die Bündnispflicht, uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsre eigne Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen," so kennzeichnete Kaiser Wilhelm II. die unzertrennliche Verbindung beider Staaten, die schon Kaiser Wilhelm I. „ein Vermächtnis der deutschen Geschichte" nennen konnte.

Und nun kamen die militärischen Großtaten, die, ebenso engstens verflochten wie die Fülle gemeinsamer geistig-gemütlicher Erlebnisse, uns aneinander ketten. Wir treten mit Deutschland in ein Zeitalter, in dem zwar nach dem Kriege die Parteien als Träger geschichtlicher Hochgedanken und Strömungen in alter Stärke erstehen müssen, aber wohl auch in neuer gegenseitiger Achtung, da wir jetzt im vollen Bruche mit der Vergangenheit aus jener reinen Aetherluft die Errungenschaft mitbringen, daß die Erreichung großer Ziele uns nur durch die gesammelte Kraft des gesamten Volkes verbürgt wird.

Uralte Probleme: der tiefe Widerstreit zwischen Einzelwesen und Gesamtheit, zwischen Freiheit und Autorität sind in diesen erhabenen Zeiten in beiden Staaten wundervoll gelöst worden.

Wie sollte all das Heldentum — weit über alle auferlegte Pflicht hinaus — sich erzeugen, wenn nicht durch die Erkenntnis, daß im Leben der Allgemeinheit und Gesamtheit eines Volkes und Staates das höhere Leben vor sich gehe, wenn der Einzelne in erhöhter Seelenlage demütig sich beugt, indem er alles an den Sieg setzt: sittlichen Willen, körperliche Kräfte, geistige Fähigkeiten, sein Leben: „Ich bin nicht mehr ich selbst, ich war. Ich bin ein Glied der heil'gen Schar, die sich dir opfert, Vaterland!" Und die Gesamtheit ist zur Erkenntnis erwacht, daß jedes Wesen, vom Säugling bis zum Krieger, bis zum Greis und zur Matrone, kostbarstes Besitztum der Allgemeinheit ist. In Deutschland wie bei uns muß das staatlich-soziale Leben des Friedens vom stärksten Streben nach Versorgung und Fürsorge, nach geistiger, sittlicher, geschwisterlicher Förderung aller Schichten des Volkes durchtränkt sein: das fordern unsre Toten wie unsre Heimkehrenden und wir selbst, die wir uns das Mahnwort vor Augen halten, das uns heute abend durchbebt: „Sie sterben nur für die, die für sie leben!"

Nirgends in der Entwicklung der Menschheit war klarer als jetzt erwiesen, daß nur das wohl abgewogene Maß von Freiheit und Autorität den alten Gegensatz löse. Die Größe der Leistungen ist so ungeheuer gesteigert, weil überragende Autorität die einzelnen zusammenfaßt und so größte Aufgaben überwinden läßt. Wie aber hätte allerorts „in Luft und Flur und Fluten" die

Digitized by Google

Millionenkraft solche Steigerung erfahren können, wenn nicht selbstbewußte, geschulte Persönlichkeiten die innerliche freie Volksgemeinschaft zusammensetzen, wenn nicht die Ausbildung jedes Einzelnen in strenger schulmeisterlicher Zucht, in jauchzender Bergsteigerkraft, in frischer turnerischer Uebung, in frohem Waffenspiel, in Schützenlust und ernster Feuerabwehr, in erhöhter Erfassung des Zaubers der Heimatscholle uns überlegen machte allen sibirisch-asiatischen, senegalisch-afrikanischen, australischen und amerikanisch-kanadischen Horden.

Diese Erlebnisse verklammern uns ebenso wie die militärischen, wie die Notwendigkeit, auch im Frieden einer Welt von 700 Millionen wirtschaftlicher Feinde gegenüberzustehen. Es treten unsre Reiche so eng verbunden in die große Zukunft, daß keine Verleumdung von seiten der Feinde uns mehr trennen kann. Wie im Innern die ungeheuren Bedürfnisse einer neuen, in ihren Aufgaben gesteigerten und in ihrem Menschenangebot geschwächten Zeit eine Werkgemeinschaft der Arbeitstüchtigen und Schaffensfähigen aller Parteien fordert, so ist die Werkgemeinschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auf militärischem, auf wirtschaftlichem, auf sozialpolitischem Gebiet eine logische Folge geschichtlicher Entwicklung, ein Lebensbedürfnis, „eine Lebensversicherung" — eine Werkgemeinschaft, die Mördertum, Verrat an der weißen Rasse, Verrat an dem Grundsatz der freien Meere, Verrat an der Wahrheit und Verrat an der Treue gegen den Bundesgenossen als Verbrechen an der Menschheitsentwicklung bekämpft.

So sind wir verschieden zwar in der bunten Mannigfaltigkeit der Entwicklung und der Lebenseigenart, getrennt in voller Souveränität staatlicher Regierung, aber eins in der Pflicht, uns aufzuopfern, aufzurichten, anzufeuern, zu begeistern, zu helfen, zu trösten und zu sorgen, eins in Not und Tod, aber auch eins in der Arbeit des Friedens und im Glanz einer Zeit gewaltigster Fürsorge und sozialer Neuschöpfungen für alle Glieder unsrer Völker: „Viribus unitis."

Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda

Von

Dr. Ernst Bischoff

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, in gedrängten Umrissen einen Ueberblick über den Teil der kriegerischen Tätigkeit unsrer Gegner zu geben, den man „Propaganda" zu nennen pflegt. Der Charakter des Krieges als eines Weltkrieges, seine Ausdehnung über mehrere Erdteile und seine Verquickung mit einem unerbittlichen Handelskrieg von erstaunlichen Dimensionen und unter den rigorosesten Absperrungsmaßregeln brachte es mit sich, daß von dieser echt modernen Kampfmethode der moralischen Unterminierung, der Diffamierung und Verleumdung des Gegners ein äußerst wirksamer, früher ungeahnter Gebrauch

Digitized by Google

gemacht werden konnte. Es muß daher von Interesse sein, sich eine annähernde Vorstellung zu machen von dem Umfang dieser literarischen Kampftätigkeit unsrer Feinde sowie von den Praktiken, die dabei in Anwendung kommen.

Den hier folgenden Aufstellungen und Angaben liegt eine Sammlung der wichtigsten Bücher, Broschüren, Flugblätter und sonstigen Werbeschriften zugrunde, die von den Gegnern der Zentralmächte veröffentlicht und verbreitet wurden, sowie von Nachrichten und Berichten in ausländischen Zeitungen, aus denen sich Aufschlüsse über die Organisation dieses geistigen Feldzuges gewinnen lassen.

Dessen Wirksamkeit hat sogleich nach Ausbruch des Krieges in gewaltigem Umfange eingesetzt. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, welch vorbereitetes Feld sie in den feindlichen Ländern selbst und in den Ländern der sog. und wirklichen Neutralen angetroffen hat. Literarisch und publizistisch jedenfalls war dem Krieg von seiten der Entente ausgezeichnet vorgearbeitet worden. Das ausgedehnte Verständnis für die englische und französische Sprache in der ganzen Welt unterstützte dabei die Verbreitung der Werbeschriften in hohem Maße. Außerdem wurden in Paris und London neben den bestehenden Telegraphen- und Nachrichtenagenturen, die seit Jahren den „Verlästerungskampf" gegen die Zentralmächte mit Geschick und Skrupellosigkeit führten, sehr bald besondere Propagandabureaus eingerichtet; ihre Aufgabe war, die mannigfachen Strömungen der wild emporschießenden Flut von Aufklärungs- und Kampfschriften zu zentralisieren, die oft vereinzelt nebeneinanderstehenden Kräfte zu vereinen, Material zur Beeinflussung und Vergiftung der öffentlichen Meinung in den verschiedenen neutralen Ländern nach bewährten Grundsätzen zu besorgen, das „bearbeitete Material" zu veröffentlichen, die Uebersetzung der einzelnen Schriften in die verschiedensten Sprachen zu veranlassen und die Ergebnisse dieses Tuns an ihren eigentlichen Wirkungskreisen umsichtig und in Ueberfluß zu verbreiten.

Bevor auf die Schilderung der Organisation und der Tätigkeit sowie der Praktiken dieser Bureaus eingegangen wird, soll ein kurzer Ueberblick gegeben werden über den Umfang und die hauptsächlichsten Gegenstände der gegnerischen Propaganda im allgemeinen.

Man kann sagen, daß dabei fast kein Gebiet des modernen Lebens und der Geschichte, das Bezug auf die kämpfenden Völker und den Krieg hat, unbeachtet gelassen wurde. Besonders in Frankreich hat sich fast der ganze Kreis der Intellektuellen ohne Unterschied der Partei, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, in den Dienst dieser Arbeit gestellt, die während des Krieges die „Seele" der französischen Nation völlig verändert hat. Es ist eine Art Psychose über dieses Volk gekommen. Das ganze geistige Leben wird mobil gemacht; aus der Geschichte, Philosophie, Kunst und Politik der Völker werden die Beweise geholt, mit denen man den literarischen Feldzug gegen Deutschland führt, nichts ist abstoßend oder gemein genug, um nicht zur Verächtlichmachung des Gegners verwandt zu werden, alle Möglichkeiten des modernen öffentlichen Lebens werden in den Dienst dieser Propaganda gezogen. Man bedient sich dabei vor

Digitized by Google

allem der folgenden Mittel: Broschüren und Flugblätter mit aufklärender oder aggressiver Tendenz, von der Veröffentlichung diplomatischer Verhandlungen und den Reden hervorragender Staatsmänner bis zum anonymen Hetzflugblatt, das über unsern Schützengräben abgeworfen wird; dicke Bücher „wissenschaftlichen" Inhalts, kulturhistorische Ausführungen und geschichtliche Abhandlungen; Schmähschriften gegen den Kaiser, das kaiserliche Haus und das deutsche Heer; Kommissionsberichte über sog. amtliche Erhebungen in betreff der Greuel in den besetzten Gebieten; ganze Serien von Mappen mit Phantasiebildern deutscher Greuel,[1]) ausgeführt von den bekanntesten Künstlern in jeder möglichen Geschmacksrichtung, vom verlogen rührseligen Genrebild bis zur gemeinsten Pornographie, mit einer raffinierten Spekulation auf die niedersten Instinkte, gelegentlich zu hohen Luxuspreisen; Reden und Vorträge im Inlande und im neutralen Ausland; Filmpropaganda in ganz großem Stil, fürs Inland wie für das neutrale Ausland berechnet, und schließlich noch ein ausgedehnter Bilderdienst, der die Veröffentlichung und Verbreitung von Photographien, wirklichen und gestellten Aufnahmen, an illustrierte Zeitschriften des In- und Auslandes, vor allem die kostenfreie Lieferung von Hetzbildern an „neutrale" illustrierte Zeitschriften und die Versendung von fertigen französischen illustrierten Zeitschriften zur Aufgabe hat.

Die englische Propaganda unterscheidet sich davon nur insofern, als sie, dem angelsächsischen Temperament entsprechend, das Theoretische beiseite läßt und mehr die praktische Wirkung im Auge hat. Sie bevorzugt daher die illustrierte Zeitschrift und die kleine Broschüre, die, in alle Sprachen der Welt übersetzt, den Kampf Englands für die Freiheit der kleinen Völker usw. beweisen soll. Außerdem wird mehr noch als in Frankreich mit den Schlagwörtern der „Bedrohung des Friedens durch den preußischen Militarismus" und der angeblichen „besonderen Kriegsbereitschaft Deutschlands" gearbeitet. Ein eignes Kapitel bildet die mit allen erdenklichen Mitteln betriebene Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Ausland durch die Zeitungen, eigne und neutrale, was sich in Amerika geradezu zu einem Terrorismus ausgebildet hat, und wofür weiter unten ein äußerst bezeichnendes Beispiel angeführt werden soll. Vor allem aber scheint die englische Propaganda in ganz außerordentlichem Maße mit Bestechung zu arbeiten, die es gestattet, den englischen Ursprung dieses Einwirkens auf die Neutralen nach Möglichkeit zurücktreten zu lassen, in getreuer Befolgung der alterprobten Methoden, nach denen längst vor Kriegsausbruch die öffentliche Meinung in der ganzen Welt im englischen Sinne beeinflußt worden ist.

---

[1]) Eine besondere Abart davon soll hier eigens genannt werden: „Le livre rouge par l'image", das durch „Phantasiezeichnungen" eines bekannten Künstlers bestimmte Stellen aus den amtlichen Kommissionsberichten über angebliche deutsche Greuel „illustriert". Diese „Illustrationen" sind von einer unbeschreiblichen Geschmacklosigkeit; es zeigt sich in ihnen ein geradezu vertierter Sinn für Roheit, wie er vor dem Kriege nur in den Illustrationen obskurer französischer Hetzschriften und in den Plakaten für die großen Pariser Filmtheater zum Ausdruck kam.

Digitized by Google

Die verschiedenen Zentren der feindlichen Propaganda

Trotz der engen Wechselbeziehungen unter den einzelnen Strömungen des gesamten feindlichen Propagandawirkens kann man von einer Anzahl bestimmter nationaler Zentren sprechen, die neben der Entfaltung eigner Tätigkeit das Tun andrer ihnen unterstehender Organisationen in gewissem Sinne leiten. An erster Stelle ist hier das französische Propagandazentrum zu nennen. Nach einer Schilderung, die das „Svenska Aftonbladet" vom 12. Januar 1916 aus dem „Helsingborgs Dagbladet" übernommen hat, befindet sich diese „Zentrale der Kriegsführung mit Druckerschwärze" in einem Nebengebäude des Auswärtigen Amts in Paris. „Dort bekommt man einen Begriff von der gewaltigen Kampagne gegen Deutschland in Wort und Bild, wenn man die langen Reihen Literatur sieht, die Broschüren in vierzehn verschiedenen Sprachen enthalten, wo für jedes Land von einiger Bedeutung eine besondere Abteilung eingerichtet ist."

Ueber die Organisation dieses französischen Propagandadienstes geben verschiedene feindliche Presseäußerungen Aufschluß, von denen vor allem ein Bericht von L. Campolonghi im „Secolo" vom 19. Dezember 1915 und ein in der „Revue hebdomadaire" vom 8. April 1916 abgedruckter Vortrag von Rektor Baudrillart das wertvollste Material lieferten. Danach hat das französische Auswärtige Amt alsbald den verschiedenen privaten Komitees und Vereinigungen zur Beeinflussung des Auslandes seine Unterstützung zukommen lassen, hat sie miteinander in Beziehung gebracht und unter eine einheitliche, wenn auch nur lose Direktion gestellt. Die oberste Leitung liegt in den Händen des Ministers des Aeußern. In die zu bewältigenden Arbeiten teilen sich das Presse- und Informationsbureau des Auswärtigen Amts unter dem Direktor Ponsot und das Zentralbureau für Propaganda unter dem Abgeordneten Fournol, der sich seiner Aufgabe äußerst geschickt und diskret entledigen soll. Außerdem wurde in den letzten Tagen des Jahres 1915 noch eine sog. „Maison de la Presse" begründet. Dort laufen alle Instruktionen, Informationen, Erkundigungen und Dokumente zusammen, von dort werden Mitteilungen an die französische und ausländische Presse ausgegeben, von dort geht alles aus, was im Sinne der Beeinflussung des Auslandes durch Frankreich liegt. Die eigentliche Propaganda wird der Hauptsache nach von autonomen Komitees betrieben, die sich mit Publikationen und Vorträgen befassen, und die von der Zentralorganisation nur diskret angeleitet werden. Diese Komitees sind spontan aus der privaten Initiative entstanden und haben an ihrer Spitze wieder eine autonome Persönlichkeit. Sie sind nur insofern vom Zentralbureau abhängig, als dieses sie bei ihrer Arbeit unterstützt. Diese Unterstützung besteht nicht nur in der Zuwendung großer Geldbeträge, sondern auch in einer Art vermittelnder Tätigkeit. Für den Fall nämlich, daß aus privater Initiative ein Buch — gewöhnlich von einem neutralen Verfasser — veröffentlicht wird, das hinreichend wichtig erscheint, trägt das Zentralbureau für die weitere Verbreitung, Uebersetzung usw. der Schrift

Digitized by Google

Sorge. Ebenso unterhält es engste Wechselbeziehungen mit den englischen und belgischen Propagandaorganisationen, veranlaßt und vermittelt Anregungen, Austausch von Publikationen und Uebersetzungen von solchen. Nach Campolonghi entfaltet das französische Zentralbureau aber auch eine unmittelbare Tätigkeit. Das „Bulletin des Français résidants à l'étranger" ist sein Werk. Dieses Flugblatt hat einen nicht geringen Einfluß auf die Provinzpresse der neutralen Länder ausgeübt und hat vor allem die Initiative der im Auslande lebenden Franzosen geweckt, die fast überall Propagandakomitees errichtet und Zeitungen begründet haben, wie z. B. „Iberia" in Barcelona, „Por la Civilización" in Uruguay, „Chronica de la Guerra" in Colombia usw.

Ferner hat das Zentralbureau dafür gesorgt, daß das Gelbbuch, die drei Berichte über die Grausamkeiten der Deutschen und die wichtigsten Reden französischer Politiker in umfassender Weise über die ganze Welt verbreitet wurden; es hat vor allem auch tatsächlich dazu viel beigetragen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Zulassung neutraler Journalisten an die Front boten, denen heute das Reisen durch ein dazu geschaffenes Bureau erleichtert wird. Das Bureau vermittelt Verkehrsangelegenheiten, verschafft Passierscheine, Gelegenheiten zum Uebernachten, und weist auf sehenswürdige Ortschaften hin.

Im Ausland schließlich hat die französische Zentralorganisation sich in nicht geringem Maße des verständnisvollen und uneigennützigen Wirkens solcher Franzosen bedient, die in den ihrer Tätigkeit zugewiesenen Ländern seit langen Jahren ansässig waren und dort natürlich gut Bescheid wußten. Auch die „Instituts français" in Florenz und Madrid waren hierfür von nicht zu unterschätzendem Wert, da Baudrillart in seinem Vortrag eigens auf ihr außerordentlich förderndes und nutzbringendes Auftreten hinweist.

Was die einzelnen Komitees angeht, so läßt sich über ihre Tätigkeit ungefähr folgendes feststellen:

Die „Alliance française", die schon vor dem Kriege bestand, veröffentlicht alle vierzehn Tage ein Flugblatt, das „Bulletin de guerre de l'Alliance française", in dem die wichtigsten militärischen, politischen und wirtschaftlichen Ereignisse erläutert werden; in zehn Sprachen übersetzt, wird es durch die verschiedenen Zweigstellen der Gesellschaft verteilt.

Die Handelskammer in Paris publiziert zweimal im Monat ein Flugblatt, das nicht nur für die Mitglieder der Kammer bestimmt ist und in ungeheurem Umfang verbreitet wird. Desgleichen geben die andern französischen Handelskammern, vor allem die von Lyon und Marseille, eigne Korrespondenzen heraus.

Eine besondere Beachtung verdienen sodann die sog. konfessionellen Komitees. Hier ist an erster Stelle das katholische Komitee zu nennen, das unter dem Vorsitz von dem Rektor des „Institut catholique de Paris", Baudrillart, eine äußerst erfolgreiche und umfangreiche Propaganda betreibt. Aus kleinen Anfängen herausgewachsen, vereinigt das „Comité catholique de Propagande française à l'étranger" zurzeit eine Menge einflußreicher Lokalkomitees und andrer Körperschaften, vor allem in geistlichen und gelehrten Kreisen, zu einer

Digitized by Google

umfassenden Tätigkeit. Es gibt ein monatliches „Bulletin" heraus, das außer in französisch noch in englisch, spanisch und portugiesisch erscheint und eine Auflage von 75000 Exemplaren hat. Besonders fruchtbar ist das Komitee außerdem in der Abfassung und Verbreitung größerer Propagandaschriften, die sich wie die bekannteste Veröffentlichung, „La guerre allemande et le Catholicisme" oder wie die Veröffentlichungen über die Kathedrale von Reims an das gemeinsame Gefühl aller Katholiken wenden.

An zweiter Stelle steht das „Comité protestant", dem der bekannte Gelehrte André Weiß vorsteht, und das ebenfalls ein monatliches Bulletin herausgibt. Sein Wirkungsfeld sind die protestantischen Kreise in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz, in Holland und in den skandinavischen Ländern.

In natürlicher Ergänzung zu diesen beiden konfessionellen Komitees wurde noch ein „Comité israélite" gegründet, das seine Tätigkeit in der Schweiz, in Holland, in Nord- und Südamerika, in den skandinavischen Ländern und in den Balkanstaaten, vor allem in Rumänien entfaltet.

Die Handelskammer in Paris hat außerdem ein allgemeines Komitee errichtet, das Schriften, die in besonders geeigneter Weise für französische Kultur Propaganda zu machen vermögen, wie die Arbeiten von Lavisse, Dürkheim, Andler, Weiß usw. in verschiedene Sprachen übersetzt und veröffentlicht.

In ähnlicher Weise ist von der Redaktion der „Revue hebdomadaire" im Verein mit der „Société des Conférences" ein Propagandaunternehmen begründet worden, das sich „Propagande française chez les neutres" nennt und sich die Veröffentlichung einer Reihe von Werbeschriften zur Aufgabe gemacht hat, die, soweit Proben davon vorliegen, in sechs Sprachen übersetzt, verbreitet werden. Die Schriften erscheinen im Verlag von Plon Nourrit & Co. in Paris, der auch die „Revue hebdomadaire" herausgibt, und haben als Inhalt die Themen der Sitzungen in der „Société des Conférences". Aus demselben Kreis der „Revue hebdomadaire" heraus ist ein besonderes „Comité franco-romain" begründet worden, das sich die Pflege des „französischen Gedankens" in Rumänien besonders angelegen sein läßt. In Bukarest kommt zudem seit dem 1. Mai 1915 eine französisch geschriebene Zeitschrift, „Les annales roumaines", heraus, die ganz in französischem Sinne geleitet ist.

Aehnlich wirkt das Komitee der „Idée française à l'étranger", das unter dem Ehrenpräsidium des Expräsidenten Loubet sich mit der Verbreitung französischer Nachrichten im neutralen Ausland auf telegraphischem Wege und durch Zeitungskorrespondenzen befaßt. Ueber die Tätigkeit des Komitees in Dänemark gibt eine Notiz in der „National Tidende" vom 26. Januar 1916 folgenden interessanten Aufschluß:

„L'Idée française à l'étranger", deren Aufgabe es sein soll, im Auslande für Frankreich zu wirken, besonders durch Uebersendung von ausführlichen und zuverlässigen Mitteilungen an die Presse neutraler Länder, durch Abhalten von Vorträgen und durch Uebersendung von Schriften, hat in Kopenhagen ein Bureau in der Lygade 7 eingerichtet. Der dänische Vertreter ist der Direktor

Digitized by Google

Einar Jespersen, der in Verbindung mit den leitenden Körperschaften in Dänemark steht.

Dieselben Aufgaben scheint sich ein Komitee gestellt zu haben, das sich „Comité des amitiés françaises" nennt und das außer der Herausgabe mehrerer Werbeschriften eine Anzahl von Vortragsreisen nach verschiedenen Ländern arrangiert hat.

Hierher gehört sodann die Propagandatätigkeit, die Baudrillart in seinem Vortrag „La mission à l'étranger" nennt. Er erwähnt dabei, daß hierfür beträchtliche Summen aufgewendet wurden, und daß solche Missionen nach Italien, der Schweiz, nach Spanien, den Vereinigten Staaten und nach Südamerika subventioniert wurden. Auch bis in die Kolonien und in die fernsten überseeischen Länder hat sich dieses Wirken erstreckt, wo besondere Agenten die Gründung frankophiler Zeitungen förderten und in jeder Weise für die Gewinnung profranzösischer Sympathien arbeiteten. Baudrillart erwähnt eigens die Arbeit in China, wo bis in die innersten Bezirke Veröffentlichungen in chinesischen Zeichen verbreitet wurden.

Ueber eine besondere Institution zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Nord- und Südamerika gibt eine Notiz der Monatsschrift „La Renaissance" vom 1. April Auskunft. Es wird darin die Tätigkeit der „Information universelle" erwähnt, die unter der Leitung von M. V. Margueritte ein „Bulletin quotidien de la Presse américaine" herausgibt. Dieses Bulletin wird von der „Renaissance" direkt als „Organe de propagande française" bezeichnet, kommt außer in englisch noch in einer französischen, einer spanischen und einer portugiesischen Ausgabe heraus und soll mit „ungezählten Mitteln" (sans compter) von der Pariser Handelskammer und vom Auswärtigen Amt unterstützt werden.

Eine eigne Tätigkeit wird in Spanien nach einer Notiz des „Journal des Débats" vom 25. März 1916 durch eine Organisation von „60 groupes d'action" in den größeren Städten Spaniens entfaltet; diese Organisation steht in losem Zusammenhang mit dem „Comité catholique" von Baudrillart und bedient sich nicht weniger als 385 korrespondierender Agenten.

In der Schweiz hat die französische Propaganda außer der ganz zum französischen Institut gewordenen Buchhandlung Payot in Lausanne und den völlig in französischem Sold stehenden Zeitungen „Journal de Genève" und „Gazette de Lausanne", in Basel die „Neue literarische Buchhandlung" erst während des Krieges gegründet und ihren Zwecken dienstbar gemacht. Die Buchhandlung gibt vor allem die Zeitschrift „Mars" heraus, die unter dem Vorgeben einer „möglichst vielseitigen bildlichen Berichterstattung über den Krieg" eine fast unverhüllte Propaganda im französischen Sinne betreibt. Nach einem Bericht des Prof. Dr. Ruck aus Basel steht der Preis der Zeitschrift bei ihrer ausgezeichneten Aufmachung, dem aktuellen Text und dem vortrefflichen Bildmaterial nach sachverständigem Urteil in keinem Verhältnis zu den wirklichen Herstellungskosten.

Digitized by Google

Außerdem hat das „Comité catholique“ auch in der Schweiz, in Freiburg, ein „Comité central“ geschaffen, das in sechzehn Städten Korrespondenten unterhält, die sich mit der Verbreitung der französischen Propaganda befassen.

In Holland hat sich ein speziell französisches Propagandabureau nicht nachweisen lassen. Dafür ist dort im Jahre 1915 eine äußerst vornehme Monatsschrift begründet worden, „La Revue de Hollande“, die in vorzüglicher Aufmachung und dabei weitreichender Gratisverteilung auf 60 bis 100 Seiten dem Publikum monatlich französisches Gift vorsetzt. Außerdem wird „La nouvelle Revue“ von Paris aus monatlich in zirka 8000 Exemplaren nach Holland verschickt und gratis an alle Cafés, Klubs usw. verteilt.

Für die Länder, in denen keine Bureaus bestehen, erwähnt Campolonghi den interessanten Umstand, daß dort die ersten Propagandaversuche von den gemeinsam arbeitenden diplomatischen Vertretern der alliierten Staaten gemacht wurden.

Eine Neuschöpfung der gegnerischen Auslandsaufklärung ist die „Agence Radio“, ein telegraphischer Dienst, der selbständig neben der amtlichen „Agence Havas“ im Sinne der französischen Nachrichtenverbreitung arbeitet. Seine Tätigkeit scheint sich über den ganzen Kontinent zu erstrecken; besondere Bureaus sind in Athen, Bukarest und Kopenhagen nachgewiesen worden.

Zur Zentralorganisation der französischen Propaganda gehören schließlich noch zwei besondere Stellen, die die Arbeit des Zentralbureaus ergänzen und ihm Material zuführen: das kinematographische und das photographische Bureau. Ersteres wurde von dem Propagandabureau im Einverständnis mit dem Kriegsministerium eingerichtet. Gleich nach der Gründung wurde eine Gruppe von Kriegsarbeitern gebildet, der vier französischen Firmen angehören. Unter Leitung von Generalstabsoffizieren sind diese Herren an der Front tätig, um Films aufzunehmen, die entweder als Dokumente in die Archive des Kriegsministeriums kommen oder den Propagandazwecken dienen sollen. Die dafür bestimmten Films werden von den interessierten Firmen ins Ausland gesandt, nachdem sie die Genehmigung des Zentralbureaus erhalten haben.

Die Organisation des photographischen Dienstes ähnelt der des kinematographischen mit dem Unterschied, daß dieser Privatfirmen anvertraut ist, während jener unmittelbar von einem zum Heer ausgehobenen Beamten der Kunstabteilung, einem Herrn Pierre Marcel, geleitet und verwaltet wird. Jedoch sind Photographen gewisser Firmen auch zu dem amtlichen Stabe von Hilfsarbeitern hinzugezogen worden mit der Verpflichtung, in gewissen Fällen für das Propagandabureau zu arbeiten, das dann die Photographien entweder im Ausland unentgeltlich oder gegen Barzahlung verbreitet.

*

Dem französischen Zentralbureau an Bedeutung mindestens gleichzustellen ist das englische Bureau, obgleich über Organisation und Tätigkeit der englischen Propaganda verhältnismäßig viel weniger bekannt geworden ist. Man

Digitized by Google

weiß nur (aus dem mehrfach angeführten Bericht des „Secolo“ vom 14. Dezember 1915), daß das Zentralbureau dem „Foreign Office“ in London unterstellt ist, und daß seine Leitung in den Händen von Sir Claude Schuster liegt. Im übrigen ist das Bureau selbst sehr wenig an die Oeffentlichkeit getreten, hat vielmehr seine Tätigkeit durch die Vermittlung englischer und neutraler Verlagsfirmen ausgeübt. Diese haben allerdings keine Reklame und keine Ausgaben gescheut, um mit den Erzeugnissen der englischen Propagandaliteratur die ganze Welt zu überschwemmen.

Aus den dabei in Anwendung gekommenen Praktiken, die weiter unten noch dargestellt werden, ist zu ersehen, daß die leitenden Stellen der englischen Propaganda in großzügiger Weise vorgehen, und daß sie über die dazu nötigen Mittel verfügen. Daß das englische Bureau mit dem französischen Zentralbureau in engen Wechselbeziehungen steht, ist schon erwähnt worden. Beide Bureaus haben einen wechselseitigen Uebersetzungsdienst eingerichtet, und verständigen sich für besondere Fälle durch persönlichen Konnex ihrer Leiter, wie es z. B. im Herbst 1914 geschah, als der Direktor des englischen Bureaus eigens nach Paris reiste.

Ihre umfassendste Wirksamkeit vielleicht entfalteten die Engländer durch die Beeinflussung der Zeitungen des neutralen Auslandes, von denen ein Teil mit englischem Geld einfach angekauft wurde, während ein andrer Teil wenigstens durch englisches Kapital „kontrolliert“ wird. Ein ganz besonders bezeichnendes Beispiel dafür, wie England bei der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Amerika durch die dortigen Zeitungen vorgeht, war vor einiger Zeit in der amerikanischen Zeitschrift „Fatherland“ zu lesen. Es war darin von der Feder des früheren Herausgebers des „New Orleans American“, Herbert B. Mayer, zunächst beschrieben worden, daß sein Blatt nur infolge eines reinen Zufalls in die Lage gekommen war, die erste authentische Darstellung des „Baralong“-falles durch die Aussagen der zurückgekehrten Maultiertreiber von der „Nicosian“ zu geben. Diese Treiber, die Augenzeugen der englischen Greueltat, waren mit ihren Berichten schon in den Redaktionen aller andern Zeitungen von Neuorleans, die von englischer Seite in diesem Sinne beeinflußt waren, mehr oder minder rücksichtslos abgewiesen worden, bis der Zufall sie mit Herbert B. Mayer zusammenführte. Dessen Blatt, eine junge unbedeutende, aber emporstrebende Zeitung, hatte ein begreifliches Interesse daran, die unerhörte Neuigkeit alsbald zu veröffentlichen. Der tüchtige Herausgeber konnte sich aber nicht lange seines Erfolges freuen, der beträchtliche Sensation erregt hatte. Schon nach ein paar Tagen wurde der „New Orleans American“ von einem notorisch englandfreundlichen Iren angekauft und der Herausgeber ohne weiteres entlassen. Da die Nachricht von der englischen Greueltat sofort von englisch-amtlicher Seite dementiert wurde, und die Erzählung der Maultiertreiber von den andern Zeitungen auf das energischste bestritten wurde, so hatte die Wahrheit, in diesem Falle wenigstens für Neuorleans, keine Möglichkeit mehr, zu Worte zu kommen.

Digitized by Google

Im übrigen wurde die Mehrzahl der Maultiertreiber, um sie vor weiteren so gefährlichen Aussagen zu behüten, durch englische Agenten alsbald von Neworleans weggeschleppt, vermutlich nach einem Platz, wo schon sämtliche Zeitungen dem englischen Schweigesystem dienten.

So wird die öffentliche Meinung in Amerika durch den englischen Zeitungsterrorismus künstlich blind gemacht. Aehnliches wird wohl auch in andern Staaten geschehen. Obgleich nun diese Art der Beeinflussung der Neutralen in ausgedehntestem Maße betrieben wird, sind genauere Angaben über den Umfang dieser eigentümlichen Werbetätigkeit kaum zu machen. Mit Sicherheit kann man als rein englische Blätter bezeichnen die bekannte illustrierte Zeitschrift „Life" in Neuyork, den „Telegraaf" von Amsterdam, die „Prensa" in Buenos Aires und den „Mercurio" in Santiago di Chile; auch die russische Ausgabe der „Times", die „Nowoje Vremja" ist hier zu nennen. Außerdem gibt es fast keine größere Stadt in allen Ländern der Welt, wo nicht eine Zeitung irgendwie durch englisches Kapital „beeinflußt" oder „kontrolliert" wäre; am bekanntesten sind in dieser Hinsicht die Verhältnisse in Neuyork, wo ein großer Teil der führenden Blätter ganz in den Händen englischer Kapitalisten ist.

*

In gewissem Sinne läßt sich endlich auch noch von einem belgischen Propagandazentrum sprechen. Die belgische Regierung hat in Le Havre ein eignes Bureau eingerichtet mit Nebenstellen in London und in Holland. In allen dreien werden verschiedene Zwecke verfolgt. Während das Bureau in Havre die Aufgabe hat, durch die Veröffentlichungen des „Bureau documentaire Belge" eine ausgesprochene Greuelkampagne zu führen, sowie Erwiderungen auf die deutschen Anklagen zu verfassen und in Uebersetzungen zu verbreiten — es liegt z. B. eine rumänische Ausgabe der belgischen Erwiderung auf die amtliche deutsche Veröffentlichung über den Franktireurkrieg in Belgien vor —, haben die beiden andern Bureaus vor allem unter den nach England und Holland geflüchteten Belgiern zu wirken. Das im Haag installierte „Office Belge" versendet auch regelmäßig an die holländischen Blätter besondere Kommuniqués, welche belgische Ereignisse in antideutschem Sinne behandeln. Für die Greuelkampagne stand das belgische Bureau in Havre in engster Verbindung mit den amtlichen französischen und englischen Kommissionen. Außerdem macht sich in Holland noch eine andre belgische Propagandatätigkeit bemerklich, durch die im November 1915 im Haag gegründete Monatsschrift, betitelt „De Kroniek", „Maandblad vor Noord- en Zuidnederland". Die Monatsschrift stellt sich in ihrem Aeußern als „belgischen Genres" dar; es wird für sie eine umfassende und durchaus großzügige Reklame nach dem System „Money is no object" gemacht, so bedeutend, daß diese ohne Subvention großen Stils gar nicht denkbar ist. Man findet das Blatt nicht allein auf den Lesetischen der Cafehäuser, sondern auch in den Wartezimmern der Aerzte und Zahnärzte, die es gratis erhalten. Eine gewisse Wirksamkeit entfaltete die belgische Propaganda schließlich auch

Digitized by Google

noch in Italien, wo vor der Kriegserklärung an Oesterreich belgische Wanderredner mit Schilderungen der deutschen Greuel und unter Vorzeigung von angeblich durch deutsche Soldaten verstümmelten Kindern eine wilde Reklame betrieben, so daß Luigi Campolonghi im „Secolo“ vom 14. Dezember 1915 noch schreiben konnte: „Zweifellos hat Belgien sich selbst und den Verbündeten den größten Dienst in Italien erwiesen.“

*

Ein besonderes italienisches Propagandazentrum hat sich nicht nachweisen lassen. Solange Italien noch neutral war, wurde sein hauptsächlichster Bedarf an Kriegs- und Propagandaliteratur aus Frankreich gedeckt, das dafür gewaltige Summen verwendete. Die Gelder, die der französische Botschafter Barrère in Rom zur Subventionierung der führenden italienischen Zeitungen und für die Veranstaltung von Straßendemonstrationen ausgeben konnte, gehen in viele Millionen. Oeffentlich bekannt ist, daß Gabriele d'Annunzio allein für sein Auftreten in dem französisch-italienischen Demonstrationsfeldzug eine halbe Million erhielt.

Im übrigen sind mehrere Serien von Propagandaschriften veröffentlicht worden. So veranstaltete der Verlag Ravà in Mailand die Herausgabe einer Anzahl „zeitgemäßer Flugschriften“, die von einer Reihe bedeutender Schriftsteller, wie G. Ferrero u. a. verfaßt sind und den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland predigen. Ferner gibt der Verlag von Fratelli Trevi in Mailand die „Guaderni della guerra“ heraus, und in Turin erscheinen in vierzehntägiger Folge die „Problemi attuali“. Nach französischen Vorbildern ist im Juni 1915 ein Karikaturenalbum herausgebracht worden, das den bezeichnenden Titel führt: „Gli Unni e gli Altri“ und einen beträchtlichen Erfolg zu verzeichnen hatte. Dem darin bewiesenen blutrünstigen Geschmack entspricht auch eine neue Veröffentlichung der Buchhandlung Montegazza in Rom, ein Album von 17 Karikaturen, mit dem wilden Titel: „Pagine di Sangue“. Alle diese Veröffentlichungen, vor allem die Flugschriften, haben eine für italienische Verhältnisse hohe Auflage und weitgehende Verbreitung gefunden, so daß man auch hier mit der Annahme einer erheblichen finanziellen Unterstützung der Verlagsanstalten aus amtlichen Mitteln nicht fehlgehen wird.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Krieg und Schulreform

Grundsätzliche Erwägungen

Von

Dr. Max Hildebert Boehm (Straßburg)

Zu den Segnungen, die das schwer lastende Schicksal eines Krieges über ein Volk bringt, gehört auch jene Aufrüttelung aller Verhältnisse, jene Lockerung nationaler Möglichkeiten, die ein in einer langen Geschichte gereiftes Volk braucht, soll es nicht einer gewissen Erstarrung und Verknöcherung anheimfallen. Das ist das Verjüngende am Krieg, zugleich freilich auch das im tiefsten Sinne Unheimliche, daß er das Nichtgeformte, das Ungefestigte, daß er das Chaos an die Oberfläche bringt, an jene Oberfläche unseres Lebens, in deren Bereich eine ausgezweigte Zivilisation alles so wohlgeordnet, so abgezirkelt, so gesichert erscheinen ließ. Ich nannte es eine nationale Segnung, daß der Krieg also die Dinge aufrührt. Aber zugleich ist es eine ernste nationale Gefahr. Denn alle Institutionen an jener Oberfläche unsrer zivilisierten Existenz dienen dem Ueberdauernden und seiner stetigen ruhigen Ausgestaltung. Darin liegt ihre Stärke. Besser aber, die im langen Frieden schlecht und recht bewährten Einrichtungen überdauern zunächst, als daß nun die Dauerform den Augenblicksinstitutionen, Augenblicksmeinungen, Augenblicksplänen des kriegerischen Rausches aufgezwungen werde. Hier verkehrt sich der Segen in Unheil. Der Krieg lockert den Boden für neues, ungeahntes Wachstum. Aber Arbeit für den zukünftigen Frieden gedeiht nur im Ringen mit dem kriegerischen Geist, vollends nun im Gegensatz zur Kriegspsychose der Zurückgebliebenen. Der Krieg erlöst uns von den Bindungen der Gewohnheit: der neue Frieden wird neue Gewohnheiten brauchen, aber er erst wird sie schaffen, nicht der Krieg.

Nicht für alle Gebiete des sozialen Lebens treffen diese allgemeinen Erwägungen in gleicher Schärfe zu. So wird es heute sehr wohl zu verteidigen sein, daß schon im Kriege gewisse wirtschaftliche Neuordnungen vorgenommen werden, weil das Wirtschaftsleben selber zu einem Kampfplatz von erheblicher Bedeutung geworden ist. Schon größere Zurückhaltung läßt man mit Recht auf dem Gebiet der inneren Politik walten, so sehr auch hier die unruhigen Köpfe zu vorschnellen Reformen drängen. Ganz besonders fragwürdig aber ist der Zusammenhang zwischen dem Krieg und den Reformen des Schulwesens, die mit ungemeiner Hartnäckigkeit von Berufenen und Unberufenen immer hitziger gefordert werden. Ebenso wie 1870 hat auch 1915 die preußische Regierung auf diesem Gebiete ein vorzeitiges Entgegenkommen gezeigt, das mancher mit recht gemischten Gefühlen begrüßt hat. Diese Sachlage drängt dazu, unabhängig von reformerischen Einzelforderungen ganz prinzipiell die Beziehungen zwischen Krieg und Schule zu erörtern.

Digitized by Google

In den zahlreichen Behandlungen, die dieses Thema bereits gefunden hat, schlingen sich in vielfach recht ungeklärter Weise drei ihrem Wesen nach völlig getrennte Problemkreise durcheinander, was häufig zu einer unheilvollen Verwirrung des Urteils führt, zumal diese Problemgruppen im Range keineswegs gleichstehen. Die subalternste und ephemerste Frage ist zweifellos die, wie weit sich der Krieg als Stoff in den Unterricht hineinziehen läßt. Von wesentlich größerem Belang ist die andre, welche Eigenschaften der Krieg als Leistung beim Einzelnen voraussetzt und welche erzieherischen Forderungen sich daraus im Hinblick auf einen möglichen neuen Krieg für die Schule ergeben. Das tiefste Problem, dem darum auch am wenigsten oder doch am unzulänglichsten Genüge geschehen ist, geht darauf, auf welchem Wege die ernste nationale Besinnung unseres Volkes, wie sie namentlich die ersten Kriegsmonate brachten, pädagogisch fruchtbar gemacht werden könnte.

Beim Wettlauf der einzelnen Fächer, den heute alles Interesse beherrschenden Krieg als Stoff in den Unterricht einzubeziehen, sind die Chancen sehr ungleich verteilt. Eine etwas klägliche Rolle fiel den Neuphilologen zu. Zu Anfang des Krieges erlebten wir das beinahe komische Schauspiel, daß ein bekannter Romanist an einer Universität sein Romanistentum ausdrücklich zu rechtfertigen für nötig hielt. Er stellte damit seiner Studentenschaft ein arges Armutszeugnis aus. Aber für den neusprachlichen Oberlehrer, der es nicht mit wissenschaftlichen Menschen zu tun hat, kann hier und da ein ernsteres Dilemma entstehen. Der Erweckung nationalen Hasses kann und will er nicht dienen. Aber dieser Charybdis entronnen, die gelegentlich in patriotischen Vokabelmemorierstreiks der franzosenfeindlichen Tertianer einen grotesken Ausdruck fand, verfällt er der Scylla einer stumpfen Gleichgültigkeit der Schüler, der gegenüber er nicht die gewohnte pädagogische Entrüstung aufzubringen vermag. Auch der Altphilologe muß des öftern hören, Leonidas und Horatius Cocles hätten nun ausgedient, jede Zeitung gäbe uns Kunde von zehn Leonidassen und zehn Coclessen, die uns näher stünden. Am günstigsten sind der Historiker, der Geograph und der Lehrer des Deutschen gestellt, die reichliche Gelegenheit haben, die Erlebnisse der großen Zeit organisch in ihren Unterricht einzubeziehen.

Bei allen aus der Sphäre der Gegenstände sich ergebenden Unterschieden vereinigt doch der Umstand die genannten geisteswissenschaftlichen Fächer, daß sie alle es mit Ausformungen menschlicher Sonderart zu tun haben. So muß sich auch allemal ein Bogen, hier ein kürzerer, dort ein weiterer zu dem großen menschlichen Geschehen schlagen lassen, das Kopf und Herz bei Lehrern und Schülern in dieser Zeit beherrscht, beherrschen muß. Allenthalben muß sich Gelegenheit bieten, die Anteilnahme am Krieg, die in neugieriges Interesse für Luftschiffkonstruktionen und Sprengstoffmischungen auszuarten droht, auf die tieferen seelischen Grundlagen zu lenken und dadurch das große Erlebnis zu verinnerlichen. Das Feinste und Tiefste, was Erziehung überhaupt zu geben vermag, kann im Rahmen dieser Fächer, oft vielleicht nur als tiefer mitschwingender Unterton, dem Unterricht eine besondere Weihe, der pädagogischen

Digitized by Google

Einwirkung eine besondere Nachhaltigkeit verleihen. Auf die seelischen Qualitäten der Erzieherpersönlichkeit ist hierbei alles gestellt.

Ganz anders im Umkreis der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Die Ergebnisse dieser abstraktiven Wissenschaften, die sich bei zunehmender Vertiefung immer weiter von der Welt der lebendigen Personen, ihrer Gliederung, Beziehungen und Schicksale entfernen, können nur ganz gewaltsam, an der Oberflächenschicht der Beispiele und Anwendungen — also fern von der diesen Disziplinen eignen kühlen Wissenschaftlichkeit — auf Zeitereignisse bezogen werden. Je spröder der Stoff, desto krampfhafter der Versuch solcher Aktualisierung. Daß man in die mathematischen Aufgabensammlungen Gelände- und Flugbahnberechnungen aufnimmt, kann als ein Adiaphoron gelten, als ein gewiß unschuldiges Mittelchen, dem Schüler den wenig genießbaren Stoff etwas schmackhafter zu machen. Aber schon dies wirkt in der Richtung auf jene bedenkliche Neigung der intellektuellen Neugierde im modernen Rationalismus, alle Dinge in Gottes weiter Welt auch für das naive Bewußtsein erklärlich zu machen. Und die allgemeinen Bedenken, die sich dagegen erheben, werden noch ernster, wenn nun der Physiker und der Chemiker die Konstruktion der Kanonen und die Zusammensetzung der Dynamitminen durchaus im Unterricht viel ausführlicher behandeln wollen, als es die Harmonie des Lehrpensums fordert. Sollte man nicht dem Artillerieoffizier die furchtbare Aufgabe überlassen, in kühler Verständigkeit die Methoden durchzudenken, die Hunderten von Menschen durch einen Fingergriff das Leben oder die Gesundheit nehmen? Ist es nicht mehr als genug, daß die Schüler aus illustrierten Zeitschriften diese Mechanismen des Tötens kennen lernen? Sollte sich nicht durch andre Dinge als durch chemische Formeln oder mechanische Gleichungen Tieferes und Wesenhafteres über die großen Geschehnisse da draußen dartun lassen, und wenn es an — Leonidas und Horatius Cocles geschehen müßte?

Etwas mehr Nachdenklichkeit täte dem deutschen Geist an dieser Stelle not, ein in der humanistischen Bildungsgesinnung tief verankerter Wille, von der Oberfläche in die Tiefe der Erscheinungen einzudringen. Dazu soll uns der Krieg zu groß sein, als daß er überallhin gezerrt werden dürfte, wo er nur noch als technische Aktualität, nicht mehr als großer menschlich-seelischer Gehalt gesehen werden kann. Zudem: so sehr sich dieses Tagesinteresse vordrängt, so sehr ist es doch an den Augenblick gebunden. Mit dem Frieden wird sich unser heute durch diese grauenhaften Tötungsmethoden faszinierter Intellekt wahrscheinlich — und hoffentlich! — sehr schnell von diesen furchtbaren Werkzeugen der Zerstörung abwenden. Der Krieg als mythisch-historisches Ereignis dagegen wird immer größer vor unsern Blicken aufwachsen, seine Wirkungen werden allenthalben zu deuten sein. Es wird Jahre, Jahrzehnte dauern, bis wir uns innerlich mit ihm abgefunden haben werden. So wird auch für die humanistischen Fächer das Problem seiner Anwendung seine Aktualität nicht so schnell verlieren und eine nicht geringe Zahl methodischer Fragen emporführen. Trotzdem übertrifft diesen Problemkreis an Bedeutung der zweite Komplex von Erwägungen.

Digitized by Google

Es ist in der Tat eine ungeheuer ernste Frage, welche erzieherischen Folgerungen die Möglichkeit eines neuen Krieges aus sich gebiert. Niemand wird eine solche Wiederkehr für absehbare Zeit wünschen. Aber deren wahrscheinlichen Zeitpunkt abzuschätzen ist um so schwieriger, als politische Kräfte wie der russische Imperialismus darüber entscheiden werden, deren Auswirkung für uns Europäer kaum ermeßbar ist. Die Möglichkeit eines neuen Krieges wird bei dem Abgrund von Haß, der sich zwischen Europas Völkern aufgetan hat, auch über den Frieden hinaus bestehen bleiben und damit unsrer ganzen Zukunft ihr unheimliches Gepräge geben. Davon wird auch die Pädagogik nicht unbeeinflußt bleiben.

Unsre deutschen Erfolge entsprossen nicht zum mindesten daraus, daß wir jede Situation entschlossen und ganz ausfüllten. Wie wir uns jetzt im Krieg nicht durch pazifistische Sentimentalitäten in der unerbittlichen Durchführung seiner harten Notwendigkeiten beirren lassen, so werden wir von uns aus auch den kommenden Frieden wirklich als Frieden darzuleben suchen. Schon deshalb sind alle pädagogischen Reformversuche, die die Notwendigkeiten des kriegerischen Augenblicks auch für die zukünftige Stunde festlegen wollen, nicht nur verfrüht, sondern geradezu im Kern verfehlt. Wir wollen uns doch die Besonnenheit nicht rauben lassen: das kriegerische Erziehungsideal selbst, das spartanisch-römisch-preußische, wenn man es so nennen will, darf nicht deswegen auch für den Frieden als allein maßgebend anerkannt werden, weil es sich — begreiflicherweise! — im Kriege so hervorragend bewährt hat. Das Paradoxe unseres Erfolges ist gerade, daß er erzielt wurde, obgleich wir keineswegs bewußte Kriegsvorerziehung geleistet haben, außer in unserm Heer, wo eine solche selbstverständlich war. Gerade dieser Krieg hat bewiesen, daß das Opfer unsrer unendlich vielfältigeren Erziehungsideale zugunsten jener einseitigen Zuspitzung auf kriegerische Ertüchtigung durch die Notwendigkeiten des Krieges als Leistung nicht gefordert wird.

Man hat sich — nicht überall mit gleichem Gelingen — in diesen Tagen oft um den Nachweis bemüht, daß der vielberufene deutsche Militarismus mit unserm alten Dichter- und Denkertum keineswegs im Widerspruch stünde. Ob dieser Nachweis gelungen ist, mag dahinstehen. Sehr möglich, daß man sich überflüssigerweise so angestrengt hat; denn das Wesen eines Volkes verträgt innere Antinomien und Polaritäten sehr wohl. Jedenfalls ist aber das eine klar geworden, daß es eine gewisse Schicht ethischer Qualitäten in der deutschen Natur gibt, die sowohl die militärische als die friedliche Leistung tragen und gewährleisten. Dieser mit Glück beschrittene Weg auch für die Pädagogik sehr belangreicher Erwägungen wird weiter verfolgt werden müssen. Ganz von selbst gelangen wir so zu Maßstäben der erforderten Vorerziehung für einen möglichen neuen Krieg. Von besonderer Bedeutung wird hier die Erweckung staatlicher Gesinnung. Mit vollem Recht kann man den modernen Krieg als den großen Tag des Staates anerkennen. So erhebt sich die Frage: wie kann die jetzt im Krieg erweckte und bewährte Staatsgesinnung auch in den Frieden hinübergetragen und in den jugendlichen Seelen von früh auf genährt und großgezogen

Digitized by Google

werden? Den Geist der Zucht, der Einordnung kann jede wissenschaftliche Betätigung fördern. Diese allgemein ethische, am Formalen des Unterrichts, nicht an seinem besonderen Gegenstand hängende Leistung kommt jedem humanistischen wie außerhumanistischen Lehrfache zu. Wo aber die Hinlenkung dieses formalethischen Moments auf das Staatliche stattfinde, hängt von bildungsgeschichtlichen Bedingtheiten ab. Vor einem halben Jahrhundert, als die Absolutheit der Antike noch in fast allgemeiner Anerkennung bei den Gebildeten stand, hätte man dem altklassischen Unterricht, insbesondere dem lateinischen, diese Erweckung staatlichen Fühlens anvertraut. An griechischer und römischer Sage und Geschichte rankte sich damals die politische Sittlichkeit des jungen Deutschen empor. Seit der Humanismus praktisch die Wendung zum Nationalismus nahm, hat sich das Bild geändert. Nur noch recht schüchtern nimmt heute der altklassische Unterricht gerade diese erzieherische Funktion für sich in Anspruch. In der allgemeinen Diskussion aber, deren historische Kurzsichtigkeit nichts von der staatsaufbauenden Wirkung des neuhumanistischen Gymnasiums weiß oder wissen will, muß sich heute der altsprachliche Unterricht viel eher gegen den Vorwurf geradezu kosmopolitisch-antinationaler und widerstaatlicher Zersetzungswirkung verteidigen, als daß er von sich aus eine besondere politisch-erzieherische Kraft glaubhaft machen könnte. Die allgemeine Auffassung findet vielmehr im Geschichtsunterricht den geeigneten Ort für solche Erziehung zur Staatlichkeit und möchte ihn durch ein besonderes Fach der Bürgerkunde ergänzt wissen. Gegen diese Anschauung wird sich so lange nichts einwenden lassen, als nicht durch sie der theoretische Charakter des Geschichtsunterrichts gefährdet wird. Es liegt die Gefahr nahe, der denn auch das preußische Kultusministerium bereits erlegen ist, das Verständnis der Gegenwart allzusehr in den Vordergrund zu schieben und damit die weiter zurückgelegenen Perioden der Vergangenheit zu vernachlässigen. Es ist ein Vorurteil, das von wenig tiefgrabender Geschichtsauffassung zeugt, gerade die theoretisch noch recht ungeklärte Geschichte der jüngsten Vergangenheit als die bevorzugte Erzieherin zu staatlicher Gesinnung anzusehen. In diesem Fall des preußischen Geschichtserlasses hat sich bereits die Uebereiltheit in schulreformerischen Neuerungen gerächt, vor der meine Ausführungen mit vielfacher Begründung warnen möchten.

Während aber über die allgemeineren Richtlinien der zukünftigen Erziehung noch eher Einigkeit zu erzielen ist, erhöhen sich die Schwierigkeiten, wenn speziellere pädagogische Einzelforderungen, zumal auf dem Gebiet körperlicher Ertüchtigung, zur Erwägung kommen. Hier vor allem gilt es, auf jene allgemeine Gefahr aufmerksam zu werden, die aller bewußten Kriegsvorerziehung droht. Wir alle werden heute anerkennen müssen: das „Si vis pacem, para bellum“ gilt nur unter wesentlichen Einschränkungen. Unmöglich können alle erzieherischen Willenskräfte und Fähigkeiten eines ganzen Volkes auf einen künftigen Krieg auch nur als Möglichkeit hingelenkt werden, ohne daß das mit dazu beitrüge, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Auch diesen Teufel malt niemand ungestraft jede Stunde — an die Wandtafel. Gewiß sollen wir nicht in verlogener und feiger Heuchelei

Digitized by Google

den Kopf vor solcher Möglichkeit in den Sand stecken, sondern vielmehr ihr frei ins Auge sehen. Von denen zumal muß das gefordert werden, die an leitender Stelle dazu berufen sind, der künftigen Erziehung unsers Volkes die Wege zu weisen. Ein ganz ander Ding aber ist jene Forderung der im üblen Sinn „militaristischen" Heißsporne, daß nun auch innerhalb der künftigen Erziehung beständig und überall mit dem Säbel gerasselt werden müsse. Vielmehr gilt es, auch in der Frage der körperlichen Ertüchtigung nach wie vor das eigentlich Kriegerische dem Heere zu überlassen. Wenn die Schule in höherem Maße als bisher bestrebt ist, gesunde, abgehärtete, körperlich leistungsfähige Menschen heranzuziehen, wenn sie in ihnen nach wie vor in jeder Stunde den Geist der Zucht, der freiwilligen Einordnung in übergreifende Zwecke schult, dann ist dem vaterländischen Gedanken und damit auch den Forderungen künftiger Bewährungsproben in neuen Kriegen vollauf Genüge geschehen. Die Form dafür zu wählen, muß der Schule und in weitem Maße der Jugend selbst überlassen bleiben. Daß die letztere den ernsten Willen dazu hat, hat sie in der aufblühenden Wandervogelbewegung, in dem Turn- und Sportbetrieb unsrer höheren Schulen reichlich erwiesen. Wenn alle diese hoffnungsvollen organischen Bildungen auf dem Wege des Reglements erstickt werden sollen, wozu sich die Fanatiker des Jugendwehrgedankens bereits anschicken, kann unermeßliches Unheil über unser Volk hereinbrechen.

Auch hier bestätigt sich unsre generelle Forderung, mit weitreichenden Reformen zu warten, bis die kriegerische Erregung der Gegenwart abgeebbt ist. Gerade darum gebärden sich ja die umstürzlerischen Hitzköpfe jetzt so übereifrig, weil sie wissen, daß ihnen die Stunde günstig ist. Um so dringlicher muß an die Leitenden die Mahnung zur Besonnenheit ausgesprochen werden. Wenn das bisher dafür an Gründen Vorgebrachte nicht genügen sollte, so mag doch das eine dafür sprechen, daß wir heute noch gar nicht imstande sind, alle Elemente kriegerischer Leistungsfähigkeit, die ja über die vom Arzt feststellbare körperliche Eignung weit hinausgehen, uns völlig klar vor Augen zu stellen. Denn die Urteilsfähigsten, unsre Offiziere, sind zum großen Teil noch nicht für geruhige pädagogische Ueberlegungen frei. So sollte man auch aus diesem Grund ihr Urteil und damit den Frieden abwarten, ehe man sich auf grundstürzende Reformen festlegt, und auch dann nicht vergessen, daß der deutsche Mensch *auch* der deutsche Soldat, aber nicht *nur* der deutsche Soldat ist.

Dies führt uns denn auf die Schwelle des dritten Kreises von Problemen. Voraussetzung der Anerkennung seiner Rundung ist das Bewußtsein, daß der Beginn dieses Krieges wie sein weiterer Verlauf eine der weltgeschichtlichen Gelegenheiten war, an denen, wie etwa in den Kreuzzügen, in der Reformation, in den Befreiungskriegen, die Urgestalt des deutschen Menschen in der Geschichte Leib wurde. Hier empfinden wir es als Gnade, daß wir das Ungemeine schauen durften. Und so sehr deucht uns die Offenbarung ein Wunder, daß es vermessen wäre, durch bewußte Maßnahmen der Erziehung solcher Erhöhung unsers Volkes Dauer geben zu wollen. Dennoch aber wird und muß diese Selbstenthüllung des deutschen Wesens der strahlende Leitstern auch der deutschen

Digitized by Google

Erziehung werden. Und es kann der Abstraktion, sofern sie sich von der Ehrfurcht führen läßt, der Versuch erlaubt sein, die Einzelzüge dieses hier erlebten Ewigdeutschen herauszulösen und sie der Erziehung als Maß und Richte zu überliefern.

Hier erst dringt die Frage: Krieg und Schule zu ihrer eignen Tiefe durch. Hier werden alle Versuche unwesentlich, den Krieg als Stoff in den Unterricht einzuführen. Hier tritt auch die Erwägung zurück, welche Maßnahmen erzieherischer Art für einen etwaigen neuen Krieg die beste Siegesgewähr schaffen. Hier steht ein letztes zur Frage: Wie können wir — wir selbst werden? An welche Züge unsers Wesens glaubten wir zutiefst, als die Entscheidung über Sein oder Nichtsein unsres Volkes uns bis in die Wurzeln unsres Wesens erschütterte? Man sieht: nur aus dem Ernst einer ungeheuren Zeit heraus, aber jenseits ihrer empirischen Umstände wird ein Bekenntnis erfordert, was sich uns da als Bildungs- und Erziehungsideal offenbarte.

Trägt es zum Sieg unsrer Waffen bei, daß dieser schmächtige Kriegsfreiwillige, der Drangsal der Märsche und der nervenzerrüttenden Einwirkung des Trommelfeuers kaum gewachsen, bei einem Kerzenstümpfchen, während seine Kameraden sich zum neuen Sturm die Kräfte erschlafen, seinen „Faust", seinen „Zarathustra", seine Lutherbibel liest? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wir fragen nicht danach. Unabhängig von diesen Erwägungen, über ihnen gewissermaßen, greift uns diese deutsche Inbrunst der Bildung ans Herz. Der Wille eines Geschlechts, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt, erlebt hier außerhalb militärischer Rechtfertigung, dennoch aber im Krieg und durch den Krieg eine metaphysische Bewährung. Das schlichte Ethos des ganz ungebildeten Landwehrmannes nicht minder, der das kleine schmierige Belgierkind auf seinen Knien schaukelt und sich von ihm den struppigen Bart zausen läßt, diese bei aller Einfachheit des instinktiven Antriebes unendlich seelenhafte, aber ganz ungeistige Gemütswärme des deutschen Volksmenschen, nicht minder auch die kühle, allem Gemütspathos gegenüber fast etwas zynisch-skeptische Sachlichkeit des deutschen Ingenieurs, dessen klarer Kopf gelassen ein mörderisches Geschütz auf sein Ziel einstellt: alles dies dünkt uns jetzt deutsch, erweist sich uns als echt, rechtfertigt sich uns im Angesicht der Ewigkeit. Soll aber deutschem Schwärmen und deutscher Andacht nun der Kampf angesagt sein, weil kühler deutscher Wille und nüchtern rechnender Verstand, weil zähe gehaltene Tüchtigkeit vor allem in dieser Notzeit uns den Sieg sichern? Ganz gewiß nicht. Und alle Betrachtung bleibt klein, die das Wesenhafte nur am Erfolgreichen mißt.

Hier wird es ganz deutlich: der Staat wird uns jetzt und in Zukunft viel sein, er soll uns mehr sein als bisher, aber er darf uns nicht alles sein. Auch heute noch steht hinter diesem Staat unser Volkstum, dem unsre tiefste Liebe gilt. Verkörpert sehen wir es in unsrer Kultur. Kultur ist Leistung. So wollen wir unsre Kräfte zum Werke schulen. Aber Kultur ist auch Empfängnis. Sie lebt ihr Leben in den rein gestimmten Seelen, die sich ihr öffnen. Kultur verlangt Bildung, sonst wird sie zum Götzendienst. Und Kultur wächst nur in einem Volk.

Digitized by Google

Volk: das ist nicht ein Kriegerverein, eine große Bürgerversammlung oder sonst eine klug erdachte Organisation. Volk ist ein naturhaftes Gebilde, das aus dem Dumpfen und Triebhaften ins Seelische und darüber hinaus in der Bildung in geistige Gemeinschaft aufwächst. Der Staat ruht in diesem Gebilde, ohne sich doch mit ihm zu decken, und ewig neu gestaltet sich daraus die Nation. Von Mensch zu Mensch, über Raum und Zeit hinweg ist das Volk verbunden in der Liebe.

Worte reichen nicht zu, um diesen nationalen Erlebnisgewinn des Krieges auszuschöpfen. Jeder fühlt diese Dinge ganz individuell: der Erlebnisgehalt — das war das Beglückende — ist dabei doch ein gemeinschaftlicher. In der Tiefe fühlen wir uns verbunden, jetzt, da uns die Not der Zeit zum Volk zusammengeschmiedet hat, das ein Fühlen und ein Wollen: ein Wesen ist. Nur an der Oberfläche erziehlicher Einzelforderungen narrt uns die rationale Verständigkeit, die Wege verzweigen sich, und wir verfallen in Irrung und Zwiespalt. Aber es ist auch gar nicht der Sinn dieses richtunggebenden Erlebens, institutionell ausgemünzt zu werden. Vielmehr soll hier die uns modernen neuzeitlichen Menschen besonders dringliche Einsicht ansetzen, daß das Beste und Tiefste der Erziehung nicht auf dem Wege nivellierender Reglements von oben her, sondern vielmehr aus der individuellen Person des Erziehers von innen her sich auf den Schüler überträgt. Das einzige also, was es für die Obrigkeit hier zu lernen gibt, ist der ernste Wille — nicht nach dem öden System der Anciennität, sondern auf Grund individueller Eignung —, die rechte Person an den rechten Platz zu setzen, dann aber auch ihr das Vertrauen zu schenken, daß sie ohne, ja nur ohne das zentralistische und uniforme Gängelband bureaukratischer Reglementierungssucht ihre hohe Sendung erfüllen kann. Welch ein Segen wäre es, wenn der alle erstarrenden Bindungen auflockernde Krieg den Leitenden die Augen öffnete, wie sehr alle unsre Institutionen in Gefahr sind, die Auswirkung des Persönlichen zu unterbinden. Einen der seltenen gottinnigen Menschen, die der preußischen Landeskirche geschenkt waren, stieß sie vor wenigen Jahren durch inquisitorischen Spruch aus dem Pfarramt; es ist ein offenes Geheimnis, daß vielfach die fähigsten Köpfe auf unsern Universitäten zu ewigem Privatdozententum verurteilt sind, wenn sie nicht vorher ins Literatentum abgedrängt wurden; und das Oberlehrerexamen werden geistigere und dabei knorrigere Individualitäten bald nur noch unter dem Drang ökonomischer Notwendigkeiten machen. Kann man diese offenbaren Mißstände wegleugnen? Ist daran wirklich nur der böse Individualismus der Personen und nicht vielmehr der Mechanismus der Institutionen zum mindesten mit schuld? Freilich findet sich diese Ueberschätzung des sozialen Apparates nicht nur bei den Behörden, sondern auch bei denen, die an der unheimlichen Massenflucht unsrer besten Köpfe aus den Institutionen beteiligt sind. Der Tyrannei des Bureaukratismus entspricht eine sklavische Furcht, das Persönliche nicht in und trotz der Mechanisierung durchsetzen zu können. So werden Mängel des Programms usw. zum willkommenen Deckmantel für persönliche Unzulänglichkeit.

Digitized by Google

Das Tiefste also, was der Krieg an nationaler Selbstbesinnung gebracht hat, läßt sich nicht als Reform ausgestalten, weil es ganz dem persönlichen Impuls angehört, während Reformen immer nur die unpersönlichen Einrichtungen und Anstalten betreffen können. Während also innerhalb der ersten beiden Problemkreise nur vor überstürzten Neuerungen gewarnt werden mußte, führen diese Ueberlegungen überhaupt nicht auf solche Reformen hin. Dafür können und sollen sie aber eine Erneuerung aller Erziehung von innen her bewirken, durch die auch alle äußeren institutionellen Verbesserungen und Fortschritte ihre Weihe und eigentliche Bedeutung erhalten. Das wesenhafteste Erlebnis der Zeit ist das Wiederaufkommen einer großen Verantwortlichkeit jedes Einzelnen für das Ganze des Staates und der in ihm verkörperten Nation. Doppelt schwer muß diese neu gefühlte Verantwortung auf dem Erzieher lasten, in dessen Hände die nationale Zukunft gelegt ist. Möge ihm die Einsicht wachsen, daß es letztlich doch nur darauf ankommt, wie er persönlich die Form seines Amtes ausfüllt, mag das Programm des Unterrichts ihm nun mehr oder weniger Freiheit lassen und der Sache in weiterem oder geringerem Maße Genüge tun. Es heißt dem institutionellen Mechanismus des uniformierten Schulbetriebes eine feige Anerkennung zollen, wenn man alle Schuld am unverkennbar geringen Erziehungserfolg, an der Unlust der Schüler und der Verknöcherung der Lehrer auf sein Konto abschiebt. Ebenso freilich ist zu hoffen, daß der Staat eine Umkehr auf dem Wege der zentralistischen Bureaukratisierung aller seiner Institutionen vollzieht. Der Geist des Vertrauens, der in der Not des Krieges uns wieder zum Volk geschmiedet hat, wird nur dann in der Erziehung wieder fruchtbar werden, wenn mannigfachen organischen Bildungen auf dem weiten Feld der Erziehungsanstalten der freie Raum, das Licht und die frische Luft gegönnt wird, die sie zu ihrem Gedeihen brauchen.

Absolut, Relativ

Von

Max B. Weinstein

Obwohl meine Aufsätze in dieser Zeitschrift verschiedene Ueberschriften tragen, hängen sie doch zusammen und sollen dazu dienen, gewisse Anschauungen des Verfassers aus der Entwicklung der modernen Wissenschaft klarzulegen. Was ich jetzt zu sagen habe, schließt sich also an die Auseinandersetzungen im letzten Aufsatze an, der Leser braucht aber keine übertriebene Gelehrsamkeit zu fürchten. Denn in der Tat sind die Grundbegriffe, mit denen die Menschheit arbeitet, an sich einfach; schwierig ist nur die Ableitung ihres Ursprungs und die Feststellung ihrer Bedeutung für unsre Auffassung der Welt und des Lebens. Absolut ist etwas, das durch sich selbst, für sich selbst und in sich selbst besteht, keines

Digitized by Google

andern zu seiner Erklärung und Erhaltung bedarf. In seiner dichterisch-philosophischen Auffassung der Welt, die er für eine vollkommene, allein und einzig im Raume schwebende Kugel erklärt, sagt Platon, sie sei kunstvoll derartig von Gott gestaltet, daß ihre Aussonderungen ihr auch zugleich zur Nahrung dienen (wie etwa aus Wasser Dampf hervorgeht, der Dampf aber wieder Wasser wird), und daß sie alles innerhalb ihrer selbst erleidet und alles durch sich selber tut. Das ist also ein Absolutes. Physisch aufgefaßt. Metaphysisch wird man freilich diese Auffassung noch vertiefen müssen. Aber alles kommt doch darauf hinaus, daß es sich um etwas handelt, wofür man eines andern nicht bedarf. Daher erklärt Platon auch, daß nur eine Welt bestehe, eben diese absolute. Andre große griechische Denker haben unzählig viele Welten angenommen. Platon konnte sich nicht denken, daß Gott Welten nebeneinander gesetzt habe, die nicht in Beziehung zueinander stehen. Alles aber, was in Beziehung zueinander steht, faßt er als unfrei, und also unvollkommen auf. Und es sei Gott nicht angemessen, meint er, eine unvollkommene Welt gebildet zu haben. Sei sie auch nicht durchaus vollkommen, so nähere sie sich doch der Vollkommenheit so sehr als möglich. Das hängt mit seinen Anschauungen von den Ideen zusammen. Die Hauptsache ist, wir haben in Platons Welt als Ganzem ein Absolutes. Bekanntlich sieht Platon die Welt auch als ein Lebendes, Zoon, an, wie in unsrer Zeit viele getan haben. Und es liest sich hübsch, wie er nun aus seiner Annahme ihrer Absolutheit ihr nacheinander Mund, Ohren, Nase, Gliedmaßen usw. abspricht. Alles dieses diene ja, um mit anderm in Beziehung zu stehen, und die Welt stehe eben nicht mit anderm in Beziehung. Nicht die geringste Hervorragung will er der Welt beimessen, weil schon solche die Absolutheit verdächtig macht. Durchaus glatt sei sie, nirgends einen Angriffspunkt bietend. Auch sei ja nichts außer ihr, das sie angreifen könnte, da ja außer ihr überhaupt nichts weile. Noch sei darauf hingewiesen, daß diese Platonsche Welt begrenzt ist, rings von einer Kugelfläche ist sie umschlossen. Dieses Absolute enthält also kein Unendliches. Ein Endliches hat auch endliche Eigenschaften. Und so entspricht Platons Welt einem absoluten, aber keinem unendlichen Begriff. Platon konnte die Welt nicht unendlich annehmen, ohne sie Gott und seinen Ideen gleichzumachen, und das zu tun scheute er sich. Die Welt mußte für ihn unter Gott und den Ideen stehen, und sie ist ja für ihn auch vernichtbar, trotz aller Absolutheit. Indessen ist diese Welt ein Zusammenhängendes, nicht wild Ungeordnetes. Gott hat ihre Bestandteile nach gewissen mathematischen Verhältnissen gemacht und ihr außerdem eine sie ganz durchdringende und außen umfassende Seele verliehen. Und das bewirkt das Gesetzmäßige und verhindert den Zerfall bis zum Eingreifen Gottes. Kaum gibt es etwas, das das naturwissenschaftlich Absolute so schön darstellt wie die Platonsche Welt, es ist alles mathematisch und doch sinnlich.

Diese Welt ist absolut nach jeder Richtung, in keiner Beziehung bedarf sie eines andern Weltlichen. Wir können aber Dinge annehmen, die in gewissen Hinsichten absolut sich verhalten, in andern aber relativ. Ich weiß nicht sicher,

Digitized by Google

ob Platon die Einzeldinge seiner Welt so betrachtet hat. Man würde ein solches Verhalten von gewissen lebenden Wesen nach den höchsten geistigen Eigenschaften annehmen. Auf das Leben und auf das Seelische gehe ich aber hier nicht ein, ich werde später Gelegenheit haben, darüber einiges zu sagen. Bis vor kurzem haben die Naturforscher geglaubt, allen Dingen auch ein Absolutes zusprechen zu können. Das meiste an den Dingen ist freilich relativ. Ein Körper ist nur schwer gegen einen andern Körper, er hat nur Farbe, wenn er von einem andern Körper belichtet wird, seine chemischen Eigenschaften äußern sich nur gegen andre Körper. Selbst die Undurchdringlichkeit, die so kennzeichnend für Körper ist, scheint doch nur einen Sinn zu haben, wenn ein andrer Körper den betreffenden Körper zu verdrängen sucht. Das also und weitere dazu sind Eigenschaften, die nur an anderm zum Vorschein kommen. Insofern sind sie praktisch ohne ein andres nicht vorhanden. Nur die Anlage, sie zu äußern, wenn ein andres da ist, könnte vorhanden sein, und dann wäre diese Anlage ein Absolutes, etwas mit jedem Ding für sich Verbundenes, wenn auch für die Wahrnehmung Schlummerndes, Potentielles würde der Physiker sagen. Also Wertloses?

Indessen sind die Anlagen für das Leben alles. Keine Wahrnehmung ist möglich ohne Anlagen, sie auf einen Reiz zu machen; ein Ursächlichkeitsbedürfnis bestände nicht, ohne die Anlage zu fragen. Bei größter Nahrungsnotwendigkeit hätte niemand Hunger, ohne die Anlage, Hunger zu haben, und würde umkommen. Und so lassen sich die Beispiele ins Unendliche häufen. Im Leben ist wirklich nur das Augenblickliche, alles andre ist möglich durch die Anlage dazu, und der Strom unsrer Tätigkeiten, der Leben heißt, wird stetig durch Anlagen unterhalten, die jedem äußeren und inneren Reiz das Entsprechende entwogen lassen, Gefühle, Begehren, Urteile, Vorstellungen, Wollen usw. Unsre Seele muß die Anlage haben zu all diesen Aeußerungen. Oft wird von Naturalisten behauptet, unsre Wahrnehmungen, Urteile usw. flössen sämtlich aus der Erfahrung in der Umwelt. Wir lernten das alles aus dieser Umwelt, und so namentlich beurteilten wir auch nach Ursachen allein aus der Erfahrung; Eigenschaften von vornherein (a priori) besäßen wir nicht, nur solche nachträglich (a posteriori) erworbene. Aber wie erwerben wir sie denn? Wie lernen wir aus der Erfahrung? Daß wir lernen, ist gewiß. Da müssen wir doch etwas in uns haben, das das Lernen und Erfahrungsammeln ermöglicht, d. h. wir müssen Anlagen zum Lernen haben. Wem die Anlage zum Fragen fehlt, der wird nie Geschehnisse, sie mögen ihm noch so oft vorgeführt und noch so deutlich gemacht werden, verknüpfen. Er hat gar keinen Begriff von dem, was Verknüpfen bedeutet, die Geschehnisse stehen für ihn nebeneinander, nacheinander, ohne jede Beziehung zueinander. Anlagen aber können nicht durch Erfahrung erworben werden; sollten sie es, so bedürfte es wieder Anlagen, diese Anlagen sich anzueignen usw. Etwas muß zurückbleiben, das die Grundlage zu allem bildet und das von vornherein war. Also im Leben sind die Anlagen zu den einzelnen Tätigkeiten das Notwendige. Und obwohl Anlagen, sind sie so wirklich als nur der Körper, wo sie vorhanden sind.

Digitized by Google

Nun aber in der nichtbelebten Welt? Es ist eigentümlich, daß dieselben Forscher, welche die Anlagen der Seele übersehen, und wenn sie auf sie gelenkt werden, sie rundweg ablehnen als unverständlich, vielleicht auch unverständig, gleichwohl von der Wirklichkeit der Anlagen in der unbelebten Welt überzeugt sind, mit diesen Anlagen wie mit Wirklichkeiten rechnen, auf ihnen Grundgesetze errichten. Das Erstaunliche findet statt in der Energetik, der Hauptlehre unsrer gegenwärtigen physischen Monisten. Die Welt hat Energie, die sich betätigt. Allein diese für sich wandelt sich, kommt und geht. Nun aber ist es Grundsatz aller physischen, eine höhere Macht ausschließenden Anschauungen, daß der Inhalt der Welt an Stoff und an Energie durchaus unveränderlich besteht, nicht zunehmen, nicht abnehmen kann. Die Stoffe nun sind wirklich bleibend, wie jeder Augenschein lehrt, und wenn wir das Gesetz der Erhaltung des Stoffes ausdrücken, haben wir in unsrer Behauptung nur wirkliche Größen; wirkliche Größen sind zu wirklichen Größen zugefügt, und das gibt ein unveränderlich Bleibendes. Sprechen wir dagegen das Gesetz der Erhaltung der Energie aus, so werden wirkliche Größen mit nur möglichen zusammengefaßt. Und da gleichwohl auch hier nur unveränderlich Bleibendes behauptet wird, so unterscheidet sich die Auffassung des nur Möglichen von der des Wirklichen gar nicht, jenes wird als ebenso wirklich angesehen wie dieses. Und niemand zweifelt, daß weder für das Wirkliche für sich noch für das Mögliche für sich das Erhaltsgesetz besteht, sondern nur für beides zusammen. Nun bedingen mögliche Energien nichts weiter als Anlagen von Kräften, Arbeiten zu leisten. Halten wir einen Stein frei in der Hand, so ist an ihm durchaus nichts Besonderes zu bemerken, aber es steckt in ihm die Anlage der Schwerkraft, eine Arbeit zu leisten; und die Leistung kommt auch zum Vorschein, sobald wir den Stein freilassen, daß er, der Schwerkraft folgend, fallen kann. An jeder Stelle seiner Fallinie besitzt er noch Arbeitsmöglichkeit. Mit dem Fallen nimmt diese aber ständig ab, und zwar wie die Arbeit, die im Fall sich findet, ständig zunimmt. Der Stein sieht aber immer gleich aus. Also die strenge Wissenschaft selbst muß mit Eigenheiten mathematisch-physikalisch rechnen, die durchaus ruhen können und die nur aus besonderem Anlaß relativ zum Vorschein kommen. Ob wir diese Eigenheiten Kräften oder Stoffen zuschreiben, ist nicht von Belang. Auch lernen wir sie nur an Stoffen (in weitestem Sinne des Wortes) kennen.

Es ist bekannt, daß nach dem Entringen der Wissenschaften aus den scholastischen Banden die Forscher eine Art Grauen vor den sog. „verborgenen Eigenschaften" der Stoffe hatten. Und der große Newton, als er seine Lehre von der allgemeinen Schwerkraft vortrug, hielt es für geboten, sich gegen den Vorwurf, eine „verborgene Eigenschaft" eingeführt zu haben, von vornherein zu verwahren. Was ist aber das vorstehend Behandelte anders, als verborgene Eigenschaften. Man kann immer nur wiederholen: etwas müssen wir in der Natur als Grundlage haben; aus nichts kommt nichts, können wir wenigstens nichts schaffen. Man wird sich selbstverständlich auf das äußerste beschränken, von allem absehen kann man nicht. Und was man den Dingen

Digitized by Google

selbst, unabhängig von andrem, zuschreibt, ob als Wirkliches oder als Anlage zu etwas Wirklichem, das ist naturwissenschaftlich ein Absolutes. Freilich kann man fragen, was habe z. B. die Anlage zur Undurchdringlichkeit für einen Sinn, wenn ein Andres überhaupt nicht da sein sollte. Wir können uns alle Dinge aus der Welt fortdenken bis auf ein Ding; was soll diesem einen und alleinigen eine Anlage, deren Verwirklichung gar nicht in Frage kommen kann? Hierauf haben wir keine Antwort, wir kennen die Welt nur als eine Sammlung von Einzeldingen. Und gerade das veranlaßt mich, später von der notwendigen Erweiterung des Spinozaschen Pantheismus zu sprechen. Aber deshalb wird mancher geneigt sein, das früher als absolut Bezeichnete nun doch als nur relativ anzusehen. Die Eigenheiten oder die Anlagen zu ihnen bestünden nur, weil eben die Welt nicht ein Einzelnes, sondern ein Zusammengesetztes ist. Wäre sie ein Einzelnes, so bestünden sie nicht. Eine Denknotwendigkeit ist eine solche Auffassung zweifellos nicht. Im Gegenteil wird man sich sagen, daß nur unsre Sucht, allem einen Zweck zu unterlegen, uns zu ihr führt. Wir wissen nicht, wozu jene Eigenheiten oder die Anlage zu ihnen dienen sollen, wenn ein Andres nicht vorhanden ist, und darum machen wir sie lieber von den andern abhängig. Aber wozu diente ein Einzelnes allein überhaupt? Es ist die alte böse Frage nach dem Zweck der Welt.

Moderne Forscher haben nun diese relativistische Auffassung als die Auffassung hingestellt. Begonnen damit hat wohl Ernst Mach, und die von ihm gewählte Behandlung ist höchst kennzeichnend und viel nachgeahmt worden. Newton hatte gemeint, jede Fortbewegung sei allerdings relativ, nämlich an dem betreffenden Körper nicht erkennbar, sondern nur an einem andern Körper, und diese Meinung ist ja auch geblieben. Aber die Umdrehung um eine Achse, die möchte wohl absolut sein, weil sie an dem Körper selbst sich verrate durch die Fliehkraft, die seine Teile sogleich erhalten, wenn die Bewegung beginnt. Es wird wohl viele geben, die diese Schlußweise Newtons für unantastbar halten, und Newton hat dazu das bekannte hübsche Experiment mit dem Glase Wasser gemacht. Man dreht das Glas um seine Achse, zuerst bleibt das Wasser ruhig mit ebener Oberfläche. Allmählich wird es durch die Reibung der sich drehenden Glaswand an ihm in die Drehung mitgerissen, und nun höhlt es sich infolge der Fliehkraft. An dem Wasser selbst sehen wir, daß es sich dreht. Mach sagt erst, wir wüßten nicht, was geschehen würde, wenn das Glas nicht ein gewöhnliches Glas wäre, sondern eine kilometerdicke Wand hätte. Wir wissen es wirklich nicht und können nicht beschwören, daß das Wasser sich auch dann in gleicher Weise höhlen würde. Indessen ist das für die Frage, ob es absolute Bewegungen gibt, ganz gleichgültig. Denn zur Bejahung genügt ja schon die Feststellung auch nur eines Falles, wie die beim Wasser im gewöhnlichen Wasserglase, mag sich das Wasser in dem Machschen Wasserglase anders verhalten. Nun meint aber Mach, es könnte die Fliehkraft der sich drehenden Wasserteilchen zwar an ihnen zur Erscheinung kommen, an sich aber durch die Fixsternwelt hervorgebracht sein, die zum Wasser ruht. Dieser kühne Schluß hat

Digitized by Google

Bewunderung erregt. Es gäbe keine Fliehkraft bei einem sich drehenden Körper, wenn keine Fixsternwelt als Umwelt vorhanden wäre oder wenn diese Fixsternwelt sich ebenso drehte wie der Körper. Drehte sich z. B. die Fixsternwelt mit unsrer Erde um ihre Achse in gleicher Zeit, so fehlte die jetzt feststellbare Fliehkraft auf der Erde. Die Erde wäre dann auch nicht an den Polen abgeplattet. Alle Erscheinungen der Fliehkraft auf und an der Erde kämen daher, daß eben die Fixsternwelt sich nicht mit der Erde dreht, oder daß sie sich dreht, aber die Erde nicht mit, was auch möglich wäre. Demnach sei auch die Rotation eine relative Erscheinung, könne ohne ein Andres, wie den ruhenden Fixsternhimmel, nicht erkannt werden.

Nun hängt die Fliehkraft außer von der Drehbewegung noch ab von der Trägheit des sich drehenden Körpers. Ist aber die Fliehkraft relativ, so kann also die Trägheit auch nur relative Bedeutung haben. Die Trägheit der Körper, die man als ihnen so durchaus eigen, absolut angesehen hat, wird ein Relatives, abhängig von der Fixsternwelt, oder überhaupt von der Umwelt. Kein Körper wäre in bezug auf Drehung träge, wenn alles sich mit ihm gleich drehte, wenigstens käme diese Trägheit in keiner Erscheinung zum Vorschein. Sobald einiges der Umwelt sich gar nicht mitdrehte oder in andrer Weise sich drehte, würden Erscheinungen an dem Körper auftreten, die wir als Trägheit deuten. Das betrifft die Trägheit in der Drehung. Wie aber verhält es sich mit der Trägheit gegen Fortbewegung? Leistet ein Körper nur Widerstand, wenn er sich allein bewegen soll oder anders als die andern Körper? Ginge er gutwillig, wenn er sich nur dem ganzen Haufen anzuschließen hätte, ohne ein Besonderes tun zu müssen? Folgerichtig muß jene Auffassung auch das behaupten. Ob sie es getan hat, weiß ich nicht, es läge nur in ihrem Sinne, in der Trägheit überhaupt nur ein Relatives zu sehen, nichtsbedeutend in sich ganz gleichverhaltender Umwelt, oder in einer Welt ohne Umwelt. Der geistvolle Erfinder der modernen Relativitätslehre, Einstein, hat in der neuesten Wendung, die er seiner Lehre gegeben hat, die Trägheit durchaus relativ behandelt und so beispielsweise festgestellt, daß die Trägheit jedes Körpers sich ändert, wenn seine Lage zu andern Körpern eine Aenderung erfährt, etwas in der früheren Wissenschaft Unerhörtes. Er ging davon aus, daß wir auf der Erde die von der Trägheit abhängige Fliehkraft von der Schwere, dem Gewicht, nicht zu trennen vermögen. Und in der Tat hat der ungarische Physiker v. Eötvös durch sorgfältigste Untersuchungen nachgewiesen, daß Gewicht und Masse immer parallel gehen. Ist Masse ein Ausdruck für Trägheit, und dafür wird es genommen, und sieht man das Gewicht, die Schwere, als etwas Relatives an, weil ja Körper gegeneinander schwer sind, so liegt der Gedanke nahe, auch die Trägheit als ein Relatives zu betrachten. Wenn so hohe Größen wie Trägheit in das Meer der Relativität fallen, was darf sich dann noch erwarten, auf absoluten Beinen stehen bleiben zu können. Nichts! Alles muß versinken, und die Relativität überflutet das All. Der Sinn der Welt ist Relativität, ohne sie ist nichts zu erkennen. Und dabei regiert die Relativität keineswegs willkürlich,

Digitized by Google

sondern nach festen Gesetzen. Nicht allein das. An dem Beispiel der Fliehkraft sehen wir, daß sie auch mit bestimmten Erscheinungen waltet. So zwängt sie den Lauf der Vorgänge in bestimmte Form, die den Grundstock der Einstein-Minkowskischen mathematischen Physik bilden, und schafft zugleich etwas so Wunderliches wie die Trägheit. Das würde heißen, wir fassen die Welt nicht allein nur relativ auf, sondern auch relativ in bestimmter Weise. Aber berührt das alles, die Anlagen in der Welt. Meines Erachtens nein! Im Gegenteil scheint mir die letzte Behauptung geradezu für solche Anlagen zu sprechen. Ich habe an einer andern Stelle nachgewiesen, daß unsre Sternwelt die Form, die sie hat, namentlich mit den Drehungen ihrer Körper, nicht annehmen konnte, ohne eine Anlage dazu, man darf sie sich rein physisch denken, von vornherein. Wer also dem Zwangsmechanismus sich nicht unterziehen will, weil er in ihm einen fruchtbaren und beruhigenden Gedanken nicht findet, kann von solchen Anlagen schon bei der Einrichtung der Welt im großen nicht absehen. Diese Einrichtung im großen ist aber fast nichtsbedeutend gegen die im einzelnen. Und so nähert sich diese Auffassung freilich der vorhin mitgeteilten Platonschen, soweit es sich nur um der Welt an sich etwas Zukommendes handelt, das den Einzelnen angehört und im Gesamtgebiete zum Vorschein kommt. Die Relativitätslehre bezieht sich nur auf das Zumvorscheinkommen. Was aber löst alles aus und bestimmt die Art des Zumvorscheinkommens? Das liegt nicht im Bereich der Lehre vom Relativen. Mit Sätzen wie: die Ruhe der Fixsternwelt gegenüber einem sich drehenden Körper erscheint als Fliehkraft an diesem, ist nicht viel gesagt, selbstverständlich ebensowenig mit dem Satze: Die Drehung eines Körpers erscheint an ihm als Fliehkraft seiner Teile. Aber mit solchen Sätzen müssen wir uns noch leider viel behelfen. Denn wenn ich hier von Anlagen als Erklärungsmittel gesprochen habe, so dachte ich wesentlich an die Verhältnisse bei lebenden Wesen als Bilder für entsprechende Erscheinungen in der unbelebten Natur. Indessen ist es doch ein Unterschied, ob man Dingen an sich gar nichts zugesteht oder wenigstens Anlagen zu etwas. Man kann sich im letzteren Falle auf das uns bekannteste berufen, auf uns selbst.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Technik

Die staats- und volkswirtschaftliche Bedeutung großer Wasserkräfte

Der gegenwärtige Krieg hat uns recht eindringlich gezeigt, daß das Bestreben, uns vom Ausland, insbesondere von allen überseeischen Produkten, möglichst frei zu machen, für unser Wirtschaftsleben äußerst wichtig ist.

Unsre isolierte Lage inmitten bedrohter Grenzen und die mit einer numerisch überlegenen feindlichen Flotte noch zu erreichende Absperrung vom Weltmeer, von den überseeischen Fundstätten solcher Produkte, die für unser Wirtschaftsleben und unsre Industrie unumgänglich notwendig sind, zwingt uns, mit allen Mitteln auf künstlichem Wege im Inlande Ersatzprodukte herzustellen.

Dank einer von allerhöchster Stelle gepflegten überragenden wissenschaftlichen Grundlage hat unsre Industrie manche solcher Fragen schon zu einer guten Lösung geführt. Die neueste dieser Lösungen gipfelt in der verbesserten künstlichen Stickstoffgewinnung, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, den Salpeter, der bisher im Wert von jährlich 180 Millionen Mark aus Chile eingeführt wurde, gerade so gut und gerade so billig in Deutschland zu erzeugen. So bleibt diese gewaltige Summe für die Folge im Lande. Der Einfuhrwert solcher Produkte, die wir auf künstlichem Wege selbst herstellen könnten — Karbid, Ferrosilizium, Aluminium usw. —, betrug über 400 Millionen Mark. Die Durchführung solcher Aufgaben ist aber fast überall an die Bereitstellung großer Kräfte gebunden.

Diese großen Kräfte stehen uns im allgemeinen in ihrer billigsten Form, in natürlichen Wasserkräften, nicht in so großem Maße zur Verfügung, wie das in manchen andern Ländern der Fall ist.

Weil unser Land sich aber im wesentlichen von Süden nach Norden, von den Alpen und dem deutschen Mittelgebirge zur Nord- und Ostsee hinabsenkt, so sind die Vorbedingungen, aus wasserreichen Niederschlagsgebieten gespeiste Flußläufe durch künstliche Bauten zur Wasserkraftnutzung zu verwerten, in sehr reichem Maße gegeben.

Wir müssen uns nur bemühen, überall, wo sich Gelegenheit bietet, Wasserkräfte ohne besonders große Kosten ausbauen zu können, z. B. bei der Regulierung von Flußläufen, Talsperren usw., die Ausnützung dieser Kräfte in die Wege zu leiten.

An manchen Stellen will man leider den Wert dieser oft nebenher nutzbar zu machenden Wasserkräfte noch nicht hoch genug anschlagen. Es dünkt manchen Stellen zu umständlich und kleinlich, hier Erwerbsquellen zu erschließen und elektrische Energie zu verkaufen. Wahrscheinlich werden wir uns aber wohl gezwungen sehen, in der Folge noch unbequemere Wege zu beschreiten, um Deckung für alle nötigen Erfordernisse zu beschaffen. Will man die Kräfte nicht von Staats wegen ausnutzen, was, von technisch rationellem Standpunkt aus betrachtet, das vorteilhafteste wäre, so kann man sie an große Finanzgesellschaften verpachten. Die alljährliche Einnahme des Pachtzinses ist ja eine einfache Sache, und die Privatindustrie würde dann schon sehen, wie sie noch etwas übrig behält. Wenn man sich aber wirklich mit Elektrizitätsmonopolen beschäftigt, dann ist das sicher nicht der rechte Weg.[1]

Einen erfreulichen Ansatz bei den staatlichen Wasserbauten, die Wasserkraftnutzung wohl zu beachten, sehen wir im Wesergebiet und in der jetzt geplanten Ausnutzung der Wasserkräfte an den Gefällstufen des kanalisierten Mains.

Brachliegende Werte aus dem Nichts zu heben, ist entschieden ein großes Verdienst, und so bedeutet jede ausgebaute Wasserkraft ein Kapital für ewige Zeiten. Schon der

Digitized by Google

bisherige Gang unsers Wirtschaftslebens redet für die Ausnutzung der natürlichen Kraftquellen eine eindringliche Sprache. Wer hätte vor fünfzig Jahren daran gedacht, daß es möglich sein würde, so gewaltige Wasserkräfte in einer zentralen Anlage zu verwerten und eine leichte Fortleitung der Energie zu ermöglichen? Kleinere Kräfte konnte man früher schon an Ort und Stelle ausnutzen, mit größeren Kräften wußte man aber im allgemeinen wenig anzufangen. Jetzt ist es fast umgekehrt.

Die großen, kostenlos arbeitenden Energiequellen der Schweiz und Skandinaviens haben die Menschen angezogen, die sie ausnutzen wollen, und für die Folge wird man nicht nur die großen, sondern auch immer kleinere Wasserkräfte für würdig befinden, zu modernen Kraftwerken ausgebaut zu werden. Allenthalben wird unser Betrieb immer extensiver werden.

Ein Schulbeispiel für die planmäßige Ausnutzung und die Wertschätzung der Wasserkräfte bildet das kleine Norwegen. Aus Mangel an Kohle ist Norwegen gezwungen, von den Wasserkräften, die sich ihm frei darbieten, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Sehr zum Vorteil Norwegens, wo jetzt die elektrische Energie viel billiger abgegeben wird als im kohlenreichen Deutschland. Ende des Jahres 1911 erstattete die Königlich norwegische Kommission dem Storthing Bericht über den Umfang der noch verfügbaren und der schon ausgenutzten Wasserkräfte, im Anschluß an eine beabsichtigte weitere Elektrisierung des Landes, wie der Zeitschrift „Engineering“ vom 8. Oktober 1915 zu entnehmen ist.

Damals waren im Staatsbesitz 31 Wasserkraftanlagen mit einer Gesamtleistung von 148950 P. S., deren Leistung sich durch weiteren Ausbau noch auf 743480 P. S. steigern lassen konnte.

Der norwegische Staat will besonders auch der Allgemeinheit billige elektrische Kraft zugänglich machen, und das wäre auch bei uns sehr nötig im Interesse des Volkswohls und um von dem Petroleummonopol der Amerikaner etwas freier zu werden. Das Geld hierfür können wir gut im Lande behalten.

Der Strombedarf in den Städten Norwegens nahm in den letzten Jahren stark zu; auch die chemische Industrie entwickelte sich zu einem Abnehmer mit immer gewaltigerem Verbrauch. Der Bedarf wird für die Zukunft als so bedeutend angesehen, daß die Königlich norwegische Kommission 150 Watt für jeden einzelnen Bewohner in Rechnung stellte. Das würde für Deutschland mit rund 70 Millionen Einwohnern einer Leistung von 10,5 Millionen Kilowatt entsprechen. Dies ist eine gewaltige Ziffer, die so recht klar wird, wenn man bedenkt, daß heute alle öffentlichen Elektrizitätswerke Deutschlands, rund 4000, zusammen nur etwa den fünften Teil dieser Leistung aufweisen können. In Norwegen will man aber erreichen, daß jedermann elektrisch kocht und heizt. So weit werden wir so rasch wohl noch nicht kommen, wir müssen aber dahin streben.

Ganz außer Frage steht es aber, daß wir mit unserm Kohlenschatz, der schließlich doch einmal zu Ende geht, nicht planlos wirtschaften dürfen und dagegen, sehr zu unserm Schaden, die billigeren und ununterbrochen rinnenden Kräfte des Wassers ungenutzt lassen. Wir müssen überall sparen und jeden Vorteil festhalten, der sich uns in erreichbarer Nähe bietet.

Nach dem Stande vom 1. Januar 1914 gab es in Norwegen 366 Kraftwerke mit einer Leistungsfähigkeit von 396000 Kilowatt, die sich über das ganze Land verteilen. Davon verbraucht allein die chemische Großindustrie, die sich nach und nach in Norwegen angesiedelt hat, 160000 Kilowatt. Der weitere Ausbau der norwegischen Wasserkräfte findet durch den Staat eine zielbewußte Pflege.

Wenn Herr Ministerialdirektor Dr.-Ing. Leo Sympher, Berlin, die Wasserkräfte, welche bei der Schiffbarmachung des Oberrheines bis in den Bodensee nutzbar gemacht werden können, auf mehr als 500000 P. S. angegeben hat, so entspricht das einer Leistung von 350000 Kilowatt. Die Leistungen der Wasserkraftwerke an einem Rheinseekanal von

Digitized by Google

Köln—Duisburg nach Antwerpen oder nach Emden sind mit rund 100 000 Kilowatt anzugeben. Bei richtiger Projektierung könnte man auch, wenn die Moselkanalisation einmal durchgeführt wird, an den Gefällstufen Kraftwerke errichten mit einer Gesamtleistung von etwa 50 000 Kilowatt. Daraus wäre eine ganz andre Rentabilität, als es bisher möglich war, abzuleiten. Die bisherigen Berechnungen erfassen die Aufgabe nicht richtig.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß allein im Bereiche des Rheinstromgebietes 500 000 Kilowatt mit billigen Wasserkräften erzeugt werden können. Die jährliche Gesamtenergieerzeugung würde dann 4380 Millionen Kilowattstunden erreichen. Das entspricht einem Verkaufswert, wenn die Kilowattstunde im Mittel mit 3 Pfennig bewertet wird, von 131,40 Millionen Mark pro Jahr. Dabei ist gerechnet, daß die ganze Leistung dauernd abgenommen würde. Das wird aber nicht der Fall sein, außerdem hat man mit Verlusten in den Leitungen und Transformatoren zu rechnen, weshalb man vorsichtigerweise mit einer Bruttoeinnahme von 100 Millionen Mark rechnen sollte. Die Jahresleistung aller deutschen Elektrizitätswerke beträgt heute rund 3000 Millionen Kilowattstunden.

Für den Ausbau der Wasserkraftwerke mit 500 000 Kilowatt Leistung wären rund 200 Millionen Mark aufzuwenden. Dabei sind die Kosten für die noch zu erbauenden Schiffahrtswege nicht beachtet. Die jährlichen Ausgaben sind dann einschließlich Verzinsung und Abschreibung auf 40 Millionen Mark anzusetzen, so daß bei 100 Millionen Mark Einnahme ein Ueberschuß von 60 Millionen Mark verbleibt. Nach vollständiger Abschreibung der Kraftwerke, nach zehn Jahren, würde sich dieser Ueberschuß um 30 Millionen Mark vergrößern. Neben diesem guten finanziellen Ergebnis würden wir überall billige Elektrizität hinliefern können, noch billiger, als für viele kleine Werke heute die Selbstkosten sind. Das sonst für Petroleum ausgegebene Geld bliebe im Lande. Die modernen Großbetriebe, welche sonst wegen der billigen Energie die im Auslande gelegenen Wasserkraftwerke aufsuchten, werden sich nun hier ansiedeln. Diese Großbetriebe geben Arbeit und Verdienst. Sie erzeugen fortlaufend große Werte, die infolge ihrer geringen Gestehungskosten mit den Produkten der ganzen Welt in Wettbewerb treten können. Die Steuerkraft des Landes wächst. Unsre chemische Industrie braucht dann nicht nach Norwegen zu gehen, sie findet dann hier, zentraler zu den Absatzgebieten gelegen, geradeso vorteilhafte Produktionsbedingungen.

Man kann es schon häufiger lesen, daß Großstromabnehmer billige Energie suchen. Gesuche um 5 bis 10 Millionen Kilowattstunden sind nicht selten. In Nr. 16 der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure", Berlin 1916, wurden sogar 50 Millionen Kilowattstunden pro Jahr gesucht. Alle diese Wünsche könnten wir befriedigen. Beträgt doch der Umfang der Wasserkräfte im Königreich Bayern allein über 1 Million P. S., wovon erst 120 000 P. S. ausgenutzt werden.

Man kann wohl sagen, ohne ein Prophet zu sein, daß in gar nicht ferner Zukunft die vorsorgende Volkswirtschaft dazu übergehen muß, in wasserreichen Gegenden, wo das nötige Gefälle vorhanden ist, *zuerst* die Kraft dieser weißen Kohle zu nutzen, und daß die schwarzen Kohlen in immer steigendem Maße zunächst jenen Ländern vorbehalten werden, wo einigermaßen konstante Wasserkräfte nicht verfügbar sind. Die schwarze Kohle ist ein Welthandelsartikel von beständigem Wert, das zeigt uns auch dieser Krieg.

Aus diesen kurzen Darlegungen mag hervorgehen, daß wir uns auf unsern nutzlos verrinnenden Reichtum besser besinnen müssen als bisher. Sache unsrer Volksvertreter und unsrer Regierung ist es dann, dafür zu sorgen, daß wir solche Einnahmen, die niemand wehe tun, weil sie nicht aus steuerlichen Belastungen gewonnen werden, recht bald in unsern Staatshaushaltsplan einstellen können.

Josef Rosemeyer, Ingenieur (Köln-Lindental).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Das Land Goethes 1914—1916. Ein vaterländisches Gedenkbuch. Herausgegeben vom Berliner Goethebund. Mit faksimilierten Beiträgen in Schwarz-, Ton-, Tief- und Farbendruck. Ein reich und gediegen ausgestatteter Folioband M. 25.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Gedanke, zu bleibender Erinnerung an ein großes Zeitereignis, einen vaterländischen Gedenktag, oder zur Förderung eines wohltätigen Zweckes ein zeitgenössisches Autographenalbum zu schaffen, ist wohl schon manchmal ausgeführt worden; sicherlich niemals in so würdiger, ja monumentaler Form wie in dem vorliegenden prachtvoll ausgestatteten „Gedenkbuch". Das Land Goethes bezeugt in diesem Band durch die Stimmen seiner führenden Geister, daß es mitten im Weltkrieg sich nicht nur der Aufgaben seiner staatlichen Einheit bewußt ist, sondern auch seiner nationalen Kultur, der rein geistigen Zusammengehörigkeit, die heute fester denn je die großen Gruppen der Stämme und Konfessionen, aber auch die Einzelpersönlichkeiten, die Führer des Volkes auf militärischem und politischem Gebiet, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie als „ein einig Volk von Brüdern" umfaßt. Alle diese Männer haben sich in dies Stammbuch des deutschen Geistes eingetragen, die einen mit dem knappen Wort eines Sinnspruchs, einer Lebensdevise, die andern in kurzgefaßten, aber inhaltreichen Aeußerungen aus ihrer Lebenstätigkeit oder aus der Stimmung der Zeit heraus, bald in gehaltreicher Prosa, bald in dichterisch gehobener Form; Maler und Bildhauer haben Handzeichnungen oder Wiedergaben von Kunstwerken, Komponisten Niederschriften aus ihren Tonschöpfungen beigesteuert. So ist ein Werk entstanden, das durch den reichen Inhalt und durch die prächtige, künstlerisch vornehme Ausstattung zu einem dauernd wertvollen Zeichen der Erinnerung an die Jahre des Weltkrieges wird, den die Feinde entfachten, um das deutsche Volk zu vernichten, und der es statt dessen zur höchsten Anspornung seiner Kräfte, zum lebendigsten Bewußtsein seiner Kulturaufgaben und sittlichen Pflichten erhoben hat. Diesem vaterländischen Gedenkbuch darf ein um so schönerer Erfolg beim deutschen Volk gewünscht und vorausgesagt werden, als das Werk zugleich einem edeln gemeinnützigen Zweck dienen soll: der Reinertrag ist bestimmt für die Errichtung von Volksbüchereien in Ostpreußen, der aus schwerer Heimsuchung sich zu neuem Leben und Blühen erhebenden deutschen Grenzmark.

Die Roesnerkinder. Ein Stück Kunst- und Kulturgeschichte aus der Alt-Wiener Zeit von Dr. Wolfgang Pauker, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg. Wien, F. Tempsky.

Das durch seine künstlerische Ausstattung, insbesondere den schönen Bilderschmuck (Alt-Wiener Ansichten und Personenbildnisse) von vornherein für sich einnehmende Buch enthält im wesentlichen Briefe von Mitgliedern der Familie Roesner und von Personen, die diesen nahestanden. Bei der Familie Roesner handelt es sich um ein Schauspielerehepaar und dessen Kinder, von denen zwei als Geistliche dem Stifte Klosterneuburg angehörten, während der Dritte ein nicht unbekannter Architekt gewesen ist. An sich haben die Briefschreiber keine besondere Rolle in der Geschichte gespielt oder durch ihre Erlebnisse Anspruch auf Aufmerksamkeit. Wenn trotzdem das Buch für den Liebhaber der Kulturgeschichte und insbesondere für denjenigen, der an Einzelheiten Interesse nimmt, von Wert ist, so ist es wegen der vielen und starken Schlaglichter, die die Briefe, die von 1823 bis 1866 reichen, ebenso wie die eingestreuten Mitteilungen des Herausgebers auf das öffentliche und private Leben besonders des vormärzlichen Wiens werfen. Dazu kommt, daß immerhin die Briefschreiber mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, insbesondere der Künstlerwelt, in Verbindung gestanden haben und so Namen wieder lebendig werden, die fast vergessen waren. Deshalb wird man durch das Lesen des Buches gefesselt und unwillkürlich vertrauter mit der Zeit, aus der die veröffentlichten Schriftstücke stammen. A. L.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 76—78. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Durch den Eintritt Italiens in den Weltkrieg ist die „römische Frage", die Angelegenheit der weltlichen Herrschaft des Papstes wieder dringend geworden, viel mehr, als sich in den vorausgegangenen Jahrzehnten ahnen ließ. Daß es in jeder Beziehung außerordentlich wichtig ist, ob der Papst mit den Katholiken der verschiedenen Länder auch in Kriegszeiten in ungestörter Verbindung bleiben kann oder nicht, leuchtet von selbst ein, und so ist eine historische Untersuchung dieser Fragen, die die Grundlagen für Forderungen und Möglichkeiten der Gegenwart geben kann, von hoher Wichtigkeit. Eine solche Untersuchung gibt Dr. J. Lulvès (Hannover) in der Schrift „Die Stellung

Digitized by Google

des Papsttums im Weltkriege" (Heft 76 der Sammlung). Die ebenso gründliche wie klar orientierende Betrachtung der „römischen Frage" gipfelt in einer Uebersicht über die hauptsächlichsten bisher gemachten Vorschläge zur Sicherung des Päpstlichen Stuhles und in einem Ausblick auf die vielbesprochene „Vatikanklausel" in der Beitrittserklärung Italiens zum Londoner Abkommen der Entente. — Dr. A. Molin, einer der Führer jener jung-konservativen Richtung in Schweden, deren Ideal die nationale Unabhängigkeit und die starke Verteidigung ihres Vaterlands ist, schildert im 77. Heft dieser Sammlung, betitelt „Schweden und der Weltkrieg", die Stellung Schwedens in dem großen Völkerringen. Sie erscheint dem Verfasser bedingt einerseits durch das jahrhundertelange Nebeneinandergehen und Einanderablösen zweier Strömungen, von denen die eine durch den Zusammenhang mit deutschem Geistesleben, die andre durch die Hingabe an die französische Kultur bestimmt wird. Ihm selbst gilt die erstere als diejenige, die in Wahrheit dem schwedischen Wesen entspricht und für Politik und Kultur seines Vaterlands allein segensreich wirken kann. An die scharfsinnige Analyse dieser beiden Strömungen schließt sich eine Betrachtung der finnischen Frage an, die ja in diesem Weltkrieg solch ungeheure Bedeutung für Schweden erlangt hat. — „Wofür kämpfen die Engländer? Englands Politik im Urteil der Neutralen" betitelt sich das von Dr. Paul Raché verfaßte 78. Heft der Sammlung. Indem Raché davon berichtet, wie heute bei neutralen Völkern, in erster Linie in Holland, über die englische Politik im Kriege geurteilt wird, bestätigt er uns aus dem Munde Unparteiischer die Ansichten, die wir uns über den Anteil Englands an dem gegen uns geplanten „Vernichtungskrieg" und über seine Kriegsziele gebildet haben. Er gibt uns aber auch ein sehr anschauliches und beredtes Bild von der Stimmung, die heute in den neutralen Ländern, soweit man dort nicht alles selbständige Denken und Fühlen aufgegeben hat, gegen England herrscht. Heute wissen die Neutralen, daß England nur für die eignen, selbstsüchtigen Interessen kämpft; und wenn auch die Macht des meerbeherrschenden Inselreiches noch lange nicht gebrochen ist, sein Nimbus ist in unaufhaltsamem Schwinden begriffen. Dafür bringt Rachés verdienstliche Arbeit mannigfache überzeugende Belege.

Metanoeite. Drei Mysterien von R. J. Sorge. Kempten und München, Jos. Kösel. Geb. M. 2.50.

Das erste der drei Mysterien hat „Mariä Empfängnis" und „Mariä Heimsuchung" zum Inhalt, das zweite „Christi Geburt", das dritte „Darstellung Jesu" und „Wiederfinden im Tempel". Tiefreligiöse Empfindung und Gesinnung herrscht in dieser Dichtung, die auch häufig zu echt dichterischem Schwung sich erhebt. Eine Aufführung in ausgewähltem christlichen Kreise wird sicher gute Wirkung haben. E. M.

Was ist deutsch? Von Richard Wagner. Schriften und Dichtungen des Meisters für die Zeit des heiligen deutschen Krieges ausgewählt von Prof. R. Sternfeld. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Preis M. 1.—, geb. M. 1.50. Feldbriefmäßig verpackt zu gleichen Preisen.

Der Titel: „Was ist deutsch?" weist auf die bekannte Einzelschrift des Meisters hin. Er paßt nun ausgezeichnet für eine Sammlung von Aufsätzen und Dichtungen (oder von ausgezogenen Stellen), die unter dem gegebenen Gesichtspunkt ausgewählt sind. Ein treuer Vorkämpfer für R. Wagner, der Universitätsprofessor Sternfeld, hat diese Auswahl mit glücklicher Hand getroffen. Sie zeigt, daß R. Wagner nicht allein Dramatiker, sondern zugleich ein Mahner und Berater seines Volkes, ein Wecker und Wahrer deutschen Wesens und des Deutschtums war. Für unsre Helden im Feld eine im schönsten Sinn volkstümliche Gabe! Solchen, die sich für Wagners Schriften interessieren, ohne zunächst die große sechzehnbändige Ausgabe beschaffen zu wollen, sei noch mitgeteilt, daß einzelne Gruppen gesondert zugänglich sind, so „Ausgewählte Schriften über Staat, Kunst und Religion" (von Hans v. Wolzogen besorgt); in ähnlicher Weise ist eine von Dr. Benedikt getroffene Auswahl von Briefen vorhanden, zur Orientierung über die großen Briefsammlungen Wagners. Alles bei Breitkopf. Dr. K. Grunsky.

Der Mut zu sich selbst. Das Seelenleben des Nervösen und seine Heilung. Von Dr. med. J. Marcinowski. Berlin, Verlag von Otto Salle.

Der Verfasser zeigt, wie außerordentlich bedeutend die Rolle ist, die unbewußte Vorstellungen, Wünsche und Triebe im Menschenleben spielen; er lehrt ferner, daß die Nervosität ihre Hauptursache in einer unverhältnismäßig leichten Spaltbarkeit der Persönlichkeit hat, genauer gesagt, daß hierbei die Ich-einheit in ein unerwünschtes Nebeneinander von Bewußtem und Unbewußtem zerfällt. Im Sinne der Freudschen Schule zieht dann Marcinowski die Schlußfolgerung: „Da wir die Vorstellungen nicht kennen, aus denen das triebhafte, unwillkürliche Geschehen herauswächst, so geben wir in der Bewußtheit andre Beweggründe dafür an." Er ist ferner mit Freud davon überzeugt, daß die allermeisten unverständlichen Seelenregungen im Erotischen wurzeln und daß die Träume häufig symbolische Ausdrucksweisen geschlechtlicher Vorstellungen sind.

Digitized by Google

Der Aufbau des Buches ist nicht eben von systematischer Strenge, die Beweiskraft der Sätze meist unzulänglich. Aber der Ernst und die Aufrichtigkeit eines ganz der Sache hingegebenen Mannes, die aus jeder Zeile sprechen, berühren ungemein wohltuend. Man kann sich vorstellen, daß für eine gewisse Art von Nervenkranken Marcinowski der geeignete Arzt und dieses Buch eine große Hilfe ist. D.

Aus Brüssels kritischen Tagen. Erlebnisse und Beobachtungen eines Neutralen. Von Diplomaticus. Geheftet M. 1.25. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein den diplomatischen Kreisen angehöriger Neutraler berichtet in diesem kleinen Buch über die Beobachtungen und Eindrücke, die er in den letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges und dann während des Krieges bis zur deutschen Besetzung Brüssels gesammelt hat. Dieser Neutrale ist ein scharfer Beobachter, und so findet man in seinen Aufzeichnungen, die sich wie unterhaltende Plauderbriefe lesen, eine Menge interessanten und geschichtlich bedeutsamen Stoffs. Es geht aus diesen Schilderungen zugleich aufs neue hervor, daß die leitenden Kreise in Belgien sich längst für den Anschluß an die Entente entschieden hatten, wie anderseits die Dreiverbandsdiplomatie mit voller Sicherheit auf das Entgegenkommen Belgiens rechnete, und daß auch das belgische Volk in allen Schichten überwiegend deutschfeindlich gesinnt war. Die tragische Verblendung, in der die Belgier vor der Katastrophe und noch lange nach ihrem Eintritt befangen waren, läßt uns das schwer heimgesuchte Volk noch bedauernswerter, aber nicht sympathischer erscheinen.

Preußens Aufgang. Von Prof. Dr. Benno Diederich. Braunschweig, George Westermann. M. 2.60.

Geschickt ausgewählte und sehr wirkungsvolle zusammenhängende Stücke über die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. und die Anfänge Friedrichs des Großen Carlyles erquickend frischem, knorrigen, trockenen Humores vollem, wahrhaftigem und an feinsten Einzelzügen reichem Werke über Friedrich den Großen entnommen und sie damit ihrer unverdienten Vergessenheit entrissen zu haben ist ein Verdienst des fesselnden Buches, das der Titel freilich etwas voreilig als „Volksbuch" bezeichnet. Die Verbindung mit der Gegenwart, die Diederich seiner Auslese aus Carlyle durch seine einführenden, überleitenden und abschließenden eignen Zusätze gibt, ist gewiß nicht ohne Berechtigung, wird aber doch gegenüber Carlyles rein historischer, überragender Meisterschaft stets als etwas Nebensächliches empfunden werden, und in das brandende Leben der Zeit wird daher das stille, liebenswürdige Buch doch wohl nicht eingreifen können. Hans Zimmer.

Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten. (Isonzo-Ebene. Istrien. Dalmatien. Südtirol.) Von Leo Planiscig. Mit 115 Abbildungen. Schroll & Co., Wien. Preis geh. M. 2.—.

Nach dem Krieg werden die Gebiete, von denen das vorliegende Büchlein handelt, ein Hauptreiseziel auch für Reichsdeutsche sein, denen südliche Sonne und südliches Land ein Lebenselixier ist und die doch aus nationalem Ehrgefühl den Boden Italiens, dessen Bewohner bekanntlich uns Barbaren um zwei Jahrtausende in der Zivilisation voraus sind, für einige Zeit meiden wollen. Denen wird das Buch von Planiscig, neben dem unentbehrlichen Bädeker, sich als ein umsichtiger und treuer Führer bewähren, schon heute aber ist es, vor allem dank seinen trotz kleinem Maßstab vortrefflichen Abbildungen, geeignet und berufen, für die südlichsten Teile der uns treu verbündeten Doppelmonarchie Freunde zu werben unter allen, die dort nicht nur die Landschaft und den Sonnenschein, sondern auch den adelnden Schmuck, den alte Kunst einem Lande leiht, mit der Seele suchen. s.

Der Krieg und das Christentum. Von Heinrich Scholz. Gotha, Perthes (VIII, 80). Zirka 80 Pf.

Nachdem wohl zuerst F. Wilke in seiner besonders gediegenen Schrift: „Ist der Krieg sittlich erlaubt?" (Leipzig bei Dieterich) das Thema von der Vereinbarkeit des Kriegführens mit der christlichen Religion behandelt hatte, ist es noch mehrfach zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden. Eine besondere Stellung nimmt die ein, welche in dem obenerwähnten Buche vorgelegt ist. Denn der Verfasser meint, daß zwischen dem biblischen Christentum und dem Kriegführen die Verbindungslinien fehlen, was doch weder von Wilke noch von Eißfeld in „Krieg und Bibel" (1915) angenommen wird. Scholz schält deshalb erst einen Kern des Christentums heraus, nämlich „die aus dem Gotteserlebnis stammende symbolische Grundempfindung des Lebens", woraus sich dann weiter „die religiöse Schätzung aller Ideen und Kräfte ergibt, die das sinnliche Leben zum Schauplatz sittlicher Anstrengungen machen und über den Genuß dieses Lebens als Selbstzweck hinausführen" (S. 45). Aber dieser Zurückführung des geschichtlichen Christentums auf einen allgemeinen Gedanken wird es nicht bedürfen, um die Verträglichkeit des Christentums mit dem Kriegführen zu erkennen. Man denke nur z. B. daran, daß auch Christus zur Geißel griff,

Digitized by Google

um das Heiligtum vor Profanierung zu schützen, und daß von Kriegsleuten im Neuen Testament keineswegs gefordert wird, daß sie ihren Beruf ändern sollten, ehe sie sich zum Christentum bekannten.

Ed. König.

Präludien. Von Wilhelm Windelband. 5. Auflage. 2 Bände. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode unterzeichnete Windelband das Vorwort dieser fünften Auflage. Es kann sich bei einer Anzeige des Buchs also nicht mehr um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Verfasser, sondern nur um eine Charakteristik handeln. Und da wäre vor allem zu sagen, daß diese teils geschichtlichen, teils sachlichen Aufsätze und Reden des Philosophen allesamt ausgezeichnet sind durch die Kunst, gedankliche Inhalte in immer neuen und immer wieder gehaltreichen Formen darzustellen. Die Grundlage des historischen Teils ist in den zwei Abhandlungen über Kant zu finden, denen die schönen Vorträge über Schiller, Fichte und Hegel am nächsten stehen; im systematischen Teil bildet die überaus wichtig gewordene Rektoratsrede „Geschichte und Naturwissenschaft" den Mittelpunkt. Das Ganze wird die Erinnerung an Windelbands philosophische Persönlichkeit lebendig erhalten.

D.

Werde ein Mann! Aufklärungen und Belehrungen für die heranwachsende männliche Jugend. Von Dr. Jakob Hoffmann. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 2.—.

Daß der Kgl. Geistliche Rat und Gymnasialprofessor Dr. Jakob Hoffmann in München ein sehr erfahrener Pädagog und zugleich ein gründlicher Kenner auch der neueren Literatur über Jugenderziehung ist, hat er schon 1913 mit seiner Schrift „Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren" bewiesen, ebenso daß er nicht bloß für die psychischen Seiten der Erziehungsfrage ein offenes Auge besitzt, sondern auch für die so wichtigen und doch so häufig vernachlässigten physischen. Es war ein glücklicher Gedanke, daß er, während er sich damals an Eltern und Erzieher wandte, jetzt unmittelbar in Form von Briefen an die männliche Jugend selbst herantritt, die kurz vor und schon in der Pubertät steht, um ihrem Vorwärtsstreben Ziel, Richtung und Bahnen zu weisen. Schon aus dieser Altersbestimmung erkennt man, daß auch die heikle Frage der geschlechtlichen Erziehung eine bedeutende Rolle in dem Buche spielt. Hoffmann mit seiner unerschrockenen Wahrhaftigkeit, aber auch abgeklärten Besonnenheit ist der rechte Mann, gerade sie zu behandeln. Es gibt auf diesem Gebiete so vieles, was den Eltern schwerfällt, mit ihren Söhnen zu besprechen — laßt Hoffmann für euch reden! Das gilt auch für uns Protestanten, denn gerade in dieser Beziehung tritt ja alles Konfessionelle fast völlig zurück.

Hans Zimmer.

Helden der Heimat. Kriegserzählungen und Erlebnisse eines Mitkämpfers. Von Franz Schrönghamer-Heimdal. Preis kart. M. 2.20. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Der Verfasser ist in seinen Kriegsaufsätzen „Kriegssaat und Friedensernte" bereits weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt geworden, und das günstige Urteil, welches diese hervorgerufen haben, kann auch auf das vorliegende Buch ausgedehnt werden. Schrönghamer-Heimdal weiß außerordentlich lebendig zu schildern, er läßt uns die eignen Kriegserlebnisse, die seelischen Erschütterungen und die Nöte des nächtlichen Stellungskrieges miterleben und fesselt uns durch die künstlerische Schlichtheit und Wärme der Darstellung.

Der Terragraph. Von Hegendorf. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas. Preis geh. M. 2.—.

Nach jahrelangen Versuchen ist es dem Verfasser gelungen, einen komplizierten Apparat herzustellen, mit dessen Hilfe die verschiedensten Lebensäußerungen wild lebender Tiere selbsttätig aufgezeichnet oder auch photographiert werden können. Eine große Anzahl anschaulicher Bilder und ein flott geschriebener Text geben einen guten Einblick in die wissenschaftlich recht wertvolle Arbeitsweise des „Terragraphen", der sicherlich berufen sein dürfte, dem Biologen wertvolle Dienste bei der einwandfreien Beobachtung der freilebenden Tierwelt zu leisten.

E. Sc.

Hebbels Theorie und Kritik poetischer Muster. Von Dr. Karl Herle. Berlin, H. Lonys. M. 6.20.

In diesen hundert Seiten stecken sichtbarlich die Ergebnisse langen Studierens, ja langen Ringens mit den schwierigsten Problemen. Der Forscher, der hier mit eiserner Kraft eigne Wege eingeschlagen hat, um an diese Probleme heranzukommen, hat nicht für das große Publikum, sondern für Fachgenossen geschrieben, und von diesen wird keiner achtlos an seinem Buche vorübergehen. Nicht nur die Hebbel-, sondern auch die Uhlandforschung hat alle Ursache, sich mit der tiefbohrenden Studie kritisch auseinanderzusetzen, aber auch die Nichtspezialisten unter den Literarhistorikern werden dem einleitenden methodologischen Abschnitt ihr Interesse zuwenden. Der Verfasser selbst bezeichnet die Schrift bescheiden als einen „ersten Versuch", verspricht aber zugleich für die Zukunft eine unter größerem historischen Gesichtswinkel

Digitized by Google

unternommene Arbeit über Kleists Einfluß auf Hebbel, über das Problem der Menschendarstellung in Novelle und Drama und den „Weg zum Monumentalen". Man darf gespannt sein. Z.

Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Von Georg Mehlis. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Im Anschluß an den Idealismus unsrer Tage, namentlich an Rickerts Philosophie der Werte, sollen in diesem umfangreichen und bedeutsamen Buch die Grundsätze der geschichtlichen Forschung auf ihren Sinn und ihre Tragweite hin geprüft werden. Damit verbindet sich der Versuch, durch eine „inhaltliche Konstruktion der Universalgeschichte" die Richtung des ganzen in der Geschichte sich entfaltenden Lebens zu verstehen und das ihm innewohnende unbedingt Wertvolle herauszuheben. Es ist in dieser Zeitschrift nicht nötig, überdies durch die Natur dieser kurzen Anzeigen ausgeschlossen, daß wir irgendwie näher auf den Stoffreichtum und die Gliederung des Werkes eingehen. Nur so viel sei gesagt, daß Kenntnisse, selbständiges Denken, stilistische Begabung an allen Orten hervorleuchten, und daß auch persönliche Eigentümlichkeiten, z. B. in der Bevorzugung der ästhetischen Kultur, sich zeigen. Trotzdem wird man darüber verschiedener Meinung sein können, in welchem Maße durch solche Betrachtungen die Einsicht in die wirklichen Dinge gefördert wird. Mindestens in einigen Teilen des Buchs scheint der wissenschaftliche Ertrag verhältnismäßig gering zu sein. D.

Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. Von Diedrich Bischoff. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Das Schönste an diesem Buch ist der große sittliche Ernst, der überall aus ihm spricht, während die dargelegten Volkserziehungsideen, deren Grundgedanken maurischer Bildungsarbeit entsprungen sind, kaum einen wesentlichen Beitrag zur modernen Pädagogik liefern. Der Verfasser wendet sich gegen den nüchternen Utilitarismus und egoistischen Individualismus unsrer Zeit, an deren Stelle ein Gemeinschaftsidealismus treten soll, bei dem alle von dem opferfrohen Mitwirken an der Gesundung und Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft erfüllt sind. Ein sittlicher Gemeinschaftsgeist soll erzeugt werden, der jedem einzelnen Kulturverantwortung und Zielbewußtsein gibt und der bei allem Individualismus für die Gesamtheit das einheitliche Zentrum ist: das ist die Herrschaft des sittlichen Urwillens. Abgesehen davon, daß diese Gedanken nichts Neues in die Pädagogik bringen, denn sie finden sich z. B. bereits in der Sozialpädagogik der Gegenwart, so fehlt diesen Erörterungen vor allem die praktische Eindringlichkeit. Eine gut gemeinte Theorie enthält das Buch, aber es gibt nicht die befreiende und wegweisende Kraft zur Verwirklichung. Dr. F. Adler.

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von Björn Björnson, Cornelius Gurlitt, W. Lennemann u. a. Herausgegeben von Karl Quenzel. Zweiter Band. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.—. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker.

Die in diesem Bande vereinigten Feldpostbriefe und Berichte sind sehr fesselnd und vermitteln, wenn auch nur in kleinen Ausschnitten, ein Bild von dem Kriege, wie er wirklich ist. Nur Mitkämpfer und Augenzeugen kommen zu Worte, und es ist besonderes Gewicht darauf gelegt, nur solche Berichte zu bringen, die für den Geist unsrer Heere wirklich bezeichnend sind. Von besonderem Interesse sind der offene Brief Björn Björnsons an Clémenceau, „Soissons" von Cornelius Gurlitt, „Was Verwundete erzählen" von W. Lennemann und der Bericht eines Deutschen über seine Kriegsgefangenschaft in Aegypten.

Logik und Noetik. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht. Von Georg Hagemann. 9. und 10. Auflage. Bearbeitet von Adolf Dyroff. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Nicht nur die Zahl der erreichten Auflagen, sondern auch die Prüfung des Inhalts beweist die Brauchbarkeit dieses Buchs. Es enthält den Bestand des philosophischen Wissens auf den Gebieten der Logik und Erkenntnistheorie in klarer Darstellung, allerdings unter den Gesichtspunkten der katholischen Lehre. Manches wird mitgeteilt, was wir andern heute für veraltet halten; aber durch den Bearbeiter Dyroff ist wenigstens dafür gesorgt, daß auch neuere Untersuchungen zur Geltung kommen. Das Ganze ist also ein verwendbares Schulbuch, allerdings ohne die vorwärtstreibende Kraft selbständiger Forschung. D.

Die deutschen Personennamen. Von Alfred Bähnisch. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, 296. Bändchen.) 126 S. M. 1.— (1.25).

Die für weite Kreise bestimmte Darstellung, die schon früher dankbare Leser gefunden hat, erscheint in der neuen Auflage gründlich durchgearbeitet. Wissenschaftlich wertvoll ist das Buch besonders für die Geschichte der Familiennamen. Mehr als in der ersten Auflage vertritt der Verfasser bei vielen von

Digitized by Google

diesen die Ueberzeugung, daß sie aus altdeutschen Einzelnamen abgeleitet sind. Es ist zu wünschen, daß bei künftigen Neuauflagen das alphabetische Verzeichnis möglichst alle in dem Werk vorkommenden Namen umfaßt, da dies ja nicht nur einmal gelesen sein will, sondern vor allem auch als Nachschlagebuch gute Dienste erweisen kann. H. Brömse.

Rund um die Erde. Von J. Holy. Weltreise zweier österreichischer Offiziere. 480 S. mit 48 Bildern und einer Karte. Wien und Leipzig, Verlag Wilhelm Braumüller. Preis geb. M. 10.—.

In lebensvoller, frischer Darstellung schildert uns der Verfasser die Erlebnisse und Eindrücke seiner Weltreise. Bei dem vielseitigen Interesse des Offiziers, der es besonders liebt, mit dem Volke zusammenzukommen, enthält das Buch wertvolle Einführungen in die Kunst und in das Leben und Treiben der von ihm besuchten Völker. Auffällig ist das warme Eintreten des Verfassers für die gelbe Rasse. Das Werk verspricht daher mit seinem reichen Bilderschmuck nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch eine wertvolle Bereicherung unsrer Kenntnis fremder Länder.

Dr. Joh. Riedel.

Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre. Von Ernst Haeckel. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.—. Berlin, Verlag von Georg Reimer.

Angeregt durch die Zuschriften und Anfragen früherer Schüler und Gesinnungsgenossen, schrieb der berühmte greise Gelehrte die „Weltkriegs-Gedanken". Angesichts des großen Krieges „erheben sich tausendfach die Fragen nach dem Wert und Sinn unseres menschlichen Lebens, nach der Ewigkeit des Daseins und der Unsterblichkeit der Seele", sagt der Verfasser in seinem Vorwort. „Die Antworten darauf werden von den einen in der Religion, von den andern in der Wissenschaft gesucht. Je nachdem man diese höchsten Gebiete unseres menschlichen Geisteslebens von monistischem oder von dualistischem Standpunkte aus beurteilt, lauten die Antworten sehr verschieden. Als alter Lehrer der Naturwissenschaft, der seit einem halben Jahrhundert sich gewöhnt hat, alle Erscheinungen nach dem Maßstabe der modernen Entwicklungslehre zu beurteilen, habe ich versucht, auch den gegenwärtigen Weltkrieg nach den Gesetzen der natürlichen Entwicklung zu erklären. Als die wichtigste Folgerung derselben steht obenan das Kardinalproblem, die Frage von der Primatenabstammung des Menschen. Vom Standpunkte meiner Fachwissenschaft, der vergleichenden Zoologie aus, betrachte ich diese Frage aller Fragen als definitiv gelöst und finde darin zugleich den sicheren Weg zur monistischen Auffassung aller Naturgesetze und zur richtigen Beurteilung der Ewigkeit." In diesen Worten dürfte das vortreffliche Buch am besten charakterisiert sein.

Der Anerbe. Erzählung. Von Diederich Speckmann. Berlin, Verlag von Martin Warneck. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Speckmann hat sich durch eine Reihe von gemüts- und reizvollen Erzählungen einen guten Namen gemacht, und man nimmt jedes neue Buch von ihm mit gutem Vorurteil in die Hand. Die vorliegende Erzählung befestigt das gute Vorurteil noch, sie ist eine überaus fesselnde Darstellung bäuerlichen Lebens, namentlich der Schicksale eines unter dem Druck unglücklicher Verhältnisse verkümmerten Hoferben, den das Leben tüchtig in die Schule nimmt und aus dem schließlich ein brauchbarer, seiner Aufgabe gewachsener Mensch wird. Eine sehr feine Charakterfigur ist dem Dichter in dem alten Klaus Ohm gelungen; man muß den kleinen verkrüppelten Imker liebgewinnen, der so energisch und zielbewußt handelt und einen so entscheidenden Einfluß auf den jungen Anerben ausübt — eine Prachtfigur, wie sie in solcher Plastik nicht allzu häufig geschaffen wird. Schon allein des Klaus Ohm wegen soll man die Erzählung lesen. H—n.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Zur Haltung Amerikas im jetzigen Weltkriege

Von

Baron Hengelmüller

I.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die einzige in dem gegenwärtigen Weltkriege neutral gebliebene Großmacht. Die Art und Weise, wie sie die Neutralität ausgeübt haben, hat aber zweifelsohne die Kriegführung unsrer Feinde begünstigt, der unsrigen schweren Eintrag getan. In Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn hat die öffentliche Meinung dies mit schmerzlicher Bitterkeit empfunden. Insbesondere haben zwei Tatsachen zur Erregung dieser Gefühle beigetragen: die eine ist die der amerikanischen Munitionslieferungen an unsre Feinde, die andre der aus dem amerikanischen Einspruch gegen die Unterseebootkriegführung hervorgegangene Konflikt.

Die bei diesen zwei Fragen in Betracht kommenden Gefühls- und Interessenmomente sind sehr verschieden. Bei der einen handelt es sich um eine Unterlassung der amerikanischen Regierung, bei der andern um das, was und wie sie es getan hat. In beiden Fällen aber war die Wirkung die gleiche, nämlich eine Begünstigung der Sache Englands und seiner Verbündeten. Beide Fragen sind auch geeignet, die Mängel des geltenden Seerechtes zur Anschauung zu bringen.

Ueber die Frage der Kriegsmateriallieferungen an unsre Feinde ist nicht viel zu sagen. Nach den bestehenden völkerrechtlichen Vereinbarungen sind neutrale Regierungen zum Verbote solcher Lieferungen ihrer Staatsangehörigen nicht verpflichtet. Einzelne Zweige der amerikanischen Industrie haben aus diesem Geschäfte ungeheuren Gewinn gezogen. Die Aktien der hierbei in erster Linie beteiligten Bethlemer Stahlfabrik standen vor dem Kriege $39^1/_2$, sie sind seither um mehr als 1000 Prozent gestiegen und stehen heute (14. Juni) 456. Ein Gesetz zum Verbot eines derartig lukrativen, äußerlich legitimen Geschäftes aus Gründen höherer Billigkeit und Menschlichkeit hätte sich wohl nur unter dem Einflusse einer überwallenden Strömung durchbringen lassen. Eine solche war für unsre Sache in Amerika zu keiner Zeit vorhanden, im Gegenteile haben einige unsrer eifrigsten Gegner sich bis zur Behauptung verstiegen, daß Waffen- und Munitionslieferungen für die Wiederherstellung Belgiens geradezu eine moralische Handlung wären. So unsinnig eine derartige Behauptung uns auch klingen mag, so läßt sich dennoch nicht verkennen, daß die von unsrer öffent-

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

lichen Meinung angerufenen ethischen Gründe bei den Beschlußfassungen gesetzgebender Körperschaften in derartigen Fragen nicht ausschlaggebend zu sein pflegen. Zweifelsohne hätten die amerikanischen Fabrikanten ihre Ware auch uns geliefert, wenn wir in der Lage gewesen wären, sie zu übernehmen. Die Bundesregierung hat in ihrer im April 1915 nach Berlin gerichteten Note den Standpunkt geltend gemacht, daß eine Aenderung ihrer Gesetze während des Krieges eine unneutrale Handlung und sie daher zur Erlassung des betreffenden Ausfuhrverbotes gar nicht berechtigt wäre. Die Lücken dieser Behauptung hat der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern in seiner Note vom 29. Juni v. J. in überzeugender Weise dargelegt, aber sein Versuch, die amerikanische Regierung zu einer Aenderung ihrer Haltung zu bewegen, ist gleichfalls ohne Erfolg geblieben. Begreiflicherweise ist das öffentliche Empfinden in den beiden verbündeten Ländern hiervon schmerzlich berührt worden; dennoch wäre es weder billig, noch politisch klug, eine dauernde Verstimmung aus dieser Frage herauswachsen zu lassen, deren für uns nachteilige Folgen in letzter Linie aus der Beschaffenheit des heutigen Seerechtes und unsrer maritimen Inferiorität entspringen.

Anders steht die Frage des Unterseebootkrieges. Hier hat die amerikanische Regierung aktiv in unsre Kriegführung eingegriffen und Forderungen gestellt, welche die Anwendung der einzigen uns zu Gebote stehenden Waffe gegen den widerrechtlichen englischen Blockadekrieg unmöglich machen. Gegründet hat sie diese Forderungen auf die Bestimmungen des Völkerrechtes und auf die Gebote der Humanität, hat sich aber hierbei der Erwägung verschlossen, daß England mit der Verletzung der völkerrechtlichen Normen über den Seekrieg begonnen und Deutschland zum Unterseebootkrieg gegen Handelsschiffe als Retorsionswaffe gegriffen hat, ebenso daß der geforderten Sicherung des Lebens amerikanischer Bürger auf hoher See am besten und billigsten durch die Annahme der von Deutschland im Juli 1915 vorgeschlagenen Vereinbarung entsprochen worden wäre.

Die seinerzeit zwischen Washington und Berlin einerseits, Washington und Wien anderseits in dieser Frage gewechselten Noten sind der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die einzelnen Phasen des Konfliktes sind daher dieser bekannt und wohl noch in frischer Erinnerung. Es dürfte sohin genügen, ihre Geschichte hier in kurzem zusammenzufassen.

England hatte die Nordsee als Kriegsgebiet erklärt und die ganze neutrale Schiffahrt nach deutschen Häfen unterbunden, ohne doch die von den bekannten Pariser Deklarationen vorgesehene effektive Blockade zu etablieren. England hat sodann die Begriffe der Kriegskonterbande in der willkürlichsten Art erweitert, und bereits am 16. November 1914 hatte Mr. Asquith im Unterhause die Verhinderung der Einfuhr von Nahrungsmitteln für die deutsche Bevölkerung für eine der Hauptaufgaben Englands erklärt. Hierauf hat Deutschland im Februar 1915 mit der Einführung des Unterseebootkrieges gegen Handelsschiffe geantwortet. Amerika hat gegen denselben sofort Vorstellungen erhoben, das Recht seiner Bürger auf Sicherung ihres Lebens und Eigentums betont und sich auf die Bestimmungen des Seerechts berufen, wonach Handelsschiffe erst nach vorgängiger

Digitized by Google

Warnung und Anhaltung und nach Sicherung des Lebens ihrer Bemannung und Passagiere versenkt werden dürfen, es wäre denn, daß sie Widerstand leisten oder zu entfliehen versuchten. Es war klar, daß diese Bestimmung nicht auf den Unterseebootkrieg berechnet war und ihre buchstäbliche Anwendung dessen Führung virtuell unmöglich machen würde.

Akuten und gefährlichen Charakter erhielt der Konflikt erst nach der Versenkung der „Lusitania" und der dadurch in Amerika hervorgerufenen Aufregung. Das volle Maß menschlichen Mitgefühls ist deren unschuldigen Opfern wohl nirgends versagt worden, aber die Erwägung mußte sich doch auch aufdrängen, daß sie sich äußerst unbedachterweise im Vertrauen auf die Unberührbarkeit eines englischen Schiffes eingeschifft hatten und sich wohl gehütet hätten, das gleiche zu tun, wenn der Norddeutsche Lloyd oder die Hamburg-Amerika-Linie einen ihrer früher so beliebten Luxusdampfer von Neuyork nach Europa hätten abgehen lassen. Die damals in der amerikanischen Presse erschienenen Kundgebungen hervorragender, in jeder Beziehung hoch zu wertender führender Persönlichkeiten des öffentlichen und sozialen Lebens trugen einen geradezu hysterischen Charakter. Bezeichnend für die bei der Beurteilung des Falles herrschende Mentalität war, daß die von den Zeitungen gebrachte — ich weiß nicht, ob richtige — Nachricht von einer vorherigen Warnung des amerikanischen Publikums durch die deutsche Botschaft als eine Erschwernis des „deutschen Verbrechens" und als unbefugte Einmischung hingestellt wurde.

Im Verlaufe des damaligen Notenwechsels hat Deutschland den Vorschlag gemacht, den amerikanischen Passagierdienst über den Ozean durch Vereinbarung einer bestimmten Zahl hierfür zu verwendender Dampfer sicherzustellen und auch die Einstellung vier feindlicher Schiffe zu diesem Zwecke unter die amerikanische Flagge anzuerkennen. Die Bundesregierung hat diesen Vorschlag mit der seltsam klingenden Begründung abgewiesen, daß dessen Annahme die stillschweigende Sanktionierung des beanstandeten Unterseebootkrieges auf andre Schiffe bedeuten würde. Eine Einigung ist damals nicht zustande gekommen; der Unterseebootkrieg und damit die Kontroverse zwischen den Regierungen hat abgeflaut, wurde aber durch den „Ancona"- und „Sussex"-Fall zu neuem Leben erweckt und führte schließlich zu den bekannten Noten der amerikanischen Regierung vom Dezember nach Wien und vom April nach Berlin. Vorläufig hat Deutschland nachgegeben, und faktisch schlummert der Unterseebootkrieg.

Zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einerseits und der nordamerikanischen Republik anderseits bestehen keinerlei wirkliche Interessengegensätze. Nüchterne Erwägungen der zukünftigen Weltgestaltung weisen unsre beiden Länder auf die Pflege freundschaftlicher Beziehungen mit der letzteren hin. Uebrigens haben wir der Feinde genug, um nicht wünschen zu müssen, daß deren Zahl sich nicht noch vermehre. Diese Rücksichten sind für das Entgegenkommen der Regierungen maßgebend gewesen, die unserm Empfinden geschlagenen Wunden wurden aber dadurch nicht geheilt. Dieselben mußten uns um so schmerzlicher berühren, als Amerika uns und unsre Feinde nicht mit dem gleichen Maße maß.

Digitized by Google

Gegen die von den letzteren begangenen Verletzungen des Rechtes und der Interessen der neutralen Schiffahrt haben die Vereinigten Staaten wohl auch Vorstellungen erhoben. Diese waren aber in Ton und Form von den nach Wien und Berlin gerichteten sehr verschieden. Ich erinnere mich, im vorigen Sommer, als die amerikanischen Zeitungen noch regelmäßig bei uns ankamen, in einem Neuyorker Blatte eine lange Liste von diesfalls nach London und Paris gerichteten Noten gelesen zu haben, welche sich auf die widerrechtlichen Konterbandeerklärungen und die Behinderung amerikanischer Schiffahrt in nicht tatsächlich blockierten Gewässern bezogen. Soweit ich unterrichtet bin, ist kein einziges der amerikanischen Verlangen von England erfüllt worden, ohne daß die Bundesregierung es nötig gefunden hätte, diesfalls den gegen uns erhobenen drohenden Ton anzuschlagen. Anhaltung und Aussperrung sind nach wie vor in vollem Gange, und auch Postsendungen über neutrale Länder erleiden das gleiche Schicksal. Es steht jedenfalls der amerikanischen Regierung allein zu, darüber zu entscheiden, welches Maß von Energie sie für die Durchsetzung einer Forderung einer dritten Macht gegenüber anwenden will. Wenn sie aber den deutschen Hinweis auf die englischen Rechtswidrigkeiten mit der Erklärung beantwortet, daß dieselben mit der zwischen ihr und Deutschland schwebenden Kontroverse in keine Verbindung gebracht werden können, so verletzt sie unserm Urteil und unserm Empfinden nach nicht nur das Wesen, sondern selbst den Schein der vom Präsidenten Wilson einst in einer bemerkenswerten Rede seinen Landsleuten ans Herz gelegten unparteiischen Neutralität.

Merkwürdigerweise sind auch unsre Feinde mit der Haltung der amerikanischen Regierung nicht zufrieden. Vor mir liegen zwei in den Januar- und Februarheften der Neuyorker Zeitschrift „Current History“ erschienene Artikel, in deren einem der bekannte Publizist Richard Harding Davis unter dem Titel „French contempt for America“ die französische, im andern Mr. James D. Whelpley unter dem Titel „Americans disliked in England“ die englische Unzufriedenheit mit Amerika schildert. In diesen Reichen scheint man zu finden, daß Amerika noch nicht genug für sie getan hat, und daß es aktiv für ihre Sache hätte eingreifen sollen. In unsern Ländern waren die Ansprüche jedenfalls viel bescheidener.

II.

Zur Begründung ihres Anspruches auf amerikanische Förderung ihrer Sache berufen sich die Parteigänger und Agenten der Entente mit Vorliebe auf die Behauptung, daß diese für dieselben Ideale und Grundsätze kämpfe, auf denen das Staatswesen und die Gesellschaft der Union aufgebaut sei. Die Hohlheit dieser Phrase springt in die Augen. Die Harmonie zwischen den Kämpfen und Bestrebungen Washingtons, Hamiltons, Jeffersons, Clays, Lincolns einerseits, französischen Rache-, russischen und japanischen Machtgelüsten und dem englischen Bestreben nach Vernichtung jeder See- und Handelsrivalität anderseits wird wohl dem einfachen Menschenverstande unerfindlich bleiben. Tatsache aber ist, daß sich die öffentliche Meinung Amerikas in ihrer überwiegenden Mehrheit auf

Digitized by Google

die Seite unsrer Gegner gestellt hat und mit geringen Schwankungen bis in die jüngste Zeit auch dort verblieben war. Ob seit der Beilegung der Unterseeboot-kontroverse und der irischen Empörung hierin eine nennenswerte Aenderung eingetreten ist, darüber fehlen mir verläßliche Daten.

Es ist ein in Europa vielverbreiteter Irrtum, daß die Amerikaner ein kühl berechnendes Geschäftsvolk seien und sich in ihren politischen Entschließungen ausschließlich von Rücksicht auf ihre finanziellen und ökonomischen Interessen leiten lassen. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Stimmungen und Temperamentswallungen haben in der amerikanischen Geschichte zu jeder Zeit eine überragende Rolle gespielt und auf die wichtigsten Entschließungen des Landes maßgebenden Einfluß ausgeübt. Ob dies Folge ihrer Jugendfrische, Blutmischung oder klimatischer Einwirkung auf das Nervensystem ist, kann hier füglich unerörtert bleiben.

Ich hatte bereits einmal an dieser Stelle Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß die zwei Kriege, welche die Vereinigten Staaten bisher gegen europäische Mächte geführt haben, Angriffskriege gewesen und von einer überwallenden Strömung der öffentlichen Meinung widerstrebenden Präsidenten aufgezwungen worden sind.[1]) Die Rechte und Interessen neutraler Schiffahrt und neutralen Handels waren während der Napoleonischen Kriege von beiden kriegführenden Teilen verletzt worden, und die Bundesregierung hatte diesfalls durch Jahre mit Frankreich und mit England erregte Kontroversen geführt. Aber England war damals gehaßt, Frankreich war es nicht, Henry Clay und James Calhoun, damals am Beginn ihrer politischen Laufbahn, wurden die Führer der Kriegspartei, der sog. „War Hawks", und riefen, wie dies heute politische Größen reifen Alters mit reicher Vergangenheit tun, zum Streite. Präsident Madison, dessen erster Amtstermin sich dem Ablaufe näherte, konnte ihrem Drängen nicht widerstehen, und so kam es zum Kriege von 1812, der bekanntlich nicht eine einzige der von Amerika aufgeworfenen seerechtlichen Streitfragen zu einer Lösung brachte.

Wie die Kriegserklärung gegen Spanien im Jahre 1898 aus der Aufwallung und dem Ingrimm über den Untergang der „Maine" hervorging, habe ich vor kurzem an dieser Stelle geschildert.[2]) Eine charakteristische Beleuchtung der damaligen Gefühlsstimmung gibt die vom Kongresse fast gleichzeitig ganz spontan beschlossene, vollkommen überflüssige Uneigennützigkeitserklärung, durch welche die Unabhängigkeit Kubas als einziges Kriegsziel hingestellt und jedes Machtbestreben der Vereinigten Staaten ausgeschlossen wurde. Dieselbe war zweifelsohne aufrichtig gemeint, widersprach aber der Natur der Dinge und wurde ein Jahr später durch das bekannte „Platt Amendment", welches die amerikanische Kontrolle über Kuba sicherte, beiseite geschoben. Ein weiteres Seiten-

[1]) Vgl. meine Artikel über „Englands Werben um amerikanische Freundschaft" in den Februar- und März-Heften 1915 der „Deutschen Revue", speziell S. 339 und 340 des letzteren.

[2]) Siehe April- und Mai-Heft der „Deutschen Revue" vom Jahre 1916.

Digitized by Google

stück zu amerikanischen Temperamentsaufwallungen liefert die bekannte Erklärung, womit Präsident Roosevelt im November 1904 die Nachricht von seiner Wahl aufnahm und seinen Verzicht auf spätere Wiederwahlaspirationen verkündete. Auch sie war spontan erfolgt, aufrichtig gemeint, ganz überflüssig und hatte das gleiche Schicksal wie der ebenerwähnte Kongreßbeschluß.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier erörtern wollte, wie auch in den wichtigsten innern Fragen, sowohl der Union wie der Einzelstaaten, momentane Gefühlswallungen mitunter ausschlaggebend mitwirkten. Ich begnüge mich, auf das berühmte XV. Amendement zur Bundesverfassung hinzuweisen, wodurch der farbigen Bevölkerung nach dem Bürgerkriege das gleiche Stimmrecht wie der weißen verliehen wurde. Die volle und freie Ausübung dieses Rechtes würde einen großen Teil des Südens der Union unter farbige Herrschaft stellen, was heute im Norden ebensowenig gewünscht wird wie im Süden. Die Folge ist, daß die Neger im Süden teils durch Erlassung inkonstitutioneller Gesetze, teils durch einfache Gewalt („bulldosing") oder Manipulationen an der Wahlurne an der Ausübung ihres Wahlrechtes behindert werden.[1])

In richtiger Erkenntnis der Bedeutung der amerikanischen öffentlichen Meinung haben unsre Feinde, richtiger gesagt England, seit einer Reihe von Jahren an deren Gewinnung gearbeitet. Bei Ausbruch des Krieges wurden ihre Bestrebungen durch den Umstand gefördert, daß der Nachrichtendienst über den Ozean eine Zeitlang ausschließlich in ihren Händen war. So konnte sich in der amerikanischen Gedankenwelt der Glaube festsetzen, daß der Krieg von den Zentralmächten gewollt und herbeigeführt wurde. Die Nachrichten über die Vergewaltigung des „armen kleinen Belgien" und die dort angeblich verübten Grausamkeiten taten dann das übrige. Was damals in der England ergebenen amerikanischen Presse an Unsinn über preußischen Militarismus, deutsche Barbarei und den Kampf der Entente für Freiheit und Zivilisation zusammengeschrieben wurde, findet eine Parallele nur in den Elukubrationen der südstaatlichen Zeitungen vor dem Bürgerkriege über das ausgemergelte alte Europa, „effete old Europe", und die Segnungen einer neuen, auf dem Grundpfeiler der Sklaverei zu erbauenden Zivilisation.

In letzter Linie beruht indessen der Erfolg der englischen Bemühungen in einem großen Teil der Union auf der Gemeinsamkeit der Abstammung und Sprache und der dadurch bewirkten eigentümlichen Beschaffenheit des amerikanischen Empfindens hinsichtlich Englands. Zu allen Zeiten, auch während des ein Jahrhundert währenden Gegensatzes der beiden Länder, nahm England im amerikanischen Denken und Empfinden einen überragend größeren Raum ein als irgendein andres Land. Der Londoner Posten galt zu allen Zeiten für den wichtigsten im amerikanischen diplomatischen Dienst und war eine lange Zeit hindurch der einzige, bei dessen Vergebung die Eignung ebensosehr ins Gewicht

[1]) Näher erörtert findet sich diese Frage in Bryce, „American Commonwealth", II B. Kapitel XCII und XCIII und Coolidge, „The United States as a World Power", S. 61—79.

Digitized by Google

fiel, als Rücksichten auf die Parteiorganisation. — Die amerikanische Presse zerrte mit Behagen an dem Schwanze des britischen Löwen, wenn es sich aber um irgendeine Parallele zwischen England und einem dritten Land handelte, entdeckte auch sie, daß Blut dicker als Wasser sei. — In gröberer Form hat mir diesen Gedanken einst ein französischer Kollege ausgedrückt, mit dem ich mich vor 43 Jahren in Washington zusammen befand und der mir anläßlich der damaligen erregten Erörterungen über die Sumnerschen indirekten Schadensforderungen aus der „Alabama"-Frage bemerkte: „Avec tout cela il reste chez les Américains vis-à-vis de l'Angleterre beaucoup du sentiment du valet emancipé à l'égard de son ancien maître." An diese wenig verbindliche Phrase wurde ich erinnert, als ich vor kurzem in einer amerikanischen Zeitschrift einen Artikel las, worin der Verfasser u. a. die These ausführt, daß, wenn auch ein Bombenabwurf auf London oder Stuttgart technisch und juridisch das gleiche wäre, der erstere doch die Gefühle der Welt viel tiefer berühren müsse, weil diese eben London mehr liebe als Stuttgart oder irgendeine andre deutsche Stadt.[1])

Es würde indessen zu einer sehr einseitigen Beurteilung der amerikanischen Mentalität führen, wenn man verkennen wollte, daß diese aus der Gemeinschaft des Blutes hervorgehenden Gefühlsströmungen sich zumeist auf die Oststaaten der Union beschränken. Dort wirken auch die Interessen der Industrie und der Finanzwelt sowie die sozialen Tendenzen der führenden Koterien in derselben Richtung. Anders verhält es sich im mittleren und fernen Westen, wieder anders im Süden und an der pazifischen Küste. Amerika ist eben das Land der Kontraste, zugleich aber der wirksamste Schmelztiegel, den die Welt bisher gesehen hat. Auf seine Assimilierungskraft hat es bisher mit berechtigtem Stolz geblickt. Es wäre ein Unglück für das Land, wenn an dieser Verschmelzung jetzt gerüttelt und aus der Verschiedenheit der Abstammung gezüchtete Gegensätze in dessen Bevölkerung hineingetragen werden sollten.

Unter der europäischen Einwanderung des neunzehnten Jahrhunderts waren die Deutschen ein zahlreiches, geschätztes und willkommenes Element. Sie waren arbeitsam, die Gesetze befolgend, ihrem Adoptivvaterland ergeben. Hierüber stimmen alle amerikanischen Historiker und staatsrechtlichen Schriftsteller überein. Im großen Bürgerkriege haben sie eine rühmliche Rolle gespielt, nationale Organisationen zur Beteiligung an den politischen Wahl- und Machtkämpfen haben sie nie gebildet. Die Bezeichnung von „Bindestrich-Amerikanern" ist ihnen geblieben, ihnen und den Einwanderern irischer Abstammung allein. Wohl aus eingewurzelter Gewohnheit, denn bisher hatte bei derselben niemand an etwas anderes gedacht, als an die im Grunde recht überflüssige Bezeichnung des individuellen Abstammungslandes. Wenn jetzt einzelne Führer des politischen Lebens, allen voran der frühere Präsident Roosevelt, die heftigsten Angriffe gegen die Bindestrich-Amerikaner richten, so hätten sie recht, wenn diese die amerikanische

[1]) „Inner Germany" von Garrett im März-Hefte von „Current History", siehe speziell S. 1046.

Digitized by Google

Politik vom Standpunkt deutscher Interessen aus gelenkt sehen oder ein „Deutschtum" in Amerika aufrichten wollten. Insofern aber die mit dem Bindestrich geschmähten Amerikaner die Politik, sei es der gegenwärtigen Regierung, sei es die ihrer republikanischen Gegner, vom amerikanischen Standpunkt auf gesetzlichem Boden bekämpfen, üben sie doch nur ein unzweifelhaftes Recht aus, gleichgültig, welcher Abstammung sie seien. In der Ueberzeugung, daß das von ihrem Hauptgegner gepredigte aktive Eintreten für die Sache der Entente im Namen Belgiens keinem amerikanischen Interesse entspricht, sondern nur blinder Temperamentswallung entspringt, stehen sie wohl auch im eignen Lande nicht allein.

III.

Zur Entscheidung darüber, was die Interessen eines Landes erheischen, sind dessen Regierung und gesetzliche Vertretung die berufenen Faktoren. Präsident Wilson hat sich für die Neutralität Amerikas im gegenwärtigen Weltkonflikt entschieden, und die unparteiische Geschichtschreibung späterer Tage wird ihm hierin recht geben. Ueber die Art der Ausübung dieser Neutralität dürfte ihr Urteil weniger einstimmig lauten.

In einer Ende Mai vor der amerikanischen Friedensliga gehaltenen Rede hat Mr. Wilson ausgeführt, daß der europäische Krieg Amerika sehr tief berühre, zwar nicht durch seine Ursachen und Ziele, wohl aber durch die Berührung mancher seiner Rechtsgebiete. Wie eingangs ausgeführt, hat eben die Ungleichartigkeit in der Verwahrung gegen diese Berührung in unsern Ländern eine schmerzliche Wunde hinterlassen.

Daß bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen und internationalen Verbindungen jeder größere Krieg die Interessen neutraler Länder berühren wird, ist natürlich und unvermeidlich. Daß es im jetzigen Grade geschieht, ist die Folge der Beschaffenheit des geltenden Seerechts, welches im Grunde nichts andres ist als die Kodifizierung englischer Gewaltanmaßung. Wenn sich bisher neutrale Staaten englischen Schiffsanhaltungen und -untersuchungen fügten, so taten sie es, weil sie keine Macht zum Widerstand hatten. Wenn es die Vereinigten Staaten heute tun und ihr Gewährenlassen angesichts der internationalen Anerkennung jenes Gebrauchs als selbstverständlich bezeichnen, wie es das Staatsdepartement in seiner Note nach Berlin vom April 1915 tat, so ist das ausschließlich ihre Sache. Anders aber verhält es sich, wo bei Einsprachen unter Berufung auf das geschriebene Recht mit so ungleichem Maße gemessen wird.

Trotz allem, was geschehen ist, können wir nur wünschen, bei der dereinstigen Regelung dieser Fragen und der sodann zu erhoffenden Reform des Seerechts Hand in Hand zu gehen. Zur Beurteilung der Erfüllungsmöglichkeit dieses Wunsches fehlt aber heute noch jede sichere Grundlage.

Digitized by Google

Eine Erinnerung an Kitchener

Von

A. v. Brauer

In unserm ostafrikanischen Schutzgebiet sah es zu Beginn des Jahres 1889 schlimm aus. Der Aufstand unter dem Araber Buschiri hatte sich immer mehr ausgebreitet. Allerorts waren die deutschen Ansiedler vertrieben, teilweise hingemordet worden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die bisher die Hoheitsrechte namens des Reichs ausgeübt hatte, zeigte sich außerstande, der Aufruhrbewegung Herr zu werden. Es blieb der Reichsregierung nichts andres übrig, als die Herstellung der Ordnung selbst in die Hand zu nehmen.

Der Aufstand hatte seine letzte Ursache darin, daß die bisherigen Herren des Landes, die Araber, sich durch die deutsche Kolonisation in ihrem altgewohnten, schwunghaft betriebenen und einträglichen Sklavenhandel bedroht sahen. Bismarck benutzte geschickt diesen Zusammenhang, um sich die Mitwirkung Englands bei der Unterdrückung des schimpflichen Handels zu sichern. Die ganze Küste sollte gemeinsam durch deutsche und englische Kriegsschiffe blockiert werden. Für die Wiederherstellung der Ordnung im Innern, die natürlich Deutschland allein zufiel, wurde ein mit außerordentlichen Vollmachten betrauter Reichskommissar bestellt, Hauptmann v. Wissmann, der seine schwierige Aufgabe bekanntlich glänzend löste.

Ich war zu jener Zeit Generalkonsul in Aegypten. Bald nach der Ernennung Wissmanns erhielt ich vom Auswärtigen Amte die Mitteilung, der neue Reichskommissar werde den Versuch machen, in Aegypten eine geeignete Negertruppe zur Bekämpfung des ostafrikanischen Aufstands anzuwerben; ich solle einstweilen die ägyptische Regierung sondieren, ob sie uns zur Aushebung von Negern die Genehmigung geben werde; mein englischer Kollege sei von seiner Regierung angewiesen, mich in meinen Bemühungen zu unterstützen.

Die Sache schien schwierig. Der Vizekönig, an den ich mich zunächst wandte, geriet in große Aufregung. So gern er auch uns gefällig wäre, meinte er, niemals könne er zugeben, daß in seinem Lande Neger angeworben würden, um gegen seine Stammes- und Glaubensgenossen, die Araber, zu kämpfen.

Der ägyptische erste Minister, Rias-Pascha, war nicht minder abgeneigt. Er fürchtete für seine Popularität und suchte mir außerdem zu beweisen, man könne uns unmöglich erlauben, was man im vorigen Jahre den Italienern abgeschlagen habe, die für ihr Massauaunternehmen die gleiche Ermächtigung erbeten hätten.

Es blieb mir also nur die Hoffnung auf englische Unterstützung, ohne die übrigens selbst bei gutem Willen der ägyptischen Regierung doch nichts hätte erreicht werden können.

Digitized by Google

Bei meiner ersten Unterredung mit dem britischen Vertreter, Sir Evelyn Baring (dem späteren Lord Cromer), schien dieser, entsprechend der Weisung seiner Regierung, unsern Wünschen entgegenkommen zu wollen. Nachdem er aber mit dem General der englischen Besatzung Rücksprache genommen hatte, änderte sich sein Verhalten von Grund aus. Wie ich bald herausbekam, war es nicht eigentlich der englische Oberbefehlshaber, von dem der Widerstand ausging; der kam vielmehr von einem jungen Major seines Stabes — Kitchener. Er machte geltend, man werde englischerseits in nicht zu ferner Zeit an die Wiedereroberung des Sudan herangehen müssen. Dazu brauche man die Neger sehr notwendig, die zurzeit auf ägyptischem Boden sich aufhielten. Der Neger sei für Kämpfe im heißen Sudan und gegen wilde Stämme so brauchbar oder vielleicht noch brauchbarer als der englische Soldat, jedenfalls weit billiger. Erlaube man jetzt den Deutschen, die besten, kräftigsten und kriegerischsten Schwarzen aus dem Lande herauszuholen, so bleibe für England das Nachsehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Major Kitchener vom englischen Standpunkt durchaus recht hatte. Er sah weiter als seine Vorgesetzten, die damals gleich der englischen Regierung noch der Ansicht waren, man könne den Sudan trotz seiner bedrohlichen Lage am oberen Nil ruhig seinem Schicksal überlassen und brauche für absehbare Zeit ein so kostspieliges und schwieriges Unternehmen, wie die Bekämpfung des mächtigen Mahdi, nicht ins Auge zu fassen.

Kitchener war damals ein großer schlanker Mann mit Muskeln wie aus Stahl und einem gescheiten, etwas brutalen Gesicht, in dem zwei graue, harte Augen leuchteten. Er war fast häßlich zu nennen, aber von jener Häßlichkeit, die die Frauen anzieht. Er liebte den „Flirt“ und pflegte bei den Tanzereien, die während des Winters fast allabendlich in den großen Kairiner Hotels stattfanden, selten zu fehlen. Der Dienst schien ihm, wie übrigens allen Offizieren der Besatzung, nicht viel Zeit zu rauben. Bei seinen Kameraden genoß er wohl mehr Achtung als Freundschaft.

Es war bekannt, daß Kitchener uns Deutschen wenig freundlich gesonnen sei und es schon damals lieber gesehen hätte, wenn seine Regierung sich mit Frankreich über Aegypten verständigte, statt sich „von der Gnade Bismarcks“ abhängig zu machen. Als junger Mensch hatte er den Deutsch-Französischen Krieg auf Frankreichs Seite als Sport-Franktireur mitgemacht und von da französische Sympathien behalten. Auch war er viel im Hause des französischen Vertreters zu finden.

Die Vorstellungen Kitcheners machten auf den klugen Sir Evelyn sichtlichen Eindruck. Er suchte mich daher zunächst hinzuhalten, in der Hoffnung, aus London vielleicht doch andre Weisungen zu erhalten, die die militärische Seite der Frage mehr berücksichtigten.

Obgleich ich mir von einer mündlichen Unterredung mit Kitchener nicht viel versprechen konnte, führte ich doch eine solche herbei. Sie hatte keinen Erfolg. Mit einer Offenheit, die mir eigentlich gefiel, sagte er mir ins Gesicht, daß er sein Möglichstes tun werde, um die Anwerbungen zu verhindern. Das schwarze

Digitized by Google

Menschenmaterial in Aegypten reiche knapp für die eigne Rekrutierung aus, daher es „Wahnsinn" wäre, einer fremden Macht eine solche Erlaubnis zu geben.

Ueber die Wiedereroberung des Sudan schwieg er sich aus, stellte sogar auf meine Frage jede dahin gehende Absicht Englands in Abrede. Aber natürlich hatte er gerade diesen Fall im Auge; denn für die ägyptische Friedensrekrutierung wäre die deutsche Aushebung belanglos gewesen.

Ich wandte nun mein letztes Mittel an: Bismarck. Ich sagte meinem englischen Kollegen, ich wüßte sehr wohl, daß er mit seinen britischen Offizieren und Beamten die Macht hätte, die Negeranwerbungen unmöglich zu machen. Er könnte dies sogar unter scheinbarem Eingehen auf unsre Wünsche zuwege bringen, so daß man ihm ein instruktionswidriges Verhalten nicht nachzuweisen vermöchte. Ich machte ihn aber darauf aufmerksam, daß Bismarck der Sache großen Wert beilege und daß, wenn wir unsre Neger nicht erhielten, dies den Kanzler möglicherweise veranlassen könnte, in seiner bisher durchaus englandfreundlichen ägyptischen Politik eine entscheidende Wendung eintreten zu lassen.

Dies gab bei Sir Evelyn den Ausschlag. Wenn der gefürchtete große Kanzler, mit dem Dreibund hinter sich und mit dem ob solcher Lage sicherlich höchst erfreuten Frankreich zur Seite, den Engländern in Aegypten die Zähne zeigte, so war große Gefahr vorhanden, daß Barings Werk der allmählichen völligen Auffaugung Aegyptens durch England kläglich Schiffbruch litt. Das durfte nimmermehr geschehen. Lieber mochte ich den letzten Schwarzen aus dem Lande holen!

So hatte ein leiser Hinweis auf Bismarcks mögliche Unzufriedenheit genügt, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Als Wissmann ankam, fand er zu seinem Erstaunen den größten Teil der Arbeit bereits getan. Es war mir in kaum drei Wochen gelungen, die gewünschte Zahl brauchbarer Neger, zunächst 650 Mann, anzuwerben und militärisch zu formieren. Nachts in der Stille wurden sie in Sonderzügen nach Suez verbracht und dort nach Sansibar eingeschifft.

Als die anglo-ägyptische Regierung später doch den Feldzug nach dem Sudan unternehmen mußte, hatte man Mühe, die Negerregimenter auf die gewollte Kriegsstärke zu bringen. Kitcheners Befürchtung war nicht grundlos gewesen, wenn es ihm schließlich auch gelang, Chartum einzunehmen und den Sudan in die Botmäßigkeit Aegyptens, richtiger Englands, zurückzuführen.

Digitized by Google

Weltherrschaft und deutsche Weltpolitik

Von

Julius v. Wlassics,

Wirkl. Geh. Rat, Königl. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes

Nicht nur die Ententetagespresse, sondern auch die Zeitschriftliteratur kommt im Weltkriege immer wieder auf das Schlagwort zurück, daß das Deutsche Reich nach der Weltherrschaft strebe und alle Völker der Welt oder wenigstens diejenigen Europas unter sein Joch beugen wolle. Das sei die Gefahr, gegen die sich England mit Rußland, Frankreich und den übrigen Staaten verbünden mußte, um die Freiheit und das Recht zu retten. Dieses Rettungswerk aber sei nur möglich, wenn das Deutsche Reich und die ihm verbündete österreichisch-ungarische Monarchie in Trümmer sinken, und wenn dermaßen Deutschland seine Weltherrschaftsträume für immer aufgeben müsse.

Das böse Gewissen hat den führenden Politikern und der Presse der Ententestaaten diese trügerische Argumentation eingegeben, der innere Zwiespalt, den sie darüber empfinden mußten, daß sie den Weltkrieg verschuldet haben. Und doch wissen sie ganz genau, wie sich die Wahrheit verhält. Sie wissen, daß England sich ganz und gar nicht um die Rechte und Freiheiten andrer Völker kümmert, sondern bloß das Deutsche Reich so sehr schwächen wollte, daß die eigne diktatorische Seeherrschaft für lange Zeit gesichert sei. Sie wissen, daß Rußland für die Verbreitung des Panslawismus, für die Zerstückelung Oesterreichs und Ungarns, für den Besitz Konstantinopels und für den Milliardensold Frankreichs sein Blut vergießt. Sie wissen, daß Frankreich nur in die Schranken getreten ist, weil England und Rußland den Franzosen vorgegaukelt haben, daß das Deutsche Reich durch die Uebermacht der Verbündeten vollkommen geschlagen werden würde, weil Frankreich in der Sinnestäuschung des nach der Papierform sicheren Erfolges nicht nur die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens für erreichbar hielt, sondern sich bereits in dem Besitze des Rheinstromes mit Köln, Mainz und Koblenz wähnte. Es ist freilich schwer, einzugestehen, daß in diesem zum Kampfe „für die Rechte und Freiheiten der Völker" zusammengewürfelten Bunde jeder einzelne Staat nur seine eignen speziellen Interessen sich vor Augen hält und daß jeder einzelne keinen andern Wunsch hat, als daß der andre für ihn sein Blut vergieße. Deshalb verkündet die Entente den Leichtgläubigen die höhere Moralformel von Recht und Freiheit. Damit will sie ihre abstoßenden Motive verhüllen. Es wird Aufgabe der Geschichte sein, endgültig und authentisch festzustellen, ob der Politik des Deutschen Reiches eine Weltherrschaftstendenz innewohnte. Für die gegenwärtige Beurteilung sind die Lehren der Geschichte und die aktuelle Politik maßgebend. Bei deren Beurteilung gewinnt jeder Unbefangene die Ueberzeugung, daß die deutsche Politik dem Streben nach Weltherrschaft stets ferngestanden und auch heute noch fernsteht. Vierzig Jahre sind es her,

Digitized by Google

daß das Deutsche Reich die führende Rolle auf dem Kontinent spielt. In der Realpolitik Bismarcks fehlte nicht bloß die Ideologie des Strebens nach Weltherrschaft, seine Politik konnte, an dem heutigen Maßstabe gemessen, überhaupt keine Weltpolitik genannt werden. Der Inhalt der ganzen Bismarckschen Politik war durch große kontinentale Aufgaben ausgefüllt. Erst die Epoche Kaiser Wilhelms II. bedeutet neue Wege der deutschen Politik. Kaiser Wilhelm inaugurierte eine bis jenseits der Ozeane sich erstreckende Weltpolitik, aber Weltpolitik heißt nicht universale Weltherrschaft. Das Ziel Wilhelms II. war offenkundig. Er wollte, daß das geeinte Deutschland einen seiner Kraft und seiner Macht entsprechenden Platz unter jenen Völkern einnehme, die die Schicksale der Welt entscheiden. Das ist ganz und gar nicht gleichbedeutend mit einer auf die Unterjochung der Völker ausgehenden Weltherrschaftstendenz. Die starke Vermehrung der Bevölkerung und die reichen Wirtschaftswerte Deutschlands drängen mit logischer Konsequenz nach einer zielbewußten Förderung der überseeischen Interessen hin. Das große Erbe der Bismarckschen Politik war auch der Keimboden der neuen Weltpolitik, denn ohne eine starke kontinentale Machtfülle hätte man ja auch an die wirksamere Pflege der überseeischen Interessen nicht denken können. Kaiser Wilhelm hatte mit scharfen Augen erkannt, daß die Sicherung der Ueberseeinteressen eine der Daseinsbedingungen des Deutschen Reiches sei. Er war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er nur die Pflicht der nationalen Aufrechterhaltung erfüllt, wenn er auch die Pflege der überseeischen Interessen in den Rahmen der deutschen Weltpolitik einfügte. Ja, er fühlte, daß die deutsche Politik diese Interessen nicht aufgeben könnte, ohne die nationale Kraft des Reiches zu lähmen. Von einer Weltherrschaftspolitik könnte indessen nur dann die Rede sein, wenn Deutschland den Platz des bis jetzt das Meer gleichsam monopolisierenden Großbritanniens auch durch die Nachahmung der Mittel und der Methode Großbritanniens einnehmen wollte. Wenn aber Deutschland bloß die Absicht hat, neben England auf dem Meer so stark zu sein, daß es ohne Abhängigkeit von Großbritannien durch Befriedigung seiner überseeischen Interessen die nationalen Daseinsbedingungen erfüllen kann, so bedeutet dies keineswegs den Ehrgeiz nach der Weltherrschaft; im Gegenteil, Deutschland würde hierdurch auch den kleineren Seestaaten den Dienst erweisen, daß auch sie die Freiheit der Meere wirklich genießen könnten und nicht weiter unter der Tyrannei Englands, die sich im Verlauf des Krieges in markanten Tatsachen kundgab, zu leiden hätten.

Allein Großbritannien will der Zwingherr der Meere bleiben. Im englischen Parlament und in der englischen Presse setzte die Agitation gegen Deutschland bereits anläßlich der ersten deutschen Flottenentwicklung ein. Das Niederringen Deutschlands, die Verhinderung der deutschen Flottenentwicklung wurde ein Schlagwort in London. Die deutsche Reichspolitik nahm die englischen Ausbrüche geduldig entgegen und vermied einen kriegerischen Zusammenstoß. Man hoffte in Berlin, daß England den Inhalt der deutschen Reichspolitik endlich doch klar erkennen und einem ehrlichen Daseinskampfe Deutschlands, zu dessen Vorbedingungen die Flottenentwicklung gehörte, keine Weltherrschaftstendenzen

Digitized by Google

unterschieben werde. Allein England ist durch und durch ein Eroberstaat, und so konnte man in Großbritannien nicht verstehen, daß das auf dem Kontinent bereits sehr erstarkte, ja zum führenden Staate emporgestiegene Deutsche Reich keine welterobernden Gedanken hege.

Es ist für England schwer, sich mit der Idee der Mäßigung zu befreunden, denn es übt bereits seit langer Zeit auf dem Meere eine Suprematie aus, die man kühn die Weltherrschaft zur See nennen kann, und zwar eine Herrschaft, wie sie ein andrer Staat weder zu Lande noch zu Wasser jemals besessen hat. England war bei seiner imperialistischen Auffassung nicht imstande, in der deutschen Reichspolitik etwas andres zu erblicken als eine Uebertragung der kühnsten imperialistischen Politik auf die See und die überseeischen Gebiete. Es ist sonderbar, daß die schrecklichen Gefahren der Weltherrschaft gerade von dem Staate verkündet werden, der im Laufe der Geschichte von Cromwell bis zu König Eduard VII. mit zielbewußter Konsequenz, großer Geschicklichkeit und wohl auch mit großem Erfolg immer und immer wieder Welteroberungspolitik trieb. Seine Bundesgenossen suchte und fand England immer in den kontinentalen Gegnern seiner meistgefürchteten Feinde. Es gelang ihm häufig, mit den unmöglichsten Bundesgenossen — und auch jetzt geht sein Bestreben dahin — die Seemacht jenes Staates zu treffen, dessen Flotte sich neben der britischen Seemacht einigermaßen zur Selbständigkeit aufschwingen konnte. Das ist die historische Wahrheit. So brach es die Seemacht Spaniens und Hollands. Auch zahlreiche Blätter in der Geschichte Frankreichs, das jetzt der Bundesgenosse Englands ist, geben hiervon Zeugnis. Als Ludwig XIV. mit Karl II. ein Bündnis schließen wollte, antwortete der sonst Frankreich wohlgesinnte König, daß sich einem aufrichtigen Bündnis gewisse Hindernisse in den Weg stellten; das hervorragendste Hindernis wäre der Umstand, daß Frankreich eine starke Seemacht werden wolle. Nach dem Frieden von Hubertusburg gab der ältere Pitt im Parlament seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß man Frankreich die Möglichkeit gewährte, seine Flotte von neuem zu entwickeln. Im spanischen Erbfolgekrieg zog sich Frankreich hauptsächlich durch seine überseeische Politik die Feindschaft Englands zu. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sagte Lord Chatam: „Die einzige Gefahr, die England zu befürchten hat, wird an dem Tage entstehen, da Frankreich eine große Seehandels- und Kolonialmacht sein wird."

Auch heute wird England durch diesen Gedankengang in dem Bestreben geleitet, das Deutsche Reich zu zertrümmern. Es sieht heute nur in dem erstarkten Deutschen Reiche eine Gefahr für das Monopol seiner Seemacht. Deshalb suchte und schloß es seine heutigen Bündnisse gegen das Deutsche Reich und deshalb verkündete es unaufhörlich, daß Deutschland die Welt unterjochen wolle, während es selbst die Weltmeere in Knechtschaft hält. Die Uebergriffe Englands zur See, namentlich den neutralen Staaten gegenüber, waren in der Vergangenheit und auch im gegenwärtigen Kriege so empörend, daß die deutsche Weltpolitik in der Tat der Menschheit, der Freiheit und dem Recht einen Dienst durch ihr Bestreben erweist, das bisher unzerstörbare englische Seemonopol zu

Digitized by Google

paralysieren. England diktiert heute das Seerecht. Das, was England gegen die neutralen Staaten begangen hat, würde allein schon eine gründliche Einschränkung der englischen Seemacht motivieren. England kennt zur See nur seinen eignen Ruhm, aber kein Recht.

Jedermann, der sich mit Völkerrecht befaßt, weiß, daß die neutralen Staaten sich immer nur gegen die Uebergriffe Englands zu verteidigen hatten. Diese Verteidigung nützte jedoch nur insolange, als die Ausübung der den neutralen Staaten zugesicherten Rechte den englischen Interessen diente. Wenn die Ausübung von Rechten, die den neutralen Staaten durch internationale Abmachungen zugesichert waren, englischen Interessen widersprach, statuierte England für die neutralen Staaten einfach neue Rechtsgrundsätze. So war es in der Vergangenheit und so ist es auch jetzt.

Unter solchen Umständen drängt sich von selbst die Antwort auf die Frage auf, ob die deutsche Reichspolitik eine schädliche Weltherrschaftsideologie vertritt, wenn sie bestrebt ist, die Meere von der englischen Tyrannei zu befreien. Das ist kein Streben nach Weltherrschaft, sondern kluge, inhaltsvolle, berechtigte Weltpolitik, die nicht nur durch die Daseinsinteressen des Deutschen Reiches, sondern auch durch die allgemeine Sicherheit der menschlichen Rechte und Freiheiten geboten erscheint. Die deutsche Politik hat, seitdem sie den Stempel der genialen Individualität Kaiser Wilhelms II. trägt, zweifellos neue Wege der Weltpolitik eingeschlagen, allein dieses Neue bedeutet keine Weltherrschafts- und Eroberungspolitik. Dieses Neue ist nicht aggressiv. Im Gegenteil, es ist, den Geschichtsüberlieferungen der Deutschen getreu, von rein defensiver Tendenz. Denn es ist nichts andres als eine Sicherung der nationalen Daseinsbedingungen des deutschen Volkes. Die aggressive Tendenz ist keinem Volke mehr fremd als den geschichtlichen Ueberlieferungen der deutschen Nation. Man würde vergeblich in dem politischen Denken des deutschen Volkes solche Eroberungstendenz suchen, wie sie Frankreich im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, das habsburgische Spanien und Schweden in ihrer Blütezeit, das russische und das englische Reich grundsätzlich als Leitgedanken einer expansiven nationalen Politik anerkannt haben.

Erst jüngst betonte Bülow in einem ausgezeichneten politischen Essay, daß Friedrich der Große nach der Eroberung Schlesiens und nach der Sicherung der Selbständigkeit der preußischen Monarchie seine unbesiegten Heere ebensowenig in Abenteuer stürzte, wie auch Wilhelm I. und Bismarck nicht daran dachten, nach den beispiellosen Siegen zweier großer Kriege auf neue Kriegstaten auszugehen.

Wie war doch nach dem großen Deutsch-Französischen Krieg die Welt von der Furcht vor neuen kriegerischen Unternehmungen Deutschlands erfüllt! Es gab zahlreiche große Kriege auch in den letzten Jahrzehnten, aber das Deutsche Reich wußte ihnen aus dem Wege zu gehen. Es widerstand den zahlreichen Versuchungen, den oft schonungslosen Provokationen der Politik Eduards VII. in kühler Ruhe, und bereits heute ist es durch unwiderlegliche geschichtliche Tat-

Digitized by Google

sachen erwiesen, daß die deutsche Politik bis zum letzten Augenblick energisch an der Aufrechterhaltung des Friedens gearbeitet hat. Auch heute wird Deutschland in dem Kriege, der ihm aufgezwungen worden ist und den es mit unvergleichlichem Heldenmut und Organisationsgenie führt, nicht von welteroberndem Ehrgeiz geleitet, sondern von dem scharfumrissenen Ziel, die zur Zerstückelung des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie verbündeten Mächte nach beendetem Kampf zu der Einsicht zu zwingen, daß die Erreichung ihrer Ziele unmöglich ward und in aller Zukunft unmöglich bleiben wird. Unmöglich deshalb, weil die Zentralmächte, wie dies ja auch während der Friedensverhandlungen klar in die Erscheinung treten wird, nicht nach Welteroberung streben, wie England und Rußland, sondern bloß an dem ihnen gebührenden Platz dem friedlichen Fortschritt ihrer Nationen und der Menschheit in unentwegtem ehrlichem Pflichtgefühl dienlich sein wollen.

Dieser Krieg muß das Resultat zeitigen, daß der gegen die Lebenskraft der Zentralmächte verschworene Verband den Weltfrieden in Hinkunft nie mehr bedrohen wird. Und das wird auch das Endergebnis sein, denn die Augen werden sich öffnen und das Gewissen der Völker wird seine Stimme erheben, und die große, die furchtbare Enttäuschung wird das durch die zynische Einkreisungspolitik Eduards VII. zusammengeschmiedete Mächtebündnis begraben. Das wohlverstandene Interesse der jetzt gegen uns verbündeten Völker, der Genius des Kulturberufes der Menschheit werden dafür sorgen, daß die begrabene Entente nicht mehr auferstehen wird. In manchen Staaten des jetzigen Verbandes wird nach der großen Enttäuschung sich die Erkenntnis durchringen, daß sie ihr Blut nicht für die eignen staatlichen Interessen, sondern für die kontinentale Weltherrschaft des ungeheuren russischen Reiches und für die englische Weltherrschaft zur See vergossen haben.

Nach unserm Siege werden auch die Balkanstaaten aus der demütigenden Lage befreit sein, in die sie dadurch geraten sind, daß einzelne Großmächte sie bloß als Torpedostaaten verwendeten im Dienste von Großmachtsinteressen, die ihrer eignen staatlichen Selbständigkeit und ihrem eignen nationalen Leben vollkommen fremd waren. So wird unser Sieg in Wahrheit die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker bedeuten.

Und es wird nach der großen Enttäuschung in der Welt der Wirklichkeit die falsche Anklage in sich zusammenstürzen, daß Deutschland alle Völker des Erdenrundes unterjochen will. In den Staub sinken wird auch die trügerische, bombastische Phrase, daß England und Rußland sich nur deshalb mit so vielen andern Staaten verbündet haben, weil sie das Recht, die Freiheit, den menschlichen Fortschritt vor der deutschen Weltherrschaft und Barbarei, vor dem deutschen Militarismus retten wollten. Das Deutsche Reich verfolgt eine zielbewußte Weltpolitik, England hingegen übt auch heute noch die Weltherrschaft zur See aus, gleichwie Rußland nach der kontinentalen Weltherrschaft strebt. Diese Wahrheit läßt sich durch Phrasen nicht aus der Welt schaffen.

Digitized by Google

Der Luftkampf im Zukunftskrieg

Von

Generalleutnant z. D. v. Reichenau

Der Verlauf des gegenwärtigen Krieges hat erwiesen, wie oft und weit die Urteile vieler, ja man darf sagen der Mehrzahl der am Kriege und seiner Vorbereitung Beteiligten, wie der Unbeteiligten, bei der Voreinschätzung der Ereignisse von den Tatsachen abgeirrt sind. In den Kriegszielen, in der Abschätzung der Kriegsbereitschaft der Heere und ihrer Größe, der Wahl der Kriegsschauplätze, der Dauer des Krieges, der Beurteilung der Heerführer, der Beachtung der völkerrechtlichen Grundsätze, über die Art der Kampfmittel und ihre Anwendung und über vieles andre hat man sich mitunter verhängnisvoll getäuscht. Solche Wahrnehmung mahnt zur Vorsicht gegenüber der Erörterung vermutlichen künftigen Geschehens, zumal so überaus komplizierter Ereignisse, wie sie sich in einem Zukunftskriege abwickeln werden.

Den Entwicklungsgesetzen zufolge kann allerdings kein Zweifel darüber bestehen, daß gewissen Vorbedingungen gewisse Folgen entsprechen und daß es daher auch möglich sein würde, die kommende Gestaltung eines Tatsachenbereichs vorauszusehen, wenn wir einsichtig und scharfsinnig genug wären, die bestehenden und tausendfach verzweigten Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung zu erkennen und sie zu einem Gesamtbild zu vereinigen. So lückenhaft deshalb unsre Beurteilung der Zukunft auch bleibt, so gibt es doch kein andres Mittel, sich von der Zweckmäßigkeit der ergriffenen Maßnahmen zu überzeugen, als auf allen in Betracht kommenden Gebieten die Wege gesetzmäßiger Entwicklung Schritt für Schritt zu verfolgen. Ein solcher Versuch, in die Zukunft zu blicken, hat nichts mit der leider noch immer nicht überall in Mißkredit geratenen Kunst des Prophezeiens zu tun.

Wie wichtig es ist, in der Wahl der Kriegsmittel keine Fehlgriffe zu tun und sie in eine Organisation zusammenzufassen, in der gegebenenfalls alle verfügbaren Kräfte des ganzen Volks zur Wirkung gelangen können, zeigt das riesenhafte Ringen um die Existenz der beteiligten Nationen. Auch könnte allmählich das Verständnis dafür erwachsen sein, daß es sich in Zukunft nicht um die Verwirklichung utopistischer Friedensideen, sondern um die mit der zunehmenden Zivilisation und Kultur wachsende Verschärfung der Kriegführung handelt. Jedes Volk, das gewillt ist, seine Existenz zu verteidigen, muß sich mit aller verfügbaren Kraft rüsten, um jeden Augenblick gefechtsbereit zu sein. Denn die Daseinsberechtigung ist keine selbstverständliche Folge der Existenz, sondern sie besteht nur, solange sie gegen jeden Angriff verteidigt werden kann.

Die Tendenz der höchstmöglichen Rüstung schließt die Verwertung der wirkungsvollsten Kampfmittel in sich. Diese Notwendigkeit schafft der Entwicklung der Luftschiffahrt, nach alle dem zu urteilen, was sie bis jetzt geleistet hat, freie

Digitized by Google

Bahn. Vor einem Jahrzehnt noch galt sie bei der Masse, selbst der Gebildeten, als eine praktisch unverwertbare, phantastische Idee, aber es ist bekannt, wie verhältnismäßig schnell der Gedanke sich in rasch wachsendem Maße in die Tat übersetzt hat. Was die Luftschiffe, die Erkundungs-, Bombardements- und Kampfflugzeuge im Kriege geleistet haben, wie ihr Einfluß auf die Kriegshandlungen immer schärfer hervorgetreten ist, wie ihre technische Leistungsfähigkeit und ihre Zahl wächst, die Sicherheit und Kühnheit ihrer Führung zunimmt — das alles ist nebst einer Reihe hochinteressanter Einzelheiten durch die offiziellen und privaten Mitteilungen bekannt geworden.

Der Luftschiffahrt wohnt bereits in ihrer jetzigen Leistungsfähigkeit, und mit dieser steigend, der Charakter einer Offensivwaffe in idealer Form inne, weil ihr ein hoher Grad der Ueberraschung und Kampfbereitschaft zu Gebot steht. Wenn es auch nicht selten möglich sein wird, von dem Herannahen feindlicher Geschwader durch telephonische Mitteilung in Kenntnis gesetzt zu werden, so kann das doch immer nur in verhältnismäßig kurzer Zeit vor dem Anprall des Angriffs geschehen. Abgesehen davon wird man über das Angriffsziel oft überhaupt nicht orientiert sein. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel können Luftgeschwader über einer Stadt, einer Fabrik, über Bahnhofsanlagen, Truppenkolonnen und Lagern erscheinen, um das Angriffsobjekt in der Zeit von kurzen Viertelstunden oder gar Minuten in eine Wolke von Rauch, Feuer und Sprengstücken einzuhüllen — und darauf wieder am Horizont zu verschwinden. Es hat seine Schwierigkeiten, solch unerwarteten Offensivstößen überall mit wirksamen Abwehrmaßnahmen zu begegnen.

Unter allen Umständen ist hierzu ein sehr ausgedehnter Apparat erforderlich. Aber selbst bei überlegener Kampfkraft des Verteidigers sind die Chancen des Angreifers günstiger — sie können sogar vernichtend wirken, wo sie Objekte treffen, deren Verteidigungskraft schwach ist oder fehlt.

Der offensive, wagemutige Charakter der Luftschiffahrt kommt ferner bei Erkundung der gegnerischen Maßnahmen zum Ausdruck. Die Leistungen in der Erkundung gehen, sofern nicht extreme Witterung hemmt, weit über die Aufklärung durch Kavallerie und Kundschafter hinaus. Die Flugzeuge greifen nicht allein wesentlich weiter, sondern sie überbringen ihre Meldungen der auftraggebenden Stelle auch in kürzerer Zeit, die sich durch Anwendung drahtloser Telegraphie noch stark vermindern läßt. In welcher Weise die Luftfahrzeuge auch den bisherigen Erkundungsmitteln zur See, den Torpedobooten und kleinen Kreuzern, überlegen sind, hat der gegenwärtige Krieg ebenfalls bewiesen.

Die strategische wie die taktische Erkundung haben durch die umfangreicher gewordenen Kampfkräfte zu Lande und zu Wasser und durch die wachsende Schnelligkeit ihrer Bewegung an Bedeutung zugenommen.

Je intensiver die Heeresführung vermittelst ihrer strategischen Anordnungen die Schlacht sucht, desto wertvoller ist für sie die frühzeitige Orientierung über die feindlichen Maßnahmen, da bereits eingeleiteten Aufmarschbewegungen von Massen nur mit erheblichem Verlust an Zeit und Kraft eine veränderte Richtung

Digitized by Google

gegeben werden kann. Aber auch das ist eine Folge der Luftaufklärung, daß sie höhere Anforderungen an Einsicht und Entschlußfähigkeit des Führers stellt. Den rascher ankommenden Meldungen müssen die Entschlüsse folgen. Diesem Hochdruck verantwortlicher Arbeit werden immer nur Ausnahmsmenschen gewachsen sein. Hier, wie überall, erschwert die technische Vervollkommnung der Kampfmittel ihre zweckentsprechende Verwendung und Ausnutzung.

Die Notwendigkeit einer Vertiefung der taktischen Erkundung knüpft sich an die vielfachen Erscheinungen des stark in den Vordergrund getretenen Stellungskrieges. Das in ihm obwaltende Bestreben, sich gegen die schärfer gewordene Waffenwirkung zu decken, macht die Erkundung des Gegners durch den gleichfalls auf dem Boden stehenden Beobachter schwierig und vielfach unmöglich. Für den sich in die Luft Schwingenden ändert sich das Bild aber wie mit einem Zauberschlage. Die Einrichtungen und Truppenansammlungen, die man sich vom Boden aus vergeblich bemühte zu erkennen, liegen nun oft so klar da, daß es möglich ist, sie photographisch aufzunehmen. Hierdurch kann ein Bild von der feindlichen Stellung gewonnen werden, das der Wirklichkeit völlig entspricht und daher die Angriffs- und Verteidigungsmaßnahmen zweckmäßiger bemessen läßt. Eine weitere wichtige Rolle spielt die taktische Lufterkundung beim Beschießen indirekter Ziele, also derjenigen, die vom Geschütz aus nicht gesehen werden können. In diesen Fällen springt der Beobachter im Flugzeug ein, und indem er seine Wahrnehmungen der Batterie durch verabredete Zeichen übermittelt, befähigt er sie zu sonst nicht erreichbaren Leistungen. Dieser Einblick seitens des Luftbeobachters in die Karten des Gegners ruft bei diesem das Bestreben hervor, die Sichtbarkeit seiner Einrichtungen mit allen Mitteln herabzusetzen. Besonders gilt das von der Aufstellung schwerer Geschütze, die ihren Ort nur mit großem Zeitverlust zu ändern vermögen. Lassen sie sich auch nicht immer gegen Bombenwürfe decken, so kann man sie doch gegen Sicht verdecken.

Was die Bombardementstätigkeit aus Luftschiffen und Flugzeugen anlangt, so ist sie, wie tägliche Nachrichten vom Kriegsschauplatz beweisen, in der Zunahme begriffen. Die Luftangriffe mehren sich nicht allein, sondern die angreifenden Geschwader vergrößern sich auch. Man lenkt hierbei allmählich in die bei der Verwendung der Feuerwaffen überhaupt gemachte Erfahrung ein, nach der man den Erfolg unter Einsatz massenhafter Munition erstrebt. Wie sich längst der Grundsatz herausgebildet hat, *ein* Geschütz ist kein Geschütz, so hat man auch die Ueberzeugung gewonnen, daß man an die Durchführung eines Angriffs nicht eine Einheit, sondern eine so große Zahl von Luftfahrzeugen einsetzen muß, als die Erreichung des Gefechtszweckes in der angegebenen Zeit es verlangt. Vielfach sind gegen die Bombardementstätigkeit der Luftfahrzeuge aus humanen Gründen und vom völkerrechtlichen Standpunkte aus schwerwiegendere Bedenken erhoben worden, als gegen die Anwendung des Artilleriefeuers zu ähnlichen Zwecken. Man macht geltend, daß infolge der noch geringen Treffähigkeit der abgeworfenen Bomben oft auch die am Kriege nicht aktiv be-

Digitized by Google

teiligten Landeseinwohner nebst ihrem Besitz in Mitleidenschaft gezogen werden. So bedauerlich das ist, so kann darin doch kein Grund gefunden werden, von einer als notwendig erkannten Kriegshandlung Abstand zu nehmen. Auch darf man nicht vergessen, daß bei der Belagerung von Festungen wie beim Beschießen sonstiger militärisch besetzter Oertlichkeiten ebenfalls Landeseinwohner zu Schaden kommen, ohne daß eine Möglichkeit vorhanden wäre, das zu verhüten. Oft wird es sich beim besten Willen nicht umgehen lassen, militärisch unbeteiligte Einwohner sogar des eigenen Landes in Gefahr zu bringen. Wie oft das zur Zeit in Frankreich und Rußland durch das Beschießen und Niederbrennen von Ortschaften durch die eigene Armee geschehen ist, besagen die offiziellen Mitteilungen zur Genüge. Absichtliche Schädigungen von Landeseinwohnern können mit jeder Art von Waffen hervorgerufen werden, auch aus Luftfahrzeugen, aber das kann dieser Waffe an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Ein wichtiger Teil der Kampftätigkeit armierter Luftfahrzeuge besteht im Gefecht gegeneinander. Hier befinden sich beide Parteien, Fechtern gleich, sowohl im Zustand des Angriffs wie der Verteidigung. Unsre Bewunderung folgt den kühnen Helden, die in schwindelnder Höhe im leichten, schwankenden Fahrzeug die Ruhe und Energie finden, einen schweren Kampf zu bestehen, bei dem der Tod mit ihnen fliegt. Ein Treffer, ein heftiger Windstoß, ein Fehlgriff, eine nur den Bruchteil einer Sekunde schnellere Maßnahme des Gegners — und die Knochenhand greift zu und schmettert den Unterliegenden in die grausige Tiefe! Daß sich unsre deutschen Flieger dem Gegner in diesem Kampf überlegen gezeigt haben, gereicht ihnen zum Ruhm und uns allen zum Stolz und zur Beruhigung.

Es fehlt uns nicht an Männern mit festen Nerven und eiserner Willenskraft, die reine Luft zu machen suchen über uns. In den jungen Helden des Aethers ist uns ein neues Geschlecht erstanden, kühn, berechnend, mutig im Bewußtsein ihrer Kraft. Die Männer von solchen Eigenschaften wachsen mit ihren Leistungen — die Geschichte aber bewahrt die Namen der jungen Helden und umgibt sie mit dem Glorienschein des Ruhmes! —

Den Wasserflugzeugen wohnt die Fähigkeit inne, vom Wasser aufzusteigen und sich auf das Wasser niederzulassen. Sie verfolgen auf den Gebieten der Erkundung und Kampftätigkeit dieselben Zwecke wie alle Luftfahrzeuge. Sie haben indes oft mit größeren, in Wind, Nebel und Wellenschlag bestehenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Schwierig ist auch die Kampftätigkeit gegen Schiffe, weil sie verhältnismäßig kleine, meist in Bewegung befindliche Ziele abgeben. In der Beobachtung vermögen die Wasserflugzeuge oft Wertvolles zu leisten, weil das Gesichtsfeld weniger beschränkt ist als auf dem Lande. Wichtig ist es auch, daß die U-Boote von oben aus besser als von Schiffen aus zu beobachten sind. —

Daß ein so aktives Kampfmittel, wie es in den Luftfahrzeugen besteht, jede mögliche Abwehrvorkehrung hervorruft, liegt auf der Hand. Neben der Bekämpfung in der Luft sucht man die Fahrzeuge auch vom Boden aus zu fassen.

Digitized by Google

Mit Ausnahme der Gewehre bedürfen die Feuerwaffen zu diesem Zweck besonderer Einrichtungen. Das Gewehrfeuer ist aber, wie vielfältige Erfahrung gezeigt hat, wenig wirksam, weil die Chassis immer mehr gepanzert werden und weil die Durchschläge von Geschossen durch Flügel und Hüllen wenig Schaden anrichten; das gefährlichere Durchschneiden der Spanndrähte ist der Natur der Sache nach selten. Dem Strom des Maschinengewehrfeuers wohnt schon eine bessere Wirksamkeit inne. Doch bedarf ihre Lafettierung einer Anpassung an das Schießen mit großen Erhöhungen. Der Hauptanteil an dem Beschießen der Luftfahrzeuge vom Boden aus fällt aber der Artillerie zu. Vorbedingungen ihrer Wirkungsfähigkeit sind eine dem Zweck angepaßte Munition und eine Einrichtung der Lafette, die rasche Erhöhungen des Rohres bis zu etwa 70° zuläßt und die Anordnung andrer Richtmittel, als sie zum Beschuß von Bodenzielen gebraucht werden. So zweckmäßig die Einrichtungen der Geschütze aber auch sein mögen, so stellt das Beschießen von Flugzeugen an die Schießtechnik doch sehr hohe Anforderungen, die in der raschen Bewegung der Flugzeuge, in der meist bedeutenden Höhe, in der sie sich während des Beschusses zu halten pflegen, in der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit und in der Schwierigkeit der Feuerbeobachtung gegen die kleinen Luftziele bestehen. So kann es denn nicht wundernehmen, daß, wie die Gefechtsberichte häufig melden, die Flugzeuge unter dem lebhaften Feuer der Abwehrgeschütze entkamen. Es werden indes augenscheinlich Fortschritte im erfolgreichen Beschießen durch die Abwehrgeschütze gemacht. Wenn sie ihrer Aufgabe der Zahl nach gewachsen sein sollen, müssen sie in der Nähe aller Objekte Aufstellung finden, die eines Schutzes gegen Luftangriffe bedürfen. Da es in Verkehrsmittelpunkten, industriellen Anlagen, Magazinen und Befestigungen viele dieser Objekte gibt, so gehören auch zahlreiche Abwehrgeschütze zu dem Rüstzeug gegen Luftfahrzeuge. Aber auch die marschierenden und kämpfenden Truppenkörper bedürfen dringend des Schutzes, da sie andernfalls schwer geschädigt und in Unordnung gebracht werden können. Die ihnen beigegebenen Geschütze müssen daher, zum Teil wenigstens, Einrichtungen erhalten, die sie ohne weiteres zum Beschießen von Boden- und Luftzielen verwendbar machen. —

In dem Vorstehenden ist ein allerdings nur sehr kurzer und zusammengedrängter Ueberblick über das große Kapitel von der Bedeutung der Luftschiffe und Flugzeuge als Kriegsmittel gegeben worden. Das Gesagte dürfte jedoch zur Erweckung des Eindrucks genügen, daß die neuen Kampfmittel sich nicht allein ein Daseinsrecht errungen haben, sondern daß sie in Anbetracht der ihnen innewohnenden außerordentlichen Entwicklungsmöglichkeit eine immer machtvollere Bedeutung für den Krieg erlangen werden.

Der Charakter des Auftretens der Luftflotten im Zukunftskrieg ergibt sich aus ihren bisherigen Leistungen. Die Streitkräfte in der Luft werden aller Voraussicht nach in demselben Sinne arbeiten, wie es bisher geschehen ist, nur wird an alles ein größerer Maßstab anzulegen sein. Die Arbeit der kommenden Friedensjahre wird an Hand reicher Kriegserfahrungen dem fliegenden Heere das

Digitized by Google

stolze Recht verleihen, den Zukunftskriegen ihren Stempel aufzudrücken und mit vernichtendem Ungestüm über Heere und Länder dahinzubrausen. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß man dieses Kampfmittel der Verschärfung wegen, die es in die Kriegführung hineinträgt, fallen lassen könnte. Im Gegenteil wird man es gerade dieser Eigenschaften wegen in seinen Leistungen zu steigern suchen. Darin drückt sich das Gesetz der logischen Konsequenz und des Zwanges aus, stets zu den denkbar wirkungsvollsten Waffen zu greifen. Gleichzeitig mit der zunehmenden Sicherheit, der Haltbarkeit, der Trag- und Kampfkraft und des Aktionsradius der Luftfahrzeuge darf man annehmen, daß ihre Zahl sich um viele Tausende erhöht. So werden mit der Schaffung von Luftflotten Heere über den Bodenarmeen entstehen, die ein ernstes Wort in der Gestaltung künftiger Kriege mitzusprechen haben. Die Luftflotten wachsen an Kraft und Größe dem Augenblick entgegen, in dem sie in einem nächsten Kriege gleichzeitig mit dem Befehl zur Mobilmachung in des Feindes Gebiet einzubrechen beginnen. Erbitterte Kämpfe werden an der Grenze zwischen den beiderseitigen Luftflotten entbrennen, und Ueberfälle auf industrielle Zentren, auf Verkehrseinrichtungen, Magazine und Festungen werden folgen und jähen Schrecken unter die davon betroffenen Arbeiter und Anwohner tragen. Trotz so manches bereits ausgeführten Luftangriffs wird man sich doch kaum eine zutreffende Vorstellung von dem Gesamteindruck der Unternehmungen großer Luftflotten über ganze Länderstrecken zu machen vermögen. Tag und Nacht werden die Angriffswellen nicht ruhen, bis die Gefechtszwecke erreicht und die Angriffsobjekte zerstört, verbrannt oder zerstreut sind. Solches Geschick kann nur durch die überlegene Stärke der Abwehrmittel verhütet werden. Vom Kriegsbeginn an bis zum Kriegsende werden die Luftflotten die Operationen der Streitkräfte zu Land und Wasser begleiten, um ihnen oft die Richtung zu geben und Halt zu gebieten. So aussichtslos es ist, die Einzelheiten der Zukunftskriege wahrheitsgetreu zu schildern, so sicher darf man doch anderseits annehmen, daß die Luftkämpfe kommen werden mit all ihren Ueberraschungen und allem ihrem Wesen innewohnenden Grauen.

Wenn man den Tätigkeitsumfang der Luftflotten erwägt, so wird man es für selbstverständlich halten, nach allen Kräften für ihre Aufstellung, Organisation und Gefechtsbereitschaft Sorge zu tragen. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß in der Rüstung die Vorbedingung zum künftigen Siege liegt. Leichtfertig aber wäre die Annahme, daß der nächste Krieg in himmelweiter Ferne liege. Wir wollen es hoffen, doch dürfen wir auf dieser Hoffnung nicht ausruhen wollen. Nur durch hingebende Arbeit werden wir die Ueberlegenheit aufrechterhalten, die wir auf dem Gebiet der Luftschiffahrt errungen haben. Daß wir den Engländern wenigstens auf diesem Gebiete der Schiffahrt unbedingt überlegen sind, geht u. a. aus der geradezu vernichtenden Kritik hervor, mit der Ende Juni d. J. das Parlamentsmitglied Hauptmann Bennet Godfrey im englischen Parlament schwere Mängel der Organisation und Leistungsfähigkeit der englischen Luftflotte unumwunden in höchst bemerkenswerter Weise zugestanden hat.

Digitized by Google

Zum Besitz kriegerischer Kraft gehört mehr als der Glaube und der Dünkel, über sie zu verfügen — nur die Schaffung der technischen Vorbedingungen sowie die Erwerbung der zu ihrer Ausnutzung unentbehrlichen physischen, intellektuellen und moralischen Fähigkeiten verleihen tatsächlich verfügbare Gefechtskraft.

Die Beschaffung großer, den voraussichtlichen zukünftigen Anforderungen gewachsener Luftflotten verlangt die Aufwendung nicht unbeträchtlicher Mittel. Sie werden aber unter all den unumgänglichen Aufwendungen für die künftigen Rüstungen kaum merklich hervorragen. Denn darüber kann in Anbetracht der gesamten Weltlage ein Zweifel nicht bestehen, daß wir, um der Zukunft mit Ruhe entgegensehen zu dürfen, für unsre Kriegsbereitschaft nicht allein viel, sondern alles tun müssen, was wir zu tun imstande sind. Das klingt vielleicht nicht jedem tröstlich — aber Trost darf man nicht in vagem Hoffen suchen, sondern im Bewußtsein der eignen Kraft!

Mit Colmar v. d. Goltz

Erinnerungen
von
Georg Körting, Obergeneralarzt

Um die Jahrhundertwende gehörte zu unserm Kreise in Königsberg i. Pr. der liebenswürdige, feingebildete Kommandeur der Pioniere des I. Armeekorps, Oberst G. Nicht selten kam die Rede auf den damaligen Generalinspekteur der Ingenieure und Pioniere, General C. v. d. Goltz, der damals schon die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte. Oberst G. mußte sich manche harmlose Neckerei gefallen lassen, wenn er gar zu sehr von Goltz schwärmte. Keiner von uns kannte diesen, wenn auch so manches durchsickerte von seiner Persönlichkeit und seinem Auftreten, seit er, aus der Türkei heimgekehrt, zuerst die 5. Division in Frankfurt a. O. und bald nachher das Festungswesen und die Fürsorge für die technische Waffe übernommen hatte, deren Leistungen im heutigen Stellungskriege wir bewundern. Wenig später begannen meine Beziehungen zu dem ungewöhnlichen Manne, und es ging mir nicht anders wie jedem, der das Glück hatte, ihn kennen zu lernen. Wir alle standen bald unter dem Zauber dieser außerordentlichen Persönlichkeit, wir alle teilten bald die Schwärmerei, die wir an Oberst G. manchmal bespöttelt hatten.

Es war im Kaisermanöver am 17. September 1901 in der kleinen Wartehalle eines Bahnhofes — wenn ich mich nicht irre, Swarotschin — der Bahn Dirschau—Bromberg. Ein greulicher Tag. Seit nachts 1 Uhr unaufhörlicher Regen, der sich stetig verstärkte und die Gefechtstätigkeit gegen das XVII. Armeekorps von selbst abflauen ließ. Bis auf die Haut durchnäßt, trotz der Regenmäntel, hatte der Stab des I. Armeekorps eine Gefechtspause benutzt, um in

Digitized by Google

dem Bahnhof zu kurzer Rast unter Dach und Fach abzusteigen. Die Stimmung war nicht gerade die beste, als in unsern Kreis der Generalinspekteur der Pioniere, Colmar v. d. Goltz, eintrat, der das Kaisermanöver mitmachte. Triefend naß, ohne Paletot, mit jugendlich elastischen Bewegungen, so trat der achtundfünfzigjährige General ein. Wir wurden ihm vorgestellt; bald beherrschte er die Unterhaltung mit einer Lebendigkeit, der seine vom Regen völlig durchweichte Kleidung nicht den geringsten Eintrag tat. Ein merkwürdiger Gegensatz zu der unnahbaren Grandezza, die unsern damaligen Kommandierenden nie verließ.

Bald danach, zu Beginn des Jahres 1902, wurde v. d. Goltz Kommandierender General des I. Armeekorps, des Korps seiner Heimatprovinz, in dem er 1861 beim Infanterieregiment 41 eingetreten war, das in ihm nun seinen ersten Regimentschef verehrt. Als junger Offizier dieses Regiments hatte er am 28. Juni 1866 bei Trautenau die Feuertaufe erhalten und sein Blut vergossen — Schuß durch den oberen Teil der rechten Lunge — und war mit der schweren Verletzung noch eine Stunde zum Verbandplatz marschiert — ein Zeichen von Widerstandsfähigkeit, das er gern anführte, wenn ihm weichliches Wesen gegenübertrat. Wie in allen Gliedern des kernigen, zuverlässigen ostpreußischen Stammes, so lebte auch in Goltz ein stark ausgeprägtes Heimatsgefühl. Er sprach es wiederholt aus, wie es ihn beglückte, gerade das ostpreußische Korps erhalten zu haben. Was er als militärischer Erzieher des ostpreußischen Korps in den Jahren seiner Kommandoführung geleistet hat, mögen berufene Federn schildern. Jedem von uns, die wir als technische Dienststellen dem Stabe des Korps zugehörten — ich als Korpsarzt —, wurde das weitgehende Verständnis, das überaus regsame Interesse bald genug klar, mit dem Goltz jeden Zweig seines vielgestaltigen Dienstes bei einem Grenzkorps mit drei Divisionen umfaßte. Es kennzeichnet sein Wesen, daß er als unermüdlicher und verwegener Reiter gleich bei einer seiner ersten Besichtigungen sich an die Spitze des auf dem Devauer Exerzierplatz aufmarschierten Kürassierregiments setzte und den umfänglichen Sprunggarten nahm, durch den ihm die berittenen zuschauenden Offiziere, demnächst das Regiment, dann zu folgen hatten. Temperatur und Wetter spielten bei dieser stählernen Natur keine Rolle; die Zeit wurde an jedem Tage ausgenutzt, bis der Zweck erfüllt war. Wir mußten im Vortragszimmer des Generalkommandos manchmal lange auf ihn warten, wenn er draußen bei den Truppen gewesen war. Immer zeigte er ein so vielseitiges Interesse für alle das Vortragsthema streifenden Dinge, daß man sich auf zahlreiche Zwischenfragen gefaßt machen mußte. Dabei stets gütig und freundlich, aber unbeugsam, wenn es das dienstliche Interesse galt. — Es war nicht leicht, mit ihm zu reiten. Im Scherz hieß es, daß er Wege lieber quer als der Länge nach nehme. Aber es war etwas Wahres daran. Jedenfalls ritt er — was ich noch bei einem andern sehr kurzsichtigen Kommandeur erlebt habe — andauernd ein außerordentliches Tempo, querfeldein, oft den Stab weit hinter sich lassend. Nerven schien er nicht zu haben, Müdigkeit nicht zu kennen. Hatte er nach dem Abbruch des Gefechts im Manöver noch die Biwaks abgeritten,

Digitized by Google

dann saß er nach einem fünfzehn- bis siebzehnstündigen Arbeitstage so frisch und vergnügt in unserm Kreise, konnte so herzhaft lachen, wenn der lange Hauptmann Baereke (1915 als Regimentskommandeur gefallen) mit seinem goldenen Humor aus Wilhelm Busch zitierte, daß man aus der Bewunderung über diese Leistungsfähigkeit nicht herauskam. In Goldap saßen wir 1902 nach einem furchtbar anstrengenden Tage einstmals abends im Hotel bei Krech zu Tisch, als ein Kriegsgerichtsrat gemeldet wurde, der mit einer dicken Aktenmappe aus Königsberg angekommen war, um die Entscheidung des Kommandierenden in einer schwierigen Sache zu holen. In freundlichster Weise forderte Goltz den Juristen auf, zunächst zu essen. Dann ging er — nach 9 Uhr abends — mit ihm auf sein Zimmer, arbeitete, wie wir nachher hörten, bis Mitternacht, saß um 2 Uhr morgens im Sattel und hielt den Tag bis zum Abend durch, ohne daß ihm die geringste Ermüdung anzumerken war. Er pflegte zu sagen: „Der Soldat muß zu jeder Tages- oder Nachtzeit essen und schlafen können, wenn der Dienst es erlaubt; unabhängig von äußeren Umständen." Gab man gelegentlich dem Erstaunen Ausdruck über diese unerhörte Leistungsfähigkeit, so erzählte er lachend von seinem Freund und ehemaligen Lehrmeister, dem Feldmarschall Grafen v. Haeseler, gegen den er sich bescheiden in den Schatten stellte. Die Kritiken, die Goltz am Schluß der Manöver abhielt, waren auch für den Nichtoffizier ein ästhetischer Genuß durch die lichtvolle, lebendige und stilistisch meisterhafte Darstellung der Ereignisse. Es war ein Vergnügen, zuzuhören, wenn er ohne Schärfe, ohne verletzende Bemerkungen, hier und da mit leichtem Sarkasmus die Maßnahmen erörterte. Dabei schonte er sich selber nicht, wenn ihn, den Leitenden, der Verlauf des Gefechtes über Fehler aufgeklärt hatte, die seiner eignen Anordnung entsprangen. Jeder Teilnehmer kam zu seinem Recht. Auch der Sanitätsdienst. Ich mußte über meine (immer nur angenommenen) Dispositionen ebenso berichten wie jeder der Truppenführer. Nach dem Manöver wurden ihm die Berichte schriftlich übergeben. Ich erhielt die meinigen meist erst nach Monaten zurück, stets mit Bemerkungen von seiner Hand versehen, die immer den Kern der Sache trafen, immer Anlaß gaben zu fruchtbringender Erörterung mit meinen Sanitätsoffizieren. Den damals eingeführten sanitätstaktischen Uebungsritten, die sich auf mehrere Tage erstreckten, brachte Goltz lebhafte Teilnahme entgegen. An einem beteiligte er sich selbst, zuschauend, kritisierend, anregend. Niemals fehlte er bei den alljährlichen Besichtigungen der Krankenträger. Unter Teilnahme von Truppen der Garnison, im Rahmen eines kurzen Gefechts im Gelände wurden diese Besichtigungen eine Quelle der Belehrung für uns alle. Ich hatte bei zahlreichen früheren Uebungen dieser Art, an denen ich mitwirkte, niemals einen kommandierenden General dabei anwesend gesehen. Auch bei dieser doch hauptsächlich sanitätstechnischen Uebung zeigte die ausführliche Besprechung, die Goltz am Schluß abhielt, wie tief sein Verständnis auch auf diesem Gebiet die Aufgabe und ihre Ausführung umfaßte. Mehrfach habe ich ihn auf Reisen in die Provinz begleitet, wenn Anträge, Verbesserungen, Krankheitsverhältnisse und ähnliche Dinge aus dem gesundheitlichen

Digitized by Google

Dienstbereich an Ort und Stelle zu prüfen und zu besprechen waren. Auch bei diesen Gelegenheiten konnte ich das oben Erwähnte feststellen. Nichts war ihm gleichgültig, das in Beziehungen zu seinem Dienstkreise stand oder trat.

Nun die andre Seite. Bereits sein erstes Auftreten in Königsberg lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. War es den Königsbergern schon ein völlig ungewohnter Anblick, den Kommandierenden mit seiner Gemahlin am Arm in der Stadt Einkäufe machen zu sehen, so steigerte sich die Beliebtheit, als er sofort Beziehungen zu den besten Kreisen der Stadt aufnahm. Schon im ersten Winter seines Aufenthaltes trat er in der Geographischen Gesellschaft auf und hielt öffentlich, vor einem großen Publikum, in zweistündiger freier Rede einen überaus fesselnden Vortrag über die Bagdadbahn und ihre Bedeutung für Deutschlands Handel. Die Türkei war naturgemäß das Lieblingsthema; Goltz kannte und schätzte sie gründlich; er unterhielt andauernd Verbindung mit hochgebildeten Türken und besaß volles Verständnis für das innere Wesen des osmanischen Volkes und für die Wichtigkeit seiner Erhaltung als selbständiger Nation. Die Strecke der Bagdadbahn hatte er zu Pferde bereist, als sie im Bau war; seine reizenden anatolischen Reiseskizzen geben ein anschauliches Bild dieses mehrwöchigen Rittes durch dasselbe Land, in dem er als ruhmvoller türkischer Heerführer 1916 enden sollte. Kam Goltz in Gesellschaft auf türkische Erlebnisse und Erfahrungen zu sprechen, so versammelte er bald den ganzen Kreis um sich. Mehr wie einmal habe ich gesehen, daß seine fürsorgende Gattin an den Aufbruch erinnern mußte, dessen Stunde er in der Lebendigkeit des Vortrages vergessen hatte. Es kann nicht wundernehmen, daß seine vielseitige, tiefe, gelehrte Bildung und die Art, wie er sie weiten Kreisen in Wort und Schrift vermittelte, ihm schon nach wenigen Jahren den Ehrendoktor der Albertina brachte; eine würdige Vorstufe zu dem Orden Pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst, in den er später zu Berlin gewählt wurde und den er, soviel ich weiß, als vierter preußischer General geziert hat.[1])

Goltz sprach mit voller Beherrschung der Sprache in gewandten, wohlgegliederten Sätzen; ohne dramatischen Tonfall, aber eindringlich, obwohl seine Stimme immer etwas belegt war und er oft räusperte. Er hatte im Gefolge seines Brustschusses von 1866 mehrmals, noch nach vierzig Jahren, Attacken von Lungenentzündung durchzumachen; überwand aber diese Schwäche durch seine eiserne Willensstärke, durch ständige Uebung seines Körpers und eine überaus einfache Lebensweise. In jeder Dienststellung erzwang er sich die oft spärliche Muße, seinen schriftstellerischen Neigungen zu folgen. Auch dabei unterstützte ihn die Beherrschung der Sprache sehr bedeutend. Er hatte an den Niederschriften in seiner schnörkelfreien, schönen Handschrift wenig oder nichts zu ändern, ehe er sie zum Druck gab. Sein glänzender Vortrag diente ihm auch als erziehliches Mittel für die Durchbildung seines Offizierkorps. Zweimal habe ich

[1]) Die militärischen Ritter vor ihm waren die Generale v. Peucker, Graf Moltke und Verdy du Vernois.

Digitized by Google

den alljährlichen Liebesmahlen beigewohnt, zu denen er die Reserveoffiziere des Bezirkskommandos Königsberg in der Königshalle vereinigte, um ihnen in zwangloser und doch eindringlicher Rede ihre Aufgaben vor Augen zu führen. Er war der Ansicht, daß die Erziehung des Reserveoffiziers wesentlich vertieft werden müsse, und hat dazu das Seinige redlich beigetragen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so veranlagter und so sich gebender Mann in der hohen Stellung überall der Mittelpunkt wurde, wo er erschien. Auch in seinem eignen Hause, in dem zu verkehren eine Freude und ein hoher Genuß war. Abhold großen Festlichkeiten, sah er auch die Tafelfreuden nur als ein Mittel an, kluge und gebildete Menschen einander geistig näher zu bringen. Er fand hierin die volle Unterstützung seiner ihm ebenbürtigen Gemahlin, die ihn trefflich zu nehmen wußte, wenngleich sie mir oft genug klagte, daß ihr Mann sich nicht genug schone, nie an seine Jahre denke. Im Sommer, wenn sie zur Kur in Karlsbad weilte, pflegte er Sonntags einen kleinen Kreis zum Essen um sich zu versammeln; meistens nur drei Gäste. Man saß an den vier Seiten eines kleinen Tisches; bei einem einfachen Mahle vergingen die knappen Stunden im Fluge, die solcher Erholung gewidmet waren. Aufs lebhafteste ging die Unterhaltung hin und her. Mitten während des Essens stand Goltz wohl einmal auf, um ein Buch zu holen und daraus den Beleg für eben Gesagtes vorzulesen. Für jeden von uns war es eine besondere Ehre, zu diesen kleinen Vereinigungen hinzugezogen zu werden, die sich nie über zwei Mittagsstunden erstreckten und nach denen die Arbeit sofort wieder in ihr Recht trat.

Oft habe ich bei den geschilderten wie bei andern Gelegenheiten mit Staunen wahrgenommen, wie Goltz neben den außerordentlich umfangreichen praktischen und schriftlichen Aufgaben, die er in seinem militärischen Beruf suchte und fand, die schönwissenschaftliche Literatur pflegte. Fast jeder seiner Untergebenen war in der Königsberger Zeit durch den Umfang des Dienstes und die zahlreichen vom Kommandierenden ausgehenden Anregungen gezwungen, Nebeninteressen mehr oder weniger beiseite zu setzen. Er aber brachte es fertig, für Schriftstellerei und Unterhaltungslektüre noch Muße zu gewinnen, sich um die geistigen Strömungen der Zeit zu kümmern. Mehr wie einmal setzte er seine Umgebung in Verlegenheit, wenn die Rede auf Neuerscheinungen am Büchermarkt kam, und er sie meistens kannte: Romane, Dichtungen, politische und soziale Arbeiten usw., die uns im Einerlei des Dienstes entgangen waren. Ein in seinen Jahren ungewöhnliches Gedächtnis unterstützte ihn dabei sehr. An einem Sommertage 1903 hatte er von früh bis zum Nachmittage Truppen besichtigt und unmittelbar darauf im Generalkommando Vortrag entgegengenommen. Gegen 5 Uhr ging unser Zug nach Lötzen. Mit zwei Herren des Stabes saß Goltz in dem Salonabteil, den ihm die Eisenbahndirektion in der Provinz stets zur Verfügung stellte. Während der Fahrt entwarf er die Disposition für die am nächsten Tage im Lager zu Arys angesetzte größere Uebung und diktierte dem Generalstabsoffizier den Befehl. Als unbeteiligter Fahrgast hatte ich Gelegenheit, die völlige Frische zu bewundern, mit der er sich nach den großen Anstrengungen des Tages in die

Digitized by Google

Aufgabe des nächsten vertiefte. In Lötzen erwartete uns am Abend der Krümperwagen, der uns in mehrstündiger Fahrt dem Lager zuführte. Die beiden übermüdeten Offiziere schliefen unterwegs bald den Schlaf des Gerechten, die Natur forderte ihr Recht. Goltz, der mit mir im Fond des Wagens saß, begann alsbald ein Gespräch über einen neuen Roman, von dem damals viel die Rede war. Als ich ihn fragte, wann er denn Zeit finde, sich mit solchen Büchern zu beschäftigen, erwiderte er mit seinem freundlichen Lachen, dazu sei ein Teil der Nacht da. Das Gespräch ruhte nicht, bis wir ankamen, und erstreckte sich über alles mögliche. Er nahm, wo er vertrauen konnte, kein Blatt vor den Mund und geißelte dann wohl mit scharfem Unmut Richtungen und Auswüchse des Lebens, die in mancherlei üblen Vorkommnissen vor dem Gewitter des Weltkrieges an die Oeffentlichkeit drangen, unser Volksleben erregten und schändeten. Nach der Ankunft im Lager, spät am Abend, empfing er noch die höheren Offiziere und besprach mit ihnen Dienstliches, um sich dann erst — gegen 10 Uhr abends — Ruhe zum Essen zu gönnen. Das war so ein Tag, wie im Sommer viele kamen, ohne daß sie seine stählerne Natur merkbar angriffen.

Von 1905 ab setzten sich meine Beziehungen zu Goltz zunächst wesentlich in Briefen fort, da ich nach Berlin übersiedelte. Berührte er Berlin, so benachrichtigte er mich und gab mir Gelegenheit, mich seiner Unterhaltung zu erfreuen. Seine Briefe waren immer kurz, aber inhaltreich. Als er dann Armeeinspekteur wurde und ebenfalls in Berlin Wohnsitz nahm, zuerst in Halensee, später in der Kolonie Grunewald, sah ich ihn öfter und hatte noch mehrere Male das Vergnügen, in seinem hier unendlich erweiterten Kreise zu sein, in dem Männer und Frauen verschiedener Stände erschienen, stets Menschen mit geistigen Interessen und geistiger Bildung. Im Gegensatz zu der Stellung als Korpskommandeur gewährte ihm die als Armeeinspekteur Muße genug zu literarischen Arbeiten. Im übrigen aber befriedigte das militärische Amt des Inspekteurs von drei Armeekorps seinen Tatendrang nicht voll. Der lebendige Einfluß auf die inneren Verhältnisse fehlte ihm, den er als kommandierender General in seinem Korps gehabt und mit Liebe geübt hatte. Er war daher in Berlin bald der Mittelpunkt weiterer Bestrebungen und wurde das noch mehr, als ihn die Stellung zur Disposition den militärischen Pflichten enthob. Davon wissen vor allem die Asiatische Gesellschaft zu erzählen und die Jugendwehr, denen er seine ganze, vom Alter unberührte Kraft widmete. Die Vorträge, die er vor wenigen Jahren im Herrenhause vor den Vorständen der verschiedenen Jugendorganisationen und im Tiergartenhof vor einem weiteren Zuhörerkreise hielt, werden jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben. Mit hinreißendem Schwunge wußte er den vaterländischen Gedanken der Jugendwehrorganisation auszumalen. An der Spitze der darauf zielenden Vereinigungen widmete er dann diesem Bunde seine anfeuernde Kraft, bis der Krieg ihn wieder in den militärischen Dienst des bedrohten Vaterlandes führte. Was seine Bekannten dabei am meisten in Erstaunen setzte, war die Spannkraft, Ausdauer und Frische, mit der er sich in das ihm bisher fremde Gebiet hineinarbeitete und

Digitized by Google

wie er es dann — wesentlich durch das Gewicht seiner Persönlichkeit — verstand, die nicht selten mit deutscher Zähigkeit und Sondersucht auseinanderstrebenden Einzelrichtungen für die große Aufgabe zusammenzuhalten, dem Vaterlande eine gesunde, wehrhafte Jugend heranzubilden.

Bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am 14. Mai 1911 vereinigte Goltz Vertreter und Verehrer aus den Reihen der preußischen und türkischen Armee in seinem vornehm behaglichen Heim am Kurfürstendamm zu einem Mahle. Ich gehörte der Generalsabordnung an, die ihm seine Marmorbüste als Ehrengeschenk überreichte. Unter anderen waren dabei der Nachfolger Goltz' als Generalinspekteur der Ingenieure, General v. Mudra; sein früherer Stabschef im I. Armeekorps, General v. Guendell, ferner General v. Strantz und andere Männer, die heute in hohen Kommandostellen vor dem Feinde stehen. Diese Deputation hatte er als letzte von zahlreichen zur Beglückwünschung erschienenen empfangen und bei sich behalten. Es war das letztemal, daß ich bei ihm an der Mittagstafel saß und Zeuge war der ganzen Summe von Liebe und Zuneigung, die sich der außerordentliche Mann erworben hatte. Die Stimmung war im ganzen ernst; die Zeit und die Lage Deutschlands im Kreise der es umlauernden Feinde war nicht mehr dazu angetan, laute Fröhlichkeit aufkommen zu lassen. Goltz sprach zweimal. Mit wahrer Herzenswärme in seiner ruhigen, formvollendeten Redeweise gedachte er unseres Allerhöchsten Kriegsherrn und des Sultans der Türkei. Dankbarkeit und Liebe waren der Grundton seiner Ausführungen. Daß ihn der bald nachher ausbrechende Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei 1912/13 mit Schmerz erfüllte, war nur zu natürlich. Die ekelhaften, gehässigen Angriffe der Ententepresse, die ihn für die Mißerfolge der Türken in den Schmutz zogen, rührten ihn persönlich sehr wenig. Wiederholt vernahm ich aus seinem Munde Worte der unerschütterlichen Zuversicht zu dem gesunden Kern des osmanischen Volkes und zu der weiteren politischen Aufgabe, die diesem noch vorbehalten war. Daß er selbst dabei noch so bedeutend mitwirken sollte, ahnte er damals nicht.

Mit heißer Sehnsucht erwartete der Feldmarschall zu Beginn des Weltkrieges den Ruf seines kaiserlichen Herrn zum Wiedereintritt in den Dienst. Auf den Glückwunsch zum 71. Geburtstage, den ich ihm zum 12. August 1914, kurz nach meiner eigenen Wiederanstellung, gesandt hatte, schrieb er mir noch am selbigen Tage:

„Mein hochverehrter Herr Generalarzt!

Sie haben recht. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, die erhebend und läuternd wirkt. Ich wollte nur, ich könnte nach alter Art tätig dabei sein und mit allen Kräften, die noch völlig frisch sind, mitwirken. Aber das ist mir bis jetzt versagt, und ob eine für mich in Aussicht genommene Tätigkeit zur Wirklichkeit werden sollte, sehr fraglich.

In diesen gewaltigen Tagen nichts tun zu dürfen, das ist das Schwerste, das ich bisher im Leben zu tragen hatte. Man sollte das

Digitized by Google

„zu alt" nicht allzu streng nach dem Taufschein nehmen. Ihre Reaktivierung erfreut mich unendlich — die Gerechtigkeit des Schicksals drückt sich darin aus. Mit herzlichem Gruß von mir und meiner Frau

Ihr alter getreuer

C. v. d. Goltz."

Bald sollte ihm sein Wunsch erfüllt werden. Erst Generalgouverneur in Brüssel, dann, nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg an unserer Seite, zur Verfügung der türkischen Armee, fand er ein reiches Feld zur Offenbarung seines Feuergeistes. In Mesopotamien, an der Spitze der türkischen Armee, die den Sieg von Kut-el-Amara auf ihre Fahnen schrieb, kurz vor dieser Heldentat, die er vorbereiten half, besiegelte er am 19. April 1916 die Treue mit seinem Tode — ein Opfer des Fleckfiebers, dessen Keim er beim Besuch seiner erkrankten osmanischen Krieger in sich aufgenommen hatte. Sein Name gehört der Geschichte beider Armeen an, denen sein Leben gewidmet war; seine Person aber wird allen lebendig bleiben, die das Glück hatten, diesem seltenen Manne und wahrhaft guten Menschen näherzutreten.

Naturgesetz und Geist[1]

Von

Gustav Mie, Professor der Physik

Große Zeiten wie die jetzige regen in unserm Innern die alten, oft halbvergessenen Fragen nach Sinn und Ziel des Daseins wieder besonders lebhaft an: Ist die ganze Welt, sind wir selber mit ihr nur ein Spiel des Zufalls oder fügt sich das verwirrende Mancherlei der Geschehnisse im ganzen zu einem ungeheuren Plan zusammen, in welchem wir die Wirkung eines Weltgeistes spüren müssen?

Diese ganze Fragestellung scheint die Naturwissenschaft auf das bestimmteste als unberechtigt und unmöglich zu verwerfen. Denn sie scheint zu behaupten, daß alles Geschehen sich nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung einfach mit Naturnotwendigkeit vollzieht, daß die Welt also zwangsläufig geht wie ein Uhrwerk und es darum in ihr weder Plan noch Zufall geben kann. Wenn das so wäre, so hätten wir jenen alten Fragen nicht das mindeste Gewicht beizumessen; denn die Wahrheit darf nicht von schwankenden Empfindungen und Stimmungen abhängig gemacht werden, nur ein sicheres Beharren bei dem, was wir einmal als wahr erkannt haben, kann unsrer Seele Ruhe und unserm Handeln Festigkeit geben. Auch ist gewiß gerade die Naturwissenschaft ihrem

[1]) Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats an der Universität Greifswald, am 15. Mai 1916.

Digitized by Google

innersten Wesen nach durch die Strenge ihrer Methoden, die Objektivität und Sicherheit ihrer Feststellungen allen andern Wissenschaften gegenüber ausgezeichnet. Es ist deswegen eine Aufgabe von größter Wichtigkeit, genau festzustellen, was sie über den Kausalzusammenhang der Ereignisse behauptet.

Das Material, das die Naturwissenschaft bearbeitet, beschränkt sich peinlich auf das, was die Wahrnehmungen der Sinne objektiv liefern. Durch ihre Beobachtungsmethoden wird von vornherein alles Subjektive, wie Stimmungen, Phantasie usw., auf das sorgsamste ausgeschaltet. Aus dem Rohstoff, den die sinnliche Wahrnehmung liefert, konstruiert weiter die ordnende Tätigkeit des Verstandes nach allgemein geltenden objektiven Prinzipien ein Bild der beobachteten Dinge und Vorgänge in Raum und Zeit. Soll dieses Bild vollkommen genau sein, so muß in ihm alles zahlenmäßig gegeben sein. Nicht nur die einzelnen Zeitpunkte nacheinander und die einzelnen Orte müssen durch Nummern, die sog. Zeit- und Raumkoordinaten, bezeichnet sein, sondern auch alles, was dazu dient, die Welt in einem bestimmten Raumzeitpunkt zu beschreiben, muß zahlenmäßig angegeben werden: die Temperatur, die Bewegungen, die inneren Spannungen, der elektrische Zustand, die Beleuchtung, sowohl nach Intensität als nach Färbung, ferner die mannigfachen Eigenschaften des Stoffes an der betreffenden Stelle, alle müssen irgendwie zahlenmäßig bestimmt sein. Selbstverständlich macht man sich in den seltensten Fällen die Mühe, diese genaue Beschreibung durch Zahlen pedantisch durchzuführen, vielfach begnügt man sich vielmehr mit ungefähren Angaben; wir nennen das dann eine qualitative Beschreibung der Dinge im Gegensatz zu der genauen quantitativen. In der Ausdrucksweise der Naturwissenschaft bedeutet also „qualitativ" nur: „ungenau quantitativ". Will man das Wesen der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise verstehen, so darf man niemals aus den Augen verlieren, daß sie die wirkliche Welt als immer und überall zahlenmäßig festgelegt ansieht, auch dann, wenn wir darauf verzichten, uns die Kenntnis dieser Zahlen zu verschaffen und uns mit einer qualitativen Beschreibung begnügen.

Ich will nun die Welt, wenn sie in dieser Weise naturwissenschaftlich objektiv betrachtet wird, im folgenden stets als materielle Welt bezeichnen, das ist also die Welt als raumzeitliches, zahlenmäßig bestimmtes Gebilde. Natürlich umfaßt diese hier materiell genannte Welt auch den sog. leeren Raum, da sich auch im leeren Raum physikalische Vorgänge abspielen, beispielsweise Lichtwellen. Dann läßt sich das Forschungsprinzip, auf welchem die ganze Naturwissenschaft aufgebaut ist, sehr kurz und treffend so formulieren:

Materielle Wirkungen haben stets materielle Ursachen.

Das ist das Kausalitätsprinzip der Naturwissenschaft.

Um dieses Prinzip ganz scharf zu erfassen, wollen wir uns ein in sich abgeschlossenes materielles System denken, d. h. ein Raumgebiet, in welchem die Ereignisse nicht von irgendwelchen materiellen Vorgängen beeinflußt werden, die sich außerhalb dieses Gebietes abspielen. Solch ein in sich abgeschlossenes System ist jedenfalls die Welt in ihrer Gesamtheit. Es gibt aber auch kleinere Systeme, die

Digitized by Google

wenigstens zeitweise ungefähr die Bedingung des Insichabgeschlossenseins erfüllen. So ist beispielsweise jeder Apparat, der für eine bestimmte experimentelle Untersuchung zusammengebaut wird, eine solche kleine Welt für sich, weil er so aufgebaut werden muß, daß alle die unkontrollierbaren Einflüsse der Außenwelt auf das Experiment ausgeschlossen oder wenigstens unmerkbar klein gemacht werden. Ist nun in einem in sich abgeschlossenen System, z. B. in der gesamten Welt, der Zustand an allen Orten durch all die Größen, die zu seiner Beschreibung nötig sind, in einem bestimmten Moment vollständig zahlenmäßig gegeben, so soll sich der Zustand in allen Punkten auch für den nächsten Moment und für alle folgenden Zeiten aus den Naturgesetzen vollständig und zahlenmäßig vorherberechnen lassen. Das ist das Prinzip der Kausalität, mathematisch formuliert, denn es ist in der Tat ein mathematischer Grundsatz. Auch alle Naturgesetze müssen eigentlich die Form mathematischer Gleichungen haben. Daß man in vielen Fällen auf ihre genaue mathematische Formulierung verzichtet und sie nur qualitativ ausspricht, kommt davon her, daß man sich, wie wir schon gesehen haben, überhaupt vielfach mit einer qualitativen Vorstellung der Vorgänge in der materiellen Welt begnügt. Man darf daraus, daß unsre Erkenntnis in vielen Fällen ungenau und vag ist, nicht den Schluß ziehen, daß in der Natur selber die Kausalität nicht ganz exakt und mathematisch genau gelte. Vielmehr wird diese genaue Gültigkeit von der Naturforschung immer stillschweigend vorausgesetzt, und es ist ein Ideal, das ihr — bewußt oder unbewußt — immer vorschwebt, die vorläufigen qualitativen Formulierungen der Gesetze mehr und mehr zu quantitativen, streng mathematischen Formulierungen zu verschärfen.

Aus diesen Ueberlegungen geht hervor, daß die naturwissenschaftliche Methode von vornherein alles Geistige oder Seelische aus der Welt prinzipiell ausschließt. Seele läßt sich niemals objektiv nachweisen. In jeder psychologischen Untersuchung betrachtet der Forscher im Grunde nur das eigne Ich, sein Ich setzt er an die Stelle der Persönlichkeit, die er verstehen will, und er kann sie nur verstehen, wenn er ihr nachempfinden kann. Die psychologische Betrachtungsweise ist also das genaue Gegenteil der naturwissenschaftlichen. Denn aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung fällt das eigne Ich vollkommen weg, in ihr ist alles Außenwelt, und das beobachtende Bewußtsein selber steht ganz außerhalb des Kreises von Dingen und Begriffen, mit denen es sich beschäftigt. Wir können sagen: die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist vollkommen objektiv. Natürlich kann auch der Mensch selbst Gegenstand naturwissenschaftlicher Erkenntnis sein, aber nur als ein Stück Außenwelt, als materielles Objekt. So ist denn auch der Mensch, wie jedes Lebewesen, für die Naturwissenschaft in gewissem Sinne nur eine Maschine, natürlich nicht in dem primitiven Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, wo man glaubte Uhrwerke konstruieren zu können, die die Eigenschaften von Lebewesen hätten, auch nicht in dem Sinne, daß die Vorgänge im lebendigen Körper sich einfach mit sonst in Chemie und Physik bekannten Vorgängen identifizieren ließen. Es werden wohl in dem komplizierten Getriebe eines Tier- oder Pflanzenleibes, auch schon eines einzelligen Wesens, Kräfte und

Digitized by Google

Wirkungen mitspielen, die wir in der unbelebten Natur nicht antreffen und die bisher wohl noch nicht klar aus dem ganzen Getriebe ausgesondert sein mögen, aber auch diese Kräfte und Wirkungen müssen selbstverständlich materieller Natur sein.

So bietet die Naturwissenschaft uns nun ein höchst sonderbares Bild. Sie erhebt den Anspruch, die ganze Welt erklären zu wollen. Denn es gibt kein Ding, das nicht zum Gegenstand der objektiven Betrachtungsweise der Naturwissenschaft gemacht werden könnte. Und zweitens schließt das Kausalitätsprinzip, das ihr zugrunde liegt, die Behauptung in sich, daß sich die Welt der Naturwissenschaft zu einem in sich vollkommen abgeschlossenen lückenlosen Bild zusammenfügt, das nirgends eine Ergänzung durch Vorstellungen erfordert, die der Naturwissenschaft fremd sind. Beispielsweise enthält jener bekannte Satz eines Astronomen, „er habe den ganzen Himmel durchforscht und nirgends einen Gott gefunden", nur die für den Naturforscher eigentlich selbstverständliche Feststellung, daß die Methoden der Naturwissenschaft niemals aus dem Kreise materieller Vorstellungen herausführen. Trotz des umfassenden Geltungsbereiches und der Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Forschung gibt es nun aber Probleme, die den menschlichen Geist nicht minder stark bewegen als die naturwissenschaftlichen, und die sich von vornherein der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise entziehen, das sind alle die Probleme der menschlichen Seele. Um das Leben eines Menschen, um das Leben der Völker in all seinen Aeußerungen menschlich zu verstehen, dazu kann uns die vollendetste Physiologie des Gehirns und der Nerven nicht das mindeste helfen. Erlebtes, das wir verstehen wollen, müssen wir in unserm Geist nacherleben. So kommen wir zu der psychologischen Methode, die nicht nur der Dichter, sondern auch jeder Vertreter der Geisteswissenschaften seinen Arbeiten zugrunde legt. Es erhebt sich nun die Frage: Wie ist es möglich, daß neben den allumfassenden Naturwissenschaften auch noch die Geisteswissenschaften bestehen?

Es ist bekannt, wie die Philosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts diese Frage zu lösen versucht hat. Man verglich die Welt beispielsweise mit einem Uhrwerk, das zwei Zifferblätter habe. Das eine Zifferblatt sollte die materiellen Erscheinungen im Symbol darstellen, das andre die geistigen Erscheinungen, und das Uhrwerk, das in übereinstimmender Weise sowohl den materiellen wie den geistigen Zeiger bewegte, sollte dem Ding an sich entsprechen. Dieses Gleichnis ist, wie mir scheint, nur irreführend und bringt uns der Lösung des Problems um keinen Schritt näher, allein schon deswegen, weil die Welt uns keineswegs zwei Antlitze, ein materielles und ein geistiges, zeigt. Denn wir nehmen die Welt nur auf einerlei Weise wahr, mit unsern Sinnesorganen, und erst die Art, wie wir unsre Sinneseindrücke geistig verarbeiten, entweder nach der objektiv-naturwissenschaftlichen oder nach der subjektiv-psychologischen Methode, führt zu den verschiedenartigen Weltbildern. Indem ich im folgenden untersuche, in welcher Weise und wie weit es der Naturwissenschaft gelingt, ihr Prinzip der Kausalität im einzelnen für die Erklärung der Naturvorgänge wirklich durch-

Digitized by Google

zuführen, hoffe ich zugleich, von der naturwissenschaftlichen Seite her einen Beitrag zur Lösung der Frage zu bringen.

Wenn man die ungeheure Mannigfaltigkeit der Naturvorgänge betrachtet und bedenkt, wie schwierig es ist, auch nur ein kleines, ganz einfaches Stück Materie, etwa ein Stück Metall, in allen Eigenschaften vollkommen zu definieren, so möchte man glauben, daß es unmöglich sei, die ganze Naturbeschreibung mit einer kleinen Zahl von Zustandsgrößen durchzuführen. Man möchte meinen, daß man so viel Größen zur Beschreibung der Dinge brauche und deswegen auch eine solche Fülle von Naturgesetzen, durch welche die Veränderungen der einzelnen Zustandsgrößen im Verlauf der Zeit bestimmt werden, daß daran der Versuch, das Kausalitätsprinzip durchzuführen, scheitern müsse. Man könnte, kurz gesagt, meinen, daß es unmöglich sei, die Grundgesetze, nach denen sich alles Geschehen regelt und die also in ihrer Gesamtheit das Prinzip der Kausalität genauer umschreiben, vollzählig aufzustellen. Und doch ist es eine uralte Idee, die offenbar tief im menschlichen Geist wurzelt, daß all die verwirrende Mannigfaltigkeit des Geschehens im letzten Grunde durch wenig Gesetze von wunderbarer Harmonie beherrscht wird, daß hinter der Natur eine mathematische Klarheit verborgen ist, die nur gedämpft durch den Nebelschleier der Wirklichkeit durchscheint. Diese Idee hat schon die griechische Wissenschaft beherrscht, wenn sie von den griechischen Philosophen auch nur in einer sehr primitiven, uns oft schwer verständlichen Form ausgesprochen werden konnte. Ich erinnere an die Vorstellung der Pythagoreer von der Sphärenharmonie und an ihren Gedanken, allen Gegenständen und Begriffen einfache Zahlen zuzuordnen. Am deutlichsten wird die Idee ausgedrückt durch Platons Satz: *Ἀεὶ ὁ θεὸς γεωμετρεῖ* (Immer treibt die Gottheit Geometrie). Ein Versuch dieses Philosophen, seinen Gedanken genauer durchzuführen, indem er den fünf Elementen die Eigenschaften der fünf regelmäßigen Polyeder beilegte, erscheint uns allerdings heute als eine müßige Spielerei.

In der Tat konnte man an einen ernsthaften Versuch, die Grundgesetze der Naturvorgänge zu finden, erst dann denken, als man ein einigermaßen genügendes Tatsachenmaterial gesammelt hatte, was dem Altertum fehlte, und als man im Besitz einer Reihe experimentell erprobter Naturgesetze war. Damit ging die Forschung nach den Grundgesetzen zugleich aus den Händen der Philosophen in die der Physiker über. Nachdem Newton am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Mechanik, also die Lehre von den bewegenden Kräften, auf eine kleine Zahl mathematisch klarer Sätze zurückgeführt hatte und in der Anwendung auf die Planetenbewegungen einen glänzenden Beweis für die Leistungsfähigkeit der Mechanik und ihrer mathematischen Methoden geliefert hatte, gewann zunächst der Gedanke, daß die Prinzipien der Newtonschen Mechanik auch die Prinzipien der Naturwissenschaft sein möchten, mehr und mehr an Boden. Nach dieser Auffassung, der sog. mechanischen Weltauffassung, sollen sich alle Eigenschaften der Materie und alle Vorgänge in ihr durch das Spiel von Atomen erklären lassen, die selber keine andern Eigenschaften haben als Form und träge Masse,

Digitized by Google

die aufeinander keine andern Wirkungen ausüben als nur bewegende Kräfte, und die keine andern Zustände annehmen können als die der mechanischen Bewegungen. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts fand diese Theorie eine glänzende mathematische Durchführung, die viele außerordentlich schöne Ergebnisse hatte, und es ist wohl kein Zweifel, daß sie in der Physik der Materie im engeren Sinn des Wortes immer eine große Bedeutung behalten wird. Dagegen läßt sich die Physik des leeren Raumes oder, wie man wohl auch sagt, des Weltäthers, in welchem der Hauptschauplatz der elektrischen und magnetischen Vorgänge liegt, durchaus nicht in das Schema der mechanischen Erklärungsweise hineinbringen. Es sind im Laufe des letzten halben Jahrhunderts sehr viele Anstrengungen gemacht worden, Mechanismen zu ersinnen, die die Gesetze der elektrischen und magnetischen Felder wiedergeben sollten. Sie waren immer vergeblich, und heutzutage ist kein Fachkundiger darüber im Zweifel, daß es tatsächlich unmöglich ist, die Vorgänge in den elektrischen und magnetischen Feldern durch Bewegungen zu erklären. Auch die alte, bequem-anschauliche Vorstellung der Lichtwellen, die in schwingenden Bewegungen der Aetherteilchen bestehen sollten, ist damit definitiv gefallen. Der leere Raum oder der Weltäther kann keine Bewegungen machen, auf ihn ist der Begriff der Bewegung überhaupt nicht anzuwenden.

Da es also Vorgänge gibt, die sich nicht nach den Prinzipien der Newtonschen Mechanik erklären lassen, so können diese nicht die letzten Prinzipien der Naturwissenschaft sein, und wir müssen suchen, allgemeinere Gesetze zu finden, aus denen sich die Gesetze der Mechanik, ebenso wie alle andern Gesetze der Naturwissenschaft, erst als spezielle Konsequenzen ergeben.

Die mechanische Naturerklärung ging, wie wir gesehen haben, davon aus, daß Atome existieren. Diese Atome selber und ihre mechanische Beschaffenheit kann sie natürlich nicht erklären. Nun bilden aber alle Atome der chemischen Elemente ein merkwürdiges System, welches eine Menge höchst interessanter Gesetzmäßigkeiten aufweist. Daraus, daß die Mechanik diese Gesetzmäßigkeiten nicht erklären kann, sehen wir wiederum, daß sie nicht das unterste Fundament der Naturwissenschaft sein kann. Von den letzten Prinzipien der Wissenschaft müssen wir verlangen, daß sich aus ihnen auch die Existenz aller chemischen Atome mit ihren besonderen Eigenschaften und den gesetzmäßigen Beziehungen zwischen ihnen mathematisch herleiten läßt.

Um solche Prinzipien zu gewinnen, muß man vor allem die Zustandsgrößen kennen, auf welche alle andern Größen, die uns zur Naturbeschreibung dienen, schließlich zurückgeführt werden können. Nun hat die experimentelle Forschung gezeigt, daß die Existenz von Materie im engeren Sinn des Wortes stets sowohl mit Gravitationswirkungen wie mit elektrischen und magnetischen Wirkungen verbunden ist. Es kann also keine Materie ohne diese Wirkungen existieren. Gravitationswirkungen und elektromagnetische Wirkungen beobachtet man ferner im leeren Raum, und alle Vorgänge im leeren Raum lassen sich auf diese beiden Arten von Wirkungen zurückführen. Diese Ueberlegung weist

Digitized by Google

darauf hin, daß jedenfalls alle die Größen, die zur Beschreibung von Gravitationsfeldern sowie von elektrischen und magnetischen Feldern nötig sind, fundamentale Zustandsgrößen sein dürften. Es scheint Aussicht vorhanden zu sein, daß man die materiellen Elementarteilchen als gewisse gesetzmäßige, sehr dichte Zusammenballungen gewaltiger Mengen von elektromagnetischer Energie und Gravitationsenergie erklären kann. Wenn das ginge, so ließen sich die mechanischen Begriffe: Bewegung, träge Masse, Kraft, ohne große Schwierigkeit in das neue Begriffssystem übersetzen, das Begriffssystem einer Welt, die nur aus elektromagnetischen Feldern und Gravitationsfeldern aufgebaut wäre.

Diese Auffassung bekommt aber ihr charakteristisches Gepräge erst durch die Verbindung mit einem neuen geometrischen Axiom, das vor einigen Jahren entdeckt worden ist. Die Geometrie läßt sich nicht scharf von der Physik trennen. Denn geometrische Messungen sind nur eine Art von physikalischen Messungen, und in den ältesten Zeiten der Geschichte war wirklich auch die Geometrie eine Erfahrungswissenschaft, freilich gelang es schon im Altertum, die geometrischen Gesetze auf wenige einfache Prinzipien, die Axiome, zurückzuführen. Diese Axiome sind ein Teil der allgemeinen Prinzipien, die der Naturwissenschaft zugrunde liegen, man kann sagen, daß sie gewisse physikalische Grundwahrheiten aussprechen. Als ein Beispiel führe ich das Axiom an, daß es an allen Stellen des Raumes kongruente Gebilde geben kann, d. h. Gebilde, die sich miteinander vollkommen zur Deckung bringen lassen, sei es durch Verschiebung, sei es durch Drehung. Dieser Satz hat den physikalischen Inhalt, daß der leere Raum oder der Weltäther überall physikalisch gleichwertig ist und daß sich auch die verschiedenen Richtungen in ihm nicht physikalisch voneinander unterscheiden lassen, wie das etwa in kristallisierter Materie der Fall ist.

Vor wenigen Jahren haben wir die Ueberraschung erlebt, daß zu den alten, seit Euklides wohlbekannten Axiomen noch ein neu entdeckter, außerordentlich inhaltreicher geometrischer Grundsatz hinzutrat. Dieser neue Satz beschäftigt sich allerdings nicht mehr mit der Geometrie des dreidimensionalen Raumes, die durch die Euklidischen Axiome erledigt ist, sondern mit der Geometrie des ganzen Gebietes Raum-Zeit, welches von den physikalischen Ereignissen erfüllt wird. Um die Stelle irgendeines Ereignisses in der ganzen Entwicklung der Welt festzulegen, muß man vier Koordinaten angeben, drei für den Ort, eine für die Zeit des Ereignisses. Wir sagen deswegen, daß das ganze Gebiet Raum-Zeit, das die Welt erfüllt, vierdimensional sei. Das neue Axiom sagt nun aus, daß es in dem vierdimensionalen Gebiet Raum-Zeit eine unendliche Mannigfaltigkeit von zeitartigen Richtungen gibt, die alle miteinander gleichwertig sind und alle mit demselben Recht als „die Zeit" angesehen werden können. Von den raumartigen dreidimensionalen Gebilden, von denen das vierdimensionale Raum-Zeit-Gebiet ebenfalls eine unendliche Mannigfaltigkeit umfaßt, gehört immer gerade eines zu jeder Zeitachse, welches als der in einem bestimmten Moment von den Dingen erfüllte Raum anzusehen ist. Dieses Axiom nennt man das Relativitätsprinzip, weil nach ihm die Bestimmungen von Zeit und Ort voneinander abhängig, kurz

Digitized by Google

gesagt „relativ" werden. Man kann das Relativitätsprinzip in Parallele stellen mit dem von mir eben erwähnten Axiom von der Gleichwertigkeit der Richtungen in der dreidimensionalen Geometrie. Es dehnt gewissermaßen die Gültigkeit dieses Axioms auf die Geometrie des vierdimensionalen Raum-Zeit-Gebietes aus.

Wenn wir die vierdimensionale Geometrie von Raum und Zeit, die das Relativitätsprinzip begründet, auf die Beschreibung der Welt anwenden, so haben wir von jetzt ab irgendeinen Naturvorgang aufzufassen als ein geometrisches Gebilde in dem Gebiet von Raum und Zeit, und die Gesetze des Geschehens, auch das Kausalitätsprinzip, als Sätze der vierdimensionalen Geometrie. Dieser Gedanke ist vor kurzem mit großer mathematischer Kunst in einer höchst interessanten Theorie der Gravitation weitergeführt worden, nach welcher die Größen, die das Gravitationsfeld beschreiben, rein geometrisch im Sinne der vierdimensionalen Geometrie umgedeutet werden. Diese Theorie nimmt an, daß die Anwesenheit von Materie die geometrischen Gesetze des vierdimensionalen Kontinuums verändert, und daß die Größen, die das Gravitationsfeld beschreiben, nur die Abweichungen von der Geometrie des feldfreien, absolut leeren Raumes angeben. Könnte man diese Auffassung auch auf die elektromagnetischen Feldgrößen anwenden, so würde man dazu geführt werden, alle Grundgesetze der Physik als Axiome einer eigentümlichen vierdimensionalen Geometrie aufzufassen, es beruhte dann wirklich nach Platons Wort, allerdings in einem von ihm nicht geahnten Sinne, alles Geschehen auf rein geometrischen Gesetzen.

Wenn nun dieses Ziel auch noch nicht erreicht ist, so dürfen wir uns doch mit einigem Recht vorstellen, daß die eine Aufgabe der theoretischen Physik, „die Grundgesetze aller Naturvorgänge zu finden" oder, was dasselbe ist, „das Kausalitätsprinzip durch bestimmte Gleichungen mit bestimmten Zustandsgrößen mathematisch genau zu umschreiben", in näherer oder fernerer Zukunft einmal gelöst wird. Wir kommen nun zu der zweiten Aufgabe, „das von den einzelnen Naturwissenschaften gelieferte Tatsachenmaterial auf die Grundgesetze zurückzuführen und so das Kausalitätsprinzip auch praktisch durchzuführen".

Diese zweite Aufgabe hat man, auch ohne daß die erste vollkommen gelöst ist, schon in sehr vielen Fällen in Angriff nehmen können, weil nämlich sehr viele Tatsachen, wie ich schon früher erwähnt habe, durch die auf den Grundgesetzen der Newtonschen Mechanik aufgebaute Atomtheorie erklärt werden können. Da nun die letzten Prinzipien der Physik die Existenz der Atome und die Gesetze ihrer Bewegungen als eine Konsequenz ergeben müssen, so läßt sich sicher behaupten, daß alle die Tatsachen, die man durch die Atomtheorie erklären kann, auch weiter auf die uns jetzt noch unbekannten letzten Prinzipien reduziert werden können.

Die ganze Schwierigkeit, welche sich uns darbietet, wenn wir die schier unübersehbare Mannigfaltigkeit der Naturvorgänge auf die wenigen einfachen Grundgesetze zurückzuführen versuchen, wird uns durch die Atomtheorie widergespiegelt. Es ist durch neuere Beobachtungen gelungen, die Zahl der Atome, aus denen ein Körper sich aufbaut, mit ziemlich großer Genauigkeit zu ermitteln.

Digitized by Google

Ich will hier keine bestimmten Zahlen angeben, es genügt, zu wissen, daß ein einigermaßen handlicher Körper, etwa vom Volumen 1 Liter, viele Quadrillionen von Atomen enthält. Wenn man nun bedenkt, daß jedes dieser unzähligen Atome seine eignen Bewegungen macht und ganz individuell Kräfte auf die andern Atome ausübt, daß man also für jedes Atom seine eignen Gleichungen aufstellen muß, so möchte man daran verzweifeln, daß sich das Kausalitätsprinzip überhaupt durchführen läßt. Es mag vielleicht bei ganz abstrakten mathematischen Untersuchungen gleichgültig sein, ob die Zahl der Unbekannten und der Gleichungen, aus denen sie berechnet werden, drei oder vier beträgt oder ob es viele Quadrillionen sind. Der Mathematiker kann ja in allen Fällen eine Anleitung geben, nach der man die Aufgabe praktisch ausrechnen kann, wenn man die nötige Zeit darauf verwendet. Wenn man aber, sagen wir einige Jahrtausende dazu nötig hätte, dann wäre die Aufgabe eben praktisch unlösbar.

Man kann diese Schwierigkeit nur dadurch überwinden, daß man ein ganz neues Hilfsmittel für die Rechnung hinzuzieht, das den eigentlichen Prinzipien der Physik fremd ist. Dieses Neue ist: die Durchschnittsrechnung, die Statistik. Man rechnet mit den Durchschnittswerten des Verhaltens all der unzähligen Atome, indem man annimmt, daß die Abweichungen der einzelnen Atome vom Durchschnitt den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit oder der Statistik gehorchen. Beispielsweise ist die Temperatur eines Körpers nichts andres als die durchschnittliche Energie der regellos zitternden Bewegungen, welche seine Atome machen, sind die Kraftwirkungen zwischen zwei sich berührenden Körpern, also der gegenseitige Druck, die Reibung, die Adhäsion nichts andres als die Summen all der unendlich vielen individuellen Kraftwirkungen von Atom zu Atom in den Grenzschichten der Körper. Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen schon, daß all die Gesetze der Wärmelehre und die Gesetze der mechanischen Eigenschaften der Materie nur statistische Gesetze sind. Dasselbe gilt aber auch von allen andern Kapiteln der Physik, soweit sie sich mit greifbarer Materie befassen, und von allen andern Naturwissenschaften.

Daß man überhaupt die Rechenmethoden der Statistik anwenden und nach ihnen Gesetze herleiten kann, die sich erfahrungsgemäß als wahr ausweisen, schließt eigentlich eine neue Aussage ein über den Aufbau der Welt aus den Atomen, eine Aussage, die man aus den eigentlichen Prinzipien der Physik nicht herleiten kann. Sehr deutlich wird das an einem der wichtigsten und umfassendsten Gesetze der ganzen Naturwissenschaft, dem sog. zweiten Hauptsatz, der sich bloß durch die statistische Betrachtungsweise theoretisch herleiten läßt. Der Sinn dieses wichtigen Satzes läßt sich ungefähr damit andeuten, daß der Ablauf der Geschehnisse durchweg in einer einseitigen Richtung erfolgt, daß also kein Geschehnis je wieder vollkommen rückgängig gemacht werden kann. Und zwar ist die Richtung, in der die Geschehnisse durchweg verlaufen, dadurch gekennzeichnet, daß dabei die Unordnung der Atome immer größer wird. Beispielsweise kann man aus verschiedenen Stoffen, indem man sie durcheinanderrührt, leicht ein inniges Gemisch herstellen, in welchem die Partikeln der einzelnen

Digitized by Google

Stoffe wirr durcheinander liegen, man kann aber nie durch eine ähnlich einfache Operation die durcheinander gemischten Stoffe wieder voneinander sondern und die alte Ordnung herstellen. In der Biologie tritt die Einseitigkeit des Geschehens, von der der zweite Hauptsatz spricht, ganz besonders deutlich hervor. Der Lebenslauf eines Organismus geht durchweg in einem Sinn, von der Jugend zum Alter, er führt nicht beliebig einmal rückläufig vom Alter zu den jugendlichen Stadien.

In der Gültigkeit dieses zweiten Hauptsatzes hat die theoretische Physik den Grund dafür zu sehen, daß die Zeitrichtung nach der Zukunft und die Zeitrichtung nach der Vergangenheit nicht miteinander verwechselt werden können. In den eigentlichen Prinzipien der Physik ist hierfür kein Grund zu erkennen, denn nach dem Relativitätsprinzip müßten eigentlich die beiden Richtungen vollkommen gleichwertig sein.

Aus dem Gesagten erkennt man die ungeheure Bedeutung der statistischen Betrachtungsweise für die Erklärung der Naturvorgänge. Man wird sich nun aber auch einer sehr wichtigen Schlußfolgerung aus ihr nicht entziehen können. Es liegt im Wesen der Statistik, daß sie keine Resultate von der streng quantitativen Natur und von der unbedingten Gültigkeit geben kann, wie man sie von einer vollkommenen Durchführung des Kausalitätsprinzips verlangen müßte.

Betrachten wir die elektrischen Funken, die zwischen zwei auf Entladungsspannung geladenen Metallkugeln übergehen, so werden wir bemerken, daß jeder Funke eine etwas andre Bahn hat als die andern. Zwar weicht die Bahn niemals allzusehr von der kürzesten Verbindungslinie zwischen den beiden Kugeln ab, aber sie ist auch niemals genau identisch mit ihr, und es ist der Theorie unmöglich, die genaue Form der Funkenbahn vorherzuberechnen. Die Funkenbahn hängt nämlich von der besonderen Disposition der einzelnen Moleküle der Luft ab, von denen das eine mehr, das andre weniger befähigt ist, unter dem Einfluß des starken elektrischen Feldes zwischen den Kugeln leitend zu werden. Da wir nun von dem Verhalten der einzelnen Moleküle nichts wissen, bleibt uns nur übrig, den Funken qualitativ zu beschreiben und die genaue Form der Bahn dem Zufall zu überlassen. Aber gerade dieser dem Naturforscher so unsympathische Zufall kann nun für uns Menschen unter Umständen außerordentlich wichtig sein. Wir sehen das an unserm Beispiel. Der Blitz ist ein elektrischer Funke, und dadurch, welche Bahn der Blitz zufällig einschlägt, können ganze Menschenschicksale entschieden werden.

Dasselbe sehen wir an einem ähnlichen Beispiel, welches uns heutigestags besonders nahe liegt, der Explosion einer Granate. Man kann qualitativ den Explosionskegel der Granate angeben, aber die genaue Bahn und die Form jedes Splitters, gerade das, wovon Glück oder Unglück des einzelnen Soldaten abhängt, ist nicht vorherzusagen, ist Zufallssache. Ja, selbst wenn man die Granate vor der Explosion nach den empfindlichsten Methoden untersuchen wollte und die Explosion unter sorgfältigster Bestimmung der näheren Umstände im Laboratorium ausführte, wäre eine genaue Vorherberechnung unmöglich. Denn

Digitized by Google

wie die Granate splittert, hängt ganz von der Feinstruktur des Metallmantels ab, diese aber wiederum von dem nie zu ermittelnden Verhalten der einzelnen Atome während der Herstellung des Mantels. Auch an diesem Beispiel erkennen wir, daß Menschenleben und Menschenschicksale oft gerade von den Feinheiten der natürlichen Vorgänge abhängen, die dem Kalkül stets unerreichbar bleiben werden. Man sieht leicht, daß man für derartige nur qualitativ zu erfassende Vorgänge Beispiel auf Beispiel häufen könnte.

Aber man muß sogar noch weiter gehen. Wie wir schon gesehen haben, sind alle Größen, durch die man das Verhalten der greifbaren Materie beschreibt, wie Temperatur, Druck usw., statistische Begriffe, und jedes der einfachen quantitativen Gesetze, die man von ihnen kennt, ist nur ein statistischer Satz. Als ein Beispiel aus der ganzen Fülle nenne ich den Satz, daß ein isoliertes Gasquantum, dem von außen weder Wärme noch Arbeit zugeführt wird, durch und durch eine konstante Temperatur und einen konstanten Druck beibehält. Nun liegt es aber im Wesen statistischer Sätze, daß man gelegentlich kleinere und größere Abweichungen von ihnen erwarten muß. Man muß deswegen auf die Möglichkeit gefaßt sein, daß gelegentlich einmal, wenn auch sicher äußerst selten, Abweichungen von dem normalen Durchschnittsverlauf der Naturerscheinungen vorkommen können, daß sich beispielsweise in einem sich selbst überlassenen Gasquantum gelegentlich ohne eine für uns erkennbare Ursache aus den unregelmäßigen Molekularbewegungen kleine Temperaturschwankungen oder auch kleine Druckschwankungen und Bewegungen entwickeln. Derartige Abweichungen vom normalen Naturverlauf werden der experimentellen Forschung allerdings wohl immer entgehen. Denn von jeder experimentellen Feststellung wird verlangt, daß sie reproduzierbar ist. Wenn nun ein Experimentator einmal ein Resultat bekäme, das vielleicht auf eine kleine Abweichung von einem anerkannten Naturgesetz zurückzuführen sein könnte, so würde er das Experiment öfters wiederholen. Er würde dann, da solche Abweichungen nur äußerst selten vorkommen, seine erste Beobachtung nicht wieder bestätigt finden, er würde sie daher gegenüber den vielen guten Beobachtungen verwerfen, die beim normalen Ablauf des Vorganges gemacht sind. In der Tat ist ja auch für die naturwissenschaftliche Forschung und für ihre praktischen Anwendungen nur der normale Verlauf der Naturereignisse von Interesse, einzelne, ganz seltene Ausnahmen wären wissenschaftlich nicht zu verwerten, auch wenn man sich die Mühe machen wollte, sie bis in die kleinsten Einzelheiten aufzuklären. Man kann aber nicht sagen, ob derartige von der Naturwissenschaft nicht beachtete Schwankungen des Naturverlaufs in dem Weltgeschehen nicht doch gelegentlich eine Rolle spielen.

Dabei ist die Mannigfaltigkeit der nach der Theorie zu erwartenden, aber nicht quantitativ zu erfassenden Feinheiten im Naturverlauf ungeheuer groß, und jedenfalls noch viel größer als sie nach der alten, sehr vereinfachten Atomtheorie angenommen werden kann. Denn obwohl wir auch heute noch in der Physik von den Atomen sprechen, so wissen wir doch, daß das, was wir so nennen, nicht die letzten unteilbaren Bestandteile der Materie sind, wie sie sich die alten

Digitized by Google

Philosophen gedacht haben mögen. Das Atom des Physikers ist ein Gebilde, das wieder aus beweglichen Teilen zusammengesetzt ist und in dessen Innern sich die mannigfachsten Vorgänge abspielen. Die Atome eines Körpers führen also nicht bloß die mannigfachsten Bewegungen aus, wirken nicht bloß aufeinander mit individuellen bewegenden Kräften, sondern sie sind auch noch infolge der inneren Vorgänge in ihnen alle untereinander in der mannigfachsten Weise unterschieden. Man könnte nun aber doch noch sagen, daß der Unterschied gegen die ältere atomistische Vorstellung nicht prinzipieller Art sei. Denn wenn auch das physikalische Atom noch kein philosophisches Atom sei, so könnten doch die einzelnen Bausteine des Atoms selber, z. B. die vielgenannten Elektronen, wahre Atome im strengsten philosophischen Sinn des Wortes sein. Aber nicht einmal das ist der Fall. Man darf sich auch das Elektron nicht als ein absolut unveränderliches, fest begrenztes Teilchen denken. Das Elektron besteht in einer ungeheuer intensiven Zusammenballung von Energie, die vom Zentrum des Elektrons aus nach außen hin allmählich dünner und dünner wird und in den weiter entfernten Sphären endlich ganz schwach wird. Sehr weit vom Zentrum der Zusammenballung ist schließlich nur noch das übrig, was wir gewöhnlich das elektrische Feld des Elektrons nennen, auch dieses Feld gehört noch zum Elektron, es bildet gewissermaßen seine bis in unendliche Ferne reichenden Greiforgane. Dieses ganze Wesen, was wir Elektron nennen, ist also auch noch unendlich vieler Bewegungen und Veränderungen fähig, obwohl es nicht aus Atomen aufgebaut ist, sondern mit seinen Kräften und Energien den Raum kontinuierlich erfüllt.

Da hiernach jedes einzelne Atom als Kontinuum noch eine im wahrsten Sinne des Wortes unendliche Mannigfaltigkeit von Veränderungen durchmachen kann, so brauchte man zur Beschreibung auch eines ganz kleinen Stückes Materie, wenn sie nicht statistisch, sondern ganz vollständig sein soll, tatsächlich die Kenntnis einer im strengsten Sinne des Wortes unendlichen Anzahl von Zustandsgrößen. Wie wir hieraus sehen, wäre es ein Irrtum, wenn man sagen wollte, wie ich es im Anfang meiner Rede angedeutet habe, das Kausalitätsprinzip sei gleichbedeutend mit der Aussage, daß die Welt zwangsläufig geht wie ein Uhrwerk. Dieses Uhrwerk müßte eine im strengsten Sinne des Wortes unendliche Zahl von Rädern und Gewichten haben. Aber dann ist es eben kein Uhrwerk mehr.

Trotzdem das Kausalitätsprinzip infolge der unendlich komplizierten Struktur der Materie niemals ganz vollständig durchgeführt werden kann, muß die Naturwissenschaft es doch als obersten Leitsatz in aller Strenge aufrecht erhalten. Sollte man wirklich einmal eine Abweichung von einem der statistischen Naturgesetze sicher beobachtet haben, so bliebe es der Naturwissenschaft unbenommen, wenn es sich als nötig erwiese, die Methoden der Berechnung und zugleich die Methoden der Beobachtung so zu vervollkommnen, daß die beobachtete Abweichung als feinere Einzelheit im Kausalzusammenhang der Ereignisse verbliebe. Wenn wir grobe Mirakel ausschließen, die aller Vernunft ins Gesicht schlagen würden, so können wir daher sagen, daß die Naturwissenschaft auch in gelegentlichen kleinen Abweichungen vom gewöhnlichen normalen Naturverlauf noch

Digitized by Google

immer keinen Grund sehen wird, das Prinzip der Kausalität zu verwerfen. Anderseits ist es aber auch ausgeschlossen, das Prinzip jemals vollkommen durchzuführen und es aus den Beobachtungen restlos als richtig nachzuweisen. Man kann, kurz gesagt, das streng gefaßte Prinzip der Kausalität weder beweisen noch widerlegen; es ist das leitende Prinzip der Naturwissenschaft, ein Ideal, das nie erreicht wird. Als solches wird es von der Naturforschung nicht aufgegeben werden können, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, und in diesem Sinne wird der Forscher stets an seiner Wahrheit festhalten. Ob aber die Naturwissenschaft wagen kann, mit einem so indifferenten Satz die Fragen, die das Menschenherz aufregen und ängstigen, abzuweisen, lasse ich dahingestellt. Nach meiner Meinung sollte man die Naturwissenschaft nicht nach Dingen fragen, auf die sie, die ihrer ganzen Anlage nach in erster Linie auf praktische Dinge gerichtet ist, weder antworten will noch antworten kann. Es möchte einem sonst wohl gehen wie jenem Heineschen Jüngling-Mann, der am wüsten nächtlichen Meer steht und mit düstern Lippen die Wogen nach dem uralt qualvollen Rätsel des Lebens fragt:

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Die objektive Naturwissenschaft bleibt die Antwort schuldig auf die Fragen, die die Persönlichkeit des Menschen angehen, ja, wenn jemand meinen wollte, von ihr eine Antwort bekommen zu haben, so ist er nur durch eine leere Scheinantwort genarrt.

Zu einem negativen Resultat hat uns also die Betrachtung des Inhalts und der Methoden der Naturwissenschaft selbst geführt. Obwohl im Ablauf der Naturereignisse durchweg Gesetzmäßigkeiten herrschen, so wird doch die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit des Geschehens durch die kausale Betrachtungsweise der Naturwissenschaft niemals vollständig erschöpft, und deshalb wird die Menschheit auch niemals die Naturwissenschaft als der Weisheit letzten Schluß ansehen. Immer wieder werden die Fragen nach Sinn und Ziel des Daseins das Menschenherz bewegen, und immer wird die Antwort darauf nur in der eignen Persönlichkeit gefunden werden. Ich will zum Schluß versuchen, dieses Ergebnis unsrer Ueberlegungen noch durch ein einfaches Gleichnis zu beleuchten.

Ich denke mir, statt der Welt sei der Forschung als Objekt ein Musikwerk vorgelegt, und zwar als lebendiges Kunstwerk durch eine vollendet gute Aufführung. Man kann das Kunstwerk nach der objektiven Methode der Naturwissenschaft analysieren und unter Ausschaltung alles Persönlichen die Töne auf ihren gesetzmäßigen Zusammenhang untersuchen. Wenn man auch nicht gerade alles aus einem Kausalzusammenhang erklären kann, so findet man doch eine Menge einfacher und interessanter Gesetze. Da hat man überall einen ganz einfachen Rhythmus, ferner ist aus der unendlichen Reihe der kontinuierlich aufeinanderfolgenden Töne eine endliche Zahl diskreter Töne ausgezeichnet,

Digitized by Google

die allein musikalisch brauchbar sind, und zwischen ihren Schwingungszahlen bestehen einfache gesetzmäßige Beziehungen, weiter gehen diese Töne ganz bestimmte harmonische Verbindungen ein, es gelten genaue Regeln für die Folge der einzelnen Harmonien usw. Diese Gesetze der Musiktheorie sind quantitativ, wie die meisten physikalischen Gesetze.

Wenn man nun aber das Kunstwerk genauer untersucht, so findet man, daß auch hier die mathematisch einfachen Gesetze zur ganz genauen Beschreibung unzureichend sind. Der Rhythmus geht keineswegs wie ein Uhrwerk, sondern zeigt überall feine, durch kein einfaches Gesetz darzustellende Abweichungen von der mathematischen Regel; ebenso ist es mit den Tönen, die eine Menge feinster Nuancen zeigen, sei es fast unmerkbar kleine Abweichungen von der mathematisch exakten Tonhöhe, sei es Klangfärbungen und zarte, mit dem Ton zusammenwirkende Nebengeräusche, kurz, Feinheiten, die sich meistens überhaupt nicht quantitativ bezeichnen lassen. Ohne diese mathematisch nicht faßbaren Nebenwirkungen und Schwankungen wäre das Kunstwerk seelenlos, sie sind es, die es von einem mechanischen Werk unterscheiden. Könnten so nicht auch die feinen Schwankungen und Nuancen des Naturgeschehens, die sich mathematisch nicht wiedergeben lassen, auf einen geistigen Urgrund der Welt hinweisen? Jedenfalls wäre es wohl zutreffender, die Welt mit einem Kunstwerk, als sie mit einem Uhrwerk zu vergleichen. Aber es ist zu bedenken: Solange man das Kunstwerk rein vom objektiven Standpunkt der Tonlehre aus untersucht, kann man von seinem Geist nichts spüren, man kann also auch aus den objektiv nachweisbaren kleinen Abweichungen von der strengen Gesetzmäßigkeit nicht den geistigen Gehalt des Werkes erschließen. Nur eine dem Künstler kongeniale Persönlichkeit, die das Kunstwerk nacherlebt, kann seinen geistigen Inhalt erfassen. So kann auch nur ein Geist, in welchem Gottes Kraft lebt, in der Welt das Göttliche erblicken.

Alles gibt sie reichlich und gern.
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

Das innerste Wesen eines der Männer, deren Lebensarbeit wir die Herstellung der Vorbedingungen für die Erfüllung der nationalen Sehnsucht des deutschen Volkes durch Bismarck verdanken, enthüllt sich uns in den Briefen, die wir hier mitteilen. Der wichtigste Schritt zur Einheit Deutschlands hin, den die Jahrzehnte vom Wiener Kongreß bis zum Amtsantritt Bismarcks gebracht haben, war die Schöpfung des Zollvereins, und sie ist, so hoch auch die Verdienste von Männern wie Motz und Maaßen anzuschlagen sind, doch im wesentlichen dem diplomatischen Geschick Johann Albrecht Friedrich Eichhorns zuzuschreiben. Die Größe seiner Leistung tritt eindringlich in der Darstellung Treitschkes hervor: die Unsumme der Hindernisse, die sich in den Weg stellten, die Masse von teilweise unsäglich kleinlicher und aufreibender Arbeit, die es zu bewältigen galt und die erfolgreich bewältigt werden konnte nur auf Grund des großen Gesamtgesichtspunktes, unter dem Eichhorn sie zusammenfaßte. Ueber alles sich Entgegenstemmende hat er sich hinwegzusetzen vermocht. Die Großtat, die er damit vollbrachte, war aber keineswegs seine erste Leistung, mit der er auf die Wiederherstellung der deutschen Einheit hinarbeitete. Vielmehr war es ihm gegönnt, damit seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, der es um ein gutes Stück dem Ziele näher brachte, auf das er von jeher hingestrebt und an dessen Erreichung er sein ganzes Leben gesetzt hat. Dieser Richtung hatte schon seine Tätigkeit gegolten, als er im Jahre 1813 als Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein in dem von den Verbündeten zur Verwaltung der eroberten Länder eingesetzten Zentralverwaltungsrat saß. Er selbst hat in seiner anonym erschienenen Schrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn vom Stein", Deutschland 1814, die ebenso wie seine zweite anonyme Flugschrift: „An die Widersacher der Vereinigung Sachsens mit Preußen", Frankfurt und Leipzig 1815, sich aufs stärkste für den Gedanken der Reichseinheit einsetzte, in klassischer Weise die Wirksamkeit dieser Behörde geschildert. Es war für ihn ein tiefer Schmerz, als die Hoffnungen, die Stein und er und so viele andre getragen hatten, sich nicht als unmittelbare Folge des Befreiungskampfes ergaben.

Ein so glühender Verfechter der Einigung Deutschlands Eichhorn auch war, die eigentliche Grundlage seiner politischen Eigenart und die Quelle seiner Anschauungen darf doch nicht hierin gesucht werden. Die tiefste Wurzel seines Wesens ruht vielmehr in seinem Preußentum. Er hat sich niemals in seiner klaren Erkenntnis irre machen lassen, daß nur ein starkes Preußen den Kern des neuen Einheitsstaates werde abgeben können. Also auch in dieser Beziehung darf das, was er vollbracht hat, als direkte Vorarbeit für Bismarck angesprochen werden. Dabei ist diese seine Ueberzeugung nicht etwa erklärlich durch die starke

Digitized by Google

Liebe zu seinem engeren Vaterlande. Denn das ist Preußen gar nicht, Eichhorn ist Wahlpreuße, kein gebürtiger. Wie so viele der großen Reformer, die dem preußischen Staat wieder zu neuem Leben verhalfen, ist auch er von außen her gekommen. Auch auf ihn hat der Staat Friedrichs des Großen die unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt und ihn nicht wieder losgelassen. Eichhorn ist Süddeutscher, er ist geboren am 2. März 1779 als Sohn des Hochgräflich Loewenstein-Wertheimischen Geh. Kammerrats Karl Ludwig Eichhorn zu Wertheim a. d. T. Aber die Luft, in der er aufwuchs, war geeignet, schon den Knaben auf Preußen hinzuweisen. Sein Vater, dieser Beamte des süddeutschen Kleinstaates, war von der Persönlichkeit des großen Königs ganz in ihren Bann gezogen worden, und er hat sich bemüht, diese Hinneigung auch dem Sohne einzupflanzen. In dem nach Eichhorns Tode in der „Kreuzzeitung" vom 16. März 1856 erschienenen Nachruf[1]) teilt der anonyme Verfasser, Professor Siegfried Hirsch, der in persönlichen Beziehungen zu der Witwe des Ministers stand, mit, daß der Vater in der Ueberzeugung, nur die preußische Monarchie könne das nationale Haupt des neuen Deutschland sein, dem Sohn den Rat erteilt habe, sich in den Dienst Preußens als des Vaterlandes, das er aufzusuchen habe, zu stellen. Auch der einzige, der von den Briefen Eichhorns an seinen Vater erhalten ist, läßt deutlich erkennen, wie stark diese Gesinnung in beiden gewesen ist. Er mag deshalb, da er auch gleichzeitig für eine Seite von Eichhorns Wesen, für seinen stark ausgesprochenen Familiensinn, charakteristisch ist, hier im Wortlaut folgen:

Berlin den 1ten Septbr 1809

Außer einigen Nachrichten in einem Briefe vom Bruder Auguſtin[2]) hab' ich seit meiner Abreise von Frankfurt a/M gar nichts von Ihnen, theuerster Vater, gehört. Als wir zulezt auseinander giengen, mußt' ich Sie unpäßlich verlassen. Ich beruhigte mich seitdem, daß der Einfluß der milden Jahreszeit, Folgsamkeit gegen die Bitten des Arztes und Beobachtung der von ihm vorgeschriebenen geistigen und körperlichen Diät, endlich die Ihnen eigenthümlich inwohnende Lebenskraft den Grund der Unpäßlichkeit würde gehoben und Sie von allen Beschwerden frey gemacht haben. Ich hoffe, daß meine heißen Wünsche in Erfüllung gegangen sind. Ich beschwöre Sie, theuerster Vater, erfüllen Sie die Bitten Ihrer Kinder und nehmen doch alle Rücksicht auf Ihre Jahre und Ihre Gesundheit, die der Arzt für nöthig hält. Wie ich mich bei unsrem neulichen Wiedersehen überzeugt, sind Sie zufrieden mit Ihrer Lage, mit Ihren Kindern; die Unordnungen der politischen Welt haben Ihren Sinn nicht befangen und zu Boden geschlagen, unter den einstürzenden Trümmern haben Sie Sich Selbst nicht in Angst und Furcht verloren, Sie halten fest die Hoffnungen der Wiedergeburt der neuen Welt. Bey dieser Gemütsstimmung kann das Leben nicht ohne Reize und freudige Genüsse seyn. Ich kann daher unmoeglich glauben, daß Sie

[1]) Auch als Separatabdruck erschienen, Berlin, bei J. Heinicke, 1856.

[2]) Der ältere Bruder Eichhorns, geb. 1775, Pfarrer zu Kembach, gest. 1814.

Digitized by Google

Ihre Rechnung mit dem irdischen Daseyn abgeschlossen zu sehen Sich sehnen sollten. Haben aber die Bitten Ihrer Kinder Einfluß, so flehen diese mit Innigkeit, daß Sie doch ja alle Aufmerksamkeit der Erhaltung Ihrer Gesundheit widmen. Sie sind der Mittelpunkt unsrer Familie, nah und fern sind wir in Ihnen vereinigt. Wie waren einst alle beysammen um Sie, in enger Gemeinschaft. Auch ausgegangen aus dem väterlichen Hause, bilden wir uns immer wieder zu einem Hause unter Ihnen. Solange Sie unter uns wandeln, waltet ein Genius des Seegens über uns, Sie halten das Band unsrer Liebe enge zusammen, Sie erinnern uns durch den ausgebreiteten Plan eines in Tugend, Arbeit und Frugalität hingebrachten Lebens in der Ruhe, Zufriedenheit und dem Gleichmuth, die daraus beseeligend das Alter umfangen, was als das wichtigste dem Leben noth thue. —

Ich hab' Ihnen, theuerster Vater, einen Vorschlag zu machen. Wenn der Sommer wieder kommt, können Sie nicht auf einige Monathe von Ihren Geschäften abkommen? Ich möchte zu Ihnen kommen und Sie zu einer Reise, zuerst an den Rhein, und dann hieher abhohlen. Es wird Ihnen Freude machen, Gegenden und Städte am Rhein wieder zu sehen, wo ein Theil Ihrer Jugend hingeflossen. Berlin ist so tausendfach interessant durch eine Concurrenz von unendlich viel Merkwürdigkeiten für den Freund der Kunst und Wissenschaft, den Staats- und Geschäftsmann, den Menschenbeobachter. Ueberall sind Erinnerungen an große Männer und große Thaten aus der Vergangenheit. Wir gehen nach Potsdam über, nach Sans-souci, wo der große Mann, dessen Leben Sie einst so beschäftigt und so erfüllt, in tausend Denkmälern gegenwärtig ist. Sie sollen sehen, in welchen schoenen Verhältnissen ich hier lebe, ich führe Sie bei meinen Freunden herum, und Sie sollen empfinden, daß die wenigen Monathe, die Sie mir widmen werden, mehr fruchten sollen als Wilhelm's [1]) angestrengteste Kunst, so großes Vertrauen ich auch auf dieselbe setze.

Ich wünsche recht bald Nachricht von Ihnen zu erhalten. Es umarmt Sie mit der innigsten Zärtlichkeit Ihr Sohn

F. Eichhorn.

Die Gefühle lassen sich denken, mit denen Eichhorn im Jahre 1806 den Zusammenbruch des Staates erlebte, auf den er seine ganze Zukunftshoffnung gestellt hatte, der die Verwirklichung seines Ideals bringen sollte. Mit äußerster Hingabe aller seiner Kräfte hat er sich an die Wiederaufrichtung des Verlorenen gemacht, soweit er dazu beizutragen vermochte. Der eben mitgeteilte Brief stammt aus dem Jahre 1809, dem Jahre also, in welchem durch Dörnberg und Schill die ersten Versuche unternommen wurden, durch selbständiges individuelles Vorgehen die Staatsleitung Preußens zum Kampf gegen den Bedrücker an der Seite Oesterreichs mitzureißen. Mit beiden Versuchen hat Eichhorn in engster Beziehung gestanden. Mit Dörnberg hatte er zwei Tage vor dessen Losbruch eine geheime

[1]) Eichhorns jüngerer Bruder, Arzt in Wertheim, gestorben wie Augustin im Frühjahre 1814.

Digitized by Google

Unterredung im Auftrage der Berliner Gesinnungsgenossen, an dem Zuge Schills beabsichtigte er selbst teilzunehmen. Nur durch einen Unglücksfall — beim Abspringen von einem mit Munition beladenen Wagen, auf den ein Funke gefallen war, verrenkte er sich den Fuß — wurde er davon zurückgehalten. Aber bei der Vorbereitung beider Unternehmungen hat er offenbar eine ganz entscheidende Rolle gespielt, in seiner Hand scheinen eine große Zahl der leitenden Fäden zusammengelaufen zu sein. H. Steffens bezeichnet ihn in seinen Lebenserinnerungen[1]) „als das ordnende und alle Verhältnisse überschauende Prinzip derselben". Es ist sehr zu bedauern, aber auch durchaus verständlich, daß irgendwelches Material, das hierüber näher Aufschluß geben könnte, nicht vorliegt.

Das Scheitern dieser vorzeitigen Versuche hat Eichhorn von der Verfolgung des Zieles, das er sich in Gemeinschaft mit so vielen hervorragenden Männern gesteckt hatte, nicht abbringen können. Durch das unermüdliche Eintreten für sein Ideal errang er sich in diesem so außerordentlich hochstehenden Kreise, nachdem er seinen Wohnsitz dauernd nach Berlin verlegt hatte, trotz seiner Jugend bald eine prominente Stellung. Enge Freundschaft verband ihn einerseits mit Schleiermacher, mit Gneisenau[2]) anderseits. Ob auch eine Reise nach Wien, die Eichhorn im Jahre 1811 unternahm, im Zusammenhange mit solchen patriotischen Zwecken stand oder ob sie ausschließlich privater Natur war, ist nicht festzustellen. Die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht für das erstere, aber irgendein bündiger Beweis läßt sich nicht dafür erbringen. Dem Tugendbund oder einer der vielen ähnlichen Organisationen scheint Eichhorn allerdings, nach der ausdrücklichen, unten abgedruckten Erklärung seiner Frau, nicht angehört zu haben. Aber seine Wirksamkeit verfolgte dasselbe Ziel wie diese Verbände. Und als dann schließlich 1813 der Wunsch der Patrioten sich erfüllte, als Preußen seinen Bund mit Napoleon löste und die Waffen gegen ihn erhob, da faßte Eichhorn den Kampf ganz in dem Sinne auf, wie ihn die Scharnhorst und Arndt predigten. Er war inzwischen Kammergerichtsrat und Syndikus der neubegründeten Universität Berlin geworden. Mit solchem Eifer arbeitete er an der Organisation von Landwehr und Landsturm, und wirkte auch sonst, wo er nur konnte, an der Aufrüttelung der Bevölkerung, daß er gemeinsam mit Savigny von dem diesen radikalen Bestrebungen abholden Polizeipräsidenten Lecoq dem Ministerium als besonders gefährlicher Jakobiner denunziert wurde. Tatsächlich gelang es auch, den König von der Bedenklichkeit der Aufstellung des Landsturms zu überzeugen, für Berlin wurde er durch das Dekret vom 17. Juli aufgehoben.[3])

---

[1]) Henrich Steffens, Was ich erlebte, Dresden 1842, Bd. 6, S. 185 ff. An dieser Stelle wird Eichhorn nicht ausdrücklich genannt, es ist nur von E. die Rede. Aber im Gesamtregister wird diese Stelle zitiert unter denen, die sich auf Eichhorn beziehen. Es kann also keine Frage sein, daß er gemeint ist.

[2]) Briefe Eichhorns an Gneisenau sind veröffentlicht in der großen Biographie Gneisenaus von Pertz und bei Alb. Pick, Aus der Zeit der Noth 1806—1815, Berlin 1900.

[3]) Vgl. über die Ereignisse bei der Errichtung des Berliner Landsturms und über Eichhorns Teilnahme an ihnen F. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Her-

Digitized by Google

Damit war der Punkt in Wegfall gekommen, an dem bisher Eichhorn seine Kraft in den Dienst der Landesverteidigung gestellt hatte. Sein Entschluß stand sofort fest. Den eigentlichen Soldatendienst machte ihm seine von frühester Jugend an sehr zarte und anfällige Gesundheit unmöglich. Aber dank seiner Freundschaft mit Gneisenau erhielt er das Versprechen, im Generalstabe Blüchers verwendet zu werden, und beim Ablauf des Waffenstillstands, am 15. August, als die Koalition, durch den Beitritt Oesterreichs verstärkt, den Kampf wieder aufnahm, reiste er sofort in Blüchers Hauptquartier ab. Das ist der Augenblick, in welchem die fortlaufende Reihe unsrer Briefe beginnt.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl dieser Briefe stammt aus der Feder Eichhorns und seiner Frau Amalie, der 1783 geborenen Tochter des Berliner Oberhofpredigers und Bischofs Friedrich Samuel Gottfried Sack. Mit dieser Ehe, die am 28. März 1811 geschlossen worden war, war Eichhorn in eine äußerst strenggläubige Familie eingetreten. Auch Amalies Mutter war die Tochter eines Theologen, des bekannten Propstes an St. Nikolai und Bischofs Johann Joachim Spalding, der durch verschiedene theologische und religionsphilosophische Schriften hervorgetreten ist. Der Vater Sack, der übrigens Friedrich Wilhelm III. und seinen Kindern Religionsunterricht erteilt hat, lebte ganz in dem Kampf gegen Rationalismus und Freigeistertum. Auch mit Schleiermacher, der persönlich dem Hause Sack sehr nahe stand, war er in literarische Fehde geraten über den pantheistischen Gehalt von dessen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern". So brachte also Amalie aus dem Elternhaus eine auch nach außen hin stark betonte Frömmigkeit mit, was übrigens mit Eichhorns Wesen, für das ebenfalls eine tiefe Gläubigkeit kennzeichnend ist, durchaus zusammenstimmte. Es kann deshalb nicht überraschen, daß ein starker religiöser Grundton durch die Briefe hindurchgeht.

Zweifellos ist es eine wertvolle Persönlichkeit, die uns in Amalie entgegentritt, eine Frau von hoher Intelligenz und größter Zartheit des Gefühls. Der so von Herzen kommende und zu Herzen gehende Ton, den sie all den kleinen Einzelheiten, die sie dem fernen Gatten berichtet, zu geben weiß, übt einen köstlichen, unendlich anziehenden Reiz auf den Leser aus. Vor allem nimmt das echt Weibliche, das sich so ganz unbefangen gebende Frauenhafte ihres Wesens in höchstem Maße für sie ein. Aber so stark auch unzweifelhaft die offenen und heiteren Seiten ihres Naturells sind, sie stehen doch in fortwährendem Kampf mit düsteren, das Leben ihr schwer machenden Eigenschaften, und viele der Briefe zeigen, daß diese letzteren oft Herr über die Frohnatur wurden. An einer Stelle wird angedeutet, daß Amalie schon 1811, als sie während Eichhorns Aufenthalt

---

mann v. Boyen, Stuttgart 1896, Bd. I, S. 287—300; M. Blumenthal, Der preußische Landsturm von 1813, Berlin 1900, S. 31—156; M. Lenz, Geschichte der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. I, S. 512; Das preußische Heer im Jahre 1813, Urkundl. Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, hgg. vom Großen Generalstab, Bd. 6, 2, S. 308—327. Allerlei interessante Einzelheiten finden sich auch bei G. Parthey, Jugenderinnerungen, Bd. I, Berlin 1907.

Digitized by Google

in Wien zur Kur in Landeck weilte, von hypochondrischen Zuständen heimgesucht wurde. Vielleicht ist derartiges auch noch sonst in ihrer Familie vorgekommen, darauf scheint eine Bemerkung hinzuweisen, die sie über ihren Bruder Karl macht. Es ist das der spätere Bonner Theologe, dann Oberkonsistorialrat in Magdeburg, der 1875 in Poppelsdorf gestorben ist. Er machte den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger bei der Garde mit[1]) und wird deshalb sehr häufig in den Briefen aus dieser Zeit erwähnt. Auch er scheint mit ähnlichen Anfällen seelischer Depression zu kämpfen gehabt zu haben. Ebenso ist ihr älterer Bruder Fritz in späteren Jahren an einem Gemütsleiden erkrankt.[2]) Bei Amalie hat sich diese Veranlagung immer stärker geltend gemacht, ihre Briefe geben das deutlich wieder; schon 1813 klagt sie über ihren „schweren Geist", 1819 bricht sie mit schwerer Nervenkrankheit zusammen. Und im Verein mit dem ungewöhnlich starken religiösen Innenleben hat das allmählich zu fast völliger Weltabgewandtheit geführt, die ursprünglich keineswegs in ihrem Wesen gelegen ist. Ihrem im Strudel der Diplomatie stehenden Mann, der die rechte Hand des Staatskanzlers geworden war, muß diese Eigentümlichkeit seiner Frau, an der er mit der zärtlichsten Liebe hing, erhebliche Schwierigkeiten bereitet haben.

Darauf ist es offenbar zurückzuführen, daß er in seinen Briefen von dem vielen, was er bei seinen diplomatischen Missionen in den Jahren 1815—1819 — später hat sich das Paar nicht mehr getrennt, so daß keine Briefe mehr erhalten sind — erlebte und vernahm, seiner Frau nur wenig Tatsächliches erzählt. Er weiß, daß er ihr damit keine Freude macht. Der Historiker muß das natürlich aufs tiefste bedauern, könnten doch sonst bei der Rolle, die Eichhorn spielte, diese Briefe eine Quelle allerersten Ranges für die Geschichte dieser Jahre sein. Als solche kann man sie nicht ansprechen, nur gelegentlich und ausnahmsweise fördern sie die sachliche Kenntnis der damaligen Vorgänge. Dennoch besitzt der Briefwechsel unstreitig einen sehr großen Wert. Der Austausch dieser beiden geistig so hochstehenden Persönlichkeiten kann als typisches Denkmal der damaligen Zeit und ihrer Kultur gelten. Es ist ja das klassische Zeitalter der Briefwechsel, in denen die Menschen in ganz anderm Maße, als es in den seitdem vergangenen Jahrzehnten im allgemeinen der Fall gewesen ist, ihr eigentliches Wesen in ihren Briefen geoffenbart haben. Es ist noch die Zeit des feinfühligen Eindringens in das Wesen andrer und in das eigne, die Zeit der genauen Selbstbeobachtung, deren Ergebnisse dann rückhaltlos, aber in kunstvoller und geistreicher Form zur Mitteilung gelangen. Und wenn dann noch dazukommt, wie es hier der Fall ist, daß auch ohne näheres Eingehen auf die gewaltigen Zeitereignisse diese doch immer den deutlich erkennbaren Hintergrund und die Veranlassung alles individuellen Geschehens abgeben, ihm

[1]) Seine hierbei gewonnenen Anschauungen hat er niedergelegt in seiner Schrift: Einige Nachrichten über die Detachements der freiwilligen Jäger bei der kgl. preußischen Garde, 1814.

[2]) Nach einer Mitteilung in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser, Berlin 1877, S. 128.

Digitized by Google

den historischen Glanz verleihen und dann gelegentlich auch in voller Klarheit und Größe zum Ausdruck kommen, dann stellt ein solcher Briefwechsel doch einen Gegenstand dar, der es wahrlich lohnt, der Vergessenheit entrissen zu werden. Gerade derartige Quellen können zum Verständnis der Persönlichkeiten das allermeiste beitragen.

Offenbar hat Amalie selbst nach dem Tode ihres Gatten am 16. Januar 1856 sich mit dem Gedanken einer Veröffentlichung des Briefwechsels oder wenigstens eines Teiles getragen. Sie weilte im Sommer desselben Jahres bei dem Sohne des in den Briefen häufig erwähnten Baron Friedrich v. Scheele auf dessen Gute Schenkendorf. Dort hat sie sogar einige kurze erläuternde „Notizen über unsre Correspondence" niedergeschrieben und die Briefe selbst aufs sorgfältigste geordnet. Sie zählt genau auf, wann Eichhorn von ihr getrennt war, und gibt an, in welchen Mappen die von jeder dieser Gelegenheiten herrührenden Briefe sich befinden. Unbedingt für ihr Wesen charakteristisch und mit dem Ton ihrer Briefe aufs beste zusammenstimmend ist der schöne, in seiner tiefen Wehmut erschütternde Schlußsatz, in den diese Aufzeichnungen ausklingen: „Jetzt abermals getrennt — und keine Briefe — und — nicht getrennt."

I. In Blüchers Hauptquartier (August bis Oktober 1813)

Die schweren, entscheidungsvollen Tage des Herbstfeldzuges von 1813 spiegeln sich in diesem Teil der Briefe wider. Damals mußte sich zeigen, ob der Beitritt Oesterreichs und die restlose Anspannung der inneren Kräfte Preußens das bisherige Stärkeverhältnis in einem Maße verschoben, das genügte, um die Macht des sieggewohnten Imperators niederzuwerfen. Ueber die Vorgänge auf zwei Teilen des Kriegsschauplatzes werden wir unterrichtet. Eichhorn erzählt von den Taten der schlesischen Armee, in deren Generalstab er, übrigens nicht als einziger Zivilist, sich betätigen durfte. Amalie erlebte in Berlin die Tage der Angst, da erst Oudinot und dann Ney dicht vor den Toren der Hauptstadt standen. Sie gibt ihrem Mann die Nachrichten über das Ergehen des Kreises von glühenden Patrioten, in dessen Mittelpunkt er gestanden hatte und dessen größter Teil nun die Waffen gegen den Feind trug oder, wenn ihm das versagt war, sich der Fürsorgetätigkeit widmete.

Mit ganz andern Augen sehen wir heute solche Briefe an, als wir dies noch vor zwei Jahren hätten tun können. Was damals Preußen getragen hat, das erlebt heute Deutschland in unendlich gesteigertem Maßstab. Deshalb stoßen jetzt solche Stimmen aus der Zeit der höchsten Not, da ebenso wie heute das Ringen um das nationale Fortbestehen ging, bei uns auf das unmittelbarste und verständnisvollste Mitgefühl. Auch wir wissen, wie der Krieg ist, was ein solcher Existenzkampf bedeutet. Wir vermögen deshalb das Gefühl zu würdigen, dem Eichhorn und seine Frau Ausdruck geben, wenn sie rings um sich herum, wohin sie auch blicken, Trauer sehen um wertvolle, blühende, freudig fürs Vaterland hingegebene Leben. Aber was damals auch die Schwachen trotz allem immer wieder aufrichtete und dem ganzen Volk die hinreißende Kraft verlieh, genau

Digitized by Google

dasselbe dürfen wir auch heute unser eigen nennen, und auch heute hat es dieselbe siegbringende Wirkung: das unerschütterliche Bewußtsein der Reinheit unsrer Sache, die Erkenntnis der unentfliehbaren Notwendigkeit des Kampfes, wollte unser Vaterland nicht Verzicht leisten auf jede Möglichkeit aufwärtsführender Entwicklung. Das traf damals zu, wie es heute gilt; und es sind zum Teil klassische Formulierungen, in denen Eichhorn dieser Erkenntnis Ausdruck verleiht. Es ist wirklich, wie wenn es im Hinblick auf unsern Kampf gesagt wäre, wenn er schreibt: „Wir haben keinen Frieden zu hoffen, als durch die Schläge und Stürme des Kriegs. Je ernstlicher und kräftiger diese sind, desto gründlicher und befestigter wird der Friede, desto freier, lebendiger und in desto größerem Umfange dessen Genüsse und Segnungen. Darum will ich fortan durch die Ruhe des Friedens und alle Bewegungen und Verheerungen des Krieges ziehen, an den letzteren mich nicht entsetzend, nicht einsinken in die Sehnsucht nach dem ersteren, den festen Blick auf die Glorie der Erlösung gerichtet und die Seele von ihr erfüllt, in welcher Krieg und Frieden ihre Versöhnung finden."

Die hohe Gesinnung, die aus diesen Worten spricht, war auch Amalie durchaus zu eigen. „Wo du bist, da bist du recht!", das ist der Trost, der ihr über die Trennung von dem Gatten hinweghilft und zu dem sie sich immer wieder durchzuringen sucht. Aber sie ist doch viel zu sehr ihren Stimmungen unterworfen, als daß sie stets sich dazu zu bekennen vermöchte. Die bange Sorge um das Leben des Geliebten, die auf dem Bewußtsein beruht, daß er ihr so viel bedeutet, daß ohne ihn das Leben für sie seinen Inhalt, seinen Wert verloren hätte, der Schmerz über die Trennung von ihm tragen doch oft den Sieg über ihren Willen davon, sich von keiner Schwäche anwandeln zu lassen. Es ist rührend zu sehen, wie während des Schreibens beides in ihr miteinander kämpft, wie sie sich bestrebt, den vor dem Feind stehenden Gatten nicht auch noch mit der Sorge zu belasten, seine Frau könne das Maß des Bangens nach ihm nicht ertragen, und wie ihr das doch oft nicht möglich ist. Jeder von ihnen sucht gelegentlich durch liebevolle Neckerei den andern über solche Stimmungen hinwegzutäuschen, das wirkt dann eigentlich nur um so wehmütiger. Auf die Nachricht, daß Eichhorn ganz richtigen Offiziersdienst tut und hoch zu Rosse ins Feuer gekommen ist, geht ihre mühsam bewahrte Fassung für einen Augenblick verloren. Aber hemmungslos bricht dann Amalies Jubel aus, als schließlich das Wirklichkeit wird, was sie immer für ihren Mann ersehnt hatte, als Eichhorn den Soldatenrock wieder auszieht und durch die Beschäftigung in Steins Zentralverwaltung der Gefahr des Schlachtfeldes entrückt wird und dabei doch das Bewußtsein haben kann, seine Kraft im Dienste der großen Sache zu verwenden.

Als Einführung und als Hilfsmittel zum besseren Verständnis der Briefe dienen am besten die Worte, die Amalie selbst zu diesem Zweck in ihren „Notizen" niedergeschrieben hat:

Digitized by Google

„Als wir uns im Jahre 1811 am 28ten Merz verheiratheten, war die politische Aufregung in Preußen wie in ganz Deutschland bereits sehr mächtig, das französische Joch abzuschütteln war ausgesprochen oder doch im Innern hegend der allgemeine Wunsch. Den 2ten Merz 1812, am Geburtstage Eichhorns durch ein kleines Freundes Mittagmal von mir gefeiert ward die Kunde von Preußens Alliance mit Frankreich gegen Rußland bekannt. Der Schmerz der Patrioten war gewaltig, mit ihm stieg die Thätigkeit und die Hoffnung auf Sieg. Kein Bund, aber eine stillschweigende Verbrüderung der Kampfbegierigen festigte sich immer mehr. Eichhorn war Einer der Erregtesten, der Aufregensten. Am 3ten Fbr. 1813 erschien der Aufruf des König Friedrich Wilhelm IIIten zur allgemeinen Volksbewaffnung. Die Franzosen hatten die Stadt und Umgegend stark mit Truppen besetzt. Unter ihren Augen rüstete man sich in Berlin zum Kriege; sie wußten nicht, ob mit ihnen oder gegen sie, doch ahnend das Letztere durch mannigfache Aeußerungen der Unsern. Eichhorn brachte mich zu meiner Sicherheit auf kurze Zeit in das Haus meiner Eltern. Auf dem Wege dahin schoß man in den Straßen, daher Eichhorn zu meinem Schutz sich aus dem Wagen Fenster vorlag. Bald eilte ich wieder nach meinem Hause, und am 6ten Merz morgens weckte mich Eichhorn mit der Nachricht, in der vergangenen Nacht seien die Franzosen aus Berlin abgezogen. Am 12ten Merz 1813 mitten unter dem Einmarsch des Russischen Generals Wittgenstein ward Hermann geboren. Der Tumult in der Stadt war groß. Eichhorns Thätigkeit wuchs immer mehr. Er erhielt den Auftrag, Landwehr und Landsturm zu organisiren; es geschah mit unabläßiger rastloser Anstrengung, ich wohnte mit meinem Säugling, der am 3ten Mai unter Belagerungsdonner der Festung Spandau von meinem Vater im Hause im Beisein weniger Freunde getauft ward, wieder auf einige Wochen bei meinen Eltern, da meine Häußlichkeit fast einem Feldlager glich.

Eines Abends sagte ich zu meinem Mann: „Du hast so vielen Bürgern und Freunden die Waffen in die Hand gegeben, jetzt mußt Du sie selbst ergreifen, denn das ist in dieser Zeit die Pflicht und die Losung des Vaterlands Freundes.“ „Der Plan war schon lange gefaßt“, war die Antwort, und so geschah es auch: Am 21ten Aug.[1]) 1813 ging mein geliebter Mann ins Haupt Quartier des Blücherschen Corps nach Schlesien, vom General Gneisenau erwartet. Mit meiner Schwester Mine begleitete ich ihn bis Friedrichsfeld, wo meine Tante Spalding eine ländliche Besitzung bewohnte. Hier trennten wir uns. Auf einem leichten offenen Wagen sah ich den geliebten Mann leicht gekleidet in der Landwehruniform, im dünnen Mantelkragen gehüllt dahin eilen.“ — — —

Eichhorn an Amalie

Vogelsdorf, 10½ Uhr [16. August 1813]

Schon von hier aus beginnt, geliebte Amalie, mein Briefwechsel. Wir kamen schnell hier an. Russen zu Fuß und zu Pferde, die uns begegneten,

[1]) Hier irrt sich Amalie im Datum. Schon einige Tage früher, am 16. August ist Eichhorn abgereist, am 20. kam er bereits im Hauptquartier an.

Digitized by Google

hielten uns unausgesezt das Bild des Krieges vor. Sey ruhig, geliebte Seele, und vertrau' auf Gott. Was so im Glauben an ihn unternommen worden, wird er auch zum Besten führen. Die Trennung von Dir und unserem Herrmann ward mir schwer, sehr schwer. Ich lag immer noch in Deinen Armen, meine Lippen drükten sich noch immer fest auf den Deinigen, als der Wagen schon längst über Friedrichsfelde hinaus war. Ich habe kein Bildniß von Dir nöthig. Klar, mit allen Farben und allen Lichtern ist Dein Bild in meinem Herzen; es soll mir Licht, Trost und Erquikung seyn in allen finsteren und schweren Nöthen, die das Schikſal mir bereiten möchte. Sey Du aber auch immer recht tapfer, denn so hab' ich Dein Bild gefaßt und trage es bey mir.

Lebe wohl. Noch die herzlichsten Grüße an die gute Tante, Deine Trösterin und Freundin,[1]) an die Simon[2]) und an alle, die dort sind.

Dein F. Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Crossen, Morgens 5½ Uhr [17. Aug. 1813]

Ich bin eben hier angekommen. In dem Wirthshause neben der Post stieg ich auf einige Augenblicke ab, um Dir zu sagen, wie weit ich gekommen bin. Ich schreibe in derselben Stube, wo ich einst vor 2 Jahren auf der Rükkehr von Schlesien mit meiner Amalie eine Nacht zugebracht habe.

Bis hierher ging die Reise ganz glüklich. Von Vogelsdorf aus, wo auch Friz[3]) und Simon, die lezten aus Berlin mir anhängenden, abgiengen, hatte ich recht Muße, um über die Trennung von Euch, die Ihr nun alle hinter mir wart, zu brüten. In Muencheberg kam ich um 1½ Uhr und in Frankfurth gegen 8 Uhr des Abends an. Unterwegs traf ich auf keinen Reisenden, nur wandernde Soldaten und Militärwagen. Es schien, als hätte sich schon alles in der Ahnung des nahen Sturms in einem Herde, den man für sicher hielte, zurükgezogen. Die Nacht bracht' ich auf der Reise von Frankfurth bis hieher zu. Nur in Ziebingen ruhte ich eine Stunde. Von 10 Uhr bis zum Erwachen des Morgens war der Mond mein treuer Begleiter. War es die dunkle Erinnerung an Tiek und seine Lieder, um Ziebingen, in der Heide, wo der Mond wunderbare Lichter neben den großen Schatten der Bäume aufwarf, wiegte sich meine Seele in Träumen, nicht schweren, wohl wehmütigen von Trennung und Wiedersehen. Wahrscheinlich lag in dieser Zeit Deine Seele in gleichen Träumen, und es war nicht Tiek, sondern die Sympathie unserer Seelen, welche den meinigen in jener Zeit Träume ohne Zahl zuwehte.

---

[1]) Frau Luise Spalding, die oft in den folgenden Briefen erwähnt wird, die Witwe des 1811 verstorbenen Philologen Georg Ludwig Spalding, Professors am Gymnasium zum Grauen Kloster, eines Bruders von Amalies Mutter.

[2]) Justizkommissarius am Kammergericht Simon, ein naher Freund Eichhorns, der ebenso wie seine Frau häufig genannt wird.

[3]) Friedrich Sack, Amalies jüngerer Bruder, geboren 1788, gestorben 1842 als Oberkonsistorialrat und Hofprediger in Berlin.

Digitized by Google

Noch ist alles ruhig. Der Landsturm in hiesiger Gegend war zwar heute früh schon auf seinen Sammelplätzen in Erwartung, daß es etwas zu thun gebe. Es heißt jedoch, die Franzosen zögen sich von allen Seiten zurück. Als ich hier einfuhr, wurden eben 4 Deserteurs eingebracht.

Lebe wohl, liebe Amalie. Grüße Eltern und Geschwister herzlich.

Dein F. Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin. Am 16ten Aug. 1813.

Es ist schon über 9 Uhr Abends, Sammelsie[1]) hat viel schon gerechnet und gezählt mit Groschen usw. und ist ganz heiter. Nur das geht mir vorzüglich im Kopf herum, Du theurer Geliebter, daß Du keinen Mantel hast, jetzt in der kalten Nacht, wo Du immer weiter, weiter von uns wegrollst. Simon ist ganz außer sich darüber; Er hätte Dir so gern den Seinen gegeben, und ginge noch heute 3 Meilen, ihn Dir zu bringen, ich mit ihm. Keinen Mantel, und überhaupt so schlecht equipirt bist Du. Lache nur nicht über mich, ich bin doch zu schelten, daß ich Dir nicht alles besser herbeigeschafft habe, Du mein einzig Geliebter. So habe ich auch die Pantoffeln vergessen, die sind Dir so sehr nöthig, ich habe sie selbst genäht, ich schicke sie Dir nach. Schaffe Dir nur ja Alles recht ordentlich an, auch ganze Hosen und einen tüchtigen Mantel fürs Bivouakiren, hörst Du, Herrlicher.

Gleich nach meiner Zurückkunft schrieb ich an Baumgarten,[2]) dann kam noch spät die gute Mutter und Mine. Zwar voll Wehmut war unser Gespräch, doch hat es mich gestärkt. — Hätteſt Du nur einen Mantel! — Ich danke Dir innigst, Du mein Einziger!, für Deine Zeilen aus Vogelsdorf, sie sind ganz wie Du bist. Vielleicht kannst Du es viel so machen. — Mein Junge schläft herrlich. Schläfst auch Du, werde auch ich schlafen? O du Kind, köstliches Bild der Ruhe, liebliches Land zwischen dem sturmbewegten Meer! Was ist die Liebe für ein Gefühl. Davon ahndete ich schon manches früh, aber täglich, täglich, seit ich Dich liebe, habe ich mehr davon, und nun seit heute! Halte Dich, o Herz! Glaube mir, ich bin jetzt recht stark, es macht, daß ich an Dich schreibe, was ich vielmals des Abends tun will, auch habe ich gebetet! Hätteſt Du nur einen Mantel und die Pantoffeln, ich wäre ganz ruhig, ja ich könnte lachen, und recht dumm und jut sein — — Eins ist auch gut, die Einquartierung geht morgen ganz fort, dennoch habe ich an Baumgarten geschrieben. Alles soll Ordre haben zum Aufbruch. Im Correspondenten[3]) steht die Kriegs-Erklärung Oestreichs gegen Frankreich für erfolgt. — —

Unter Deinen Büchern auf Deiner Stube auf Deinem Tisch habe ich einen

---

[1]) Kosename, mit dem Eichhorn Amalie wegen ihrer Sparsamkeit zu necken liebte.

[2]) Offenbar ein Beamter im Berliner Militärgouvernement.

[3]) Preußischer Correspondent; vgl. unten.

Digitized by Google

stark versiegelten Brief gefunden mit der Addresse an Reimer[1]) nicht von Deiner Hand. Durch das Papier schimmert eine 2te Addresse durch und die Worte: Nach meinem Tode zu vollziehen — —. Du hast mir keinen Auftrag hierüber gegeben — soll ich das dem Reimer geben. Die Adresse ist: Herrn Buchhändler Reimer Wohlgeboren, alhier. Nun will ich zu Bette gehen und morgen noch mehr schreiben. Leb, leb ach so wohl! —

am 17ten Aug. 1813.

Heute waren viele liebe Menschen schon hier, auch Heimburg, der auch schon ausmarschiert ist. Dazu kam Friesen,[2]) der Dir kurz vor Frankfurt begegnet ist, zu seinem Leidwesen Dich nicht erkannt hat; er hat Dir sehr viel zu sagen, und Du hättest ihm einen Gruß für mich bestellen können. Manches hat er mir auch gesagt, wie er gehofft, Du seiest noch hier, aber was ist, das ist gut. Wir sprachen lange zusammen und seitdem ist mir sehr schwer. Wie groß ist die Zeit. Es ist doch sehr möglich, daß unsre braven Truppen geschlagen werden, denn die ganze Macht Napoleons soll gegen Berlin anrücken, indessen Ihr rückt wohl gegen sie an. Immer muß dieses doch auch in Blätter der Liebe kommen, es steht sich so nahe. Einen Brief von Arndt hat mir Friesen abgegeben, ich habe ihn erbrochen, und da er nichts Bedeutendes enthält, schicke ich ihn Dir nicht, hoffentlich siehst Du auch Arndt, hast ihn dann schon gesprochen, wenn dieses Dich antrifft. Er sagt, was auch S.[imon?], daß St.[ein] Dich zu einem andern Zweck bestimmt, und wünschte, Du bliebest noch in Berlin. Doch das ist nichts. Wie solltest Du hier leben, nein! wo Du bist, da bist Du recht. Die gute Karoline[3]) hat bei mir gegessen, immer sprach sie von Dir, wie gern sie Dich noch gesehen, wie sehr sie Dich liebe. Ich tröste oft die Andern. O wie hoch ist es zu lieben. Hierin liegt aller Glauben, alles Vertrauen. Aus Liebe zu Dir bin ich stark, ach nur edlere Naturen können das verstehen. — Wie beklommen ist mir aber oft, wenn ich so in Deine Stube gehe. Ich thue es unwillkürlich, und zuweilen überfallen mich Abwesenheiten, aber es ist auch wieder besser. Jetzt ist es 4 Uhr, ich will zu den Eltern gehen, um diese Zeit warst Du gewöhnlich bei mir. Hier in der Ecke des Sophas.

Ich wage es auf Friesens Vorschlag, diesen Brief an Herrn von Gneisenau zu addressiren. Es ist wohl etwas kühn. Alles grüßt, alles liebt Dich.

Deine, Deine Amalie.

Am 18ten Aug. 1813.

Erst wollte ich Dir diese Zeilen schon gestern schicken, ich verschiebe es bis Sonnabend, wo vielleicht (ach wie sehnlich wünsche ich es) wieder die lieben

---

[1]) Georg Andreas Reimer, der Inhaber der Realschulbuchhandlung und bekannte Verleger, ein intimer Freund Eichhorns; vgl. über ihn H. Reimer, G. A. Reimer, Berlin 1900.

[2]) Der Vorkämpfer der Turnbewegung, nach Körners Tod Lützows Adjutant, am 15. März 1814 durch einen französischen Bauer erschossen.

[3]) Schwester Amalies.

Digitized by Google

theuren Schriftzüge Deiner Hand mein schweres Herz erquickt und erleichtert haben. Heute ordnete ich Deine Sachen; jetzt eben las ich Briefe von Dir und mir. Es fiel mir einer in die Hand vom 18ten Aug. 1811 aus Landeck, den ich geschrieben, als Du in Wien warst, und nun welche Trennung, 18. Aug. 1813. Die Stülpnagel[1]) war hier; diese Frau ist grade jetzt für mich herrlich. Wir haben zusammen herzlich geweint, unser Glück dann wieder gepriesen solche Männer zu haben, und einander getröstet. Sie brachte einen Brief von ihrem Mann an Dich mit dem Auftrage, daß wenn Du nicht mehr hier wärest, ihn zu eröffnen. Das taten wir und fanden drin einen Brief an den Herzog von Oldenburg in dem Fall, wenn er bliebe, abzugeben. Du kannst Dir die Frau denken! An Dich schreibt er höchst mißmutig, er sagt auch, Stosch sei bei ihm gewesen, hätte aber nicht gesagt warum, doch könne er's raten und daraus würde nichts werden können: denn die Sachen stünden nicht so, als sie einst geträumt hätten.[2]) Die Stülp. jammert auch recht, daß sie Dich nicht mehr fand, sie liebt Dich so sehr. Denke Dir, guter Eichhorn: vorgestern hat alles Berliner Militair ein Lager bezogen in der Hasenheide, es ist aber so schlecht verpflegt worden, daß sie halb verhungert sind, und nun jetzt plötzlich, Abends 10 Uhr wieder in die Stadt zu ihren Wirthen kommen. Welche Einrichtung! Auch meine 7 Mann sind wieder da. Wären es nur 2 oder 3, wie gern wollte ich sie verpflegen. Es wäre mir jetzt eine wahre Freude. Auch will ich morgen Deine blaue Stube zur Aufnahme dieser Gäste hingeben: denn es scheint nicht, daß man fürs erste auf mein Gesuch achtet.

Am 19ten Aug.

Ich war heute bei Sack.[3]) Er sagte mir, ich sollte nur für diesmahl die Einquartirung noch behalten; sie müßten nächstens fortgehen, künftig wäre ich frei. Auch mit Simon, Beelitz,[4]) Balan[5]) habe ich mich schon billetirt.

Jetzt wieder Abends magst Du wohl auch meiner gedenken, Du Lieber! Ich bin schon oft viel allein gewesen, aber wie anders jetzt, da ich Dich nicht mehr erwarten kann: kein starkes Klingeln mich freudig erschreckt, überhaupt kein Klingeln, alles ist so still. So lieb' ich's ja, aber, ach wahrlich nicht um diesen Preis. Hermann ist herrlich gesund. Schuhe sind ihm aber noch das Liebste. Ein neues Manöver hat er gelernt beim Ausziehen: sein Füßchen nimmt er in den Mund. Das sieht prächtig aus. — Gute Nacht, theure, theure Seele.

---

[1]) Frau des damaligen Majors in der russisch-deutschen Legion v. Stülpnagel, der 1839 als Generalleutnant und Departementschef im Kriegsministerium starb. Er wird erwähnt bei Arndt: Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein, S. 17 f.

[2]) Nicht zu verstehen, worauf hier angespielt ist. Stosch ist entweder der Adjutant Gneisenaus oder dessen Bruder, ein Justizkommissar oder ein Berliner Prediger.

[3]) Geh. Staatsrat Sack, Zivilvertreter im Militärgouvernement Berlin, wird noch öfter erwähnt in den folgenden Briefen als G. St. Sack.

[4]) Kammergerichtsrat Beelitz.

[5]) Joseph Wilhelm Balan, Justizkommissar beim Kammergericht, später Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, speziell betraut mit der Bearbeitung der römisch-katholischen Angelegenheiten, gest. 1834.

Digitized by Google

Am 21ten Aug. 1813.

Ich lebe ein recht heiliges Leben: ganz durchs Andenken an Dich genährt, erhalten, gestärkt, in dem Bewußtsein Deiner Liebe glücklich, seelig in dem Gefühl, daß ich Deiner werth bin. Die Stürme von außen berühren mich wenig, die kleinen Gebrechlichkeiten des Daseins beschäftigen mich gerade wie sie sollen, Liebe allein, Liebe zu Dir, zu meinem Kinde und Liebe zu allen Menschen erfüllt mich. Das alles ist Dein Werk, unbewußt ist's Dein Werk. Viel Aehnlichkeit hat mein Zustand jetzt mit dem eines Mädchens: viel geistiger lebe ich als sonst, sinnig, sehnsüchtig, aber wohl mir doch, ich habe den Gegenstand meiner Sehnsucht fest und wirklich umfaßt, er mich. Ich greife nicht in die blaue Weite, bei mir ist Wirklichkeit Ideal, und Ideal Wirklichkeit. Die Unterhaltungen mit Dir, mein klösterliches Leben, die Einfachheit meiner kleinen Wirthschaft stimmen in das Gleichgewicht meiner Seele, so daß ich nur Gottes Gnade bewundern muß, der allein mich so halten kann, was ich nie geglaubt hätte, worüber ich selbst oft erstaune.

In diesem Augenblick, mein theurer Eichhorn, empfange ich Deine Zeilen aus Crossen. Sie erfreuen mich, aber doch muß ich Thränen der Wehmuth dabei vergießen.

Du sagst nicht, ob Du gefroren hast, und auch körperlich frisch bist; ach! Du achtest wohl zu wenig darauf, thue es doch ja jetzt mehr, denke an uns beide. —

Ja wohl, in jener Nacht belagerten auch mich Träume, schlafen kann ich überhaupt noch nicht gut, weil ich mich noch in einer Art von Spannung befinde; aber doch ruhig bin. Bei Crossen hast Du hoffentlich den gefährlichsten Punkt passirt, nun bist Du wohl bald in Prag, ich denke spätestens Montag.[1]) In Reichenbach hättest Du Dich etwas ausruhen sollen, vielleicht empfange ich nun von dort aus einen Brief, o! schreibe so oft als Du kannst. Von Karl[2]) haben wir zuletzt von seinem Ausmarsch die besten Nachrichten. Nun mag er wohl schon wieder vor dem Feind gewesen sein. Ob Du ihn sehen wirst? Eins laß mich Dir noch sagen. Nicht wahr, jene falsche, kindische Ehre hat keinen Einfluß auf Deine Handlungsweise? Bist Du nicht, wenn die Umstände Dich dazu aufrufen, bei Weitem wohlthätiger wirkend für das heilige Werk in dem Dir geübten Fache, als in dem ungeübten? Wirst Du aus Irrthum, ja auch das ist Schwäche, Persönlichkeit, doch das Letztere wählen? — O sei ganz, mein Eichhorn, was Du mir versprachst zu sein: besonnen! —

Hier sieht es bunt genug aus: Truppen marschiren aus und ein, es muß in der Nähe Großes geschehen, aber man erfährt nicht viel, das ist recht gut, wenn nur die Anführer recht viel wissen. Das schwedische Lager bei Charlottenburg zieht unzählbare Neugierige hin, Alles freut sich über die Schweden.

[1]) Danach scheint Eichhorn bei seiner Abreise angenommen zu haben, das Blücherſche Hauptquartier in Böhmen zu finden.

[2]) Karl Sack befand sich beim Kleistschen Korps.

Digitized by Google

Ueberhaupt leben die Menschen in Ruhe und Sicherheit äußerlich wenigstens; und wie nahe mag Blutvergießen sein, wie nahe hier Entsetzen und Angst. Ach, ich möchte den braven Truppen von einer Zinne eines Hauses immer zurufen: Muth, Muth, Sieg, Sieg! —

Jetzt geht es wieder stark mit den Gerüchten, ich glaube keins! Bald heißt's: sie dringen vor, sie gehen zurück, man hört feuern u. s. w. Einquartirung ist ungeheuer. Auch ich habe wieder von Neuem welche, die in der blauen Stube hausen. Simon, der Gute, verwendet sich für mich, daß ich sie los werde. — —

Was Dich freuen wird, mein Lieber, ich habe die Wohnung bei Romanus gemiethet;[1]) Simon macht für mich den Kontrakt. Der Vater besah sie auch und findet sie so herrlich, daß er mir seinen unbedingten Rath gab, sie zu miethen. Ich bekomme sie wahrscheinlich für 130 oder 140 Rthlr.! Jetzt ist es mir auch gar nicht mehr leid hinauszuziehen, ich friere schon jetzt häufig, auch die Beschäftigung des Ausziehens, der dortigen Einrichtung ist mir wohlthätig.

Alles grüßt Dich von ganzem Herzen, Dich den alles liebt. Mine[2]) ist heute bei mir, sie läßt Dich besonders grüßen und Dir mit inniger Liebe sagen, wie sehr auch ihr Du fehlest, — Dein freundliches Gesicht, was sie immer mit Liebe empfangen habe. O Du Guter, wie lieben Dich die Meinigen. Fritz hätte neulich durch einen Unfall beim Reiten sein Leben verlieren können, er lag am Steigbügel hängend unter dem Pferde. Gott sei Dank! er hat nichts davongetragen. Nimm Dich nur auch in Acht, wenn Du reitest, ich bleibe dabei, Du kannst es nicht recht. Hier haben die Menschen gesagt, Du seiest Adjutant beim Prinzen Wilhelm[3]) geworden. Vermutlich ein Mischmasch mit dem Vorschlag des Lepel.[4]) — Denke doch daran, mir durch jede gute Gelegenheit Briefe zukommen zu lassen, wenn auch nur ein paar Zeilen. Was sagst Du zu meiner Kühnheit, Dir durch Gneisenau zu schreiben, entschuldige mich bei ihm, ich habe ihn auch selbst dabei um Verzeihung gebeten, aber ich habe nicht frankirt, weil die Briefe besser ankommen. Schreib' mir ja Deine Addresse, aber wo wird der Sturm des Krieges Dich hintreiben? O wo ist der heilige, göttliche Fleck des Wiedersehens, — Friedrichsfelde[5]) ist auf immer geweiht.

Du hast ein Schreiben vom Justiz Minister bekommen, worin die Zusicherung Deines Gehaltes enthalten. Sei meinetwegen unbesorgt, wenn Du von Gefahren für Berlin hörst. Ich habe jetzt ein eisernes Schild um meine Brust: Andenken an Dich, — bewahrt mich vor allen Schrecken, ja vor aller

---

[1]) Am Dönhoffplatz. Bis dahin hatte sie Markgrafenstraße 49 gewohnt.

[2]) Wilhelmine, Schwester von Amalie.

[3]) Generalleutnant Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III., dem Hauptquartier Blüchers attachiert.

[4]) In der Rangliste vom 11. September 1813 (gedruckt in den Urkundl. Beiträgen zur Geschichte des preuß. Heeres, Bd. 6, 2, S. 554 ff.) wird ein Major v. Lepell als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen angeführt.

[5]) Der Ort des Scheidens.

Digitized by Google

Gefahr. Ungern höre ich auf zu schreiben, aber ich muß. Der Herr behüte uns! So leb' ich in Vertrauen auf ihn sehend in Deiner Liebe seelig —

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Breslau, d. 19ten Aug. 13.

Ich bin seit gestern Abend hier, um über den Stand der Arméen sichere Erkundigungen einzuziehen und meine Reise weiter zu dirigiren. Schon am 14m d. M., also noch vor dem Ende des Waffenstillstands, ist das russische Corps unter Sacken hier durch gegen Neumarkt vorgegangen. Blücher und York sind nach Aufkündigung des Waffenstillstands erst aufgebrochen. Ersterer marschirte über Schweidnitz nach Jauer und soll gestern sein Hauptquartier in Goldberg gehabt haben. Heute such' ich ihn noch auf, denn bey ihm ist Gneisenau. Die Franzosen ziehen sich von allen Seiten zurück. Alles ist in der größten Bewegung. Hier sieht man auch nicht einen Soldaten. Heute abend oder morgen früh rechne ich sicher im Blücherschen Hauptquartier zu seyn. Ihr dort werdet keine Zeit haben, hieher Euch umzusehen, da der schwedische Kronprinz und die Feinde, welche ihm gegenüberstehen, Eure Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hin fixiern.

Ich bin wohl, bis auf den Zustand, den ich Dir immer wüst genannt habe. An Schlaf hab' ich bisher nicht viel gedacht; es war mir nur, als wenn ich schliefe. Du kannst Dir jedoch meine Ungeduld denken, so nahe der großen Bewegung zu seyn und doch noch außer ihr. Ich beklage es, daß ich nicht acht bis 14 Tage früher habe reisen können, um mir die Menschen und Dinge etwas zu besehen und zu ordnen, als sie noch in Ruhe waren und noch nicht in stürmischer Bewegung alles durcheinander rannte. Doch das Verspäten ist nicht meine Schuld, und da denke ich weiter nicht daran, wie es hätte besser seyn können.

Vier Tage sind wir nun schon getrennt, geliebte Amalie. Den zweyten Tag nach der Trennung dachte ich auf der Reise in jeder Stunde, was Du nun thätest und wo Du wärest. Ich konnte alles bestimmen, aus unserem innigen Zusammenhange, aus dem gemeinschaftlichen Fluß des Lebens, wo ein Tag den andern voraus bildet. So will ich auch fortfahren, so lange es geht. Deine Briefe, liebe Amalie, sollen mich darin unterstützen. Auf diese Weise, denk' ich, wird unser Thun und Leben eines dem andern nicht fremdwerden. Wenn Du wieder einen Brief von mir erhältst, wirst Du über meine Bestimmung etwas Entscheidenderes lesen. Lebe wohl und grüße das elterliche Haus und alle meine Freunde. Eben höre ich, daß die Russen gestern schon in Haynau eingerückt sind.

Dein Eichhorn.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der Irredentismus

Von

Philipp Hiltebrandt

Aeußerlich umgeben von der warmen Poesie des Vaterlandes, ist der Irredentismus nichtsdestoweniger der schädlichste aller Irrtümer Italiens.

Crispi, am 8. Oktober 1889.

Chauvinismus, Panslawismus und Irredentismus

Es sind hauptsächlich drei politische Ideenbewegungen gewesen, die die gegenwärtige Weltkatastrophe hervorgerufen und ihre unabsehbare Fortdauer verursacht haben: die der französischen Revanche, des russischen Panslawismus und des italienischen Irredentismus.

Ohne ihre Mitwirkung hätte England schwerlich das diplomatische Wunder der Entente verrichten und drei Mächte, die von England und untereinander durch tiefe Interessengegensätze getrennt sind, zum Bunde gegen Deutschland vereinigen können: Frankreich, mit dem es jahrhundertelang in erbittertem Kampfe gestanden und dem es nach Faschoda die schmählichste Demütigung seiner Geschichte bereitet hatte; Rußland, das es immer wieder auf dem Wege nach Konstantinopel, kurz vor erreichtem Ziele, zurückgeworfen und dessen grandiose asiatische Pläne es durch Japan hatte vernichten lassen; Italien, das England den Verlust von Tunis und seine Niederhaltung im Mittelmeer verdankte. Indem die englische Politik diesen Richtungen das Schreckgespenst des Pangermanismus entgegenstellte, der mit Hilfe des preußischen Militarismus nach der Weltherrschaft und der Unterdrückung der Nationen strebe, wußte sie den nationalistischen Geist, den Esprit nouveau, in allen drei Ländern aufs heftigste zu erregen, die Staaten im Dienste der britischen Weltmacht in einen für sie an Opfern furchtbaren und an Ergebnissen aussichtslosen Krieg zu reißen und sie damit als Rivalen Englands ein für allemal unschädlich zu machen.

Dieser erstaunliche Erfolg war nur vermöge der eigentümlichen Natur jener Strömungen möglich.

Sie wurzeln in der traditionellen, aber vergangenen Politik des Landes, sie betonen zweifellos gewisse, aber lange nicht mehr die ersten realpolitischen Interessen des Staates, und sie ersetzen diesen Mangel durch Begriffe des Gemüts, die, zu Schlagwörtern geprägt, auf das Volk, das mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande denkt, einen ergreifenden und agitatorischen Einfluß ausüben. In dieser von einem idealistischen Gewande umgebenen Verbindung von historischen und realpolitischen Zielen besteht ihre gewaltige dynamische Kraft. Ursprünglich nach außen gewandt, besitzen sie gleichzeitig eine hohe Bedeutung für die innere Politik: denn, indem sie die Nation vor eine bestimmte, nahe-

Digitized by Google

liegende und allen verständliche Aufgabe stellen und diese zur Mission des Volkes, zum Nationalglauben erheben, lenken sie den Blick ab von dem inneren Elend der sozialen Mißstände und bilden in dieser Hinsicht ein Ferment des Staates. Ihre ungeheure Gefahr für das eigne Volk besteht darin, daß sie die Diplomatie des Staates zu einer Politik des starren Blickes und des heißen Kopfes nötigen, daß sie gewissenlosen und schwankenden Regierungen Gelegenheit bieten, innere Unzufriedenheit nach außen, in kriegerischen Abenteuern, abzulenken, und daß sie einer fremden Macht das Mittel in die Hand geben, die Kräfte der Nation durch Inaussichtstellung eines sekundären realpolitischen Zieles von der Verfolgung ihrer wahren und großen Zukunftsinteressen abzubringen und dem eignen Interesse dienstbar zu machen.

Für Frankreich wäre es in den vergangenen Jahrhunderten ein leichtes gewesen, sich zum alleinigen Herrn des Mittelmeeres und an Englands Stelle zur ersten Kolonialmacht der Welt zu erheben, denn es war die erste große, geeinte, reichste und kulturell höchststehendste Nation Europas, die von lauter schwachen oder kleinen Staaten umgeben war. Aber man konnte sich von der Politik der „natürlichen Grenzen", die — solange die spanische Weltmacht in der Franche Comté und in Artois in der Nähe der ungeschützten Hauptstadt stand — sicherlich ihre vollste Berechtigung hatte, nicht trennen. Das Resultat war, daß seine See- und Kolonialherrschaft an das damals weit schwächere England verloren ging und daß durch die fortwährenden französischen Angriffe die deutsche und die italienische Nation schließlich zu einheitlichen Staaten zusammengetrieben wurden. Dieses hatte den Verlust der zwei Jahrhunderte langen Prépondérance légitime, die Frankreich als das erste Volk der Zivilisation und das der großen Revolution beanspruchen zu können glaubte, zur Folge, und mit dieser Tatsache vermochte sich die französische Nation nicht abzufinden. Vergebens tat das Deutsche Reich nach seiner Errichtung das menschenmöglichste, um Frankreich von der Friedlichkeit seines Charakters zu überzeugen, vergebens hatte Bismarck die französische Kolonialpolitik, in der es auch vom Standpunkt der Gloire aus zehnfachen Ersatz für das verlorene Elsaß-Lothringen finden konnte, mehr als es vielleicht für die Interessen Deutschlands gut war, unterstützt, und Kaiser Wilhelm II. sich in Liebenswürdigkeiten aller Art erschöpft, um die Franzosen mit Deutschland auszusöhnen. Der Erfolg war nur der, daß die Kolonien mit ihrer Force noire ein Mittel zur Verstärkung des Revanchegedankens wurden und daß jedes Entgegenkommen Deutschlands als Zeichen von innerem Zerfall und feiger Angst ausgelegt wurde. Obgleich durch Belfort, die Vogesen und die Maaslinie aufs beste gegen Deutschland geschützt, verblieb man bei der Politik der natürlichen Grenzen: der Schrei nach Revanche und Wiederherstellung des „verstümmelten Körpers Frankreichs" durch Befreiung der unter der „deutschen Barbarei schmachtenden elsaß-lothringischen Brüder" war in Wirklichkeit nichts andres als das Verlangen nach der Rheingrenze mit dem Besitz der linksrheinischen und belgischen Gebiete und der Hegemonie über Süddeutschland als Mittel zur Herstellung der Prépondérance légitime in Europa. Die dritte,

Digitized by Google

auf dem wankenden Boden der Revolution aufgebaute Republik brauchte, um bestehen zu können, den Revanchegedanken; nur durch seine Adoption konnte sie dem Royalismus und dem Klerikalismus politisch den Wind aus den Segeln nehmen; nur mit Hilfe einer starken, durch den Revanchegedanken gerechtfertigten Armee vermochte sie sich den zersetzenden Einflüssen des Syndikalismus gegenüber zu behaupten. Die Revanche war das politisch-moralische Rückgrat der dritten Republik, sie war ihre regulative Idee. Nicht als ob die Männer der dritten Republik, die vor einem siegreichen Diktator zitterten, wirklich daran gedacht hätten, sie zur praktischen Ausführung zu bringen. Vielmehr schienen sie oftmals Gambettas berühmtes Wort: „Immer daran denken, niemals davon reden" umgewandelt zu haben in: „Immer davon reden und niemals danach handeln." Aber man war, als der große Krieg ausbrach, zur Revanche durch eine mehr als dreißigjährige Politik gezwungen: wider ihren Willen mußte die französische Nation zur Rettung der zwanzig in Rußland zu Revanchezwecken angelegten Milliarden im Dienste Englands in den mörderischen Kampf, der zwar die Kraft einer Idee offenbarte, aber die Blüte der Nation nutzlos vernichtete.

Und dasselbe gilt auch vom russischen Panslawismus. Dem Zarenreiche boten sich für seinen Ausdehnungsdrang die unermeßlichen, leicht zu erwerbenden reichen Gebiete des größten und bevölkertsten Kontinents dar; statt dessen zog man es nach einem schwächlich geführten verlorenen Feldzug vor, auf die ostasiatische und persisch-indische Politik zu verzichten, um nach dem Erwerb einer Stadt zu streben, die nach einem Ausspruche Napoleons I. zwar die Herrschaft über die Welt, nach der zweifellos richtigeren Ansicht Bismarcks aber ein Moment der Schwäche bedeutete, da ihre Besitznahme durch Rußland sämtliche im Mittelmeer interessierten Staaten mit Einschluß Oesterreich-Ungarns und der Balkanvölker gegen das Zarenreich vereinigt hätte. Aber das durch die Korruption und den Nihilismus zersetzte und durch die unter seiner Decke schwelende Revolution des Agrarkommunismus bedrohte Reich konnte ohne den Panslawismus nicht leben; es mußte, um nicht dem Schicksal der früheren orientalischen Reiche zu verfallen, eine Politik führen, die das Volk verstand und die es von dem innern Elend ablenkte, die Politik, die es als „Mission des heiligen Rußlands" bezeichnete, die „unterdrückten orthodoxen Brüder zu befreien" und das griechische Kreuz auf der von den Türken entweihten Hagia Sophia wieder aufzupflanzen. So beschritt man die Bahn, die nach der Lage der Dinge schließlich zu dem Zusammenstoß mit den stärksten Militärmächten Europas führte; man begann eine Politik, die in vieler Hinsicht ein Anachronismus war, und opferte Millionen von Menschen für ein Ziel, das, selbst wenn es erreicht wurde, nur von geringem Werte war, da der mit der Besetzung Konstantinopels erlangte freie Ausgang zum eisfreien Meere von England sofort durch die Okkupation und Befestigung der vor den Dardanellen liegenden griechischen Inseln illusorisch gemacht worden wäre.

Alle diese Merkmale des Chauvinismus und Panslawismus — die Vermischung traditionell-idealistischer Motive mit sekundären realpolitischen

Digitized by Google

Zielen, die Verquickung der innerpolitischen Verhältnisse mit auswärtigen, der Verzicht auf die großen Zukunftsinteressen der Nation zugunsten und im Dienste fremder Mächte — alle diese Merkmale finden sich beim italienischen Irredentismus wieder.

Es kann heute nach dem bisherigen Verlauf des großen Krieges nicht mehr der geringste Zweifel bestehen, daß ein kühnes und entschlossenes Eingreifen Italiens an der Seite seiner Verbündeten die baldige Niederlage der feindlichen Koalition bedeutet hätte. Damit wären Italien mit Tunis-Algerien die Kolonien zugefallen, deren es für seine zahlreiche, industriearme und ackerbautreibende Bevölkerung bedarf. Ein mannhaftes Festhalten am Dreibundvertrage hätte Italien in seinem politisch-moralischen Ansehen in der Welt gestärkt, ihm die Oberherrschaft im Mittelmeere, seinem Volke aber lange Jahre des Friedens gebracht, den es für seine innere Entwicklung dringend notwendig hat. Wenn Italien eine welthistorische Gelegenheit ersten Ranges verpaßte, wenn es, um uneinnehmbare Positionen, die es umsonst haben konnte, zu erobern, im Dienste seiner natürlichen Rivalen Hunderttausende von Menschen und Milliarden sauer erworbenen Geldes vergeblich opfert und wirtschaftlich zum Vasallen Englands, zu einem europäischen Aegypten herabsinkt, dann verdankt es dies — abgesehen von einer falschen Einschätzung der Kräfte der beiden kriegführenden Gruppen — in erster Linie dem Irredentismus.

Die Grundlagen des Irredentismus

Nach seiner geistig-politischen Seite hin ist der Irredentismus der Bodensatz des Risorgimento, jener „Wiedererstehung" der italienischen Nation im neunzehnten Jahrhundert, die ihren Abschluß fand mit dem Einzuge in Rom am 20. September 1870. Der Gedanke der nationalen Einheit, von Napoleon I. in die italienische Nation geworfen, von Alfieri in seinen Dichtungen verherrlicht und von Mazzini mit der Kraft eines Propheten unter dem Wahlspruch „Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit" unter den Massen verbreitet, konnte nur in erbittertem Kampfe mit Oesterreich verwirklicht werden, das Italien nach Metternichs Ausdruck allein als geographischen Begriff betrachtete und die Nation unter einer Anzahl von rückständigen und korrupten Regierungen geschieden hielt, während es sich selber durch den Besitz von Lombardo-Venetien die Hegemonie über die Halbinsel wahrte. Mit einer fanatischen Wut ist dieser Kampf geführt worden: gerade dort, wo die ausgezeichnete österreichische Verwaltung fungierte, war der Haß am größten, und während in Mittelitalien die Masse des Volkes bald Pius IX., bald Mazzini und in Unteritalien bald dem Rè Bomba, bald Garibaldi zujubelte und schließlich dem Sieger folgte, ergriff die Bewegung in Lombardo-Venetien die gesamte Bevölkerung und vereinte sie in dem Rufe: „Tod den Deutschen! Wir wollen nicht, daß ihr gut regiert, sondern daß ihr euch fortschert." Durch die Verschwörungen der geheimen Gesellschaften der Karbonari, der Giovine Italia, der Massoneria, durch jüdisches Geld, durch die piemontesische Diplomatie, durch Aufstände, durch die Waffen Frankreichs, durch

Digitized by Google

die politische Unterstützung Englands und durch die Siege Preußens wurde diese Bewegung nach vielen Wechselfällen schließlich im wesentlichen zum Abschluß gebracht. Aber die verhaßten Oesterreicher zogen ab, zu Wasser und zu Lande ungeschlagen, als die stolzen Sieger von Lissa und Custozza. In der italienischen Armee und Marine blieb das bittere Gefühl der erlittenen Niederlagen und der Wunsch nach dem Tag der Revanche. Das nationalistisch, liberal und religiös freidenkende italienische Volk aber sah in Oesterreich auch fernerhin den Erbfeind und in dem Namen Austria alles das, was ihm politisch als verabscheuungswürdig erschien: den Absolutismus, die Herrschaft des Klerus und der Polizei, die Unterdrückung und Vergewaltigung der Nationalitäten.

Dieser Haß wurde nun durch die Tatsache aufrecht erhalten, daß $^3/_4$ Millionen Italiener außerhalb der nationalen Einheit unter dem „Joche" Oesterreichs verblieben.

Es war das Werk des Mephistopheles des italienischen Risorgimento, Kaiser Napoleons III. Er ist es gewesen, der Italien nach dem Abzuge des Erzherzogs Albrecht im Jahre 1866 gegen die Absicht Bismarcks in den Arm fiel und die Zurückrufung Garibaldis, der schon bis in die Nähe von Trient vorgedrungen war, veranlaßte. Das Prinzip der Nationalität und der natürlichen Grenzen, das er bisher immer verkündet hatte, durfte im Interesse Frankreichs auf Italien keine Anwendung mehr finden. Die Halbinsel, deren Mittelpunkt Rom damals noch in französischen Händen war, sollte mit einer offenen Nordostgrenze in ständiger Furcht vor dem „Erbfeinde", dauernd auf den Rückhalt und den Schutz Frankreichs angewiesen bleiben und damit für immer unfähig gemacht werden zur Durchführung einer großen, für Frankreich gefährlichen Mittelmeerpolitik.

Es war der letzte dauernde Erfolg Napoleons III.: er wurde durch ihn indirekt zum Vater des italienischen Irredentismus. Lange nach seinem Tode verschaffte er ihm im Mai 1915 mit dem Eintritt Italiens in die antideutsche Koalition eine späte Rache für Sadowa.

In Italien starrte man von da an beständig nach dem Loch in der nordöstlichen Grenze und zitterte vor dem Einmarsch der gefürchteten österreichischen Regimenter. Immer wieder glaubte man den Grido di dolore dei fratelli irredenti soggettati al giogo dell' Austria, „den Schmerzensschrei der unerlösten, dem Joche Oesterreichs unterworfenen Brüder" zu hören. Die Prinzipien der Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit, die das italienische Risorgimento getragen hatten, waren nach allgemeinem Glauben nach Osten hin unerfüllt geblieben: ihre Durchführung und die Befreiung der „Unerlösten" wurden zu einer „heiligen Pflicht" und zum ersten Gebot des Sacro Egoismo. Trento, Trieste wurden zu heiligen Namen. „Wenn Regierungen und Parlamente", so heißt es in einer irredentistischen Proklamation, „die Rechte und Pflichten der Nation vergessen, dann ertönt aus der Seele des Volkes eine Stimme, die alle Rechte und Pflichten der Gegenwart zusammenfaßt und sammelt in dem Wahlspruch: Triest und Trient ... Beschwören wir die drohenden Gefahren, schließen wir uns in den heiligen Namen Triest und Trient zu einem festen Bunde zusammen.

Digitized by Google

Dieser Wahlspruch ist ein Schrei, der erschüttert — ein Klang, der vereint — eine Mahnung, die warnt".

Dieses sind die historisch-traditionellen und gefühlsmäßig-idealistischen Motive des Irredentismus. Sie allein würden aber nicht ausreichen, seine Fortdauer und seine Kraft zu erklären.

Wie der Baum im Gebirge aus den Spalten und dem spärlichen Erdreich des Felsen, so zieht der Irredentismus seine Nahrung aus den Parteiungen des italienischen Volkskörpers und dem dünnen Boden gewisser realpolitischer Faktoren. Die letzteren sind dreierlei Art: strategischer, nationaler und kommerzieller.

1. Es ist nach einem Blick auf die Karte ohne weiteres klar, daß die Grenze gegen Oesterreich für Italien strategisch so ungünstig wie möglich verläuft. Die gegen Frankreich hält sich im wesentlichen auf dem Kamme der Westalpen: hier ist die Halbinsel gegen einen Angriff des Feindes — soweit dies überhaupt möglich ist — gesichert. Nizza und Savoyen hätten zwar für eine Offensive gegen Frankreich großen Wert, sind aber für eine Defensive so gut wie überflüssig. Die Grenze gegen die Schweiz mit dem weit ins Italienische hineinspringenden Kanton Tessin ist unbequem, bietet aber, da sie in den Händen eines kleinen und neutralen Staates ist, für Italien keine Gefahr. Anders die Grenze gegen Oesterreich. Das österreichische Gebiet, mit den starken defensiven Positionen des Karst und der Ostalpen im Rücken, greift über den Isonzo nach Westen hinüber und bietet somit ein ausgezeichnetes Sprungbrett für eine Offensive gegen die flache venezianische Ebene. Strategisch noch gefährlicher ist die Lage Welschtirol gegenüber: dieses ist geradezu ein Keil über dem Kopfe Italiens: es gewährt sowohl zum Angriff wie zur Verteidigung unvergleichliche Positionen, und es gibt kaum ein zweites Gebiet in Europa, das in ähnlicher Weise den Vorteil der inneren Linie bietet.

Von den befestigten Lagern von Rovereto und Trient führen eine Reihe von Tälern strahlenförmig nach Westen, nach Süden und nach Osten in die oberitalienische Tiefebene.

Auf die Defensive beschränkt, werden die Oesterreicher schlimmstenfalls auf diese Lager zurückgedrückt und dort vereinigt, während die nachfolgenden Italiener ihnen getrennt in diesen einzelnen Tälern gegenüberstehen und ihre Uebermacht nicht entfalten können. Ist die Behauptung von Rovereto und Trient aus irgendwelchen Gründen nicht mehr möglich, so bietet das schmale Etschtal erst bis Bozen und dann bis Franzensfeste für die k. k. Truppen zahlreiche Stützpunkte, und die Italiener sind hier, auf die eine Anmarschstraße angewiesen, vollends außerstande, ihre Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen. Sind aber die Oesterreicher stark genug, um von Rovereto—Trient zur Offensive überzugehen, dann stehen ihnen zwei Möglichkeiten zur Verfügung. Sie können in den Tälern nach Osten nach der Poebene vorbrechen: glückt diese Offensive, so ist die am Isonzo stehende italienische Armee in Gefahr, abgeschnitten zu werden, denn Venedig und das Meer liegen von der österreichischen Grenze kaum 100 Kilometer

Digitized by Google

entfernt. Oder sie wenden sich nach Westen gegen Mailand: dann vermögen die italienischen Verstärkungen vom Isonzo her infolge der weiten Entfernung, wenn überhaupt, nur spät zur Stelle zu sein, um die industrielle Hauptstadt Italiens zu decken. So ist die gesamte Kriegsmacht Italiens durch verhältnismäßig geringe Kräfte der Oesterreicher an die Alpen gebunden. Hätte es aber Italien mit der ganzen österreichischen Armee zu tun, so müßte es sein Heer von vornherein auf der Linie Verona—Chioggia aufstellen und Venetien preisgeben. Ist diese Linie nicht mehr zu halten, so fällt die ganze Poebene mit ihren an Ackerbau und Industrie reichsten und bevölkertsten Gebieten in die Hände des Feindes. Allein eine zeitweilige Verlegung des Kriegsschauplatzes in diese Gegenden wäre für Italien ein furchtbares Unglück.

Hieraus ergibt sich, von welchem Wert das österreichische Angebot des Trentino für Italien war und welches Risiko man auf sich nahm, als man daran ging, es in einem überflüssig gewordenen Kriege mit Waffengewalt zu gewinnen.

Und ähnlich ungünstig, wie zu Lande, ist die strategische Lage zur See, in der Adria. Während die italienische Westküste durch das vorgelagerte Sardinien mit dem großen Kriegshafen von Santa Maddalena, der mit Palermo—Neapel und Genua—Spezzia ein strategisches Dreieck bildet, geschützt ist, ist dies in der Adria nicht der Fall. An der langen Küste von Chioggia bis Brindisi befindet sich nur ein einziger Flottenstützpunkt, Ancona. Die Adriabahn von Oberitalien nach Apulien läuft beständig an der Küste entlang und führt über zahllose Brücken der ins Meer mündenden Flüsse. Wird diese Linie durch Sprengung einer oder mehrerer dieser Brücken unterbrochen, dann müssen bis zu ihrer Herstellung alle Transporte von Apulien und Unteritalien ihren Weg über Rom nehmen. Von der buchten- und hafenreichen, durch vorgelagerte Inseln und das dalmatinische Küstengebirge geschützten dalmatinischen Küste lassen sich nun mit Leichtigkeit erfolgreiche Unternehmungen auf die ungeschützte Adrialinie ausführen. Anderseits ragt Istrien mit dem starken Kriegshafen von Pola, wie das Trentino zu Lande, zur See weit in das Adriatische Meer hinein und sperrt den Golf von Venedig. Eine gegen Dalmatien operierende italienische Flotte kann somit von Pola aus von der Seite gefaßt werden und umgekehrt.

Der gegenwärtige Krieg hat mit aller Deutlichkeit die Ungunst der strategischen Lage Italiens Oesterreich gegenüber erwiesen. Der überraschende Angriff der österreichischen Seestreitkräfte auf die adriatische Küste brachte die italienische Mobilmachung in Unordnung, verzögerte den Angriff Cadornas auf die damals nur schwach besetzten Stellungen der Oesterreicher und ermöglichte das rechtzeitige Eintreffen der Armeen Dankl und Boroevic aus Galizien. Die italienische Flotte erwies sich trotz ihrer starken Ueberlegenheit als vollkommen außerstande, die österreichische anzugreifen oder einen Angriff auf Dalmatien zu decken. Das italienische Heer gelangte aber trotz seiner ungeheuren Uebermacht nur bis an den Isonzo und bis vor Rovereto und Trient. Und als die österreichischen

Digitized by Google

Truppen, an Zahl den Italienern noch immer weit unterlegen, in Südtirol zum Angriff vorgingen, wurde Oberitalien gerade nur durch die russische Entlastungsoffensive vor einer Invasion bewahrt, die leicht zu einer Katastrophe der italienischen Armee hätte führen können.

2. Die strategische Grenzfrage in Südtirol ist nun im Irredentismus mit einer national-ethnographischen in der Adria verknüpft und durch sie kompliziert.

Während die Italiener Welschtirols ungetrennt und unvermischt mit fremden Elementen mit dem nationalen Volkskörper zusammenhängen, ist dies bei ihren Volksgenossen in den adriatischen Küstenländern nicht der Fall. Diese waren immer nur auf die Küstenstädte beschränkte venezianische handeltreibende Kolonisten auf slawischem Boden mit slawischem Hinterland, ähnlich wie die Schweden in Finnland. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunders fielen die in die Städte einwandernden kulturlosen Slawen meist dem Italienertum zu, und heute sind viele der dortigen „Unerlösten" italianisierte Slawen, wie im Trentino italianisierte Deutsche, was die von den Irredentisten vielgefeierten Namen Oberdank, Ulmann und Sigl (Sighele) beweisen.

Dieser Gewinn für das Italienertum hörte auf, als die Slawen zu eignem nationalem Bewußtsein erwachten. Sie wanderten, wie die Polen in Posen, zahlreicher denn früher in die Städte ein, behielten aber ihre Sprache bei und gaben ihnen — vermöge ihrer der proletarischen Klasse und den slawischen Nationen eignen Fruchtbarkeit, gegen die das den bürgerlichen und besitzenden Ständen angehörige Italienertum nicht aufkommen konnte — sehr bald ein slawisches Aussehen. In den Städten bildeten sie eine eigne Kultur aus: den Italienern an urwüchsiger Energie und an Fähigkeit der Sprachenerlernung in hohem Maße überlegen, verdrängten sie diese aus den bürgerlichen und staatlichen Berufen. Ihr ungebrochener, fanatischer Nationalismus übertraf den durch den Individualismus zersetzten italienischen bei weitem. Als die tatkräftigsten aller Slawen schufen sie eine ausgezeichnete nationale Organisation, in der jedermann seinen bestimmten Posten im nationalen Kampfe einnimmt. Ihr gegenüber ist das Italienertum in Dalmatien vollkommen unterlegen, in Istrien hält es sich mit Mühe, und in Triest ist es bedroht.

Aehnlich wie das Deutschtum in der Ostmark, könnte sich das Italienertum in den österreichischen Küstenlanden somit nur mit staatlicher Hilfe halten. Diese will ihm aber der österreichische Staat nicht gewähren, da abgesehen davon, daß sie eine Parteinahme gegen die Slawen bedeutete, er diese infolge ihrer Zweisprachigkeit als brauchbarer und bei ihrer Loyalität gegen die Monarchie als politisch zuverlässiger ansieht als die Italiener.

So ist die italienische Nationalität in den slawischen Gebieten Oesterreichs ohne Hilfe von außen dem langsamen Untergang geweiht. Der Italiener kann nun zwar zur Not in Malta die englische, in Nizza die französische und schließlich in Tirol auch die deutsche Nationalität annehmen, da er diese Völker wegen ihrer großen Vergangenheit und hohen Kultur hochschätzt, aber er kann niemals

Digitized by Google

Slowene, Kroate oder Serbe werden, ebensowenig wie ein Antisemit Jude. Als Angehöriger einer Nation, die zweimal die Welt beherrscht und ihr ihre Kultur gegeben hat, verachtet er das heraufgekommene, kaum der Barbarei entwachsene, infolge seiner unaussprechlichen Sprache ihm unverständliche Slawentum aufs tiefste. Dies erklärt, weshalb der Irredentismus eigentlich nur in den slawischen Gebieten zu Hause ist, während er in Malta, Korsika und Nizza so gut wie ganz fehlt und im Trentino und im Tessin nur in abgeschwächtem Maße existiert.

3. Zu diesen strategischen und nationalen Motiven des Irredentismus kommen schließlich in dritter Linie noch kommerzielle.

Während im Mittelmeer eine wirkliche Konkurrenz zwischen Marseille und Genua nicht besteht und jenes gegen dieses an Bedeutung zurückgeht, ist Triest die vielhundertjährige Rivalin von Venedig: schon vor 500 Jahren hatte es sich zum Schutz gegen die übermächtige Markusrepublik freiwillig unter österreichische Herrschaft begeben. Es hat heute Venedig bei weitem übertroffen und sich zum schärfsten Konkurrenten des gesamten, hauptsächlich nach der Levante gehenden italienischen Exporthandels der oberitalienischen Industrie herausgebildet. Seine Schiffahrt beherrscht die Adria. Mit dieser Konkurrenz will Italien sich nur so lange abfinden, als Triest eine italienische Stadt ist und die Vorteile des dortigen Handels den italienischen Volksgenossen, nicht aber dem verhaßten Slawentum zugute kommen.

Dieses sind die Tatsachen, in denen der Irredentismus seine reale Begründung findet. Schon heute glaubt man in Italien den Tag voraussehen zu können, da der letzte Italiener aus den österreichischen Küstenlanden verschwunden und die Adria, l'amarissimo Adriatico, einst die Braut Venedigs und das Meer seiner Herrlichkeit, aus einem italienischen ein slawischer See geworden ist.

Aus diesem Gegensatz zwischen Slawen- und Italienertum ergab sich mit logischer Folgerichtigkeit die Feindschaft des Irredentismus gegen die österreichische Balkanpolitik.

Ist Oesterreich der Erbfeind, der Italien an seiner offenen Grenze und seiner ungeschützten Küste bedroht, der das Italienertum in seinen Provinzen vernichtet und den italienischen Handel schädigt, dann durfte eine Vergrößerung der österreichisch-ungarischen Monarchie nach dem Balkan hin unter keinen Umständen geduldet werden: denn sie bedeutete an sich schon eine Verkleinerung Italiens und eine Verringerung der Möglichkeit, die unerlösten Provinzen wiederzugewinnen. Vor allem aber wollte man keine Vereinigung von Bosnien und Serbien mit den südslawischen Provinzen zulassen. Denn militärisch wären die österreichisch-ungarischen Slawen, mit ihren bosnisch-serbischen Brüdern verbunden, bei ihrer ausgezeichneten kriegerischen Begabung allein imstande, es vermöge des Vorteils der strategischen Lage mit der gesamten militärischen Macht Italiens aufzunehmen. Schon heute vermag die im wesentlichen aus Südslawen bestehende Armee des Kroaten Boroevic der Hauptmasse des italie-

Digitized by Google

nischen Heeres auf dem Karst siegreich Widerstand zu leisten. National würde das Südslawentum nach seiner Vereinigung unter habsburgischem Zepter bei seiner Bedeutung für die Monarchie in Wien noch mehr an Einfluß gewinnen und das Italienertum vollkommen seinem nationalen Hasse überlassen werden. Kommerziell aber ständen dem österreichischen Levantehandel außer dem Adria- und dem Donauweg nach einer Unterwerfung Serbiens auch der Landweg nach Saloniki offen, während der italienische auf eine Straße angewiesen bliebe.

Hinzu kommt ferner, daß das Südslawentum unter dem Einfluß des angeblich mit den hohen Hof- und Militärkreisen eng verbundenen katholischen Klerus steht, der das kirchenräuberische Italien haßt und die Herausgabe der zur Hauptstadt des Königreiches profanierten Ewigen Stadt an das Papsttum immer wieder fordert. Sogar in Rom war somit nach der Ansicht der Irredentisten Italien durch Oesterreich bedroht.

Aus diesen Zusammenhängen erklärt es sich, weshalb jedesmal, wenn Oesterreich auf dem Balkan einen Schritt vorwärts tat, der Irredentismus in Italien in Bewegung geriet und die Erbitterung der Irredentisten, als Oesterreich durch sein serbisches Ultimatum den angeblichen Versuch machte, Serbien direkt oder indirekt unter seine Herrschaft zu bringen, keine Grenzen mehr kannte.[1])

Der Irredentismus in der inneren Politik Italiens

Angesichts seiner traditionell-historischen Bedeutung und der von ihm vertretenen realpolitischen Interessen konnte es nicht ausbleiben, daß der Irredentismus ein wichtiger Faktor der inneren Politik Italiens wurde und daß gewisse Parteien seine Ideen und Ziele als Agitationsmittel für ihre Zwecke benutzten. Es sind dies die Republikaner, die Radikalen, die Sozialisten und die Nationalisten. Im Gegensatz zum Chauvinismus und Panslawismus war der Irredentismus somit zunächst ein destruktives Element des italienischen Staatslebens.

Die beiden ersten Gruppen, die Republikaner und die radikalen Demokraten, stehen unter dem Einfluß der lateinischen und republikanischen Idee. Ihre Tendenz ist die Gründung der Vereinigten Staaten der lateinischen Völker unter der republikanischen Staatsform und der demokratisch-radikalen-antiklerikalen Verfassung nach den großen Prinzipien von 1789, zur gemein-

[1]) In welche Maßlosigkeiten sie sich verstieg, dafür nur ein Beispiel. In seinem Buche „Der Wille Italiens" schreibt Fanciulli: „Wir fühlten kein Bedürfnis, dieses Oesterreich von heute kennen zu lernen. Wir begnügten uns damit, uns des Oesterreichs von gestern gut zu erinnern. Wir achteten auf Zeichen des gegenwärtigen nur, wenn diese uns sprechen ließen: es ist immer dasselbe. Wir bekennen ehrlich, daß, wenn Oesterreich sich geändert hätte, uns ein Mißfallen bereitet worden wäre. Uns hätte dann ein wichtiges Element der nationalen Seele gefehlt. Die Psyche der Völker wie der Individuen hat auch eine ungestüme Liebe zum Hasse. Wir lieben den Haß gegen Oesterreich: wir sind heute froh, ihn nicht nur schreien, sondern auch ohne irgendwelchen Schaden frei fühlen zu dürfen."

Digitized by Google

samen Beherrschung des Mittelmeeres unter der Führung der „ältesten lateinischen Schwester" Frankreich. Als größtes Hindernis zu diesem Ziele galt ihnen der Dreibund in Europa und die piemontesische Dynastie in Italien. Dreibund und Monarchie mußten deshalb beseitigt werden, und als Hauptmittel hierzu wählten sie den Irredentismus, zu dem sie sich auch grundsätzlich, als Demokraten auf dem Prinzip der Nationalität stehend, bekannten. Er sollte ihnen dazu dienen, die Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien gründlich zu vergiften, und auf die Monarchie, wenn sie sich aus Gründen allgemeiner Politik der irredentistischen Agitation widersetzte, den Makel antinationaler Gesinnung und der Servilität gegenüber den beiden Kaisermächten zu werfen.

Die Sozialisten verfochten im allgemeinen dieselben Ziele, waren aber als überzeugte Marxisten gegen die Anwendung kriegerischer Mittel. Nach einigem Schwanken erklärten sie sich als die einzigen unter den europäischen Sozialisten für die unbedingte Neutralität. Kurze Zeit darauf, im November 1914, wurde aber der Chefredakteur des „Avanti", Professor Mussolini, plötzlich zum Interventisten bekehrt. Durch ein Wunder erhielt er die Summe von 500000 Lire, mit der er den „Popolo d'Italia" gründete. In diesem treibt er seit zwanzig Monaten eine fanatische Agitation gegen die reaktionären Mächte und fordert beständig unter wilden Drohungen gegen die Monarchie und die Regierung den gemeinsamen Kampf an der Seite der Kulturnationen gegen die deutsche Barbarei. Seine politische Rechnung ist folgende: Man muß die italienische Regierung mit allen Mitteln in den Krieg stürzen: siegt dann Italien im Verein mit den von den Halbsozialisten Briand und Lloyd George geleiteten Westmächten, dann hat der revolutionäre Sozialismus das Verdienst, und die Früchte können nicht ausbleiben. Wird es geschlagen, dann ist die Monarchie und die bestehende Staatsordnung verloren und der sozialistischen Revolution Tür und Tor geöffnet. Seine Anhänger findet er unter der Teppa, dem anarchistischen Straßenpöbel der großen Städte, der sich in den geheimen Verbänden der Fasci überall mit englisch-französischem Geld organisierte und im Mai 1915 die konstitutionellen Gewalten unter Androhung von Dolchen und Bomben durch den Ruf „Guerra o Rivoluzione!" zur Kapitulation zwang.

Mit allen diesen Parteien stehen die Nationalisten prinzipiell im schärfsten Gegensatz. Ursprünglich reine Irredentisten, entwickelten sie sich über diese hinaus zum sog. Nationalismus und vertraten den Grundsatz, jederzeit die großen, wahren und dauernden Interessen der italienischen Nation rücksichtslos über alles zu setzen.

Von einer Anzahl junger, energischer und begabter Schriftsteller und Redner geführt, gewannen sie im Laufe weniger Jahre auf die öffentliche Meinung des Landes einen Einfluß, der weit über ihre Zahl und über ihre Stellung im Parlament hinausging. Wie die Republikaner in Mazzini, die Demokraten und Radikalen in Garibaldi, so sahen sie in dem vom Irredentisten zum dreibundfreundlichsten Staatsmann Italiens verwandelten Francesco Crispi ihren geistigen Vater. Sie gingen zwar vom Irredentismus aus, aber indem sie ihn ver-

Digitized by Google

breiteten und auf Nizza, Korsika, Malta und Tunis ausdehnten, verflachten sie ihn nach der österreichischen Seite hin. Sie erinnerten sich, daß in Neuyork mehr Italiener lebten als in Rom und Mailand, und daß in Argentinien die Zahl der dort ansässigen italienischen Volksgenossen mehr als doppelt so stark war wie in den unerlösten Provinzen. Sie hatten die richtige Erkenntnis, daß die Großmacht Italien ihre Politik aufbauen müsse auf den Interessen der 35 Millionen Reichsitaliener und der 5 Millionen in fremden Ländern unter traurigen Verhältnissen lebenden Emigranten und nicht auf denen von $^3/_4$ Millionen Unerlöster. Sie verlangten deshalb eine tatkräftige und zielbewußte Mittelmeer-, Kolonial- und Auswandererpolitik. Sie waren die schärfsten Agitatoren für das Tripolisunternehmen und die eifrigsten publizistischen Verfechter der italienischen Machtansprüche gegen England und Frankreich. Wie ihre auswärtige Politik, so brachten sie auch ihre Theorien über die innere in Gegensatz zu den Westmächten. Sie bekämpften die republikanische und die ebenso ethnographisch wie historisch verfehlte lateinische Idee. Sie traten nach Crispis Ausspruch: „La monarchia ci ha unito, la repubblica ci dividerebbe" für ein starkes Königtum ein und forderten eine rein reale italienische Interessenpolitik nach Bismarckischem Muster. Sie höhnten in gleicher Weise über die zu Phrasen gewordenen Ideen von 1789 der „demokratisch-radikalen Utilitarier" wie über den englischen Parlamentarismus der „liberalen Opportunisten" und näherten sich der katholischen Kirche, deren ideale Lebensauffassung und Disziplin sie als Fundament des Staates hochschätzten. Ihr Ideal war ein Staatswesen nach dem Vorbilde des deutschen: ein Staat, monarchisch-aristokratisch geleitet, mit einer starken Armee und einem starken Beamtentum, ein Staat der Disziplin, der Pflicht, der Aufopferung, des Idealismus. Sie verwarfen den Klassenkampf der Sozialisten und erklärten die italienische Nation für „die große Proletarierin", die nur im Kampfe mit den „kapitalistischen Rentnerstaaten" zu einer wesentlichen Erhöhung ihres Nationalvermögens, von der auch der Einzelne einen merklichen Vorteil hätte, gelangen könne. So setzten sie an Stelle des Kampfes der armen und reichen Klassen den der armen und reichen Nationen, und an Stelle der Streiks, Demonstrationen und Volksreden die Politik der Tat, den Krieg („la guerra guerreggiata"), den sie zur Stählung des weichen und individualistischen Charakters der Nation für eine politisch-moralische Notwendigkeit ansahen. Von diesem Gesichtspunkt aus verfochten sie die Theorie la guerra per la guerra. Als die große europäische Krisis eintrat, forderten sie ein tapferes und entschlossenes Festhalten an der Treue der Verträge und den Kampf an der Seite der Verbündeten. Drei ihrer Führer gaben damals folgende Erklärungen ab: „Die Nationalisten," sagte der Abgeordnete Federzoni, „können und wollen die konkreten Notwendigkeiten der italienischen Politik nicht einer abstrakten Wertung nach festgelegten Schemen, die idealen Traditionen entsprechen, die aber nichts mit dem wahren Nutzen des Landes zu tun haben, unterordnen." Forges Davanzati verteidigte den österreichischen Standpunkt: „Die Presse verliert die Zeit mit der Prüfung

Digitized by Google

der Präzedenzien und der Art, in der Oesterreich sein Ultimatum an Serbien geschickt hat. Diese Prüfung ist vollkommen nutzlos: sie trägt die Diskussion nicht nur auf ein falsches Terrain, sondern ist auch unendlich schädlich, da sie jenen österreichfeindlichen Sentimentalismus nährt, der das schwerste Hindernis für die Verbreitung einer klaren und genauen Kenntnis der italienischen Interessen im Lande ist." Und der später so dreibundfeindliche Pantaleoni erklärte sich damals gegen England-Frankreich: „Man lebt nicht, und die Nationen weniger denn je, nur vom Brot, sondern auch von der Ehre. Nun haben wir Verpflichtungen mit andern Ländern, und die müssen um jeden Preis aufrechterhalten werden. Das jetzt eroberte Libyen bildet keinen Stachel im Auge Deutschlands mehr, wohl aber in dem eines andern. Wir wollen nicht am Fenster bleiben und schimpflich nach dem Siege derjenigen verjagt werden, die leichten Ruhm auf unsre Kosten bei mehreren kurz zurückliegenden Gelegenheiten suchten." Aber sie wurden von der Regierung abgewiesen und gerieten dadurch als geborene Aktionspartei in eine Krisis. Untätig konnten sie nicht bleiben: Italien brauchte den Krieg, und es durfte aus der europäischen Katastrophe nicht anders als in seiner Macht innerlich und äußerlich verstärkt hervorgehen. Aus Gründen opportunistischer Parteipolitik wandten sie sich gegen die Zentralmächte. Ihre erbittertsten Feinde, die radikalen und demokratischen Parteien, entfalteten die Fahne des Irredentismus und drohten sie durch ihren Erfolg aus der Stellung, die sie bisher in der öffentlichen Meinung des Landes hatten, zu drängen. Um ihre Position zu retten, suchten sie die Hetze ihrer Gegner durch Intensität und durch die Ausdehnung ihres Programms zu überbieten. Sie blieben bei ihrer Bewunderung für Deutschland und verteidigten als einzige in den feindlichen Ländern die Person des Kaisers. Aber gerade weil das deutsche Volk so tüchtig, so opfermutig, so diszipliniert und so gut geleitet sei, so sagten sie jetzt, sei es für die Freiheit der übrigen Nationen eine Gefahr geworden. Durch ihre Haltung gerieten sie aber in Gegensatz zu den neutralistischen Klerikalen, denen sie ihre wenigen Sitze im Parlament verdankten. In der doppelten Gefahr, durch die Demokraten ihre Stellung in der öffentlichen Meinung und durch die Klerikalen ihre parlamentarische Existenz zu verlieren, nahm ihre Agitation für den Krieg um ihrer Selbsterhaltung willen geradezu delirierende Formen an. Mit allen Parteien zerfallen, verbanden sie sich (wie Mussolini mit den Teppisten) mit den Anarchisten der Kunst, den Futuristen, und hoben den von ihnen früher so viel verspotteten Gabriele d'Annunzio auf den Schild. So bewiesen sie durch ihre Haltung das, was sie eigentlich waren: ein ästhetisch-politischer Nietzscheanismus, der zum Vater den Irredentismus und zur Mutter die Doktrin hatte: eine unreife und kindische Bewegung ohne inneren Halt und klare Ziele, die von den Sozialisten den Dogmatismus, von den Radikalen den kriegerisch gewandten Utopismus, von den Giolittianern den Opportunismus, von den Teppisten die Methoden des Kampfes und von den Futuristen den Größenwahn übernommen hatte.

Digitized by Google

Der Irredentismus und der Dreibund

Infolge einer eigentümlichen Verknüpfung der Tatsachen hat gerade der Irredentismus den ersten Anstoß zum Eintritt Italiens in das Bündnis der Zentralmächte gegeben. Nach der Okkupation Bosniens durch Oesterreich von neuem heftig entbrannt, war die Bewegung für Italien selbst eine Gefahr geworden. Die österreichische Regierung glaubte im Jahre 1880 dem Treiben der Irredenta nicht länger ruhig zusehen zu dürfen und rüstete in Südtirol zum Präventivkrieg gegen den unruhigen Nachbarn. Damals schrieb der frühere österreichische Militärattaché in Rom, Haymerle, der Bruder des österreichischen Botschafters am Quirinal, die aufsehenerregende Broschüre: „Res Italicae", die mit der Drohung endete: „Buben, entweder seid ihr ruhig oder ihr bekommt Schläge." Angesichts dieser Gefahr mußte selbst der franzosenfreundliche und irredentistische Ministerpräsident Cairoli seine Freundschaft zu Oesterreich beteuern und seine politischen Freunde desavouieren. „Die Freundschaft Italiens zu Oesterreich wird nicht durch ohnmächtige Deklamationen derjenigen getrübt werden, die durch Träume törichter Unternehmungen die Früchte hundertjähriger Opfer gefährden," so erklärte er damals. Zu gleicher Zeit war Italien durch den großen „Unerlösten" der katholischen Welt, den Gefangenen des Vatikan, in seiner eignen Hauptstadt bedroht. Entgegen der sicheren von den italienischen Staatsmännern gehegten Hoffnung hatte Leo XIII. die Politik seiner Vorgänger fortgesetzt und die Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papsttums zum Hauptpunkte seines politischen Programms gemacht. Während die Kurie mit allen Mächten Frieden schloß, erging sie sich über Italien in bitteren Klagen, die auf sämtlichen Katholikentagen einen Widerhall fanden. Auch Bismarck, über die italienische Politik verstimmt, drohte damals die Unterstützung des Papstes im Kulturkampf durch die Anerkennung seiner weltlichen Ansprüche auf Kosten Italiens zu erkaufen. Der Rückhalt, den Italien bisher an Frankreich gehabt hatte, war seit den französischen Niederlagen von 1870/71 verloren gegangen: die französische Republik sah in Italien den künftigen Rivalen im Mittelmeer, und die mächtige klerikale Partei haßte es als Räuber des Kirchenstaates. Im Jahre 1881 erfolgte die Okkupation von Tunis: sie war für die Interessen Italiens im Mittelmeer ein schwerer Schlag und erregte durch die hinterlistige Weise, in der sie sich vollzogen, die öffentliche Meinung in Italien aufs heftigste. Im Lande selbst aber war die Monarchie durch die Agitation der von Frankreich unterstützten, mit den Irredentisten verbundenen Republikanern gefährdet. Man erkannte, wohin die durch die Irredenta verursachte Isolierung Italiens führte: seine Sicherheit und Integrität an der nordöstlichen Grenze, seine Hauptstadt, seine Monarchie und Einheit und seine internationale Stellung waren in Gefahr geraten.

In diesen inneren und äußeren, durch den Irredentismus verursachten Nöten suchte Italien Schutz in dem Bunde mit den Zentralmächten. Der Dreibund bot Italien zu viel, als daß es bis zum Jahre 1914 je einem verantwortlichen italie-

Digitized by Google

nischen Staatsmann, gleichviel welcher Richtung, eingefallen wäre, an seinem Bestande zu rütteln. Er ist in der Zeit seines Bestehens sechsmal erneuert worden, immer unverändert und zu für Italien gleichen Bedingungen, obwohl die Position Italiens sich seit 1882 militärisch wie finanziell nach innen und nach außen gewaltig gehoben hatte. Im Parlament hat er stets eine überwältigende Mehrheit gefunden, obwohl seine hegemoniale Stellung in Europa erst durch das französisch-russische Bündnis, dann durch das Zustandekommen der Entente beseitigt und Italiens Lage durch den englisch-deutschen Gegensatz am meisten gefährdet worden war. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die von der der Zentralmächte grundverschiedene italienische Bevölkerung für ihre nordischen Bundesgenossen eine besondere Begeisterung gehabt und die italienische Nation, die ihre Einigung im Kampfe mit Oesterreich und mit Unterstützung Frankreichs errungen hatte, aus dem Bunde eine Herzenssache gemacht hätte. Aber alle Verstimmungen, wie die nach Algeciras, nach der bosnischen Annexion und dem tripolitanischen Ueberfall auf die Türkei, wurden verhältnismäßig rasch überwunden, und vor dem Ausbruche des Weltkrieges war das Verhältnis der drei Staaten, das eben während des Tripolis- und Balkankrieges seine Feuerprobe bestanden hatte, enger und der Gegensatz Italiens gegen die Entente stärker denn je zuvor.

Der organische Fehler des Dreibundes war und blieb der Irredentismus, und die Tatsache, daß es den Regierungen während seiner 32jährigen Dauer nicht gelungen war, dieses Gift aus seinem Körper zu beseitigen, wurde ihm schließlich zum Verhängnis.

Zwar hat man es in Italien an offiziellen Verdammungsurteilen nicht fehlen lassen, und es gibt kaum einen italienischen Minister, der ihn nicht mehr oder weniger scharf verurteilt hätte. Vielleicht sein entschiedenster Gegner war Sidney Sonnino, der in seinen Aussprüchen die Sinnlosigkeit des Irredentismus am treffendsten gekennzeichnet hat. Aber selbst frankophile Minister wandten sich gegen ihn. Der Ministerpräsident Depretis erklärte den Irredentisten: „Wir haben eine Italia Irredenta, nämlich hinsichtlich der Fortschritte der Landwirtschaft und der Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen und der Lösung der sozialen Frage." Und der Minister Mancini fuhr die Irredentisten in folgender Weise an: „Darum, weil in Oesterreich einige Gebietsteile italienisch sind, sollen wir sie von Oesterreich verlangen? Ja, dann müßten wir mit Frankreich und England wegen Nizza, Korsika, Malta ganz dasselbe tun. Deutschland müßte von Oesterreich und Rußland deren deutsche Provinzen fordern und ganz Europa würde in einen entsetzlichen Krieg hineingezogen. An die Möglichkeit solchen Aberwitzes glauben die Bannerträger der Irredenta selber nicht. Nein, ich will die harte Wahrheit aussprechen: Was Sie wollen, ist nicht Triest und Trient, sondern der Untergang der Monarchie, dieser Einrichtung, an der die Nation mit ihrem Herzblut hängt. Diese unverschämten Anschläge einer frechen und verschwindenden Minderheit finden im Ausland die gebührende Würdigung." Am schärfsten griff Crispi in seiner

Digitized by Google

am 8. Oktober 1889 zu Florenz gehaltenen Rede die Irredentisten an: „Seit einiger Zeit sucht eine gefährliche Richtung mit verführerischen Worten den Sinn der Bevölkerung zu betören: jene Richtung, die nach der Befreiung der dem Königreiche nicht vereinigten italienischen Gebiete schreit. Unsre Gegner suchen einen Stoff für ihre Agitation, der zwar edelmütige, aber schwache und unüberlegte Köpfe in leidenschaftliche Erregung versetzen kann, und sie haben ihn gefunden. Aeußerlich umgeben mit der warmen Poesie des Vaterlandes, ist der Irredentismus nichtsdestoweniger der schädlichste aller Irrtümer Italiens."

So heftig alle diese Worte klingen, in Wirklichkeit konnte und wollte die italienische Regierung den Irredentismus nicht vernichten. Im Grunde beschränkte sie sich darauf, ihn an die Kette zu legen, ihm gelegentlich durch Verbot seiner Publikationen das Maul zu stopfen oder ihm durch Auflösung eines seiner Vereine einen seiner Giftzähne zu ziehen. Sie bekämpfte weniger den Irredentismus als die Parteien, die ihn vertraten und für ihre Zwecke ausnutzten: sie wendete sich weniger gegen seine Existenz als gegen seine Taktik, die die Beziehungen Italiens zu seinen Verbündeten kompromittierte. Sie konnte ihn nicht vernichten, weil der Irredentismus als Ausläufer des Risorgimento mit seinem Prinzip der Nationalität und der Einheit das Prinzip vertrat, das die piemontesische Dynastie auf dem Throne Italiens legitimierte und auf dem der italienische Staat selbst beruhte. Und sie wollte ihn nicht beseitigen, weil sie ihn bei Gelegenheit als diplomatisches Pressionsmittel zu verwenden gedachte. Denn die Regierung hatte selber einen Teil der irredentistischen Forderungen in ihr politisches Programm aufgenommen: die Erlangung der strategischen Grenze, durch Erwerbung von Welschtirol und des linken Isonzo-Ufers, und zweitens die kulturell-nationale Sicherung der unter Oesterreich verbleibenden Italiener gegenüber dem Slawentum durch bestimmte Garantien. Ihre Politik war die, die Frage des Irredentismus von der Piazza in das Kabinett zu verlegen und sie zu einer Angelegenheit der Diplomatie zu machen. In beiden Forderungen hatte die Regierung die ganze Nation hinter sich. Die Durchsetzung der ersten galt ihr als unerläßlich für die wirkliche Sicherheit und Unabhängigkeit der italienischen Großmacht von Oesterreich und als Vorbedingung für die Durchführung einer großen Mittelmeerpolitik. Ohne die Erlangung der strategischen Grenze wäre das künftige italienische Mittelmeerreich von der Gnade Oesterreichs abhängig gewesen. Die zweite Forderung hielt sie zur Erhaltung des durch die Slawisierung bedrohten nationalen Gleichgewichts in der Adria für notwendig. Indem man sich offiziell aufs entschiedenste gegen den Irredentismus wandte, wollte man das Vertrauen der österreichischen Regierung gewinnen; indem man ihn leben ließ, suchte man durch ihn auf sie eine Pression auszuüben: im Falle eines Vorgehens Oesterreichs auf dem Balkan gedachte man dann, rechtlich auf den § 7 des Dreibundsvertrages gestützt, die irredentistische Frage, soweit dies, ohne die Lebensinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verletzen, möglich war, mit den Mitteln der Diplomatie als eine Frage von sekundärer Bedeutung

Digitized by Google

bei Gelegenheit friedlich innerhalb des Dreibundes zu lösen und damit, mit dem Hausschlüssel an der nordöstlichen Grenze in der Tasche, für das Mittelmeer frei zu werden. Die Hoffnung, mit Oesterreich auf friedlichem Wege durch diplomatische Mittel zum Ausgleich zu kommen, wurde durch einen Ausspruch Kaiser Franz Josephs aufrechterhalten. Im Jahre 1875 hatte dieser nach einem Berichte der gut unterrichteten „Perseveranza" zu Viktor Emanuel gesagt: „Ich gebe gern zu, daß Sie nach einer Grenzberichtigung streben können. Natürlich spreche ich nicht von Triest — dies ist nicht bloß eine österreichische, sondern auch deutsche Frage. Aber ich denke an einen andern Punkt (d. h. Trient), den Sie vielleicht brauchen können, und der Augenblick kann kommen, wo Oesterreich-Ungarn Ihnen denselben in aller Freundschaft abtreten kann, falls nämlich gewisse Umstände uns anderswo eine Erweiterung unsrer Machtsphäre gestatten werden."

Schon im Jahre 1877 suchte Crispi bei seinen Verhandlungen mit Bismarck in Gastein gegen Anerkennung der Okkupation Bosniens die strategische Grenze zu erlangen, und er beabsichtigte vor seinem Sturz im Jahre 1890 diese Forderung als Bedingung für die Verlängerung des Dreibundes zu stellen. Im Jahre 1908 verlangte Tittoni das Trentino als Kompensation für die Annexion Bosniens, und im Juli und August 1914 wiederholte San Giuliano diese Forderung als Gegenleistung Oesterreichs für die ihm von Italien zu gewährende Aktionsfreiheit gegen Serbien.

Jedesmal aber stieß man auf den entschiedenen Widerstand Oesterreichs. Es konnte mit gutem Gewissen sagen, daß ihm alle Expansionspläne nach der italienischen und balkanischen Seite hin fern lagen: es war zufrieden, wenn es von beiden Seiten her in Ruhe gelassen wurde. Es hatte sich mit dem Verluste der italienischen Provinzen merkwürdig rasch abgefunden: schon im Jahre 1869 suchte Beust das Bündnis Italiens und wollte ihm dafür Rom überlassen. Oesterreich-Ungarn war die erste katholische Macht, die Italien in seiner Hauptstadt Rom anerkannte. Im Jahre 1875 besuchte Kaiser Franz Joseph den König Viktor Emanuel in Venedig, das noch vor wenigen Jahren ein Juwel seiner Krone gewesen war. In seiner Kolonial- und Mittelmeerpolitik hat Italien stets die Rückendeckung durch Oesterreich erhalten. Schon im Jahre 1890 konnte Graf Nigra mit vollem Recht an Crispi schreiben: „Ich hoffe, daß Sie Oesterreich-Ungarn die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. In jeder Frage, die bisher auftauchte, blieb der Beistand Oesterreich-Ungarns nie aus und er war oftmals bereitwilliger und reichlicher als der Deutschlands." In Wien konnte man darauf hinweisen, daß der Dreibund Italien nicht weniger Vorteile bot als Oesterreich, und daß dieses deshalb keine Veranlassung hatte, auf dem Altar der Freundschaft ein Gebiet zu opfern, das es zu seiner Verteidigung für notwendig hielt. Denn nicht Oesterreich bedrohte Italien, sondern die Irredenta Oesterreich, und das in naher Entfernung von der italienischen Grenze gelegene Triest, das merkantile Herz der Monarchie, auf das diese weniger denn Italien auf Rom verzichten konnte, ließ sich nur von Trient aus mit voller Sicherheit ver-

Digitized by Google

teidigen. Vom Gesichtspunkt der strategischen Sicherheit aus, so sagte man von österreichischer Seite, könne die Monarchie mit eben demselben Recht das alte Festungsviereck fordern, wie Italien das Trentino. Begründe aber Italien seinen Anspruch mit dem Nationalitätsprinzip, so müsse man mit dem Grafen Andrássy darauf erwidern: man macht keine praktische Politik auf Grund der Grammatik und der Ethnologie: Oesterreich-Ungarn kann niemals dieses Prinzip anerkennen, es sei denn auf die Gefahr hin, unter seinen Völkern eine zentrifugale Bewegung hervorzurufen und sich selbst aufzulösen. Dies Prinzip, allgemein und bis in alle Einzelheiten angewandt, würde die gegenwärtige, unter so vielen Schmerzen gebildete Ordnung Europas auflösen und dieses in ein Chaos stürzen. Und ähnlich antwortete man in Wien auf die italienischen Vorstellungen betreffs der administrativen und polizeilichen Maßregeln gegen die Italiener: die Slawenpolitik Taaffes, die Universitätsfrage, die Dekrete Hohenlohes usw. Man wies von italienischer Seite darauf hin, daß dieses Vorgehen Oesterreich nichts nütze und nur das Resultat habe, der irredentistischen Agitation in Italien zum Schaden der italienischen Regierung neue Nahrung zuzuführen. Zweifellos vergaß man in Oesterreich, daß der Irredentismus bei der italienischen akademischen Jugend dieselbe Stelle einnimmt wie bei der deutschen der Alkohol, und daß man viele der mit südlicher Lebhaftigkeit ausgeführten Demonstrationen ruhig mit dem humorvollen Ausspruche Pius' IX. abtun konnte, der, als er aufgefordert wurde, die jugendlichen Teilnehmer einer gegen ihn gerichteten Demonstration zu bestrafen, begütigend antwortete: mi pare che questo sia affare di papà e non di Papa (mir scheint, dies ist Sache des Papa und nicht des Papstes). In Oesterreich aber wurden diese Demonstrationen als Störung der öffentlichen Ordnung und die fortwährenden Klagen der italienischen Regierung als unbefugte Einmischung einer fremden Macht in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates angesehen: man wies darauf hin, daß die Straße für den Verkehr und nicht, wie in Italien, für die Demonstrationen da sei, und daß die italienische Regierung an der Unterdrückung der gegen die Dynastie und den Dreibund gerichteten irredentistischen Agitation zum wenigsten ebensoviel Interesse habe wie die österreichische.

Es waren Diskussionen, die in den Zeiten des Friedens zu Recht bestanden: nach dem Ausbruche des großen Weltbrandes, der an Stelle der Rechte, Prinzipien und Paragraphen die Waffen und die Macht setzte, mußte die irredentistische Frage einzig und allein von dem rein politischen Standpunkt der Opportunität, und zwar unter allen Umständen und sofort gelöst werden. Dies hätte der gefährlichen Agitation des Irredentismus von vornherein den Boden entzogen: Oesterreich wäre für den slawischen Nordosten und Italien für das Mittelmeer frei geworden.

Wenn diese sofortige Lösung zum Schaden beider Staaten unterblieb, so trägt der Irredentismus die Hauptschuld. Die unsinnige Maßlosigkeit seiner Forderungen und die provozierende Arroganz, mit der sie gestellt wurden, mußten Oesterreich zu der Ansicht veranlassen, daß jede Nachgiebigkeit ein poli-

Digitized by Google

tischer Fehler sei und jedes Zugeständnis nur einen Anreiz zu neuen Begehrlichkeiten bedeute. Gegen diese Gefahr konnte die italienische Regierung angesichts der von ihr selbst geschürten Erregung im Lande keine volle Garantie bieten. Von der immer heftiger werdenden irredentistischen, mit der frankophilen-antimonarchisch-revolutionären verbundenen Agitation im Innern, von außen aber durch die Flotte Englands und das Gespenst eines großserbischen auf das panslawistische Rußland gestützten Reiches bedroht, ging Italien in den Kampf gegen Oesterreich, der im Grunde ein Präventivkrieg gegen das Südslawentum ist. Wie das Zarentum, so war die italienische Monarchie genötigt, die innere Bewegung nach außen abzulenken: sie übernahm das volle Programm des Irredentismus in seiner imperialistischen Ausdehnung auf die Adria und die Levante und begann die Politik der Sacre Memorie und der Aspirazioni Nazionali, des Sacro Egoismo und des Rigido Moralismo zur Vollendung der innern und äußern Einheit der Nation. Sie gab die Kraft zu ihrem unerwarteten Widerstande, stellte aber das Land vor ein dreifaches Dilemma, das einer der klarsehenden italienischen Diplomaten seinem Vaterlande im Falle eines Bruches der österreichischen Allianz vorausgesagt hatte. In seinem obenerwähnten Brief schrieb Graf Nigra an Crispi:

„Wenn die österreichisch-italienische Allianz in Italien nicht populär ist, so beweist dies, daß unser armes Land noch nicht genug im Elend war, und daß es noch andre, und zwar weit unheilvollere und demütigendere Lehren nötig hat. Man trenne sich von der gegenwärtigen Allianz und man wird sie erhalten. Italien hat eine dreifache Wahl:

Entweder: die gegenwärtige Allianz mit allen ihren Lasten, aber mit der Sicherheit.

Oder: auf die Knie vor Frankreich.

Oder: ein großes Belgien ohne Industrie.

Und es ist noch nicht ganz sicher, daß nicht das große Belgien durch Teilungen und Amputationen ein kleines wird.

Glauben Sie mir, Herr Präsident."

Der Sinn des Leidens

Von

Reinhold Seeberg

I.

Unser ganzes Leben über begleitet uns das Leiden. Es scheint bisweilen verschwunden zu sein, aber es ist alsbald wieder da. Es kann leise und still heranschleichen, und es kann uns laut und mächtig überfallen. Es kann eine Allerweltsmaske tragen, und es kann uns mit ganz individuellen Zügen anschauen. Es kann sich an uns festsaugen wie ein Blutegel, und es kann bloß

Digitized by Google

stechen und kitzeln wie eine Mücke. Aber so sehr wir alle von klein auf das Leiden kennen, so wenig gewöhnen wir uns daran. Jedes Lebensalter hat sein Leid und jeder Beruf hat sein Leiden, aber auch jedes Menschenkind hat sein besonderes Leiden. Und doch tut das Leiden immer gleich weh. Man spürt es immer. Es treibt uns fort aus uns selbst und hält uns wieder fest in uns selbst. Wir wissen dies aus tausendfacher Erfahrung, und doch springen wir auf, wenn es auf uns eindringt, um alsbald ohnmächtig zurückzusinken.

Man denkt zunächst an körperliche Schmerzen, wenn von Leiden die Rede geht. Aber das, was eigentlich das Leiden ausmacht, ist nicht leiblich. Es dringt weit tiefer ein in uns, und es berührt uns im innersten eigensten Wesen. Der Unterschied des sinnlichen Schmerzes von dem Leiden ist so groß, daß man wohl eine Weile über solche Schmerzen haben kann, ohne wirklich zu leiden, und daß man, umgekehrt, ziemlich lange tiefstes Leiden in sich tragen kann, ohne darum körperlich geschädigt zu werden.

II.

Was ist es denn eigentlich mit dem Sitz des Leidens? Das Leiden ist ein seelischer Zustand, der uns aufgezwungen ist. Leiden ist immer Zwang und dadurch eine Verrenkung und Verbiegung unsers inneren Lebens. Was wir nicht in uns eindringen lassen wollen, das dringt trotz allem Sträuben in uns herein. Und was wir in uns hereinziehen wollen, bleibt draußen vor der Tür liegen und kommt trotz allem Streben nicht in uns herein. Und dadurch entsteht in der Seele dieser Zustand eines ungestillten Hungergefühls, das eins ist mit ekler Uebersättigung.

In zwei großen Strömungen vollzieht sich das Leben unsrer Seele. Von außen drängt die Welt in sie herein und von innen drängt sie in die Welt hinein. Und diesem wie jenem entspricht etwas Dauerndes, ein Zustand in der Seele. Die Seele fühlt die Berührung mit der Außenwelt entweder mit Lust und Befriedigung oder mit Unlust und Mißbehagen. Und je nachdem, was hiervon mit der einen oder der andern Bewegung sich verbindet, wird diese von der Seele gewollt oder nicht gewollt.

Mancherlei strömt in unendlich reicher Abwechslung aus der Umwelt in uns herein. Aber viel davon tut weh und drückt, und der Wille erhebt sich daher, sobald es sich wieder naht, von seinem Lager, um ihm den Zutritt zu verwehren. Wenn er aber niedergeschlagen wurde und die Tür der Seele gewaltsam aufgerissen wird und das Drückende und Peinigende in die Seele hereindringt, dann entsteht wieder in ihr das Leiden. Das Leiden ist das Eindringen des Nichtgewollten. Und wiederum lebt in uns der heiße Trieb, aus uns herauszutreten, um Teile der Umwelt in uns hereinzuziehen, sie zu besitzen und zu genießen oder auch uns selbst in solche Teile hineinzuschieben und uns mit ihnen zu verbinden, so daß sie unser und eins mit uns werden. Dieser Trieb setzt die ganze Seele in heiße, drängende Bewegung, denn sie erwartet Lust von der Vereinigung mit der Umwelt. Und da nun senkt sich etwas

Digitized by Google

nieder vor der drängenden, sehnenden Seele und läßt nicht heraus den Willen, der das andre, was nicht er selbst ist, ergreifen und gestalten möchte. Jetzt wallt und wogt der Wille wie die erregte Flut, die den Damm durchbrechen will. Aber der Drang in ihm kommt nicht zur Entladung, die Spannung nicht zur Entspannung, die Erregung nicht zur Ruhe. Und dieser Zustand quälender Spannung des Willens ist wieder das Leiden. Das Leiden ist das Nicht-erreichen des Gewollten.

III.

Das sind die beiden Grundformen, auf die jedes Leiden zurückgeführt werden kann. Die Seele bekommt einen Inhalt, den sie nicht will, und sie bekommt den Inhalt nicht, den sie will. Sie wird übersättigt damit, was sie mit aller Kraft von sich weist, und sie leidet Hunger an dem, was sie mit aller Kraft ersehnt. Sie hat zuviel von dem, was ihr widerstrebt, und zu wenig davon, was sie erstrebt.

Aber der Wille ist die Seele selbst, er ist ihr eigentlicher Kern, die sie bewegende Kraft, die ihr die Richtung und die Beziehung zu allem gibt. Der Wille ist es, von dem das Leiden ausgeht. Die Bewegung des Lebens selbst in uns wird gehemmt und gebrochen. Es ist nicht nur ein Glied an uns oder ein Teil von uns, den die Schläge treffen und der Schmerz durchwühlt. Wir selbst sind es, die niedergeschlagen werden, unser Leben wird geknickt, unser Ich wird in Ketten geschlagen.

Das ist die bittere Not des Leidens. Wir erliegen der Welt. Wir haben das naive Bewußtsein, daß sie für uns da ist, aber sie wird nicht unser. Wenn wir sie nicht wollen, so überrennt und durchflutet sie uns, und wenn wir sie wollen, so flieht und entzieht sie sich uns. Und statt der Lust, die wir wollen, erhalten wir die Unlust, daß wir bekommen, was wir nicht wollen, und nicht bekommen, was wir wollen. Es ist der Ekel am nichtgewollten Zuviel und es ist der Hunger an dem Zuwenig des Gewollten. Es ist der Wille, der zu schwach ist, um abzuwehren das Fremde, und zu stark, um die Erregung nach dem Seinen zu verlieren. Nach der Seite unsrer Empfänglichkeit werden wir vergewaltigt und nach der Seite unsrer Tätigkeit werden wir erregt, aber unfruchtbar erregt. Das ist das Leiden. Es ist der verwundete und fieberhaft bewegte Wille, es ist die übersättigte und verhungernde Seele, es ist das von der Umwelt betrogene und mißhandelte Ich.

Es bedarf kaum der Beispiele, um das zu erklären. Uns alle berührt unsre Umwelt, denn sie ist ja unsre Umwelt. Es hilft uns nichts, wenn wir sie stolz ignorieren. Wir brauchen sie und sie verbraucht uns. Das läßt sich nun einmal nicht ändern. Und nun strömt statt des Reinen, Großen und Guten, auf das unsre Seele angelegt ist, in breitem Strom die Schlammwelle des Unsauberen, Gemeinen, Kleinen, Nichtigen und Bösen in uns herein. Mit plumper, harter Faust greift die wirkliche Welt schon an das junge Herz und befleckt es und verbiegt es. Wohl steht der Wille auf, die Tür zu schließen. Er kann nicht,

Digitized by Google

und er wird beiseite geschoben und will schließlich selbst, was doch die Seele erniedrigt. Das ist das bittere Leid so vieler, immer angefüllt zu werden und doch leer zu bleiben, immer Neues zu empfangen und doch unbefriedigt zu sein, immer übersättigt, elend zu verhungern.

Doch nun das andre. Große Sehnsucht erfüllt das junge Herz. Und in allen Pulsen hämmert derselbe Rhythmus, es geht um das Glück. Der Wille reckt sich empor und die Hand streckt sich aus nach mancherlei Gütern und Idealen. Es ist die Liebe, von der man es erhofft, es ist die Gesundheit des Leibes, es ist die Güte der Menschen, es ist die höchste Bildung, es ist vielleicht auch nur eine gesicherte Lebensstellung. Und immer kommt etwas dazwischen, wie man wohl sagt. Jetzt ergriffen, entgleitet das Gewollte der Hand. Das Unglück tritt an die Stelle des Glückes, und das arme Herz, das zum Zerspringen voll ist und fast bersten will vor Sehnsucht, bekommt nicht, was es braucht, und kann sich nicht ausrecken und ausdehnen, wie es doch möchte.

Es ist das Herz, das leidet mit seinem Willen. Das gilt auch dann, wenn es körperliche Dinge sind, die uns drücken. Dort kommen Krankheit und Schmerzen und machen alle Lebensfreude zunichte. Und hier ist es die körperliche Schwäche oder die eigene unschöne und plumpe Art, die sich wie ein eiserner Riegel vor die Verwirklichung des Strebens und der Sehnsucht schieben.

IV.

Wer wird es leugnen, daß die Welt voller Leiden ist? Aber je tiefer uns diese Erkenntnis ergreift, desto weher senkt sich die Frage in die Seele nach dem Sinn des Leidens. Ist denn nicht alles in der Welt von Gott aufeinander angelegt worden, wie kann es uns dann daran fehlen, wessen wir bedürfen, und wie kann uns aufgedrängt werden, was wir nicht wollen? Ist die Welt nicht das harmonischste Kunstwerk des größten Meisters, wie ist es denn möglich, daß so vieles in ihr nicht miteinander übereinstimmt?

So fragen die Menschen nun seit vielen Jahrtausenden. Gottlose und Fromme, Glückliche und Unglückliche in einem Chor werden nicht müde der Frage, denn die Not, die zur Frage treibt, bleibt immer neu.

Wenn wir jetzt die Frage zu beantworten versuchen, müssen wir uns zunächst eines Irrtums entledigen. Es gibt eine Macht in der Welt, die heißt das Böse. Man mag ihren Ursprung erklären oder nicht erklären, an ihrer Existenz kann niemand zweifeln. Auch nicht daran, daß das Böse in den Menschenherzen haust. Nun erscheint uns ja zunächst das gut zu sein, was wir wollen, und das böse, was wir nicht wollen. Und so erscheint uns unwillkürlich das Leiden selbst wie etwas Böses. Aber ist das, was wir wollen und wünschen, wirklich immer gut und recht, und ist das, was wir zurückweisen, in der Tat immer widrig und häßlich? Es gibt doch in unsrer Lebenserfahrung viele, viele Dinge, die wir flohen, obgleich sie gut waren, und die wir suchten, obwohl sie böse waren.

Digitized by Google

Wie dem Kinde die Medizin oder die Strafe heilsam sind, obgleich es ihnen widerstrebt, und wie ihm das blanke Messer schädlich ist, wiewohl es ihm nachstrebt, so erlebt man es doch auch in reifen Jahren. Unsers Herzens Wünsche sind eben kein sicherer Kompaß. In uns selbst ist die böse verkehrende Richtung wirksam, die unser Urteil blendet und unsern Willen irreleitet. Sie muß bekämpft und überwunden und die Seele langsam an eine neue Richtung gewöhnt werden. Das wird jeder zugestehen, er denke im übrigen von der Entstehung der neuen Richtung, wie er mag. Aber wer kann sich denn darüber wundern, wenn wir mit unsrer verkehrten Richtung überall in der Welt anrennen und uns wehetun? Wenn ich nicht der Tür zuschreite, so muß ich schließlich mit dem Kopf an die Wand stoßen. Und wenn ich die Sonne absperre, dann kann mich nur Dunkelheit umgeben. Wer der Ordnung des großen Weltenmeisters zuwider handelt, der gerät mit Notwendigkeit in die Räder der Weltmaschine, statt daß sie ihn an das gewünschte Ziel des Glückes trägt.

Es kann nicht anders sein. Wer Gottes Ordnung widerstrebt, den muß die Welt enttäuschen. Er selbst ist es, der seinem Leben das Leid einfügt. Sein Leben wird verkehrt, denn seine Stellung zum Leben ist verkehrt. Und weiter, jeder, der das Böse will und tut, wird dadurch zu einer Quelle des Leidens für die andern. Ist mein Begehren, das ich auf jemand richte, böse, so droht ihm Leid, wie umgekehrt seine Bosheit mir zum Leiden gereichen kann. Meine Bosheit ist des andern Leid.

So werden wir denn sagen können, wenn Böses in der Welt ist, so muß auch Leiden in ihr sein. Das ist nicht so zu verstehen, als sei das Leiden eine willkürliche Strafe des Bösen, es ist vielmehr seine notwendige Folge. So ordnete Gott die Welt, daß Leiden und Bosheit zusammengehören. Nun aber ist es gerade diese Ordnung, die die Macht des Bösen in der Welt schwächt und eindämmt. Das Leiden macht die Unnatur des Bösen offenbar, und es ruft einen gewissen Widerstand wider das Böse hervor. Wenn das Streben nach dem Bösen mir Leiden einträgt und wenn das Böse in mir den andern und das Böse in den andern mir zum Leiden gereicht, so wird eben das Leiden sie wie mich irre machen an dem Bösen und auf dem Wege zu ihm hemmen. Wie der körperliche Schmerz der Wächter ist, der den Leib vor Schaden bewahrt, so behütet das Leiden die Seele vor dem Schädlichen.

Das Leiden ist wie die Dornenhecke und der Stacheldraht. Es hindert die Vereinigung mit dem Bösen, indem es das Böse uns wehetun läßt. Es kann lange dauern, bis wir es erkennen, vor wie viel Unrecht und Schlechtigkeit uns das Leiden bewahrt hat. Je regelmäßiger die Strafe dem verbotenen Genuß folgt, desto schneller vergeht dem Kinde die Lust an ihm. Wenn nun aber das Böse selbst immer zur schlagenden Rute für die Bösen wird, so dient es selbst dazu, die Lust nach ihm zu ersticken. Je länger wir das beobachten, desto eindrücklicher wird uns die Erkenntnis, daß Gott das Leiden der Weltordnung einfügte als ein Erziehungsmittel, damit wir Herz und Hand vom Bösen freihalten.

Digitized by Google

V.

Und so geschieht denn das Wunderbare, daß uns im Leide selbst Gottes Nähe aufzudämmern beginnt. Freilich, es gehört sittliche Reife dazu, dies wahrzunehmen. Zunächst ist uns das Leiden nichts andres als Herzbeklemmung und Erstickungsnot. Das ändert sich. Freilich nicht so, als würde das Leiden uns zur Lust. Das wäre pervers wie die Freude am Schmerz. Aber doch so, daß wir ein Empfinden dafür gewinnen, daß dieser Druck auf unser Leben unser Leben nicht zerdrückt, sondern befreit. Denn das eigentlich Zerstörende und Vernichtende in unserm Dasein, das Böse, wird geschwächt durch das Leiden. Und deshalb spüren wir es leise und dann immer deutlicher, daß auch im Leide irgendwie des ewigen Vaters Güte uns nahekommt. Es tut immer weh, und der Schmerz ist nicht Gott, aber das Wehe und der Schmerz läßt uns nicht fortgleiten von der Bahn, da man Gott findet, ja der Schmerz selbst drängt fort zu ihm.

Die Christen nennen es das Kreuz. Sie finden viele Gedanken und Worte zu seinem Preis. Es wird ihnen zur Leiter, die zu Gott emporsteigt. Es ist ein steiler, enger Pfad, im Dornendickicht tief versteckt. Man kann ihn nicht leicht finden und sehr leicht verlieren. Er führt von dem „Mich dürstet" zu dem „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen", aber er mündet in dem „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist". Es ist äußere Not und innere Pein. Aber das Dunkel gebiert das Licht. Wir scheiden uns innerlich vom Bösen und werden dadurch hingezogen zu Gott. In inniger Freude und heißem Dank, mit dem Aufatmen dessen, der aus der Todesgefahr an die Küste des Lebens getrieben wurde, blicken wir dann vom Kreuz auf den Gott, der auf wunderbarem Wege durch Nacht und Hölle die Seele zu leuchtendem Licht und seliger Freude führt. Es gibt so etwas, eine stille verborgene Realität und doch stark und gewaltig wie der Tod, und stärker als er, denn es ist das Leben, und das Leben ist stärker als der Tod.

Das Leiden stellt unsern Willen stille. Nichts tut so weh wie gefesselter Wille, denn nichts läuft uns so wider die Natur. Aber der Glaube wird dessen inne, daß der Wille gefesselt wurde, damit er nicht dem Bösen nachstrebe. Da wird das Leid zur Gnade und der Stillstand zum Fortschritt. Wenn wir Gott in dem Leiden spüren, dann ist das Leiden das Kreuz und ein Weg zu Gott. Wie Jesus dadurch, daß er am Kreuz von aller Menschenhilfe abgeschnitten und alles Eigenwollens beraubt ist, auf das tiefste und innigste seine Einheit mit Gott erlebt, so soll auch uns das Leiden vom Bösen lösen und zu Gott hinleiten.

Wir sagten, der Glaube nehme Gott wahr. Und so ist es freilich, nur muß es rechter Glaube sein. Aber rechter Glaube ist nicht die Anerkennung irgendeiner noch so herrlichen Lehre. Rechter Glaube besteht darin, daß der Mensch in den Fügungen seines Lebens und in den Geschicken seiner Seele Gottes Nähe und Wirkung zu empfinden vermag. Unsichtbar, überempirisch,

Digitized by Google

unbeweisbar und doch mit unwiderstehlicher Gewalt greift es in die Seele ein und überwältigt sie, daß sie nicht anders kann als es staunend und anbetend in sich aufzunehmen. So ist der Glaube, und er nimmt Gott hin. Im Verkehr mit Jesus geht den christlichen Seelen dieser Glaube auf. Jetzt ist die Seele zu Hause, wenn das Ewige anklopft an ihre Tür, und in dem Gewirr der Meinungen, in den Schrecken der Ereignisse, in der grausigen Disharmonie der wirklichen Welt hört sie leise und doch ganz vernehmlich die wunderbare Harmonie der Stimme Gottes. Vater unser, der du bist im Himmel . . ., dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Das ist der Glaube.

VI.

Jedoch nicht immer ist es so, daß wir verstehen, wie der Weg zum Bösen durch das Leiden uns verlegt wird. Es gibt so viele Leiden im Leben, die uns nutz- und zwecklos zu peinigen scheinen. Hier bezahlt etwa das Kind mit seinem siechen Leibe die Sünden seiner Eltern. Dort hat ein jäher Zufall die Kraft zerbrochen. Und wieder in einem andern Fall hindern menschliche Bosheit und Tücke uns an der Entfaltung unsrer Kraft, oder es will der Sonnenschein nicht kommen, dessen die Wurzeln im Herzen bedürfen, um Blüte und Frucht hervorzutreiben.

Welch ein Meer von Leiden ergießt sich doch über die Menschenkinder! Was hier zerknickt, zerbrochen und zerschlagen wird an Kraft, wer mag es ausrechnen? Und vollends wird sich niemand vermessen, all diese Leiden daraus als notwendig zu erweisen, daß sie den Betroffenen nötig waren, um sie vor dem Bösen zu bewahren und sie zu Gott zu führen, oder sie gar, wie Hiobs törichte Freunde, als Strafen für besondere Sünden anzusprechen. Wir vermögen es nicht bei uns selbst und erst recht nicht bei andern.

Wir stehen in einer furchtbaren Leidenszeit. Noch überschaut und versteht es ja niemand, wie übervoll die Jammerschalen sind, die täglich ausgegossen werden über uns, wie ätzend bitter und fressend giftig ihr Inhalt ist. Aber wir werden jahrzehntelang die Krüppel und die Verstümmelten, die Einsamen und die Elenden sehen, die dieser Krieg geschaffen. Wir werden ihre Klagen und ihr Leid hören. Wir werden Zeugen sein des armen zerschlagenen Willens, der sich nicht ausrecken kann, wie es doch seine Natur ist, des Lebens, das todhaft wurde und doch den Lebenstrieb in sich drängen und treiben spürt. Es wird immer dieselbe Weise sein in tausend Spielarten. Was man hat, will man nicht, und was man will, hat man nicht. Und darüber ist es dem wollenden Menschen, als wäre er zu einem Knäuel zusammengeschnürt und mit eisernen Fesseln zusammengepreßt, daß ihm der Atem ausgeht.

Da kommt dann wohl die Vernunft und sagt: wer weiß? Wer weiß, was geschehen wäre, wenn du die heilen Glieder und die gesunden Sinne behalten hättest! Wer weiß, was geworden wäre, wenn du einen Mann oder ein Weib oder Kinder bekommen hättest! Das hätte zu allerhand Versuchungen und Sünden geführt, es wird besser so sein! Aber der Arme in seinem Leid windet

Digitized by Google

und krümmt sich, wird stumpf und hart, stöhnt über dem Jammer und flucht dem Leiden. „Wer weiß," ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn er vom Leid verschont geblieben wäre?

Wer weiß? Es ist ein schlechter Rationalismus in diesem Wort. Es klingt so, als wisse man etwas, und es versteckt doch nur das reine Nichtwissen. So kommt die Seele zu keiner Lösung, so nicht. Der Gepeinigte lacht ein heißes, böses Lachen, wenn man ihn belehrt, es sei ihm sehr nützlich, gepeinigt zu werden. Von außen kann die Lösung nicht kommen. Die Seele selbst muß sie finden. Drinnen, auf dem zertretenen Beete, da muß die Blume wachsen, deren Duft den Leidenden erquickt und vielleicht gar heilt.

VII.

Es ist nur einer, der die Seele die Lösung finden lassen kann. Es ist Gott allein. Sein Geist ist wie die Frühlingskraft. Er dringt durch Schnee und Eis, durch Stein und Geröll, durch Trümmer und Scherben, durch Wunden und Schwären, durch Trübsinn und Verzweiflung. Und wo er eindringt, da bewegt er. Und wo er bewegt, da lebt es. Und wo es lebt, da empfindet man seine ewige Lebenskraft. Und wo man sie empfindet, da lächelt die Freude wieder. Es ist vielleicht ein ganz kleines, armes, blasses Lächeln, und ist doch wieder der Sieg des Lebens und die Nähe der göttlichen Kraft.

Ich kann es hier nicht schildern, wie es weiter kommt. Es ist der Glaube, der in uns entsteht. Glauben heißt das hinnehmen, was Gott gibt, innerlich mit Herz und Willen. Und der Glaube erweitert das Herz. Das ist die Probe seiner Reife, daß wir alles hinnehmen lernen, als von Gott gegeben. Es ist der Gehorsam, nicht nur als eine Absicht und nicht nur als Antwort auf ein Wort; nein, der Gehorsam der Tat den Tatsachen des Lebens gegenüber.

Alles ist von Gott. Es kommt von ihm, daß das Leid mich gerade trifft. Aber er liebt mich, denn er ist das Leben, das mein Leben immer wieder aufweckt, wenn es in Schlaffheit versinken will. Und wenn auch das Leid von ihm kommt, so muß es eitel Liebe sein, die es mir sendet. Freilich, ich verstehe es nicht, warum es kommt und wozu es dient. Aber er liebt mich. Da schweigt alle Reflexion mit ihrem Rationalisieren. Es ist der schlichte, innige Gehorsam des Glaubens, der es hinnimmt, wie Gott es gibt.

Und dieser Gehorsam wird vollendet im Leiden. Daß ich gehorche, nicht weil Gott stärker ist, nicht weil ich mir Lohn dafür verspreche, sondern weil er mein Leben ist und weil sein Wille mein Wille geworden und wir ganz eins geworden sind in Geist und Liebe — das wird erst in dem Leiden offenbar. Und es ist dann doch nicht bloß so, daß man auf diese Weise das Leiden immerhin noch tragen kann, sondern es ist so, daß die tiefste Probe menschlicher Vollendung erst im Leiden abgelegt wird. „Es ziemte dem, um dessentwillen alles und durch den alles ist, da er viele Söhne zur Herrlichkeit führte, den Anfänger ihres Heiles durch Leiden zu vollenden," heißt es von Jesus bei einem neutestamentlichen Schriftsteller (Hebr. 2, 10).

Digitized by Google

Wenn ich Gott habe, so daß er meines Lebens Leben geworden ist, so nehme ich alles hin, was mich trifft, als eine Wirkung seiner Liebe. Dieser Gehorsam ist die Probe der Lebenseinheit mit Gott. Ein alttestamentlicher Sänger schon hat dies verstanden (Psalm 73, 21—26):

Als mein Herz erbittert
und ich zerstochen war in meinen Nieren,
da war ich ein Tor, verstand nichts
wie ein Tier dir gegenüber.
Doch immerdar bin ich bei dir,
hast du mich doch ergriffen bei meiner rechten Hand.
Wen habe ich denn im Himmel
und mit dir vereint habe ich nicht Gefallen an der Erde!
Mag dahinschwinden mein Fleisch und mein Herz,
Fels meines Herzens und mein Teil ist Gott in Ewigkeit!

VIII.

Doch nicht allzu häufig wird es geschehen, daß der Leidende sich zu solcher inneren Höhe emporschwingt. Es macht schon dem genug Mühe, sich in das Leiden zu finden, dem es, nach eigner Erfahrung, den Weg zum Bösen verlegt. Um wieviel härter wird es dem werden, sich in das Leid zu schicken, der innerlich nichts zu spüren bekommt von seinem Sinn und Zweck, der nur auf Gehorsam angewiesen ist. Auch viele Menschen, denen es ernst ist mit dem Herzensglauben, werden die Leidensprobe, wenn sie ihnen auferlegt wird, nur schlecht bestehen.

Es gibt gar viele, die der Nähe Gottes im Herzen inne geworden sind und sich ihm zu Dienst und Dank ergeben haben, aber doch klagen und murren, wenn das Leid ihnen wieder den Willen zusammenschnürt. Aber vielleicht werden gerade die, auf denen ein großes, das ganze Leben verdunkelndes Leid ruht, eher in ihm Gottes Nähe spüren als die, denen nur gelegentlich das innere Leben vom Leiden bedrängt wird. Aber so oder so, immer wird es der Glaube als das Innewerden des nahen Gottes sein, der die Seele das Leiden überwinden läßt. Mögen die einen schon unter dem Druck des Leidens selbst Gottes gnädiges Walten spüren, mag dies den andern erst später aufgehen, einig sind sie darin, daß es keinen andern Weg gibt, um die Furcht vor dem Leiden und die Not des Leidens zu überwinden, als den Glauben oder die Lebensgemeinschaft mit Gott.

Das Leiden ist der zusammengeschnürte Wille, es ist Ohnmacht und gehemmtes Leben. Aber der Glaube ist das Innewerden der Lebensmacht in uns und daher tiefstes, feinstes, quellendes Leben. So stehen das Leiden und der Glaube einander gegenüber wie die Lebenshemmung und die Lebenskraft, wie der gefesselte Wille und der befreite Wille. Der Glaube ist der naturgemäße Zustand des Menschen, da die Seele Gott in sich aufnimmt und der geschaffene Wille Organ des Urwillens wird. Der Glaube ist die Höhe des geistigen

Digitized by Google

Lebens, auf der der geschaffene Geist eins wird mit dem ewigen Geist. Der Glaube ist daher Zweck des geistigen Lebens und seine tiefste Tiefe. Daher kann das Leiden von dem Glauben überwunden werden. Aber daher muß auch das Leiden von dem Glauben überwunden werden. Das Leiden ist etwas Unnatürliches und Lebenswidriges. Daher kann es nicht für immer sein. Es kann nur den einen Zweck haben, Reizmittel zum Glauben zu sein.

Wie dem Strom in seinem Lauf und dem Roß auf seiner Bahn künstliche Hindernisse in den Weg gestellt werden, damit sie ihre volle Kraft aufwenden, so wird auch das Leiden nur deshalb das Leben und den Willen einschnüren, damit Leben und Wille erstarken in der Ueberwindung des Hemmnisses. Gott gibt das Leiden nicht, damit es bleibe, denn er zerstört nicht das Leben, das er schuf. Gott gibt das Leiden mit seiner tiefen Not und bitteren Angst zu innerster Bedrückung, damit die gepreßte Seele alle Kraft zusammennehme, Gott wieder zu empfinden und dadurch den so zerdrückenden Leidenfels fortzurollen.

So ist es, wenn das Leiden sich als ein Bollwerk wider das Böse in uns erhebt. So ist es aber auch, wenn es über uns hereinbricht, ohne daß wir verstehen, was es eigentlich von uns abwehren soll. Immer soll es den Glauben erhalten und stärken. In dem ersten Fall ist dessen Bestand durch das Böse gefährdet, in dem andern Fall stockt und erstarrt etwa sein Lauf. Aber daher gibt es auch kein andres Mittel, über das Leiden hinwegzukommen, als daß man nach Gottesempfinden, nach Glaubensakten, nach dem Innewerden des nahen Gottes strebt. Sobald die Seele dies wieder erreicht hat, stockt der Willensquell in ihr nicht mehr, und die Lebensnot ist überwunden.

Was Gott uns gibt, haben wir nur im Glauben. Daher soll aber auch alles, was Gott uns gibt, Glauben in uns erwecken. Das gilt von den äußeren und inneren Schickungen des Lebens, von dem Kleinen wie dem Großen, von dem Leichten wie dem Schweren. Es gilt auch von dem Leiden. Wir sollen es hinnehmen als etwas, was von Gott kommt. Wir sollen darum in der Leidensnot den zusammengedrückten, in rasenden Pulsen schlagenden Willen auf Gott hinrichten, denn von ihm kommt auch dieser Druck, und von ihm muß die Lösung kommen. So drängen wir hin zum Glauben, und der Glaube macht die Seele wieder frei, denn sie empfindet den ewigen Geist mit seinem Leben, und dadurch verwandelt sich die Last der Hemmung in das innere Erlebnis der Leitung unsres Geistes durch den Gottesgeist.

Das sind einige Gedanken über das Leiden. Man kann sie breit ausspinnen und hoch oben und tief unten anknüpfen. Dazu ist hier nicht der Ort, jeder kann dem selbst nachdenken.

Das Leiden ist wie die Rute des Vaters, deren Schmerz vor dem Bösen warnt, um dem Guten ungehinderte Bahn zu bereiten. Und es ist wie die Schere des Gärtners, die beschneidet und beschränkt, um die Kraft des Lebens zu steigern und zu vereinigen. Es tut immer weh, und es drückt hart.

Digitized by Google

Sonst würde sein Zweck nicht erreicht, denn es soll im Innersten erregen und drücken. Aber es soll nicht bei dem Leiden bleiben, es soll überwunden werden. Es soll Glauben erwecken, und durch den Glauben wird es innerlich überwunden.

Das Unterseehandelsboot „Deutschland"

Von

Vizeadmiral z. D. Kirchhoff

Mitten in dem Anfang Juni 1916 wiederum in so außerordentlich hohem Maße einsetzenden gewaltigen Ringen in diesem Weltkriege, zu einer Zeit, wo alle Welt von den schweren Kämpfen in Ost und West und Süd die Entscheidung erwartet, wo im feindlichen und neutralen Ausland alle auf das Höchste gespannt sind, wem in diesen ernsten Kämpfen die Siegespalme zuteil wird, da hat die Tat eines winzigen Schiffleins die Gemüter in ganz besonderer und außerordentlicher Weise erregt. Eine hohe Friedenstat mitten in der allerernstesten großen Kriegszeit!

In dem nach Sensation dürstenden Amerika, wo die Ankunft des ersten Dreischraubenschiffes, eines Kriegsschiffes im Frieden — S. M. S. „Kaiserin Augusta" — im Jahre 1893 bei der Vierhundertjahrfeier so großes Staunen hervorrief, und um so mehr, da es aus Europa, noch dazu aus Deutschland kam, in diesem jetzt mit dem Kriege in so naher Verbindung stehenden Amerika hat die Fahrt des ersten Handelsunterseebootes über den Ozean, mitten im Kriege, eine ganz gewaltige Erregung hervorgerufen, und zwar mit vollem Recht.

Untersuchen wir die Gründe für das große Aufsehen, das die kleine „Deutschland" in Amerika hervorgerufen hat, die nicht nur politischer Art dem befreundeten England gegenüber sind. Zunächst die ethischen, die moralischen Gründe. Das neueste Erzeugnis der Unterseeboottechnik hat es fertig gebracht, mitten durch die scharf beobachtenden Häfen hüben und drüben unbehelligt hindurchzufahren; es hat die lange Ozeanstrecke von mehr als 4000 Seemeilen ohne jede Begleitung und ohne Zwischenpunkte durchgeführt (die kanadischen Unterseeboote durchfuhren einst eine um ein gutes Drittel, einige fast um die Hälfte kürzere Strecke unter steter Begleitung, noch dazu auf östlichem Kurse, hatten also Wind und See meistens von hinten); es hat hierzu keine langen Erprobungen ausführen können. Also deutscher Geist und deutscher Wille, deutsche Wissenschaft, Technik und Seemannschaft waren es, die zuerst in der Welt eine solche Tat hervorbrachten, zum Ingrimm aller Gegner, zum bewegten Staunen und zur Bewunderung des gesamten Auslands.

Dann die mehr praktischen Ursachen. Es ist nicht nur erneut klargestellt, daß die englische sog. Fernblockade von nun an in keiner Weise mehr effektiv zu nennen ist (ein zweites Handelsunterseeboot ist bereits unterwegs); diese Fahrt

Digitized by Google

zeigt die Möglichkeit, frei von englischer roher Willkür die Außenwelt amtlich, privatim und politisch aufzuklären. Zensurstriche, wie bei den Kabel- und Funkspruchmitteilungen, gibt es nicht mehr, die englischen Lügenmeldungen haben jetzt weit kürzere Beine, sie können in Bälde eingehend bloßgestellt werden.

Dann die Wichtigkeit, daß die schmählichen Posträubereien, die selbst das große neutrale Amerika in Wirklichkeit noch immer duldsam über sich ergehen läßt, nun ihre Bedeutung verlieren. Für die gesamte Geschäftswelt, deren sämtliche Papiere in feinfühlender Weise von den englischen Agenten eingehend durchschnüffelt wurden, ist das eine gewaltige und willkommene Erlösung, eine große Erleichterung für ihre Geschäftsverbindungen. Abgesehen davon, daß sie, diese Geschäftswelt, nunmehr schneller zu ihren Nachrichten kommt und die englischen Krämerseelen ihr nicht vorgreifen können.

Dann ist es von hohem Belang, daß einzelne wichtige Industriezweige, die im Verlaufe des Krieges mit ihrem Betriebe fast brach lagen, infolge der Ueberführung wichtiger Stoffe, welche die „Deutschland“ mit sich führte, wieder arbeiten können und nicht zugrunde gehen. Es sind dies in erster Linie die auf gute Farbstoffe angewiesenen Fabriken.

Und umgekehrt erhält das kämpfende Deutschland, dessen Gegner dauernd von jenseits des Ozeans die Hauptmittel zur Fortführung des Krieges erhielten, jetzt aus demselben neutralen Lande Stoffe, die es bei der weiteren Kriegführung brauchen kann, trotz des Wutgeheuls des stolzen und kulturhohen Inselbriten und seiner Helfershelfer.

Es wird also nunmehr ein Hin und Her von Sendungen im Kriege geben, die beiden Seiten von großem Nutzen sind. Und das seeräuberische Albion hat dabei das Nachsehen. Amerika kann sich jetzt uns wieder in neutraler Art nähern. Der schwere Aerger, der sich in allen englischen Presseäußerungen zeigt, gibt am besten an, wie sehr ernst die neue Sachlage sofort in England gewertet und erkannt worden ist. Zu den unglaublichsten Verhaltungsmaßregeln ist es schon gekommen und zu Vorstellungen über unser Vorgehen.

Nicht unwichtig ist die Einsicht, die unsre Gegner jetzt bestimmt gewinnen, daß Deutschland mitten im Unterseebootskriege Stoffe, Mittel und Männer, Zeit und Gelegenheit hat, um außer dem Weiterausbau seiner militärischen Unterseeboote noch solche für reine Handelszwecke herzustellen und mit ihnen in friedlicher Weise zu arbeiten, allen zur Wohltat.

Wie war nur dieser Gedanke, der im Kopfe deutscher Männer entstand und daheim weiter ausgebaut und schließlich in die Tat umgesetzt wurde, ausführbar? Man bedenke, daß bei einem Handelsunterseeboot alle Einrichtungen fortfallen, die zum Kriege gehören: Torpedos und deren Rohre, Geschütze und deren Munition, militärisch-seemännische Einrichtungen, größere Geschwindigkeit, schnelle Tauchmöglichkeit. Das ergibt z. B.: schwächere Maschinen, geringeren Bedarf an Brennstoffen, schwächere, d. i. leichtere Konstruktion des Schiffskörpers (die Tauchtiefe kann auch eine geringere sein) u. dgl. mehr, geringere Zahl der Besatzung. Somit werden größere Räume frei, die zur Unterbringung

Digitized by Google

von Handelswaren benützt werden können, bei gleicher Größe des Schiffes wie im militärischen Falle. Nun liegt aber keinerlei Grund vor, die Handelsunterseeboote nicht viel größer zu machen. Nach eingehenden Berechnungen würde z. B. ein solches Handelsunterseeboot von etwa 2000 Tonnen Gehalt eine Ladung von mehr als ein Drittel gut aufnehmen können, d. h. also 750 Tonnen rund, gleich 15000 Zentner. Das ist für kleine und leichte Waren, für Briefpost und Wertsachen schon eine große Zahl, die sich unschwer noch steigern läßt, da Besatzungsstärke und Betriebsmittel sich nicht in gleicher Weise bei größeren Booten erhöhen.

Die Bezeichnung „Boot" erweckt immer noch bei der Masse der Laien unklare Vorstellungen; ein solches Unterseeboot ist mehrere hundert Fuß lang, bis zu 30 Fuß breit, hat eine Besatzung von 30 bis 40 Menschen, die viele Wochen an Bord leben sollen, kostet mehrere Millionen Mark usw.

Es ist nun die Frage zu stellen: Wie wird sich die Verwendung solcher Handelsunterseeboote, deren Bedeutung während des jetzigen Krieges sehr hoch einzuschätzen sein wird, in Zukunft zu Friedenszeiten gestalten? Die Antwort wird nicht bestimmt gegeben werden können; eine künftige Friedensverwendung hängt in der Hauptsache davon ab, ob das Geschäft sich lohnt, ob Kaufleute, Reeder, Schiffer dabei zu ihrem Rechte kommen können.

Das werden selbst die klarblickendsten Kaufleute kaum jetzt schon bestimmt angeben können, um so weniger, da diese Fahrzeuge nur für ganz besondere Waren brauchbar sind und weil sie geraumere Zeit für ihre Fahrten gebrauchen.

Aber deutscher technischer Geist und deutscher wagemutiger Handelssinn haben schon so viel Neues hervorgerufen, daß man wohl annehmen kann, es würden sich Mittel und Wege und Einrichtungen finden, um dies neue Verkehrsmittel der Ozeane auch weiter folgerichtig zu entwickeln und sachgemäß weiter auszubauen. Es liegen zurzeit kaum genügend Erfahrungen vor, wie sich ein solches Tauchboot bei aufgetauchtem oder halb aufgetauchtem Fahren in schwerer See benimmt, vielleicht, daß ihm hierbei eine ruhigere Fahrt möglich ist.

Wir dürfen frohgemut erwarten, daß wir Deutschen all diese einschlagenden wichtigen Fragen einer glücklichen Lösung in kurzer Zeit zuführen werden; dies um so mehr, da hierbei auch wichtige Erfindungen auf dem Gebiet der Chemie in Frage kommen, in denen Deutschland aller Welt weit vorausgeeilt ist.

Jedenfalls hat der Beweis der Möglichkeit einer Verwendung solcher Handelsunterseeboote bereits klargestellt, daß die schnöde Vergewaltigung des Handels und der Schiffahrt von Feinden und Neutralen, wie sie der große Seeräuber bisher in den letzten Jahrhunderten ausführte, auf das äußerste erschwert, wenn nicht in der Hauptsache so gut wie unmöglich gemacht ist.

Kriegs- und Handelsunterseeboote werden dafür sorgen, daß es in künftigen Kriegen eine Freiheit der Meere geben kann, die nicht von Englands Gnade und Willkür abhängt. Beide haben, in Verbindung mit den großen Erfolgen unsrer Luftflotte sowie auch der ernsten Schlappe Großbritanniens in der Skagerrakschlacht, deutlich gezeigt, daß Britannien nicht mehr in der Art die

Digitized by Google

Wogen beherrscht wie bisher. Die britische Allmacht zur See ist in stetem Abbröckeln befindlich, sie wird weiter erschüttert durch diese neueste Großtat von „Deutschland zur See". Wir können stolz sein auf das Erlangte und der festen Ueberzeugung leben, daß wir auch hierin die Führung behalten werden, zum Heile von Kaiser und Reich, zu unsers Vaterlandes Wohl und Ruhm, zum Nutzen und Frommen der ganzen Welt.

Organisation und Wirken der gegnerischen Propaganda

Von

Dr. Ernst Bischoff

(Schluß)

Die Praktiken der feindlichen Propagandatätigkeit

Derselbe Geist von Großzügigkeit, der schon in der Anlage und Organisation des feindlichen Propagandabetriebes zutage tritt, zeigt sich noch eindringlicher in seinen Praktiken. Die Gesichtspunkte, nach denen dabei verfahren wird, finden sich in der wünschbarsten Deutlichkeit ausgedrückt in einem Schreiben, das die englische Verlagsfirma Th. Nelson & Sons einer Sendung englischer Werbeschriften in holländischer Sprache an eine Amsterdamer Buchhandlung beifügte. Es wird in dem Schreiben betont:

1. Daß die übersandten Propagandaschriften selbstverständlich kostenfrei zur Verfügung stehen, auch für den Fall, daß die Buchhandlung bei der Weiterverbreitung einen kleinen Preis erhebt;

2. daß den Schriften sogleich eine möglichst weitgehende Verbreitung zuteil werden möge und

3. daß diese Verteilung vor allem möglichst rasch vor sich gehen möge. (Die Schriften sollen nicht länger als einen Monat in den Händen der Buchhandlung bleiben.)

Es wird in dem Schreiben außerdem noch bemerkt, daß jede weitere gewünschte Anzahl dieser Propagandaschriften kostenlos und portofrei zur Verfügung stehe und daß eine rasche Weiterleitung des vorliegenden Materials um so wünschenswerter wäre, als eine ganze Reihe ähnlicher Schriften in Bälde herauskommen würde.

Dieses Schreiben ist natürlich keine vereinzelte Erscheinung; die in ihm ausgesprochenen Grundsätze sind typisch für den ganzen Propagandabetrieb der Entente. Das wird auch durch die Erzählungen deutscher Kaufleute bestätigt, denen Geschäftsfreunde aus Holland berichteten, daß ihren Firmen die bekannten Aufklärungsschriften aus England, in mehrere Sprachen übersetzt, geradezu

Digitized by Google

kistenweise zugesandt wurden. Aus dem allen wird deutlich erkennbar, in welchem Umfange der bei Anführung der „Kroniek" erwähnte Grundsatz, „Money is no object", durch die gegnerische Propaganda zur Verwirklichung kommt. Und es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß es hierbei nur durch die Fülle der zur Verfügung stehenden Mittel möglich ist, sich der im folgenden angeführten Praktiken zu bedienen, Praktiken, deren Anwendung häufig erst den großen Erfolg der ganzen Tätigkeit verbürgt.

Es springt in die Augen, welch hoher Wert vor allem auf eine möglichst schnelle Herausgabe der einzelnen Schriften und auf die Verbreitung ihrer Uebersetzungen in den dafür geeigneten Milieus gelegt wird. Diesem Zweck dient zunächst die häufig beobachtete Tatsache, daß ein und dieselbe Schrift in ihren fremdsprachlichen Ausgaben bei mehreren Verlagsanstalten gleichzeitig herausgebracht wurde. Die üblichen buchhändlerischen Gesichtspunkte treten dagegen ganz zurück, alle Konkurrenzfragen sind ausgeschaltet. Es kommt sogar gar nicht darauf an, dieselbe Schrift zwei verschiedenen Uebersetzern für dieselbe Sprache zu übergeben, wenn damit der Sache, d. h. also einem möglichst schnellen Vertrieb der Schrift in zwei besonderen Propagandagebieten gedient ist. So gibt es zwei Ausgaben der spanischen Uebersetzung des Berichtes der französischen Untersuchungskommission über die deutschen Greuel in Frankreich. Die eine Ausgabe, übersetzt von Blasco Ibanez, erschien in dem Verlag Prometeo in Valencia für die Wirkung in Spanien, die andre mit kleinen Unterschieden im Text wurde veröffentlicht im Verlage von Garnier Hermanos (Garnier Frères) in Paris, um in unzähligen Exemplaren im spanischen Südamerika verteilt zu werden. Ein andres Beispiel liefert die deutsche Uebersetzung des Berichts der Brycekommission, die ebenso wie eine Reihe andrer deutscher Ausgaben englischer Propagandaschriften gleichlautend bei Payot in Lausanne und bei Harrison & Sons in London herauskam, während die französische Schrift: „Comment payer les frais de guerre" gleichzeitig von Payot in Lausanne und von der „Librairie de la société du recueil Sirey" in Paris verlegt wurde. Die Rücksicht auf das zu beeinflussende Milieu scheint hier unter gänzlicher Vernachlässigung des Kostenpunktes die besondere Herausgabe eines Duplikates der deutschen und französischen Ausgabe in dem Westschweizer Verlag für die Schweiz veranlaßt zu haben. Dasselbe wiederholt sich bei der Schrift von Pierre Nothomb: „La Belgique martyre", die sowohl bei Payot in Lausanne wie bei Perrin in Paris erscheint.

Von dem Prinzip, auch die Uebersetzungen der verschiedenen Propagandaschriften bei demselben Verlag herauszugeben, ist man bald abgegangen. Es hat sich allmählich die Gewohnheit gebildet, deutsche Uebersetzungen und diejenigen französischen Ausgaben, die für die Schweiz bestimmt waren, einem welsch-schweizerischen Verlag zu übergeben, während anderseits die holländischen und skandinavischen Uebersetzungen, vor allem, was die englischen Broschüren angeht, in der Regel im Ursprungslande bei ihrem Verleger weiter erscheinen; so wurden z. B. von der amtlichen englisch-amerikanischen Korrespondenz über die Hinrichtung der Miß Cavell die holländische und norwegische Uebersetzung in

Digitized by Google

London bei Th. Nelson verlegt, während die französische Uebersetzung bei Payot in Lausanne erschien.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß außer den Gesichtspunkten einer möglichst schnellen und weitgehenden Verbreitung der verschiedenen Propagandaschriften bei dieser großzügigen und kostspieligen Publikationsart auch die Absicht bestimmend war, die ganze Propagandatätigkeit in der Weise unauffälliger zu machen, daß eine recht große Anzahl von Verlagsfirmen, womöglich auch noch neutrale, an der Veröffentlichung beteiligt war. Man wollte sich ersichtlich nicht nur auf ein paar Verlagshäuser festlegen, da deren Erzeugnisse dem Auslande dann rasch als offizielle Veröffentlichungen erkennbar geworden wären.

Im übrigen wurde bei der Aufmachung und der äußern und innern Zurichtung der Uebersetzungen besondere Rücksicht auf die Gemütsart und Geistesverfassung der jeweilig zu beeinflussenden Völker genommen. Mit großer Geschicklichkeit trägt jede übersetzte Broschüre dem Geschmack des Landes ihres Wirkungsbereiches Rechnung, was der Chefredakteur Niels Christiernsson vom „Helsingborg Dagbladet" in seinem Bericht über einen Besuch bei dem Zentrum der französischen Propagandaorganisation mit folgenden Worten beschreibt: „Die ruhig gehaltene Sprache in der skandinavisch abgefaßten Literatur, die mit vollständig neutralen Umschlägen versehen war, kontrastierte mit den Drucksachen, die für Spanien, Portugal und Italien bestimmt waren. Hier scheute man keine Worte, und die Umschläge wiesen z. B. kleine Kinder auf mit abgehackten, bluttriefenden Armstümpfen oder brennende Kirchen, die von den Brandbomben der Gottesschänder angezündet waren." Auch in dem Titel schon verrät sich diese Spekulation auf den Volkscharakter, wie z. B. die italienische Uebersetzung der Broschüre „Le livre rouge" die Ueberschrift „Le atrocità tedesche" trägt.

Im übrigen bedient man sich bei der Verteilung von übersetzten Propagandaschriften in neutralen Ländern nicht nur der jeweiligen Sprache des Landes. Häufig wird ein und dieselbe Schrift in mehreren Uebersetzungen in einem Lande verbreitet. Daß dadurch die Propagandafonds erheblich mehr belastet werden, als durch die Herausgabe einer Uebersetzung, scheint keine Rolle zu spielen. So verbreitet die Entente in der Schweiz Schriften in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache. Ebenso geschieht es in Holland, Schweden und Dänemark, wo außer den Uebersetzungen in der Landessprache deutsch, französisch und englisch geschriebene Broschüren eine gewisse Rolle spielen. In welchem Umfang Uebersetzungen bei der feindlichen Propagandatätigkeit zur Verwendung kamen, zeigte die gleich mit Ausbruch des Krieges in großartigstem Maßstab einsetzende Verbreitung englischer, französischer und spanischer Ausgaben des Buches von Bernhardi. Zuverlässigen Meldungen zufolge sind allein in Amerika Hunderttausende von Exemplaren des „englischen Bernhardi" zur Verteilung gekommen. In entsprechendem Umfang sind die Uebersetzungen des Buches „J'accuse" verbreitet worden, und in der Verbreitung der kleinen Broschüren

Digitized by Google

geht man so weit, sie in Hotels neutraler Länder den Gästen kostenlos in die Zimmer zu legen. Besonders großzügig ist ferner die Reklame, die von den französisch-belgischen Hintermännern der „Kroniek" für diese „holländische" Monatsschrift gemacht wird; das Blatt wird nicht nur kostenlos allen Cafés, Klubs und Restaurants übersandt, sondern sogar, wie schon erwähnt, den Aerzten und Zahnärzten zur Auslage in ihren Wartezimmern geliefert. Und ähnlich wird es mit vielen andern Erzeugnissen der antideutschen Propaganda gemacht, die in großartiger „Munitionsverschwendung" zur Verbreitung gebracht werden. Daß man dabei um kein Mittel verlegen ist, dafür zeugt eine Reihe von einwandfrei bestätigten Fällen, in denen man sich nicht gescheut hat, Flugschriften in der Form von „Einwickelpapier" an den Mann zu bringen.

Der Umfang der feindlichen Propaganda

Das hier skizzierte Bild einer großartigen Kriegsorganisation zur Bekämpfung des Gegners mit geistigen Waffen wird vollständiger, wenn man imstande ist, sich eine Vorstellung zu machen nicht nur von den mannigfachen Betätigungen dieser Propaganda, sondern auch von dem Umfang, in dem nach einigermaßen genauer Schätzung die einzelnen Mittel zur Verwendung kommen.

Was die einzelnen Mittel angeht, so handelt es sich im wesentlichen um:

1. Periodische Flugschriften, wie Handelskammerberichte, offizielle Bulletins usw.

2. Besondere amtliche Kundgebungen, diplomatische Dokumente, Kommissionsberichte und Reden.

3. Eigentliche Propagandabroschüren in der Art der bekannten „Études et documents sur la guerre", der Veröffentlichungen der „Propagande française chez les neutres" usw.

4. Größere Propagandaarbeiten, Bücher, historische Ausführungen.

5. Eigne illustrierte Zeitschriften, wie „The illustrated War News" und „Mars" oder Monatsschriften wie „La Revue de Hollande", „De Kroniek", „Les annales roumaines" usw.

6. Die Beeinflussung der neutralen öffentlichen Meinung durch Tageszeitungen, die teils neu gegründet oder angekauft werden, teils auch nur einer finanziellen „Kontrolle" unterstehen.

7. Die kostenlose Verbreitung schon bestehender Revuen und Zeitschriften, die zu Propagandazwecken in neutrale Länder verschickt werden.

8. Die Verbreitung von Korrespondenzen und telegraphischen Nachrichten neben der amtlichen Berichterstattung, wie es durch „La mission à l'étranger", die Organisation der „60 groupes d'action" in Spanien und durch das „Comité central" in der Schweiz, sowie durch „L'Idée française à l'étranger" und die ‚Agence Radio" geschieht.

9. Einen Bilderdienst, der den Zeitschriften der eignen Propaganda, des eignen Landes und auch den Zeitschriften neutraler Länder aktuelle und stimulierende Bilder liefert.

Digitized by Google

10. Einen kinematographischen Dienst, dessen wirkliche wie „gestellte" Films der Propaganda im eignen Lande wie im neutralen Auslande dienen.

11. Die Veranstaltung von Propagandareisen, seien es Vortrags- oder Demonstrationsreisen, im neutralen Ausland mit Reden, Versammlungen und Festessen oder Einladungen und Führungen neutraler Journalisten durch das eigne Land und an die verschiedenen Fronten.

Damit wird der Umfang des Wirkens der feindlichen Propaganda ungefähr bestimmt sein.

Was die Verbreitung der einzelnen Mittel angeht, so gestatten das gesammelte und bekannt gewordene Material sowie die erwähnten Presseäußerungen und andre zuverlässige Nachrichten aus dem neutralen Ausland, für eine Anzahl der oben angeführten Posten ziemlich weitgehende zahlenmäßige Angaben zu machen. Soweit es sich dabei um durchschnittliche Feststellungen oder um Schätzungen handelt, sind absichtlich immer Minimalzahlen der Berechnung zugrunde gelegt. Nach einem in der italienischen Presse veröffentlichten Ausspruch eines Beamten der Propagandaabteilung im Auswärtigen Amt zu Paris werden die Schriften in vierzehn Sprachen übersetzt. Da anzunehmen ist, daß die Verbreitung in diesen vierzehn Sprachen nicht in gleichgroßem Umfang erfolgt, wird im Durchschnitt hier nur eine Uebersetzung in zehn Sprachen in Rechnung gestellt, wenn nicht noch niedrigere Uebersetzungsziffern besonders bekannt wurden. Ebenso wurden die Auflagen der verschiedenen Schriften teils nach den bekannt gewordenen Angaben, teils entsprechend der Auflagenhöhe ähnlicher deutscher Veröffentlichungen mit einem durchschnittlichen Mindestmaß angesetzt. Im übrigen sind aber doch genügend feststehende Auflageziffern und Uebersetzungsserien bekannt geworden, um eine einigermaßen genaue Gesamtübersicht zu ermöglichen, die natürlich nur einen Minimalwert angibt und hinter dem wirklichen Umfang vermutlich weit zurückbleibt. Die folgenden Posten entsprechen den einzelnen Nummern der Zusammenstellung aller Propagandamittel.

Posten 1

Nachweislich werden in allen möglichen Sprachen verschickt die Berichte von vier Handelskammern (drei französische, eine englische) und die Bulletins von zwei Gesellschaften, die alle sechs durchschnittlich zweimal im Monat erscheinen; ferner das „Bulletin quotidien de la presse américaine", das in vier Sprachen und in hoher Auflage in Amerika verbreitet wird; die französischen konfessionellen Komitees geben monatliche Bulletins in den verschiedenen Sprachen ihrer jeweiligen Wirkungskreise heraus; ohne Uebersetzungen erscheinen die französischen „Communiqués officiels" in den Sammlungen „La grande guerre" und „Pages d'histoire" in monatlich dreimaliger Folge, sowie die vom belgischen Bureau in Havre herausgegebenen „Cahiers documentaires" und die Kommuniqués des „Office Belge" im Haag, die beide in unregelmäßigen Lieferungen ungefähr monatlich einmal erscheinen. Daraus ergibt sich folgende Aufstellung für eine durchschnittliche Mindestzahl der in einem Monat herausgebrachten Veröffentlichungen:

Digitized by Google

Name und Anzahl	monatliches Erscheinen	Sprachen	Auflage	Gesamtzahl
4 Handelskammerbulletins .	2	10	ca. 100000	8000000
1 amerikanisches Bulletin .	30	4	„ 10000	1200000
2 Gesellschaftsbulletins . .	2	10	„ 50000	2000000
1 katholisches Bulletin	1	4	75000	300000
1 protestantisches Bulletin	1	7	„ 10000	70000
1 israelitisches Bulletin	1	9	„ 10000	90000
2 offizielle französische Kommuniqués	3	1	„ 25000	150000
2 belgische Kommuniqués .	1	1	„ 10000	20000

Mindestzahl der Veröffentlichungen von Posten 1 in einem Monat 11830000

Posten 2

In dieser Abteilung sind bis Ende 1915 etwa 20 Veröffentlichungen festgestellt worden, darunter vor allem die amtlichen und diplomatischen Dokumente zum Kriegsausbruch und die Berichte der verschiedenen Greuelkommissionen. Bei einer Uebersetzung in zehn Sprachen und einer Auflage von durchschnittlich 10000 Exemplaren ergibt sich eine Gesamtzahl von 2000000 Veröffentlichungen bis Ende 1915.

Posten 3

Auf diesem Gebiet ist vielleicht die umfassendste Propagandatätigkeit entfaltet worden. Der Herkunft nach sind, aus englischen Quellen stammend, allein 440 Broschüren, Pamphlete und Flugschriften bis Ende Januar 1916 gezählt worden, von denen ein großer Teil in alle möglichen Sprachen übersetzt zur Verwendung kam. Von französischen Broschüren dieser Art ist für dieselbe Zeitspanne das Vorhandensein von 292 Exemplaren bekannt, und von italienischen wurden 51 Veröffentlichungen gezählt. Auch eine Anzahl russischer Flugschriften wurde festgestellt, doch ließ sich nichts Genaues über Auflagen, Verbreitungsart und Uebersetzungen in Erfahrung bringen. Wenn man auch nicht annehmen kann, daß diese ungeheure Flut von Broschüren in gleicher Weise zur Uebersetzung und Verteilung gelangt ist, so läßt sich doch für die englischen Schriften ein Minimum von 160, für die französischen ein Minimum von 125 und für die italienischen ein Minimum von 15 schätzungsweise feststellen. Die Annahme einer Durchschnittsauflage von zirka 10000 Exemplaren dürfte auch hier nicht zu hoch sein, da von manchen Schriften viel höhere Auflageziffern bekannt sind, wie z. B. die spanische Uebersetzung von Nr. 67 der „Pages actuelles“ allein in 250000 Stück verbreitet wurde. Es ergäbe sich demnach folgende Uebersicht:

Digitized by Google

		Sprache	Auflage	Gesamtzahl
Englische Broschüren . .	160	zirka 10	zirka 10000	16000000
Französische Broschüren .	125	„ 10	„ 10000	12500000
Italienische Broschüren . .	15	„ 3	„ 10000	450000

Es ergäbe sich also für Posten 3 eine Mindestzahl von 28950000 Veröffentlichungen.

Posten 4

Für diese Seite der feindlichen Propaganda ist die Veröffentlichung und Verbreitung von einigen fünfzig größeren Werken festgestellt. Von diesen sind wieder etwa die 12 wichtigsten, wie „J'accuse", Waxweilers „Belgique neutre et loyale" (Auflage 75000), „La guerre allemande et le catholicisme" und die „Standardwerke" von Bernhardi (Auflage über 200000) und Treitschke in nachweislich über sechs Sprachen übersetzt und in sehr großen Auflagen verbreitet worden. Wenn man eine Durchschnittsauflage von 50000 Exemplaren annimmt, ergibt sich für Posten 4 die Verbreitung einer Mindestzahl von 3600000 Büchern für die in Frage kommenden achtzehn Kriegsmonate.

Daß damit die Fülle der für die Posten 3 und 4 in Betracht kommenden Veröffentlichungen nicht erschöpft ist, daß vielmehr eine viel größere Menge von Büchern und Druckschriften während des Kriegs zu ausgesprochenen Kriegszwecken veröffentlicht worden ist, dafür sei hier nur ein einziges Beispiel angeführt. Der Vorsitzende des französischen „Cercle de la Librairie", Herr L. Hachette, machte in seinem Bericht über das Jahr 1915 u. a. die Angabe, daß der Verein der französischen Buchhändler von August bis Dezember 1915 eine Ausstellung von Werken veranstaltete, die während des Krieges in Frankreich veröffentlicht wurden und nur den Krieg und seine Folgen behandelten. Die Zahl der ausgestellten Bücher belief sich auf ungefähr 800 besondere Veröffentlichungen. Ferner wurde von dem Verein der Beschluß gefaßt, die ganze Ausstellung mit Unterstützung des Ministeriums des Aeußern nach neutralen Ländern zu senden, um für Frankreichs Sache zu werben.

Posten 5

Für die Propagandaabteilung sind genauere Angaben nur möglich an der Hand der bekannt gewordenen illustrierten Zeitschriften und Monatschriften, die eigens für Propagandazwecke neu gegründet wurden. Sichere Kenntnis existiert nur von den Neugründungen: „The illustrated War-News", „Mars", „La Revue de Hollande", „De Kroniek", „Les annales roumaines".

Die Auflagen dieser Zeitschriften sind nicht bekannt, doch wird mit einer durchschnittlichen Auflage von 10000 Exemplaren für die vier letzteren und von 100000 für die „War News" auf keinen Fall zu hoch gegriffen sein.

Aus Posten 5 ergäbe sich demnach innerhalb eines Monats die Verbreitung einer Mindestzahl von 140000 Zeitschriftenexemplaren.

Digitized by Google

Posten 6, 8, 11

Für die in den Posten 6 wie in den Posten 8 und 11 angeführten Propagandatätigkeiten sind zahlenmäßige Feststellungen unmöglich, da keinerlei Anhaltspunkte vorliegen, die irgendwelche Schätzungen ihres Betriebes oder seiner Produktionen erlauben würden. Immerhin gibt das Wenige, was man weiß, eine Vorstellung von den gewaltigen Aufwendungen, mit denen die Entente vor allem auf dem Gebiet der Zeitungsbeeinflussung und -bestechung arbeitet.

Posten 7

Für diesen Teil der feindlichen Propaganda sind gewisse Schätzungen möglich an der Hand von absolut zuverlässigen Meldungen aus Holland und der Schweiz, aus denen sich ergibt, daß in diesen neutralen Ländern eine größere Anzahl Revuen und Zeitschriften englischer und französischer Herkunft kostenlos verbreitet werden, und zwar bis zu einer monatlichen Auflage von 8000 Exemplaren. Nimmt man als Durchschnitt nur 10 solcher Revuen als verteilt an, und bleibt man bei einer Durchschnittsauflage von nur 5000 Exemplaren, so kommt man bei zehn Verteilungsländern auf die nachstehenden Zahlen, wobei bemerkt werden mag, daß die feindliche Propaganda in den Vereinigten Staaten und in den südamerikanischen Republiken nach deutschen Berichten mit ganz andern Verteilungszahlen arbeitet als in den kleinen europäischen neutralen Ländern.

Anzahl der Revuen 10.

Durchschnittliche Auflage à 5000 Exemplare.

Anzahl der Länder 10.

Posten 7 ergibt demnach eine Mindestzahl von 500000 monatlich versandten Exemplaren.

Posten 9 und 10

Die in diesen zwei Posten enthaltenen Abteilungen der feindlichen Propaganda lassen sich nicht mit festen Zahlen belegen. Immerhin kann man sich von der Ausdehnung ihrer Tätigkeit eine gewisse Vorstellung machen an der Hand der Angaben, die über die Tätigkeit dieser Abteilungen in der feindlichen Presse veröffentlicht worden sind. Es ist bekannt, daß die zum amtlichen „französischen Bilderdienst" zugezogenen Privatfirmen die Verpflichtung haben, für das amtliche Bureau unter gewissen Bedingungen Material zu liefern, das dann durch das Bureau dem Ausland unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird. In welchem Umfange diese Verbreitung von Propagandabildern im Auslande betrieben wird, läßt sich aus der Fülle der in neutralen illustrierten Zeitschriften erscheinenden Abbildungen französischer und englischer Abkunft ermessen.

Für den Umfang des französischen „kinematographischen Dienstes" ist bezeichnend, daß seine Arbeiten vier französischen Privatfirmen übertragen sind, deren Angestellte unter militärischer Leitung an der Front arbeiten. Die Firmen haben dann die Verpflichtung, die Films ins neutrale Ausland zu schicken und zu verbreiten. Diese Verbreitung ist in Holland, Dänemark und vor allem in

Digitized by Google

den romanischen Ländern Europas und Südamerikas ganz ungeheuer, wie eine Anzahl deutscher amtlicher und privater Berichte mitteilte. Ein ähnliches Arbeiten ist auch für die entsprechenden englischen Propagandabureaus anzunehmen. Zahlenangaben sind natürlich auch hier nicht zu machen.

Es ist eine gewaltige Fülle angestrengter und zielbewußter geistiger Tätigkeit, die der hier gegebene Einblick in das Wirken der feindlichen Propaganda enthüllt. Ebenso gewaltig ist natürlich auch die Menge der dabei zur Verwendung kommenden finanziellen Mittel. Deren Umfang einigermaßen sicher zu bestimmen, dürfte unmöglich sein, auch wenn noch genauere Einzelheiten über die Art und die Verbreitung der verschiedenen Propagandamittel bekannt wären. Es entziehen sich vollkommen der Berechnung die Kosten der Betriebe der eigentlichen Zentralbureaus und Nebenkomitees, der fast unzähligen schriftlichen und telegraphischen Korrespondenzen, der Propagandareisen und -reden, die Gehälter und Honorare der gelegentlichen Mitarbeiter und vor allem die Kosten des gewaltigen Betriebes, durch den Zeitungen aufzukaufen, zu beeinflussen und zu bestechen sind. Ohne Berücksichtigung all dieser besonderen Aufwendungen aber läßt sich eine gewisse Mindestausgabe schätzungsweise feststellen. Wenn man die in Deutschland geltenden Preise für Honorare, Satz, Papier, Druck, Heftung und Versand zugrunde legt, so läßt sich nur für die Herstellung und Verbreitung der hier angeführten Publikationen, Bilder und Films berechnen, daß die Kosten dieses Teils der feindlichen Propaganda als Minimum den Betrag von einer Million Mark im Monat überschreiten müssen.

Ladislaus Graf Szögyeny-Marich †

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Vor etwa zehn Jahren war im Wiener Künstlerhause das Bildnis des vor kurzem verstorbenen früheren Botschafters am kaiserlich deutschen Hofe, des Grafen Szögyeny, ausgestellt. Es entstammte der Künstlerhand des Malers Lászlo, der zu Anfang des Krieges Engländer wurde. Szögyeny hatte damals bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten, sein Haupthaar begann zu ergrauen, von dem blauschwarzen Vollbarte, der früher sein Gesicht umrahmt hatte, war nur ein schütterer Schnurrbart übriggeblieben. Wer ihn, wie der Schreiber dieser Zeilen, zwanzig Jahre vorher zur Zeit kennen gelernt hatte, da er seinen Einzug auf dem Wiener Ballplatze hielt, mußte gestehen, daß er gealtert war. Noch immer blitzten einem aber zwei feurige Augen aus dem männlich gebräunten Antlitz entgegen, aus denen ebensoviel Verstand als Wohlwollen herauszulesen war. Diese Augen täuschten nicht. Es waren tatsächlich die zwei hervorstechenden Eigenschaften Szögyenys, ein klarer, nie trügender Menschenverstand und wirk-

Digitized by Google

liche Herzensgüte. Wie nicht bald jemand besaß er die Gabe, bei jedem Ereignis, bei jeder Nachricht sofort instinktiv den springenden Punkt zu erfassen, das Richtige herauszufinden. Dazu kam ein hoher Grad persönlicher Liebenswürdigkeit, wie sie bei ungarischen Kavalieren alten Schlages so häufig zu finden ist, und ein natürliches Wohlwollen. Man fand ihn stets bereit zu raten und zu helfen, wo er nur konnte. Seinem weichen Wesen entsprach es, daß er parlamentarischen Kämpfen grundsätzlich abhold war. Er strebte deshalb nie nach einer führenden Rolle im parlamentarischen Leben und lehnte auch nach dem ersten Ministerium Tisza die Kabinettsbildung ab.

Daß es Szögyeny bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften nie an Freunden fehlte, ist begreiflich. Seit den Jahren, da er an der Wiener Universität die Rechte studierte, verband ihn innige Freundschaft mit dem späteren gemeinsamen Finanzminister Benjamin v. Kallay, dessen Nachfolger er dann im Wiener Ministerium des Aeußern wurde. Aus der Zeit seiner Abgeordnetentätigkeit stammen freundschaftliche Beziehungen zu seinen damaligen Parteigenossen, Akusius v. Beöthy, dem Autor eines bekannten Werkes über die ungarische Verfassung', zu Ladislaus v. Bohus u. a. Er war übrigens ein überzeugter Anhänger Koloman Tiszas, des Vaters des jetzigen ungarischen Ministerpräsidenten.

Im Jahre 1882 erfolgte seine Berufung in das Ministerium des Aeußern. Er war in Wien kein Fremder. Hier war er als Sohn des damaligen Judex Curiae, der als eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am kaiserlichen Hofe galt, geboren worden, er war in der Theresianischen Akademie erzogen und hatte in Wien seine Studien zurückgelegt. Zwischen ihm und dem damaligen Minister des Aeußern, dem Grafen Kálnoky, dessen konservative Gesinnungen mit den seinen durchaus im Einklange standen, entwickelte sich bald ein Verhältnis vollsten Vertrauens. Damals lernte er auch den Kronprinzen Rudolf kennen, der in seinem Drange nach Wissen und Wahrheit zu dem offenen Wesen Szögyenys sich rasch hingezogen fühlte. Er gehörte zu dem intimen Freundeskreise Rudolfs, der ihn auch testamentarisch mit der Ordnung seines schriftlichen Nachlasses, insbesondere mit der Herausgabe des Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" betraute.

Im Jahre 1892 wurde Szögyeny als österreichisch-ungarischer Botschafter nach Berlin entsendet. Sein Verhältnis zum verstorbenen Kronprinzen war die beste Einführung bei Kaiser Wilhelm, der ihn übrigens bereits ein Jahr früher in Wien kennen gelernt und an ihm Gefallen gefunden hatte. Szögyeny wußte sich binnen kurzem das volle Vertrauen des Deutschen Kaisers zu erwerben, der an ihm besonders die unbedingte Zuverlässigkeit schätzte. Welcher Beliebtheit sich Szögyeny bei Kaiser Wilhelm erfreute, zeigt der Umstand, daß der Kaiser ihn oft in früher Morgenstunde besuchte, daß er wiederholt zu den Jagden des Kaisers in Göhrde geladen wurde, und daß Kaiser Wilhelm mit ihm gerne Scherze machte, eine Auszeichnung, die nur solchen Personen zuteil wird, die des Kaisers besonderes Wohlwollen genießen.

Digitized by Google

Als Szögyeny nach Berlin kam, war Bismarck nicht mehr Reichskanzler. Er hatte sich bereits grollend in die sächsischen Wälder zurückgezogen. Szögyeny bewahrte dem Altreichskanzler, den er seinerzeit als Begleiter Kálnokys bei einem Besuche in Friedrichsruhe kennen gelernt hatte, eine tiefe Verehrung. Seine Bibliothek enthält eine vollständige Sammlung der bekanntlich sehr umfangreichen Bismarckliteratur, und die „Gedanken und Erinnerungen" waren stets seine liebste Lektüre. Aus dieser Verehrung entwickelte sich ein herzliches Verhältnis zum Fürsten Herbert Bismarck und seiner Familie. Besonders nahe stand Szögyeny auch dem bayerischen Gesandten in Berlin, Grafen Lerchenfeld, dem zu früh verstorbenen Freiherrn v. Marschall und dem gegenwärtigen Unterstaatssekretär Zimmermann. Außer diesem mehr offiziellen Verkehr unterhielt Szögyeny in Berlin zahlreiche gesellschaftliche Beziehungen. Er war ein häufig und gern gesehener Gast in den Salons der Gräfin Brockdorf, der Obersthofmeisterin der Kaiserin, der Baronin Spitzemberg, Schwiegermutter des Botschafters Baron Wangenheim, der Fürstin Radziwill, geb. Castellane. Man wird den liebenswürdigen Gesellschafter dort gewiß schmerzlich vermissen.

So viel über die Persönlichkeit Szögyenys. Was seine staatsmännischen Eigenschaften anbelangt, war er keine schöpferische Natur. Er besaß nicht die Eignung zu einer führenden Rolle. Der Grundzug seines Charakters war ein erhaltender, ein im besten Sinne des Wortes konservativer. Dem entsprach auch sein politisches Glaubensbekenntnis. Es läßt sich in die Sätze zusammenfassen: Treue Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, Aufrechthaltung der unlöslichen Bande, die Ungarn mit Oesterreich verknüpfen, im Sinne der Ideen Deáks, mit dem Szögyeny auch sonst manche Aehnlichkeit besaß, endlich unerschütterliches Festhalten an dem Bündnis mit Deutschland. Diese Grundsätze ziehen sich wie ein roter Faden durch seine ganze politische Laufbahn. Szögyeny kam in das Ministerium des Aeußern gewissermaßen als ein Homo novus, er war nicht aus der diplomatischen Laufbahn hervorgegangen. Der auswärtigen Politik stand er aber keineswegs als Fremder gegenüber. Mit kaum dreißig Jahren in das ungarische Abgeordnetenhaus gewählt, wußte er sich dort so rasch das allgemeine Vertrauen zu erwerben, daß er schon im folgenden Jahre in die Delegation entsendet und mit der Berichterstattung über den auswärtigen Voranschlag betraut wurde. In der Wintersession 1870/71 bildete begreiflicherweise der Deutsch-Französische Krieg ein hauptsächliches Thema der Erörterung. Die Haltung Oesterreich-Ungarns war zu Anfang eine mindestens unklare gewesen. Man hatte den französischen Lockungen Gehör geschenkt, war aber auf ein förmliches Bündnis nicht eingegangen. Da kamen zur rechten Zeit die deutschen Siege und noch vor ihnen die erfolgreichen Warnungen des damaligen ungarischen Ministerpräsidenten Andrássy. Sie bewahrten Oesterreich-Ungarn vor einem gefährlichen Abenteuer, wie es Beust, dessen Politik nur von dem Gedanken an Rache und von persönlicher Eitelkeit diktiert war, im Sinn hatte. Bald darauf verschwand er denn auch in der Versenkung, und Graf Andrássy wurde sein Nachfolger. Der auswärtige Ausschuß der ungarischen Delegation billigte un-

Digitized by Google

bedingt die von ihm befürwortete Neutralitätspolitik. In der Sitzung vom 23. Januar 1871 erstattete Szögyeny den Bericht über dessen Verhandlungen. Der Ausschuß erachte es als seine Pflicht, zu erklären, sagte er, daß die Delegation der Politik der Neutralität, wie sie Oesterreich-Ungarn im Deutsch-Französischen Kriege eingehalten hat, durchaus zustimme. Obwohl der Ausschuß davon überzeugt sei, daß der zwischen den beiden europäischen Großmächten geführte Krieg auf die politische Stellung sämtlicher europäischer Staaten und auf die Gestaltung ihrer Beziehungen von einschneidenden Folgen begleitet sein werde, konnte er sich doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie sich weder durch formale noch durch reale Motive bestimmen lassen durfte, an dem Krieg aktiv teilzunehmen oder die eine oder die andre Partei zu unterstützen. Denn der unmittelbare formale Anlaß des Krieges lag weitab von den Interessen der Monarchie, seine tiefer liegenden Ursachen aber erheischten um so mehr eine neutrale Haltung, als der Ausgang des Krieges auf die Gestaltung der inneren Beziehungen der deutschen Staaten zueinander einen Einfluß hätte ausüben können, der den wahren Interessen Oesterreich-Ungarns nicht entsprechen würde. Indem also der Ausschuß die neutrale Haltung der Monarchie für richtig halte, gebe er zugleich der Ueberzeugung Ausdruck, daß diese Politik um so sicherer ihre Früchte tragen werde, je vollkommener jene Organisation zur Durchführung gelange, die die deutschen Staaten zur Regelung ihrer gegenseitigen Beziehungen für die zweckmäßigste erachten werden.

So wie Szögyeny noch als Abgeordneter die Gründung des Deutschen Reiches als den Interessen Oesterreich-Ungarns durchaus entsprechend erkannte, ein ebenso überzeugter Bekenner der Notwendigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses ist er in seinen späteren Stellungen geworden und stets geblieben. Während seiner Tätigkeit als österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin war er unablässig bemüht, zur Festigung dieses Verhältnisses beizutragen und es gegen alle ihm drohenden Gefahren und Anfeindungen zu schützen. Es waren nicht immer angenehme Aufgaben, die Szögyeny während der 22 Jahre, die er in Berlin verbrachte, zu lösen hatte. Fragen der inneren wie der äußeren Politik stellten sich ein, die in Wien und in Berlin verschieden aufgefaßt und behandelt wurden und so Anlaß zu Auseinandersetzungen gaben. Er vertrat in allen solchen Fällen pflichtgemäß den Standpunkt seiner Regierung, war aber zugleich bemüht, die Gegensätze auszugleichen. Ein Thema, das durch eine Reihe von Jahren zu manchmal ziemlich erregten Erörterungen führte, war das Vorgehen der preußischen Behörden gegen die Polen, dem in einzelnen Fällen eine gewisse Härte nicht abgesprochen werden konnte. Bei den österreichischen Polen fanden diese Maßregeln einen begreiflichen Widerhall, es kam zu lebhaften Beschwerden, und wiederholt wurde der Wunsch nach Intervention laut. Die österreichisch-ungarische Regierung stellte sich diesen Klagen gegenüber prinzipiell auf den Standpunkt, daß die Ausweisung fremder Staatsangehöriger ein unbestreitbares Recht jeder Regierung bilde, und daß eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates ausgeschlossen bleiben müsse. Sie ließ jedoch in berück-

Digitized by Google

sichtigenswerten Fällen ihre Verwendung eintreten, um eine Milderung der getroffenen Maßregeln zu erwirken, welche Schritte auch in der Regel von Erfolg begleitet waren. Daß diese Querelen nicht den geringsten Schatten auf das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Mächten geworfen haben, ist zum großen Teil dem konzilianten Wesen Szögyenys zu verdanken, der dafür sorgte, daß durch dergleichen Zwischenfälle die unitas in necessariis nicht gestört werde.

Szögyeny war kaum auf dem Berliner Botschafterposten warm geworden, als die große Oeffentlichkeit durch die Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten" davon Kenntnis erhielt, daß von 1884 bis 1890 zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland eine formelle Vereinbarung bestanden habe, wodurch sich Rußland für den Fall eines Angriffes auf Deutschland und dieses für den Fall eines unprovozierten Angriffes auf Rußland zur Einhaltung wohlwollender Neutralität verpflichteten. Obwohl der Vertrag, der auch solchen Personen gegenüber als Geheimnis behandelt worden war, die einen Anspruch darauf gehabt hätten, ihn zu kennen, zur Zeit seines Ablaufes nicht mehr erneuert worden war, erblickte man doch darin vielfach eine Art von Illoyalität Deutschlands gegenüber Oesterreich. Der damalige Staatssekretär Freiherr v. Marschall mußte, als die Sache im deutschen Reichsrate zur Sprache kam, selbst zugeben, daß das Nebeneinanderbestehen des Dreibundvertrages und der Vereinbarung mit Rußland eine „komplizierte Vertragsmaschine" darstelle. In Wien war man bemüht, den üblen Eindruck, welchen die Nachricht hervorgebracht hatte, ehestens zu verwischen. Das offiziöse „Fremdenblatt" schrieb schon am folgenden Tage, es habe seit dem Bestande des Dreibundes keine Phase gegeben, in der das gegenseitige Vertrauen der Verbündeten geschwächt oder ein Zweifel an den Absichten der Alliierten begründet gewesen wäre. Solche Bündnisse würden von den Völkern getragen, deren Interessen und Gefühle sie verkörpern, und von den Monarchen gewahrt, deren Treue über der Möglichkeit jedes Zweifels stehe und mit ihren heiligsten Verpflichtungen gegen ihre Völker zusammenfalle. Damit war der Zwischenfall erledigt.

Nach solchen Tagen vorübergehender Verstimmung kamen für die Bundesgenossen wieder Zeiten innigsten Verständnisses, das sich auch nach außen hin offenbarte. Der Marokkokonflikt hatte akute Formen angenommen. Infolge des Abschwenkens Italiens war Deutschland auf der Konferenz in Algeciras fast isoliert. Nur Oesterreich-Ungarn hielt treu an seiner Seite, und seinem Einschreiten war es zu verdanken, daß die ganze Verhandlung nicht in eine Sackgasse geriet und zu ernsteren Verwicklungen führte. Die Dienste, die damals Oesterreich-Ungarn als „brillanter Sekundant" Deutschland erwies, sollten bald vergolten werden. Als zwei Jahre später die Wiener Regierung, durch die Umwälzungen in der Türkei veranlaßt, die Annexion Bosniens aussprach, da ließ man in St. Petersburg keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ein Angriff auf Oesterreich-Ungarn Deutschland „in schimmernder Wehr" an seiner Seite finden würde.

Digitized by Google

Der Ausgang der Balkankriege von 1912/13 entsprach nicht den Interessen Oesterreich-Ungarns. Es konnte ihm nicht erwünscht sein, Serbien um die Hälfte vergrößert und Bulgarien wesentlich geschwächt aus dem Kampfe hervorgehen zu sehen. In Berlin herrschte eine andre Auffassung der Lage. Weder hielt man ein bewaffnetes Einschreiten zugunsten Bulgariens, noch eine diplomatische Intervention zum Zwecke einer Revision des Bukarester Friedens für ratsam. Die Ereignisse sind seither über diese Meinungsverschiedenheiten hinweggeschritten. Wie aber derartige Episoden in gewissen politischen Kreisen gedeutet und ausgenützt werden, läßt die Tatsache erkennen, daß bald nachher in deutschen wie in ungarischen Blättern das lächerliche Gerücht auftauchte, die Stellung des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin sei erschüttert, weil er in den Balkanfragen der deutschen Regierung gegenüber nicht mit der nötigen Festigkeit aufgetreten sei. Das Gerücht fand sofort ein entsprechendes Dementi von berufener Seite. Erst im Juni 1914 trat Szögyeny unter Berufung auf sein hohes Alter, er hatte das dreiundsiebzigste Lebensjahr zurückgelegt, und auf seine Kränklichkeit an Kaiser Franz Joseph mit der Bitte heran, ihn seines Amtes zu entheben. Sie wurde ihm in huldvollster Form gewährt. In dem Handschreiben vom 4. August 1914 heißt es, der Kaiser sehe ihn mit aufrichtigem Bedauern aus dem Dienste scheiden. Er empfinde es als Herzensbedürfnis, ihm für sein erfolgreiches Wirken, insbesondere für seine hervorragende Tätigkeit in Berlin, dank welcher er sich auch das besondere Vertrauen des Deutschen Kaisers erworben, den wärmsten Dank auszusprechen. Am 12. August übergab Szögyeny sein Abberufungsschreiben, und noch am 29. desselben Monats richtete Kaiser Wilhelm an ihn ein Telegramm, in dem er ihn versicherte, er werde seiner treuen, der Pflege immer engerer Freundschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gewidmeten Tätigkeit stets ein dankbares Andenken bewahren.

Seinen Lebensabend verbrachte Szögyeny in Csór, einem Gute aus dem Besitze seiner Mutter, einer geborenen v. Marich. Dort hauchte er am Pfingstsonntag, den 11. Juni, seinen letzten Seufzer aus. Er ruht nun im Familiengrabe auf einem Hügel neben seinem Vater, um ihn die andern Mitglieder seiner Familie. Szögyeny sollte noch die Freude erleben, daß die Politik, der er seit jeher mit voller Hingebung gedient hatte, aus der schweren Prüfung, vor die sie gestellt wurde, siegreich hervorging. Der Kampf ums Dasein, den Deutschland und Oesterreich-Ungarn seit zwei Jahren zu bestehen haben, ist der leuchtende Beweis für die Richtigkeit des Gedankens, von dem sich Bismarck und Andrássy leiten ließen. Ihr Werk hat die Feuerprobe bestanden.

Wien, im Juli 1916.

Digitized by Google

Aus der alten und jungen Türkei

Von

Freiherrn von la Valette St. George

(Schluß)

Die Stellung der Frau in der mohammedanischen Welt wird vielfach in Europa noch nicht vollständig erkannt. Der türkische Mann verlangt von seiner Gattin, daß sie einzig und allein für sich und seine Kinder lebe. Ihn verlangt weder nach der Sportkameradin der Engländer, der Salondame der Franzosen, der emanzipierten Russin, der häufig bigotten Spanierin, noch vor allem nach dem landläufigen Typus der Amerikanerin, von dem es ja viele rühmliche Ausnahmen gibt, in dem er den krassesten Egoismus und Snobbismus verkörpert sieht. Die türkische Frau soll ihrem Gatten alles verdanken, dafür aber auch vollständig in seinem Wesen und in seinen Interessen aufgehen — wohlgemerkt aber auch nur, insoweit diese sich auf seine Häuslichkeit beschränken. In dieser ist sie die vollständige Herrin, und die religiöse Pflicht verlangt vom Manne, daß er sich vom Sonnenuntergang ab allein nur noch mit ihr beschäftige.

Der Besuch von abendlichen Unterhaltungen, Abendvorstellungen in Theatern oder Konzerthallen oder gar gemeinschaftlichen Veranstaltungen beider Geschlechter, selbst abendlichen Herrengesellschaften, ist daher dem strenggläubigen Türken oder auch dem freidenkenden, in seinem eignen Lande, durch die Sitte vollständig untersagt. Versucht er dieses Gebot zu durchbrechen, so konnte früher höchstens ein „dienstliches Interesse", z. B. der politischen oder moralischen Spionage der andern, zum Vorwande dienen, und der berüchtigte Fehim-Pascha und seine Genossen wußten von diesem Vorwande in weitestgehender Weise Gebrauch zu machen. Die strenge Absperrung der türkischen Frauen, selbst gegenüber ihren eignen männlichen Verwandten, die strenge Scheidung in jedem mohammedanischen Hause zwischen Haremlik und Selamlik — der Frauen- und Männerabteilung oder besser gesagt, Gemächer der Hausfrau und Kinder und solcher, die dem Manne und seinen persönlichen Besuchsfreunden vorbehalten sind — findet in dem Bestreben des Mannes, seine Frau von der Herrenwelt zu isolieren, sich selbst aber doch seine persönliche Bewegungsfreiheit zu erhalten, ihre natürliche Erklärung. Diese Trennung der Geschlechter ist in allen mohammedanischen Wohnungen ohne Ausnahme, selbst in den ärmlichsten, und unter allen Umständen auch an fremden Orten — wie den vergitterten Theaterlogen oder in den durch Vorhänge getrennten Straßenbahnabteilungen, auf Schiffen und Eisenbahnen durchgeführt.

In einem elenden kaukasischen Aul, einem Gebirgsdorf im wildesten Daghestan, übernachtete ich einst beim mohammedanischen Dorfältesten, dem „Naib". Seine ganze Wohnung bestand aus zwei Räumen, links dem Haremlik, rechts dem Selamlik, beide an einer Terrasse über einem Kuhstall. Zunächst wurde

Digitized by Google

ich im Selamlik bewirtet, und zur Nacht wurde mir der Haremlik mit seidenem, aber schmutzigem Bettzeug eingeräumt. Mein freundlicher Wirt und seine beiden Weiber aber schliefen im Kuhstalle.

Diese strenge Trennung der Geschlechter übrigens scheint, wie auch die Schleiersitte, auf altorientalische, morgenländische, keineswegs rein mohammedanische Ueberlieferungen zurückzuführen. Noch heute kann sich jeder hiervon an der Einrichtung der zum Teil vergitterten und für die Damen des Hofs reservierten altbyzantinischen Hoflogen überzeugen, die sich im ersten Stockwerke der Hagia Sophia befinden.

Die strenge Verschleierungssitte, bei der übrigens wesentlich ist, daß auch die Kopf- und besonders die Nackenhaare verhüllt bleiben, wird hier und da von jungen und hübschen Frauen und Mädchen in koketteſter Weise durchbrochen, doch nur, wenn sie sich vor Spionen und Denunzianten sicher glauben. Auf den Prinzeninseln, an den Süßen Wassern Europas und Asiens, in Skutari oder Kadikoj, dort, wo viele Europäer verkehren, wird der sonst ganz schwarze, undurchsichtige „Jaschmak" des schwarzen, dominoartigen Seidenmantels, der „Feredje", durch ein zartes, durchsichtiges Florgewebe ersetzt, das nur den unteren Teil des Gesichtes und die Haare leicht bedeckt. Das Benehmen der Türkinnen in diesen Villenorten außerhalb der Stadt ist denn auch weit freier, bewegt sich aber immer in harmlosen, liebenswürdigen Formen.

Ich hatte die seltene und vielleicht einzig dastehende Gelegenheit, in einem der vornehmsten Harems, trotz aller Spionage, zugleich mit einem befreundeten Botschaftssekretär, freundschaftlich verkehren zu dürfen, und da die Töchter des Hauses die gleichen waren, denen Pierre Loti seine Anregungen zu seinem Roman „Die Entzauberten" verdankt, wird man mein Interesse verstehen. Selbstverständlich sprachen die hochgebildeten jungen Damen Deutsch und Französisch wie ihre Muttersprache, aber glücklicherweise traf das traurige Schicksal von Lotis Romanheldinnen nicht die beiden schönen und geistreichen jungen Frauen, sondern war zwei andern vornehmen Türkinnen, ihren Cousinen, nachempfunden, die sich unglücklich in einen leichtsinnigen, kaltherzigen und treulosen englischen Attaché verliebt hatten. Sie gaben sich beide den Tod. „Gott strafe England!" hätte es hier mit Recht heißen können.

Nach Liebe bei der Eheschließung hat gewöhnlich die Türkin nicht viel zu fragen. Die Eltern vermitteln die Heirat, und strengen Regeln nach ist es sogar verpönt, die Braut vor der Hochzeit zu sehen oder näher kennenzulernen. Diese Aufgabe übernehmen in erster Linie die weiblichen Mitglieder der Familie des Bräutigams, die ihrer Neugier keinerlei Zwang auferlegen.

Die Aussteuer gibt meist der zukünftige Gatte, der ihr auch das Haus einrichtet, das Gesinde mietet oder die Sklavinnen kauft. Erwähnt mag dabei sein, daß jede gesetzmäßige Frau auch Anspruch auf ein vollständig eingerichtetes und abgeschlossenes Hauswesen, ihrem Range und ihrer Herkunft entsprechend, hat. Ein sehr wesentlicher Grund, um die Vielweiberei in den breiten Schichten des Volkes vollständig unmöglich zu machen. Dem Erbrecht nach sind die Töchter

Digitized by Google

recht schlecht gestellt. Sie erben höchstens ein Sechzehntel der Erbschaftsmasse, Grundbesitz an Lehnsgütern niemals. Geldheiraten gibt es daher nicht in der Türkei, ebensowenig reiche junge Mädchen, die sich auf Bällen im Glanze ihrer vielen Verehrer sonnen und glauben, es gelte einzig und allein ihren persönlichen Vorzügen, noch kluge, schöne und liebenswerte Erbinnen, die sich mit Recht vor der Ehe scheuen müssen, aus Furcht, irgendeinem gewissenlosen hübschen jungen Abenteurer zum Opfer zu fallen.

Nur in einem Falle kannte die Aera Abd ul Hamids Geldkonvenienzheiraten. Und das war so etwas wie eine bessere Ordensverleihung oder der Geheimratstitel. Einem verdienten Staatsmann oder hohen Offizier gab nämlich der alte Sultan, wenn er ihn besonders ehren wollte, eine seiner mehr oder weniger legitimierten Töchter oder auch eine ältere Kadine seines eignen Harems. Diese wurde dann mit 200 000 Franken in bar und ebensoviel in Juwelen ausgestattet und mit dem Titel „Prinzessin" die erste Frau des Beglückten, auch wenn er schon mehrere haben sollte. Der neue Verwandte des Sultans hatte aber dann die Rolle eines „Prinzgemahls" zu spielen, mußte in allem und jedem seiner Frau den Vorrang lassen und sogar nach allen Regeln der Etikette vorher anfragen, bevor er sie überhaupt im Harem besuchen durfte.

Uebrigens herrscht auch in den einfacheren Harems die absonderliche Sitte, daß die Frau nur ihre Pantoffel vor die Türe zu stellen braucht, um ihrem Ehemann den Eintritt zu verbieten. Das geschieht z. B. stets, wenn die Dame Freundinnen zu Besuch hat, die ihrerseits auch wieder ihre Stiefelchen vor die Türe stellen. Und zwar fast alle Tage, denn die Türkinnen besuchen sich untereinander außerordentlich häufig, werden zwar stets von einer Dienerin begleitet, brauchen aber über ihre Ausgänge ihrem Manne gegenüber keinerlei Rechenschaft abzulegen. In der Tat wird auch mit dieser Sitte selten oder niemals Mißbrauch getrieben — trotz Loti und ähnlichen Literaten —, dafür ist die Türkin viel zu ernst und sittsam, und selbst das zeitweise Verbot des Sultans, die europäischen großen Läden und Basars zu besuchen, war wohl nur eine überflüssige Aengstlichkeitsmaßregel.

Natürlich ist die Bildung selbst der vornehmen Türkin infolge ihrer Abgeschlossenheit sehr viel tiefer stehend wie die der außerordentlich aufgeweckten und in jeder Beziehung vorzüglich unterrichteten Levantinerin, von denen wieder die französischen und griechischen Damen geistig am höchsten stehen. Die englische Levantinerin treibt zwar viel Sport und ist körperlich weit gewandter und ausdauernder, legt aber auf geistige Ausbildung weniger Wert. Gemeinsam ist allen Levantinerinnen das ganz außerordentliche Sprachtalent. Eine geradezu phänomenale Sprachkenntnis hatte z. B. eine ungarische Levantinerin, die Gattin des jetzigen österreichisch-ungarischen Gesandten in Lissabon, Baronin Khuen, geborene Gräfin Raday, die Deutsch, Ungarisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Kroatisch, Griechisch, Türkisch wie ihre Muttersprache beherrschte, und Portugiesisch wird dieser weibliche Mezzofanti mittlerweile wohl auch noch dazugelernt haben.

Digitized by Google

Musikalisch sind die Levantinerinnen ganz hervorragend begabt, auch wird dieses Talent mit großer Sorgfalt und vorzüglichem Erfolge gepflegt. Ein künstlerisches Empfinden für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur findet sich dagegen fast niemals, am wenigsten bei den Türkinnen, denen auch jedes tiefere Verständnis für Musik vollständig fehlt. Eine möglichst eintönige arabische Tanzmusik oder ein recht lautes Militärorchester, in dem die Blasinstrumente vorherrschen, wird auch vom Durchschnittstürken als das Ideal der Tonkunst empfunden, und ein Grammophon wurde in jedem vornehmeren türkischen Hause als erlesener Kunstgenuß seinerzeit den Gästen vorgeführt. Aber der gute Wille und der Bildungseifer der Jungtürken wird auch darin allmählich Wandel schaffen und mit neuen Kulturelementen auch künstlerische Neigungen und Verständnis auf allen Gebieten bringen. Das durch Hamdi-Bei im Garten des alten Serails gegründete Kunstmuseum ist ein großartiger Anfang in diesem Bestreben. Es enthält vor allem eine ganz wundervolle Sammlung von Terrakottafiguren, die nach einem ihrer Fundorte unter dem Namen Tanagrafiguren bekannt sind, und der gleichen Kunstperiode angehörige bemalte Tonvasen und Hausgeräte. Nur die ähnlichen Schätze des Athener Museums lassen sich in ihrer Reichhaltigkeit diesen Funden, die durchweg von den Aegäischen Inseln und der kleinasiatischen Küste stammen, an die Seite stellen. Auch sieht man viel Gold- und Steinschmuck aus griechischen Grabstellen, wie die herrlichen Funde aus den Schliemannschen Ausgrabungen in Troja. Die auffallendsten Kunstwerke sind aber zweifellos die prächtigen Marmor- und Porphyrsarkophage, welche Alexander der Große für sich und seine Familie oder Heerführer hatte meißeln lassen, die dann später, von den syrischen Diadochen benützt, erst in den 1890er Jahren durch Zufall auf einer Ruinenstelle des alten Sidon entdeckt wurden. Ein einfacher Bauer hatte beim Brunnenbau den Zugang zu den etagenförmig angeordneten Grabkammern gefunden, und dem sofort benachrichtigten Hamdi-Bei war es gelungen, nach unsäglichen Mühen mit Hilfe eines schräg eingebauten langen Stollens die viele Tonnen wiegenden Riesensarkophage völlig unversehrt ans Tageslicht zu befördern. So gut waren die Stücke erhalten und so tadellos und sorgfältig wurde die Bergung und der Transport nach Konstantinopel geleitet, daß z. B. am Alexandersarkophag noch die ursprüngliche Bemalung oder Vergoldung deutlich zu erkennen ist, und selbst an den feinsten Marmordetails, wie Lanzen, Schwertern, Händen und Füßen, nichts abgebrochen wurde. Dieser Sarkophag muß im klassischen Altertum genau bekannt und als Kunstwerk geschätzt gewesen sein, denn die in der Anordnung und Bewegung der Figuren genau gleiche Darstellung der Schlacht von Issus findet sich auf dem fast vierhundert Jahre später entstandenen berühmten pompejanischen Mosaikfußboden im Museum von Neapel. Es ist wunderbar, wie der Künstler mit wenigen Figuren den Verlauf der Schlacht — taktischer Durchbruch des gegen den Perserkönig von Alexander persönlich geführten Hoplitenzentrums unter gleichzeitiger Ueberflügelung durch die mazedonische Reiterei — plastisch und packend darstellen konnte.

Digitized by Google

Natürlich finden sich im Museum noch reiche Mustersammlungen von Fayenceplatten und -tellern persisch-türkischer Herkunft aus Brussa, Kutahia und Anatolien, griechischer von den Inseln und besonders auch Rhodiser aus der Ordenszeit. Die Rhodiser Stickereien der echten alten Perioden des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts sind durch einen Zufall wieder ans Licht gebracht worden.

Im ersten Wirrwar nach der Ermordung Abd ul Aziz' hatten Palastbeamte sieben Kisten aus dem kaiserlichen Schatze geraubt, angefüllt mit den herrlichsten, vorzüglich erhaltenen Spitzen aus der Beute der Eroberung vom Jahre 1522. Sie sind sämtlich in den Ordensfarben gestickt, rot auf weißem Grunde, und zeigen Kreuzesformen in den verschiedensten, interessantesten Ornamentierungen. Köstlich sind auch die alten Nadelstickereien aus Anatolien, und selbstverständlich fehlen nicht reichhaltige persische und türkische Teppichmuster.

Nur schade, daß die heutige türkische Teppichindustrie durch den vielfachen Gebrauch billiger, sehr lichtempfindlicher Anilinfarbstoffe stark an Wert verloren hat, und daß technisch so gut geleitete Fabriken, wie die kaiserliche in Heréké, künstlerisch so wenig Verständnis für gute Muster und geschmackvolle Farbenzusammenstellung zeigen. Aber Künstler wird es wieder geben, darum braucht man keine Sorge zu haben, sowie der Austausch der östlichen und westlichen Kulturanschauungen ein etwas intensiverer sein wird, vorläufig aber will selbst der liberale Jungtürke keineswegs auf allen Gebieten hiervon allzuviel wissen und beharrt — nach Kenntnis der Verhältnisse muß man zugeben, vielfach mit voller Berechtigung — auf seiner eigenen, selbständigen Entwicklung. Besonders auf religiös-sittlichem Gebiete.

So richtet sich das ganze Sittenleben nach den Gesetzen des Koran und dem aus diesem abgeleiteten herkömmlichen Gesetzes- und Sittenkodex, dem Scheriat. Der Koran läßt so viel religiöse Freiheit, daß sich unzählige Sekten bilden konnten; durch den Koran lernt der junge Türke lesen, schreiben und sein Gedächtnis üben; mehr wird von ihm nicht verlangt, wie seine religiösen Glaubenssätze genau zu kennen und zu interpretieren.

Geschichte, Geographie, Mathematik, Sprachen lernt der Türke nur auf einer der fremden Bildungsanstalten oder auf den höheren Kriegs- und Medizinschulen. Bildungsanstalten hatten in früherer Zeit besonders viele die Franzosen gegründet, vor allem Klösterliche für junge Mädchen, später folgten Italiener, Engländer, Deutsche und Oesterreicher. In letzter Zeit haben die Amerikaner durch ihre Schulen eine auffallend starke Propaganda entwickelt.

Die Gebote des Scheriat drücken sich auch besonders scharf in der Erbgesetzgebung und in der Rechtsprechung aus, die eine ganz patriarchalische ist. Der Großgrundbesitz ist durch die Gesetzgebung fast durchweg nach Art einer mittelalterlichen Lehnsverfassung eng gebunden und scheidet sich in kaiserliche Güter, Kirchenbesitz und Lehnsgüter. Diese beiden letzteren heißen Wakuf und werden von einem besonderen Ministerium verwaltet. Die Lehen sind nur in direkter Erbfolge im Mannesstamme vererbbar und fallen beim Tode ohne

Digitized by Google

Hinterlassung eines Sohnes sofort zur Verfügung des Sultans an das Ministerium zurück.

Es liegt auf der Hand, wie heiß diese Bewerbungen bei schönen Gütern infolge der Günstlingswirtschaft beim alten Sultan waren. In schlechtestem Rufe in dieser Beziehung stand hier der Generalinspektor der Artillerie Zéki-Pascha, der stets der erste war, in der unwürdigsten Weise beim Sultan neue Güter zu erbetteln. Ueber einen Sekretär des Sultans, der vielleicht in seiner Frechheit noch einen Schritt weiter ging, klagte mir einst der Oberstallmeister Faik-Pascha sein Leid. Nicht zufrieden damit, sich ein herrliches, freigewordenes Besitztum schenken zu lassen, versuchte er noch auf betrügerische Weise zweitausend Morgen Nachbarwiesen dem Sultan selbst zu entfremden, die dieser bis dahin zum Gebrauche seines Marstalls benutzt hatte!

Bei der Unsicherheit der Besitznachfolge in den Wakufgütern ist natürlich an eine vorsorgliche Bewirtschaftung, Instandhaltung der Gebäulichkeiten, Investierung oder gar eine geregelte Hypothekenordnung nicht zu denken. Einen Grundstückskataster gibt es nirgendwo. Mit der Verwaltung der Kirchengüter, die ja in einer Hand bleiben, steht es etwas besser, aber charakteristisch war es, daß über jeden Schritt, und sei es nur die einfachste Dachreparatur, dem Sultan persönlich berichtet werden mußte und er persönlich durch „Iradé" entscheiden wollte.

Der hervorragendste Kenner des türkischen Rechts in der europäischen Kolonie war zweifellos ein Graf Ostrorog, Abkömmling einer polnischen Emigrantenfamilie, der als Rechtsanwalt an den türkischen Gerichten türkisch plädierte, mit den Jungtürken, speziell mit dem außerordentlich intelligenten und wohlmeinenden späteren Großwesir Hakki-Pascha intim verkehrte, es später unter ihrem Regiment zu einer hohen Stellung brachte, dann aber doch wegen seiner Beziehungen zur französischen Botschaft von der politischen Bühne abtreten mußte. Graf Ostrorog hat sich ein besonderes Verdienst um die Verwaltung der bekannten, ganz hervorragend blühenden polnischen Emigrantenkolonie — des „polnischen Tschiftlik" —, die heute sechshundert Seelen zählt, erworben.

Die Gründung dieser Kolonie fleißiger Ackerbauer durch den Fürsten Czartoryski, mit verhältnismäßig geringen Mitteln, und ihr Emporblühen geben deutliche Fingerzeige, in welcher Weise in der Türkei kolonisatorische Aufgaben — man denke an die reichen, der Entwicklung erst noch zu erschließenden Gelände der Anatolischen Bahn und der Bagdadbahn in Syrien und Mesopotamien — unter Anpassung an die landesüblichen Verhältnisse und unter steter, taktvollster Schonung des berechtigten nationalen und religiösen Gefühls der Landeseinwohner zu lösen sind.

Graf Ostrorogs schöne und geistreiche Gattin war eine Tochter des Hauses Lorando Tubini, für dessen finanzielle Interessen der Botschafter Constans einmal als Drohung die ganze französische Mittelmeerflotte nach Tenedos hatte kommen lassen. Und der ängstliche Sultan gehorchte und zahlte 22 Millionen! Der alte Sultan zahlte überhaupt niemals gerne und konnte vielfach nur durch gelinden oder groben diplomatischen, oder wie eben erwähnt, sogar militärischen

Digitized by Google

Druck zur Zahlung seiner persönlichen oder Staatsschulden bewogen werden, mochten diese auch noch so berechtigt und von allen Instanzen geprüft worden sein. So hatte der Beauftragte einer großen Geschützfabrik eines Tages 600000 Franken, seit vielen Jahren für längst gelieferte Munition geschuldet, einzufordern. Nach vielen Schwierigkeiten — man behauptete sogar, die Dokumente seien verlegt, verloren oder verbrannt — gelang es, die Militärbehörden zu der Erlaubnis zu veranlassen, diese Summe bei der nächsten Lieferung mit deren Bezahlung gegen Konnossement gleichzeitig einzuziehen. Die jungtürkischen Führer dieser Behörden, vor allem Ali Riza und Mahmud Mustapha-Pascha, waren im höchsten Grade aufgebracht über den Widerstand, den der Sultan oder vielmehr die Sekretärkamarilla des „Palais", vielleicht ohne Wissen ihres Herrn, einer gerechten Sache dauernd entgegensetzte. Die Munitionslieferung kam im Hafen an, und natürlich erfuhren Fehim-Pascha und die Palastspione sofort davon. Der Delegierte der Fabrik hatte den glücklichen Einfall, im strengsten Geheimnis den Spionen bekanntzugeben, daß es sich um eine höchst gefährliche Ladung handle, die imstande sei, ganz Konstantinopel und vor allem den Sultanspalast in die Luft zu sprengen, wenn sie nicht schleunigst in den Artilleriedepots sorgfältig untergebracht und bewacht würde. Natürlich sei das nur möglich gegen sofortige Bezahlung des Kaufpreises. Die ungebildeten Spione glaubten alles, übertrieben vielleicht noch einiges, um sich interessant zu machen, und der Sultan wurde so verängstigt, daß er nach drei Tagen intensivster Verhandlungen und vergeblichen Drohungen und Versprechungen aller Art — immer unter Vermittlung der Spione verschiedenster Kategorie und offizieller Berufsstellung — bedingungslos kapitulierte und den Scheck sandte. In der Tat hatte es sich um höchst harmlose Schrapnellzünder gehandelt, bei denen jede Art unbeabsichtigter Explosion, selbst bei Transportunfällen, ausgeschlossen war.

Der Sultan schlief aus Furcht vor Verschwörungen niemals zwei Nächte hintereinander in dem gleichen Kiosk, und in allen Schlafgemächern lagen Repetierpistolen und -gewehre gebrauchsfertig zur Hand. Er selbst trug stets Selbstladepistolen an seinem Körper, und es heißt, daß einmal ein Arzt, der ihm einen Furunkel operieren wollte und ihn deshalb stark am Halse drückte, ein andermal eine Gärtnerstochter, die plötzlich in einem Boskett auftauchte, von ihm aus Mißverständnis getötet worden seien. Diese persönliche Furcht, ein krankhafter, vielleicht auch wohl natürlich berechtigter Verfolgungswahn, lassen manche persönliche und politische Handlung des alten Sultans psychologisch oder vielmehr psychopathisch erklären. Er scheute wohl den Ausgang seiner Brüder, bei dem er selbst mitgewirkt hatte. Abd ul Aziz war ja bekanntlich von dem damaligen Großwesir in seinem Palaste gefangen und von einem Sklaven erwürgt worden. Der Großwesir hatte bei seinem Ueberfall Pantoffeln mit silbernen Nägeln angelegt, deren Gebrauch dem Sultan allein vorbehalten war, und bei deren Klang auf den Marmorfliesen sich alle Wachen und Posten diskret zurückziehen mußten. Murad, der andre Bruder, lebte ent-

Digitized by Google

thront, angeblich geisteskrank, auf das schärfste bewacht, im Palast von Tschiraghan, hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen, und doch fürchtete Abd ul Hamid nichts Aergeres als Verschwörungen von dieser Seite. Und dieser Verfolgungswahn des alten Sultans, seine Sucht, alles und jedes in seiner Person zu konzentrieren, ohne daß er alle diese Angelegenheiten hätte übersehen oder gar leiten können, die dadurch ins Leben gerufene selbstsüchtige und habgierige Palastkamarilla, das bis ins geheimste Familienleben, bis in die entferntesten Provinzen seine Fäden spinnende verächtliche und verbrecherische Spionagesystem lasteten wie ein Albdruck auf der alten Türkei.

Daß die Reaktion gegen dieses Verbrechersystem so unantastbare Persönlichkeiten wie Mahmud Mustapha-, Hakki-, Pertev-, Mahmud Mukthar-Pascha, Talaat-Bey, Halil-Bey und viele andre brave, selbstlose, ideal und religiös denkende Männer an ihre Spitze rief, daß gerade die besten und ehrliebendsten der jungen in Deutschland und im übrigen Ausland ausgebildeten Offiziere sofort und in erster Linie, wie vor allem Enver-Pascha, der im schönsten Sinne des Wortes zum türkischen Nationalhelden geworden ist, Blut und Leben für sie zu opfern bereit waren, daß sie trotz allen liberalsten Bestrebungen, doch treu an ihrem nationalen Herrscherhause, an ihrem angestammten religiösen Khalifen festhielt und sich dem jetzigen so wohlmeinenden, pflichttreuen, ehrlich und gerade denkenden Sultan selbstlos zur Verfügung stellten, das gibt ihr einen besonders edlen und auch die europäische Anschauungsweise befriedigenden Charakter.

Das große ottomanische Reich, das seine glänzendste Kultur- und Machtepoche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gesehen hatte, war seit lange schon unter dem alten System in einem unaufhaltsamen Zersetzungsprozesse begriffen gewesen. Isoliert unter den europäischen Mächten, wurde es als der kranke Mann betrachtet, dessen Habe noch vor seinem seligen Entschlummern von den gierigen Nachbarn geteilt wurde. So drang der Russe unaufhaltsam in Kleinasien und gegen den Bosporus vor, der Engländer in Aegypten und im Jemen, der Italiener in Tripolis, und der Franzose hätte sich am liebsten in Syrien festgesetzt.

Die osmanische Politik hat jahrhundertelang ihren Ehrgeiz darin gesehen, die einzelnen Rassen im Innern des Reiches oder die christlichen Nationen im Auslande immer eine gegen die andre auszuspielen, um dadurch selbst unbelästigt zu bleiben. Sie hat auch damit besonders in früheren Zeiten vielfach große Erfolge erzielt. Aber schließlich ist sie doch gerade durch diese Politik isoliert und auf sich selbst angewiesen worden.

Der Osmane kannte seine Feinde — seine wahren Freunde kannte er bis vor diesem Kriege noch nicht zur Genüge. Erst das Heraustreten aus dieser bisherigen Isolierung, der Zusammenschluß, die enge Waffenbrüderschaft mit einem mächtigen mitteleuropäischen Staatensystem, das auch die weit nach Asien hinreichende Machtsphäre des Osmanischen Reichs mit gepanzerter Faust schützen hilft, seine religiösen Anschauungen achtet, seine Kulturprodukte zu erhöhen sucht, gab dem

Digitized by Google

großen Werke der Jungtürken die rechte Weihe, eröffnete ihm die schönsten Aussichten für die Zukunft.

Der gute Wille, daß sich Osmanen, Bulgaren, Oesterreicher, Ungarn und Deutsche gegenseitig verstehen lernen, ist wohl allüberall vorhanden. Der Krieg mit seinem hohen Verantwortlichkeits- und Kameradschaftsgefühl hat die verschiedenen Stämme einander genähert und aufeinander angewiesen. Durch Blut und Eisen ist die Waffenbrüderschaft auf den gemeinsamen Schlachtfeldern begründet und gefestigt worden.

Es ist zu hoffen und kann als gewiß angenommen werden, daß, wenn wieder die Friedenspalmen wehen, die Nationen diese glorreichen Erinnerungen nicht vergessen, sondern im engen Anschlusse, in ihrem eigensten nationalen Interesse, treu verbündet und sich gegenseitig ergänzend, die Aufgaben des Friedens ausbauen und lösen werden.

Das walte Gott! Inschallah!

„Fische heraus!“

Fische waren in Friedenszeiten auf dem Tische der Wohlhabenderen mehr nur als Abwechslungsspeise geschätzt, und nur der Seefisch kam für Massenspeisungen, für den weiteren Bedarf der Städte, in Restaurants, Pensionen, für Badeorte usw. in Betracht. Der Krieg veränderte dies Verhältnis, wie manches andre. Unsre deutschen Seefische sind recht rar geworden. In der an und für sich wenig ertragreichen Ostsee (Haffe ausgenommen) können zurzeit die besten Fischgründe nicht befischt werden. Gänzlich ruht der Fang in der deutschen Nordsee. Und wenn die Nordseefischereifirmen während des Krieges gute Renten geben, so liegt das daran, daß das Reich ihre Dampfer für den Minendienst usw. gechartert hat. Zwar liefert das Ausland nicht ganz unbeträchtliche Posten, in der Hauptsache Dänemark, dann auch Schweden. Norwegen fällt aber ganz aus und lieferte früher viel. Dazu wird von den gesamten Fangresultaten, eigner und Importware, etwa die Hälfte allein vom Militär und von der Stadt Berlin konsumiert. Die Kleinbetriebe leiden am Leutemangel, denn das geschulte Personal ist bei der Marine oder den Pionieren. Benzin und Petroleum war zeitweise gar nicht zu haben und bleibt knapp. Alles Netz- und Tauwerk ist rapid im Preis gestiegen, und nur durch Maßnahme des Reichsamtes des Innern kann der notwendigste Bedarf noch besorgt werden. Das recht oft ungünstige Fangwetter spricht auch noch störend mit. Für die Seefischerei ist eine Steigerung der Erträge wohl nur dadurch zu erzielen, daß Auslandsware, wenn auch teuer, vermehrt eingekauft wird. Ferner sollten, nach Vorgang von Mecklenburg, die Einzelfischer genossenschaftlich sich einigen. Der Großhandel, der einen nicht knappen Prozentsatz erhält, wird dann ausgeschaltet, der Verkauf findet direkt verbilligt statt, eine vermehrte Befischung wird ermöglicht.

Digitized by Google

Für die Binnenfischerei liegen die Verhältnisse günstiger. Von führenden Provinzial- und Landesfischereivereinen ward schon zu Beginn des Krieges in den Tageszeitungen mehrfach darauf hingewiesen, daß noch viel brachliegende, nicht regelmäßig besetzte und abgefischte Teiche vorhanden sind, die schleunigst genutzt werden müßten. Dorf-, Haus-, Park-, Ziegelteiche usw. kommen hier in Frage. Mancherorts wurde diesen Weckrufen Folge geleistet. Die eingesetzten Besatzfische, in der Hauptsache Karpfen und Schleien, sind im Herbst zu Speisefischen herangereift. Weiter haben diese von den Behörden mit Beihilfen unterstützten Vereinigungen in die Forellenbäche schnellwüchsigen Besatz geschafft, welcher ebenfalls gegen den Herbst hin zu Speisefischen abgewachsen sein wird. Den Flußfischern, den Innungen und Einzelberufsfischern ward dadurch geholfen und die Fischereiproduktion damit gefördert, daß ihnen örtlich passende, schnellwüchsige Besatzfische unentgeltlich zugestellt wurden. Leider waren aber die behördlich festgesetzten Höchstpreise in den Städten über 10000 Einwohnern für Karpfen und Schleie derartig niedrig gestellt, daß minderwertigere Weißfische, Karauschen usw. zum Teil 50 Prozent teurer bezahlt wurden. Der Fischer verkauft dann nicht zur Stadt, sondern setzt seine gern gesehene Ware in der Nachbarschaft lohnender ab. Schlimmer ergeht es bei dieser Festsetzung noch dem Teichwirt. Schon vorher, im Frieden, hat er sich mit verhältnismäßig recht geringer Rente begnügen müssen. Im Krieg ist alles lohnende Futter, besonders Lupine und Mais, nicht mehr zu haben. Er kann die Teiche nur noch so besetzen, daß das natürlich vorhandene Futter die eingesetzten Fische abwachsen läßt, und da wird der Verdienst noch knapper an und für sich. Wenn die Preise für Karpfen und Schleie nicht schnell erhöht werden für die Städte, verzichten die Teichwirte auf Neubesetzung und nutzen das Teichareal anders. Und das kann ihnen dann niemand verdenken. Hier tut Wandel, und zwar schleunigst, not. Im Interesse der allgemeinen Verbilligung der besseren Süßwasserfische wäre es, wenn die kaufkräftigere Bevölkerung, wie bei den Franzosen und Belgiern längst, beim Ankauf der besseren Fische, den Forellen, Karpfen, Schleien usw., vom Fordern lebender Ware absehen würde und sich mit frisch geschlagener, bedeutend billiger abzuliefernder Ware begnügen möchte. Selbst in heißer Jahreszeit können empfindliche Fische, wie sogar Forellen, tadellos auf weitere Entfernung angeliefert werden. Ein gut Teil zur Besserung der Fischereierträge könnten die Behörden aber noch beitragen durch entsprechende Verfügungen während der Kriegszeit. So wäre zur Aufrechterhaltung der Fischereibetriebe während der Fang- und Abfischzeiten eine weitgehende Beurlaubung der Mannschaften, wie bei den Ernteurlaubern, recht erwünscht. Einschneidend und fischereilich fördernd wirken auch die nachbenannten Maßnahmen, die in einzelnen preußischen Provinzen und in Bayern usw. schon hier und da von den zuständigen Regierungen getroffen wurden. So wäre in den Bundesstaaten, wo die Individualschonzeiten allgemeiner eingeführt sind, diese Artenschonzeit, wenigstens für einzelne Fischarten, aufzuheben. Die Mindestmaße, die wir überall haben, können, unbeschadet des Fortbestandes unsrer Fische, für die Kriegszeit herabgesetzt oder

Digitized by Google

ganz aufgehoben werden. Beispielsweise sollte der Hecht nur Mitte 20 Zentimeter Länge haben dürfen. Die stille Fischerei, d. h. die Fischerei mit stehendem, nicht gezogenem Gerät (Setznetzen, Reusen, Körben, Angeln, Aalhamen), wäre in der wöchentlichen Schonzeit freizugeben. Auch in den Schonrevieren und Laichschonrevieren sollte das Platz greifen. Die Zugnetzfischerei sollte während der Frühjahrsschonzeit in Strömen auch noch an zulässig weiteren Tagen, soweit nicht Gesetze daran hindern, freigegeben werden. Der Berufsfischer wird sein Revier schon nicht ausrauben, er weiß, daß der Krieg nicht ewig dauert und daß er länger in der Pacht oder im Besitze bleibt. Geben dann die Behörden nach wie vor für die ordentliche sachgemäße Besetzung der Binnengewässer Beihilfen, beschneiden sie dies nicht, so läßt sich eine reichliche Vermehrung der Fischereierträge erhoffen. Dr. K.

Berichtigung

In dem im Juli-Heft erschienenen Artikel: „Krieg und naturwissenschaftliche Weltanschauung" von Professor Dr. Wiener muß es Seite 70, Absatz 3, Zeile 3 von oben statt „sozialen" Volks, „sozialeren" Volks heißen.

Literarische Berichte

Von Kieler Professoren. Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. In deren Auftrag herausgegeben von Dr. M. Liepmann, Professor der Rechte an der Universität Kiel. Geheftet M. 12.—, in Halbpergament gebunden M. 15.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Stück deutscher Gelehrtengeschichte, zugleich aber auch ein Kapitel allgemeinen deutschen Geisteslebens, das mit dem Werden des deutschen Einheitsstaates in engem Zusammenhang steht, bedeutet der vorliegende stattliche Band, der eine Sammlung von Briefen von, an und über Kieler Professoren enthält. Aus drei Jahrhunderten stammend, zeigen diese Briefe, soweit sie der Zeit um 1700 angehören, noch manche provinzielle Enge und Beschränktheit der Zeit; sie führen uns dann durchs achtzehnte Jahrhundert der Zeit der Aufklärung und Humanität, der klassischen Periode unsrer Dichtung und Philosophie entgegen, einer Zeit, in der Dänemark und die „Herzogtümer" am geistigen Aufschwung Deutschlands regen Anteil nahmen; in den Briefen aus dem neunzehnten Jahrhundert endlich erleben wir, bei immer wachsender wissenschaftlicher Bedeutung der Universität, die Konflikte mit, die sich aus der politischen Zwitterstellung deutschen Bundesgebiets unter einem fremden Herrscher ergaben und zur endgültigen Losreißung der Herzogtümer und damit Kiels von Dänemark führen mußten. Namentlich aus dieser Zeit geben die Briefe menschlich ergreifende Zeugnisse von hohem historischem Wert: sie zeigen, daß die Kieler Professoren in dem Kampf der Herzogtümer um ihre erträumte Selbständigkeit und ihr Deutschtum einen leitenden Einfluß ausgeübt haben. Unter den Briefschreibern finden wir Namen von bestem Klang, wie Dahlmann, Droysen, Feuerbach, Klaus Groth, Jahn, Müllenhoff, Graf Platen, Ranke, Reinhold, Erwin Rhode, Treitschke, Waitz. Die Briefe sind fast durchweg bisher ungedruckt, aus Privatbesitz oder Archiven. Ein erläuterndes Sach- und Namenregister und einige Anmerkungen machen das Buch jedem Gebildeten verständlich.

Englands Weltherrschaft und der Krieg. Von Alfred Hettner. Leipzig, B. G. Teubner.

Ohne Frage ist die Auseinandersetzung mit England das größte und schwerste Problem, dessen Lösung uns der Weltkrieg auferlegt, und um es zu studieren und zu erklären, bedarf man einer Kenntnis der geographischen Grundlagen des englischen Reiches. Der Professor der Geographie in Heidelberg, Alfred Hettner, einer der be-

Digitized by Google

rufensten Kenner des Problems, unternimmt es, uns in einem Band von 269 Seiten mit diesen Voraussetzungen bekannt zu machen. Er legt die Naturbedingungen Englands dar, dann die Entwicklung von Volk und Volkscharakter, das Erwachsen der Weltwirtschaft und Weltherrschaft, Politik und Kriegswesen. Ohne einer Wiederannäherung der Deutschen und Engländer nach dem Krieg entgegen zu sein, ja sie für möglich und erwünscht haltend, ist Hettner doch der festen Meinung, daß zuerst der Kampf ausgefochten und „Englands Hand von uns mit starkem Griff im Gelenk gepackt werden muß, damit sie den Erdball losläßt und er frei wird für alle Völker". E.

Krieg und Bibel. Von Otto Eißfeldt. Tübingen, Mohr (VIII, 84). M. 1.—.

Wohl zu keiner Zeit hat die Frage nach dem Verhältnis des Kriegführens zu den Grundsätzen des Christentums so stark die Geister bewegt, wie seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs. Auch das obengenannte Buch behandelt sie in seinem zweiten Teile. Zuerst bespricht es die Stellung der alttestamentlichen Religion zum Kriege und zieht dabei auch die ganze Kriegsgeschichte Israels bis zu den Makkabäerkämpfen in den Bereich seiner Darstellung. Betreffs des Christentums sieht der Verfasser zuerst gar keine Beziehung zum Kriege, weil es Gleichgültigkeit gegenüber dem Staatsgedanken (S. 74) zeige, wobei aber z. B. der Satz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" nicht zu seinem Rechte kommt. Dann aber sieht er eine Verbindungslinie zwischen Christentum und Krieg darin, daß es doch zum Kampfe gegen das Böse auffordere und z. B. in dem Satze: „Gebt das Heilige nicht den Hunden usw.!" (Matth. 7, 6) ausdrücklich eine Grenze des Liebesgebots festsetze. — Zur Ergänzung dieser Darlegung können andre Teile der bei Mohr 1915 erschienenen „religionsgeschichtlichen Volksbücher" verwendet werden, wie A. Bertholets vergleichende Ausführung über „Religion und Krieg" (50 Pf.), ferner die ethischen Betrachtungen von A. Titius über „Unser Krieg" (M. 1.—) und auch F. Koehler, „Der Weltkrieg im Lichte der deutschprotestantischen Kriegspredigt" (50 Pf.). Ed. König.

Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst. Von Ricarda Huch. München, Ernst Reinhardt. 93 S. M. 2.50.

Die Dichterin, die uns schon ein gehaltvolles Werk über die Romantik beschert hat, gehört auch als Philosophin zu den Ausläufern der romantischen Schule. Hätte sie nicht überhaupt auf philosophiegeschichtliche Rückblicke verzichtet, so würde man gewiß den großen Namen Fichte, Schelling und Hegel begegnen. Im Verfahren erkennt man Verwandtschaft mit der „dialektischen Methode" Hegels; im Denkinhalt scheint namentlich Schelling, der eigentliche Philosoph der Romantik, mit seinen Schülern ihr den Weg gewiesen zu haben, auf dem sie dann weiterschreitend zu neuartigen naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Lehrmeinungen gelangt. Geist und Natur sind dasselbe, der Geist die in die Innerlichkeit übertragene Natur, diese der in die Körperlichkeit übertragene Geist, beide vermittelt und verbunden durch die Seele oder Weltseele. Die Dreieinheit: unbewußte Natur, bewußte Natur oder Seele und selbstbewußte Natur oder Geist wiederholt sich als Entwicklung in der Natur- und Menschengeschichte, in der Geschichte und im Innern jedes Einzelwesens. Die Natur als positive oder weibliche, der Geist als negative oder männliche Seite mit ihren mannigfachen Spannungen und Ausgleichen — diese Gedankenreihe wird dann mehr in flüchtigem Entwurf voll sprühender Lichter, als in geschlossenem Aufbau durch die verschiedenen Lebensgebiete hindurchgeführt. Besonders fesselnd ist die Anwendung auf das Verhältnis der Geschlechter zueinander, mehr spielerisch erscheinen die Bemerkungen über die äußere Erscheinung des Menschen, bedeutungsvoll — auch für das Verständnis ihrer eignen Dichtungen — die Kunst- und Kulturphilosophie der Verfasserin. Ueberall werden die betrachteten Lebensausschnitte in die angedeuteten, verhältnismäßig einfachen und eng umgrenzten Grundgedanken wie in ein Meridiannetz eingespannt, und man muß gestehen, daß so einigermaßen Ordnung in die Erkenntnis der Welt kommt. Allerlei Fragezeichen werde ich wohl am Rande der Seiten stehen lassen, aber im ganzen ist das gedankenvolle Buch das Zeugnis eines klaren, starken, männlichen Geistes und ein wertvoller Einspruch gegen eine rein mechanische Weltanschauung.

H. Brömse.

Arthur Schnitzler als Psycholog. Von Dr. Theodor Reik. Minden (Westfalen), J. C. C. Bruns. M. 4.—.

Um es gleich im voraus zu sagen: es handelt sich bei diesem gewichtigen Werke von über dreihundert Seiten nicht um ein Erzeugnis jener ästhetisierenden, individuellimpressionistischen Art der Literaturbetrachtung, die heute so beliebt und doch eigentlich nur leeres Gerede ist. Vielmehr ist es eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Arbeit, die uns hier vorgelegt wird, aufgebaut auf der strengen und minuziösen Durchführung des methodischen Prinzips der „Psychoanalyse". Diese geht von psychischen Details, von scheinbar unwesentlichen Besonderheiten im Erleben der Schnitzlerschen Personen aus und bemüht sich, von hier aus zu deren

Digitized by Google

tiefsten, kompliziertesten und verborgensten Regungen vorzudringen. Das Werk ist natürlich keine „leichte" Lektüre, aber sein Studium ist fruchtbar, und dies um so mehr, als es die Phantasiegestalten eines noch schaffensfroh unter uns lebenden Dichters sind, an denen es seine Methode erprobt.

Dr. Hans Zimmer.

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens. Gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

So fern die Frage friedlicher Schulbildung den großen weltpolitischen Machtfragen liegt, wie sie die Stunde beherrschen: dennoch hat gerade der Krieg den Streit um die Schule der Zukunft zur Flamme aufgeschürt. Wenn in der Unruhe der Gegenwart allerlei hitzige Reformforderungen eher auf allgemeines Gehör rechnen, so ist das wohl begreiflich. Es ist aber auch zu begrüßen, daß eine stattliche Anzahl von Schulmännern, die vielfach an verantwortlicher leitender Stelle stehen, sich in diesem Buche zu einer Kundgebung vereinigt haben, in der ohne schroffen Bruch mit den überkommenen Schultraditionen eine Fortentwicklung der höheren Lehranstalten im Sinne der allgemeinen Zeitstimmung erstrebt wird. Dieser allgemeine Grundzug, den man als bildungspolitischen Freikonservativismus bezeichnen könnte, gibt der Veröffentlichung denn auch ihre Einheitlichkeit. Er hat anderseits auch die nötige Spannweite, um wesentliche Differenzen des persönlichen Einzelstandpunkts zu übergreifen. Es verbietet sich, im kurz zusammenfassenden Bericht auf diese Einzelmeinungen von naturgemäß unterschiedlichem Belang einzugehen. Teils sind die zahlreichen Einzelbeiträge auf allgemeine Schulfragen, teils auf Probleme des Fachunterrichts eingestellt. Vielleicht drängt sich der letztere Gesichtspunkt allzuweit vor und gibt so dem sacro egoismo des Einzelfaches allzu breiten Raum, der die Hauptschuld daran trägt, daß die Schulkämpfe der letzten Jahrzehnte vielfach ein so unerquickliches Gepräge trugen. Jedenfalls sehen wir in dem Geiste, der diese Veröffentlichung beseelt, eine erfreuliche Gewähr dafür, daß allzu radikale Reformforderungen der aufgeregten Kriegszeit kaum auf Verwirklichung hoffen dürfen. M. H. B.

Das Endziel des Weltkrieges: Englands Ausschaltung aus Europa. Von Maurus Révai. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht.

Diese Schrift stammt von einem ehemaligen Abgeordneten zum ungarischen Reichstag und verfolgt den Zweck, „das höchste Menschheitsziel zu erreichen, nämlich die Verhütung einer Wiederholung dieses grauenvollen Weltkrieges". Da England als der eigentliche Urheber des Krieges anzusehen ist und auch künftig nicht anders werden wird, was der Verfasser entgegen seinem Landsmann Grafen Andrássy als ausgemacht ansieht, so muß es unschädlich gemacht und aus Europa ausgeschaltet werden. Es muß als ein reiner Inselstaat angesehen und behandelt werden, dem eine zu schaffende europäische Monroedoktrin verbietet und unmöglich macht, sich in die festländischen Dinge zu mischen. Es muß demgemäß aus Gibraltar, Malta, Zypern, vor allem aus Aegypten hinausgeworfen und auf seine übrigen Besitzungen beschränkt werden. Geht das nicht sofort, so bleibt es stets ein unausgesetzt zu erstrebendes Ziel im Interesse der ganzen Menschheit. E.

Ludwig Steub. Von Dr. Aloys Dreyer. Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Zugleich Forschungen zur Geschichte Bayerns. Herausgegeben von dem Historischen Vereine von Oberbayern. 60. Band, 1. Heft. München 1915. In Kommission bei G. Franz. 154 S.

In liebevoller und gründlicher Weise wird hier das Leben eines Mannes dargestellt, dessen Name dem deutschen Volke außerhalb Bayerns und Tirols doch wohl nicht so geläufig ist, wie der Verfasser meint, der aber allgemeine Wertschätzung durchaus verdient. Von seinen dichterischen Werken gehören mehrere Dorfnovellen zum dauernd wertvollen Bestand der Heimatkunst; schade, daß hier auf diesen wichtigsten Teil seines Schaffens nicht noch genauer nach Form und Inhalt eingegangen ist. Aber damit sind Steubs Ruhmestitel nicht erschöpft. Er war „ein Klassiker der Alpenschilderung", ein anerkannter Gelehrter auf dem Gebiet der Volkskunde, ein begeisterter und erfolgreicher Vorkämpfer für das Deutschtum. Gerade in unsern Tagen darf man ihm diesen Teil seines Wirkens weder in Tirol noch irgendwo auf deutschem Sprachgebiet vergessen. Ehre seinem Andenken! H. Brömse.

Unser Kriegserlebnis in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung. Von Ludw. Jacobskötter (Domprediger in Bremen). Leipzig, Veit & Comp. (VII, 90). M. 1.50.

Von dem Satze: „Eine Erfahrung wird zu einem Erlebnis, wenn in dieser Erfahrung etwas schlechthin Allgemeingültiges und innerlich Notwendiges erfaßt wird" (S. 65) ausgehend, schildert der Verfasser den Sturm der Gefühle, der das deutsche Volk beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges durchbrauste, und will nachweisen, daß darin ein jenem Satze entsprechendes Erlebnis lag, weil durch diese Erfahrung die moderne

Digitized by Google

Sehnsucht erfüllt, die moderne Krisis geheilt und das Thema der neuzeitlichen Geistesgeschichte praktisch gelöst worden sei (ebenda). Die neumodische Unterscheidung zwischen Erfahrung und Erlebnis hängt damit zusammen, daß neuerdings auch besonders viel von religiösen Erlebnissen gesprochen wird. Wenn man aber davon absieht, kann man gewiß sich an dem Schwung erfreuen, mit dem der Verfasser darstellt, daß die Sehnsucht der Vaterlandsfreunde nach Beendigung der nationalen Lauheit und Zerklüftung durch die beim Kriegsanfang hervorbrechende Begeisterung gestillt wurde usw.

Ed. König.

Gedichte. Von P. Maurus Carnot. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Geb. Fr. 4.—.

Eine reiche, feinsinnige Gabe bietet uns Carnot, ein katholischer Geistlicher. Zwei Abteilungen: „Gefundenes, Empfundenes" und „Bilder, Balladen" umfassen seine Gedichte. Sie zeichnen sich durch schlichte Schönheit der Sprache und Tiefe der Empfindung, zumal in religiöser Beziehung, aus. Carnot ist ein echter Poet, der auch den einfachsten Stoff poetisch zu gestalten und die rechte Stimmung darüber zu verbreiten weiß. Seine Gedichte, die in einzelnem an Uhland, J. Kerner und Mörike erinnern, befriedigen auch hohe Ansprüche. E. M.

Das Nordland. Von Prof. Dr. Carl Lausberg. 600 S. mit 7 farbigen Tafeln, 228 Abbildungen und 1 Karte. Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Preis geb. M. 12.—.

Der Verfasser gibt uns eine prächtige Schilderung seiner Nordlandreise. Unterstützt durch die große Zahl vortrefflicher Bilder, weiß er uns recht anschaulich in die Schönheiten Norwegens einzuführen. Des öfteren sind aber als besondere Abschnitte in die Darstellung seiner Erlebnisse die Früchte seiner sorgfältigen Reisevorbereitungen eingeflochten. So werden wir mit der geographischen Eigenart, mit der Wirtschaft und Geschichte, mit Kunst und Schrifttum vertraut gemacht. Auch Spitzbergen ist in den Bereich seiner Ausführungen einbezogen und erfreut sich der gleichen liebevollen Behandlung. Dem Kenner des Landes wird das Buch daher eine Erinnerung an schöne Stunden gewähren, dem Fremden Sehnsucht nach dem Wikingerlande wecken. Dr. Joh. Riedel.

Charakterbegriff und Charaktererziehung. Von Georg Kerschensteiner. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 2.60.

Mit unerbittlicher logischer Strenge und scharfsinnigem Vordringen bis auf den Grund der Probleme hat Kerschensteiner in diesem Buche die Frage beantwortet, welcher Komplex von psychophysischen Kräften vorhanden sein muß, damit überhaupt ein Charakter sich entwickeln kann, und weiter handelt es sich darum, aus der Erkenntnis dieses Kräftekomplexes heraus Richtlinien für die Charaktererziehung zu gewinnen. Das gehaltvolle Buch hat seinen Weg längst gefunden, und es braucht daher hier nur hervorgehoben zu werden, daß in der zweiten Auflage eine noch schärfere Trennung der Begriffe, die sich mit dem Worte Charakter verbinden, durchgeführt ist, und daß der Lehre Herbarts vom Charakter ein besonderes, neues Kapitel gewidmet wurde. Hans Zimmer.

Das Britische Weltreich. Ein politisch- und wirtschaftsgeographisches Charakterbild. Von Dr. Emil Deckert, Professor an der Universität Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Da das britische Weltreich außerordentlich ausgedehnt, das vorliegende Buch aber von verhältnismäßig geringem Umfange ist, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß die Ausführungen nicht sehr in das Einzelne gehen können. Doch ist das Buch schon um deshalb begrüßenswert, weil es das gesamte britische Weltreich ohne jeden Unterschied, und zwar auch die kleinsten Besitzungen, in geographischer und wirtschaftspolitischer Hinsicht beschreibt, so daß man leichter wie sonst irgendwo einen Ueberblick über diesen jetzt so wichtigen Stoff in einem handlichen und noch dazu in leicht flüssiger und anregender Sprache geschriebenen Band erhalten kann. Der Gebrauch dieses Buches wird sich deshalb jetzt stets interessant und vielfach nützlich erweisen. Sehr gut ausgesucht sind die in den Text eingedruckten Karten, die, wenn auch klein, doch dem besonderen Zweck fast ausnahmslos vorzüglich dienen. Wir verweisen als Beispiel auf die Karte bei Seite 10 und Seite 134. Auch die Abbildungen gereichen dem Buche mindestens zur Zierde.

A. L.

Amerika und der Weltkrieg. Von Hugo Münsterberg. Leipzig, Ambrosius Barth.

Als der Weltkrieg ausbrach, da zeigte sich, wie unsre Feinde ihm vorgearbeitet hatten in der Verhetzung des Auslandes gegen uns, die sie seit langem mit allem Nachdruck betrieben. Nicht bloß lieferten die größten Stahlfabriken Amerikas unsern Gegnern Unmassen von Munition und Waffen; die Bevölkerung selbst verlangt „in sinnloser Wut", daß sie das tun sollten, weil Deutschland der Feind des Völkerfriedens sei und unschädlich gemacht werden müsse. Um dieses ungeheure und ungeheuerliche Vorurteil zu zerstreuen, hat der berühmte Professor der

Digitized by Google

Psychologie an der Havarduniversität, Münsterberg, zwei Aufsätze im September 1914 und im April 1915 zunächst für die amerikanischen Leser geschrieben und diesen in glänzender Weise auseinandergesetzt, wie die Sachen in Wahrheit liegen. Man darf es ihm Dank wissen, daß er selbst nun eine deutsche Uebersetzung besorgt und uns im Mutterland die Möglichkeit verschafft hat, eine der besten Streitschriften für unsre gute Sache zu genießen. E.

Der Völkerkrieg als Prediger des Vertrauens. Von Dr. Aug. Knecht (Professor an der Universität Straßburg). Freiburg i. B., Herder. (IV, 32). 50 Pf.

Verfasser führt aus, daß der Krieg, dessen Schrecken ja das Elsaß mit besonderer Deutlichkeit spürt, auf einen dreifachen Quell des Trostes hinweise. Derselbe sprudele in der Hilfe Gottes, im Trost der Kirche und in der Stärke sowie Opferwilligkeit des deutschen Volkes. Mögen viele sich an diesem „kräftigen kriegsbrot" sättigen! Ed. König.

Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns. Preisgekrönt von der Mendelssohn-Toleranzstiftung. Von Professor Dr. J. Horowitz. Stuttgart, W. Spemann. 72 S. M. 1.50.

Auf knappem Raum und doch alles Wesentliche wenigstens berührend, handelt der Verfasser von der Gestaltung des Toleranzgedankens besonders bei Lessing, Mendelssohn und Herder; wertvoll ist vor allem der Abschnitt über Mendelssohn. Ein Blick wenigstens auf die kleineren Geister der Zeit wäre lohnend gewesen, da so eine klarere Vorstellung von dem ganzen Kulturzusammenhang gegeben werden konnte. Goethes Stellung zu der Frage wird etwas obenhin abgetan. Recht bedeutend wirkt die Einleitung, in der die Entwicklung des Toleranzgedankens bis zu jenen Männern geschildert wird. Zum Schluß spricht der Verfasser von dem Widerhall, den die Stimmen der Aufklärung bei Schiller gefunden haben. Die inhaltlich lesenswerte Schrift leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit und Einschachtelung der Ausdrucksweise. H. Brömse.

Neue Gedichte. Von Max Alfred Vogel. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.50.

Die neue Sammlung Vogels umfaßt Sonette, Sizilianen, Lieder und Oden. Der Verfasser ist formgewandt und verfügt über eine große Phantasie, zumal in dem Abschnitt „Träume". Einzelne seiner Gedichte zeichnen sich durch tiefen philosophischen Gehalt und Innigkeit des Gefühls aus. Den Schluß bilden einzelne Szenen aus einem Märchenspiele: „Der König von Orpeid". Hier und in manchen Gedichten finden wir Anklänge an Mörike. E. M.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. Von Ludwig v. Rönne. In fünfter Auflage neu bearbeitet von Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrat und Professor an der Universität Bonn. Dritter Band, zweite Abteilung. Leipzig, F. A. Brockhaus. S. 241—430.

Von der neuen, durch Zorn bearbeiteten Auflage des alten Rönne erschien der erste Band 1899, der zweite 1906. Die Bearbeitung des dritten Bandes trägt zwar noch Zorns Namen, ist aber größtenteils nicht mehr durch ihn selbst erfolgt. Der ersten Abteilung des dritten Bandes von 1915 schließt sich jetzt die zweite Abteilung an. Ihr Bearbeiter ist, wie schon bei einem Teil der vorigen Abteilung, Prof. Dr. Giese in Frankfurt a. M. In zwei Abschnitten umfaßt die Abteilung das Unterrichtswesen und das Recht der Wirtschaftspflege. Der Charakter des alten Rönne, den Stoff nach allen Richtungen in erschöpfender Weise anzusammeln und zu sichten, ist auch hier beibehalten. Nur ist, seit in den achtziger Jahren die letzte, von Rönne selbst bearbeitete Auflage erschien, so unendlich viel hinzugekommen, daß es sich fast um einen vollständigen Neubau handelt. Der Umstand, daß mehrere Bearbeiter des dritten Bandes im Felde stehen, hat vielleicht zu einer Aenderung des ursprünglichen Arbeitsplanes geführt. Denn nach dem Vorworte zum dritten Bande sollte die zweite Abteilung das Unterrichtswesen von Giese und die Finanzverwaltung von Wenzel enthalten. Statt der Finanzverwaltung erscheint nun die Wirtschaftspflege. Und auch diese ist wohl noch kaum abgeschlossen. Denn die vier Kapitel der Land- und Forstwirtschaft mit Jagd und Fischerei, des Bergbaues, der Eisenbahnen, des Wassers und der Wasserstraßen erschöpfen den Gegenstand nicht. Man vermißt vor allen Dingen noch Wegerecht und Gewerberecht. Hoffentlich bleibt nun die Bearbeitung des dritten Bandes in gutem Flusse. Dann darf man hoffen, daß die neue Bearbeitung des Römischen Staatsrechts, das immer ein geschätztes Nachschlagebuch war, in etwa zwanzig Jahren ihren Abschluß erreicht haben wird.

Conrad Bornhak.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adler, Dipl.-Ing. Curt, Wie baut man fürs halbe Geld in Ost und West neu auf? Wiesbaden, Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis M. 1.— (Kr. 1.40).

Ambrosius, Ernst, Deutschlands Grenzen im Wandel der Jahrhunderte. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 75 Pf.

Bergmann, Dr. Ernst, Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vortrag. Leipzig, Alfred Hahns Verlag. 75 Pf.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 16: Die Praxis der Monroedoktrin. Von Emil Engelhardt. M. 1.50. Heft 17: Los von Italien? Von Dr. Ludwig Geiger. M. 1.50. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Bollert, Dr. Martin, Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel. Bromberg, Gruenauersche Buchdruckerei Richard Krahl. M. 1.—.

Bopp, A., Friedrich Silcher. Stuttgart, W. Spemann. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Der Jude". Eine Monatsschrift. 1. Jahrgang. Heft 2 und 3, Mai/Juni 1916. Berlin-Wien, Verlag R. Löwit. M. 1.— (Kr. 1.40).

Die Scene. Blätter für Bühnenkunst. Herausgegeben von der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände. VI. Jahrgang. Heft 5 und 6, Mai/Juni 1916. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. 50 Pf.

Englands Kunstindustrie und der Deutsche Werkbund. Uebersetzungen von Begründungs- und Werbeschriften der englischen Gesellschaft Design and Industries Association. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Frank, Reinhard, Das Seekriegsrecht in gemeinverständlichen Vorträgen. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.80.

Franz, Prof. W., Shakespeare als Kulturkraft in Deutschland und England. Tübingen, Buchhandlung Kloeres. 80 Pf.

Gruber, Hermann, S. J., Schulfrage und Verfassungskrisis in Luxemburg. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen. 2. Heft.) Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meinecke und Fr. Vigener. 116. Band, 3. Folge — 20. Band, 1. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg. Preis des Bandes (3 Hefte) M. 14.—.

Kriegsflugschriften des Dürer-Bundes. Nr. 154: Die künstlerische Gestaltung der Industriebauten. Von Architekt E. Beutinger. 75 Pf. Nr. 155: Kultur in den Kriegslazaretten. Von Margot Grupe, zurzeit Hilfsschwester vom Roten Kreuz. 40 Pf. Nr. 156: Unser Verhältnis zu Italien. Von Albert v. Trentini. 30 Pf. Nr. 157: Krieg und Friede. Von Prof. Paul Natorp, Marburg. M. 1.—. München, Georg D. W. Callwey.

Linck, Otto, Aus den Jahren. Gedichte. Verlag der Buchhandlung Kloeres in Tübingen. Leicht kartoniert M. 1.50, in Pappband M. 2.25, in Halbpergamentband M. 3.50.

Mammen, Prof. Dr. Franz, Friedrich List. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Mellinghoff, Eduard, Der letzte Philosoph. Berlin, Fußingers Verlag. M. 2.50.

Ottmann und Kobler, Völkerfrühling in Oesterreich. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Brosch. Kr. 2.40 (M. 2.—).

Schulz, Heinrich, Arbeiterkultur und Krieg. Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H. (Hans Weber). 75 Pf.

Stahl, Felix, Die siegende Kraft im Welthandel. München, R. Oldenbourg. M. 2.—.

Teubner, Kriegstaschenbuch. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 3.50.

Tews, J., Die deutsche Einheitsschule. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt. M. 1.—.

Unsere Nordfront. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg 1914/16. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Geh. M. 4.— (Kr. 4.70), geb. M. 5.30 (Kr. 6.20).

Velzen, Dr. C. K. Thoden van, Psychoencephale Studien. Selbstverlag. M. 18.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 8. Band. Heft 2: Die Zukunft des Völkerrechts. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.—.

Wilich, Ciffy, Kriegstage in Südwest. Tagebuchblätter aus den Jahren 1914 und 1915. Oldenburg, Gerhard Stalling. Preis des Bändchens M. 1.—.

Zollkompaß. XII. Band: Dänemark. I. Teil: Die Handelsverträge. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Kr. 5.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Logik im Weltkriege

Wie der gegenwärtige Weltkrieg durch englische Einkreisungspolitik Deutschland gegenüber seit König Eduards VII. Zeiten *entstanden* ist, so wird er logischerweise nur dann für uns *günstig endigen*, wenn *wir* England den Frieden diktieren können.

Ich erwähnte im Februar-Heft 1915 einen Satz aus der Schrift eines französischen Generalstabsoffiziers, „Die englische Invasion in Deutschland", welcher lautet: „Die Engländer gehen selten allein in den Krieg, sie lassen ihre Streitkräfte selten ohne Unterstützung verbündeter Truppen landen, besonders in Europa." Der gegenwärtige Krieg hat die Richtigkeit dieses Satzes wiederum erwiesen. Freilich ist England im Laufe des Feldzuges durch die Verhältnisse und durch seine Verbündeten, besonders die Franzosen, genötigt worden, sich etwas auskömmlicher am Landkriege zu beteiligen, als sie zu tun anfänglich beabsichtigt haben. Ich meine natürlich nicht die sog. Austauschtruppe von Archangelsk. Diese besteht ja nur aus nach Kanada ausgewanderten Russen, welche mit List und Gewalt von der englischen Regierung zum Heeresdienst gepreßt worden sind. Durch Entziehung jeglicher Unterstützung waren die armen Kerle noch unter der Wirkung der wirtschaftlichen Krisis in Kanada von 1914 dem Hunger ausgesetzt, und so ließen sich denn 2000 Mann einstellen, wurden in Montreal von englischen Offizieren ausgebildet und nach Archangelsk geschafft, nachdem ihnen vor der Abfahrt versichert worden war, bei ihrer Ankunft in der Heimat werde der Krieg zweifellos beendet sein. Diese nach russischem Urteil in Ausbildung und Disziplin gleich mangelhafte „Verstärkung" meine ich nicht. Sie ist nur eine „Geste" zum Beweise der „Einheit der Front" im Vierverbande. Sehr wirksam aber ist die Beteiligung der Engländer auf dem Festlande durch das Auftreten der „Armee Kitcheners" im nördlichen Teil unsrer Westfront, durch Ausdehnung bis zur Somme geworden. Für uns ist das erfreulich, denn damit bieten sich englische Heere deutschen Hieben dar, wie sie solche in den neuesten Kämpfen zwischen Ancre und Somme bezogen haben.

Eine solche regere Beteiligung am Blutvergießen seitens Englands ist natürlich nur recht und billig. Freilich scheinen den Löwenanteil am Verlust vor allem die Kolonialtruppen zu tragen, wie die Franzosen den Singalesen den Vortritt lassen. Aber in diesem Kriege, in welchem Franzosen, Russen, Italiener sich ebenso für Englands Interesse schlagen, wie es vorher die Belgier und

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

indirekt Serben und Montenegriner taten, bemühen sich die Engländer doch auch selbst, und das ist anerkennenswert, denn bisher schienen sie sich doch aufsparen zu wollen. Immerhin kann man auch heute noch sagen, von allen Ländern, welche uns den Krieg erklärt haben — Monako vielleicht ausgenommen —, empfinden die Engländer den Krieg am wenigsten. Das Zerfleischen der Kontinentalmächte ist für sie ja höchst vorteilhaft, und es dürfte im Sinne des frommen England liegen, daß der Krieg mit seinen Opfern an Gut und Blut noch recht lange fortgesetzt wird „bis auf den letzten Russen und Franzosen". Je mehr diese jetzt bluten, desto weniger Schwierigkeiten werden sie außerhalb Europas in nächster Zukunft englischen Wünschen und Absichten bereiten können. Das ist alles ganz logisch! Das Auftreten einer englischen Landarmee auf dem Kontinent hat auch des Nachschubes wegen dazu genötigt, in den französischen Kanalhafenstädten Platz zu nehmen. Mit dem Besitze von Calais in Verbindung mit Dover ließen sich deutscher Handel und deutsche Flotte einengen, und zu diesem Zwecke wird es am Kriegsende Frankreich gegenüber heißen: ôte toi que je m'y mette! Dann kann es diesem recht sauer werden, den Helfer wieder loszuwerden. Wie der Friede von Utrecht Gibraltar einbrachte, so wird der nächste Friede vielleicht Calais einbringen. Was wird dazu die Jungfrau von Orleans sagen!?

Auch für Deutschland und für die vier gegenwärtig neutralen Nord- und Ostseestaaten ist das der Sperrung des Kanals wegen recht fatal. Vermeiden läßt sich das alles nur, wenn es am Kriegsende nicht in Englands Belieben liegen wird, zu nehmen bzw. zu behalten, was es will. Abgesehen von deutschen Kolonialgebieten gehören die Inseln, welche den Dardanellen westlich vorgelagert sind (türkische Sporaden) sowie Mesopotamien auch in dieses Gebiet. Schließlich spielt auch die Frage der Kriegsentschädigungen an uns eine wichtige Rolle. Wie sich die Geldverhältnisse unserer Feinde gestaltet haben, wird England am Kriegsende allein die Mittel haben, uns für die Riesenopfer zu entschädigen, welche sein Krieg uns auferlegt hat. Zu solcher Zahlung wird aber England sich nie bereit finden lassen, wenn es nicht gelingt, ihm gründlich auf die Finger zu klopfen. Niederlagen in Aegypten, sein Verlust, wären der erste Schritt auf diesem Wege. Dann aber muß den Kaufleuten in der City recht fühlbar klargemacht werden, daß sie auf ihrer Insel nicht mehr unangreifbar sind. Die Seeschlacht vom Skagerrak, die Zeppelinangriffe, der Unterseebootkrieg haben die Wege angedeutet, wie das geschehen kann. Das Unterseehandelsboot spielt dabei natürlich keine Rolle. Nur das Unterseekriegsboot vermag Englands Wirtschaftskraft zu erschüttern und diesen „tragenden Pfeiler des feindlichen Bündnisses" ins Wanken zu bringen.

Der monatelang fortgesetzte Druck vor Verdun hat dazu gedient, die Engländer aus ihren Gräben hinauszunötigen. Die englischen Verlustlisten beweisen, wie übel das ihnen bekommen ist. Nach vorsichtiger Schätzung unserer Heeresleitung betrugen die englischen Verluste bis Ende Juli 230000 Mann. Von diesen sind 70000—80000 Verwundete nach England geschickt. In den eng-

Digitized by Google

lischen Berichten wurde wohlgefällig hervorgehoben, es handle sich nur um leichte Verwundungen. Daß die Schwerverwundeten nicht transportfähig waren, unterließ man zu sagen. An den Verlusten sind die Offiziere nach englischen Listen mit der Zahl 12153 bis 5. August beteiligt. Nimmt man noch die großen Opfer aus der Seeschlacht vom Skagerrak (fast 9000 Tote) hinzu, dann kann man ernstlich daran zweifeln, ob Herr Grey richtig urteilte, als er dem Fürsten Lichnowsky „sichtlich bewegt" — man kann sich Sir Edward gar nicht so vorstellen — in der „Abschiedsaudienz" Anfang August 1914 sagte: „(Für die Beteiligung Englands am Kriege auf seiten der Entente) sei für ihn die Erwägung ausschlaggebend gewesen, daß der Schaden, den England durch den Krieg erführe, durch seine Beteiligung nicht viel größer würde als durch Passivität."

Wenn auch die Geringfügigkeit der englischen Erfolge zwischen Somme und Ancrebach, an den gebrachten Verlusten gemessen, dem großen englischen Publikum noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen sein mag, so wird doch auch die volle Kenntnis immer noch nicht zur Erkenntnis, d. h. zum Nachgeben veranlassen. Die Macht der sog. „Gelben Presse" in England ist noch heute eine viel zu große. Am 24. Mai 1907 bemerkte schon der damalige belgische Gesandte in London, Graf Lalaing, in einem Berichte an seine Regierung, „die ‚gelbe Presse', diese Art von Journalisten, Herausgeber billiger und viel gelesener Blätter, fälschen nach Belieben die Meinung eines ganzen Volkes.

Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine Deutschland feindliche Politik befolgt, die auf eine Isolierung abzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen; aber es ist sicher sehr gefährlich, die öffentliche Meinung in so offenkundiger Weise zu vergiften, wie es die unverantwortliche Presse, von der hier die Rede ist, tut."

Baron Greindl, der langjährige belgische Gesandte in Berlin, berichtete etwa zu gleicher Zeit an seine Regierung: „England sieht mit scheelen Blicken auf die wunderbaren Fortschritte Deutschlands auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und der Handelsmarine. Gewohnt, ohne Nebenbuhler dazustehen, erscheint ihm jedwede Konkurrenz als ein Eingriff in seine Rechte.

Angesichts der Entwicklung der Kriegsmarine des Deutschen Reiches heuchelt England Besorgnisse, deren Aufrichtigkeit ich aber für mehr als zweifelhaft halte. Es muß doch wissen, daß ein deutscher Angriff selbst in einer recht fernen Zukunft tatsächlich unmöglich ist. Im Gegenteil, Deutschland hat alles zu fürchten. Seit Jahrhunderten ließ England es sich angelegen sein, die Seestreitkräfte fremder Nationen zu vernichten, sobald sie eine gewisse Bedeutung erlangt hatten."

Baron Greindl fügt übrigens dann noch hinzu: „Weit davon entfernt, eine Spannung in den Beziehungen zu England herbeiführen zu wollen, leidet Deutschland unter diesem Zustand, wie die wiederholten Versuche einer Annähe-

Digitized by Google

rung beweisen, zu denen die Initiative immer von Berlin ausgegangen ist." Und schreibt dann weiter: „Die Spannung in den deutsch-englischen Beziehungen kann wohl kleinlichen und kurzsichtigen politischen Spekulationen dienlich sein, aber sie gefährdet das höhere Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, den das deutsche Uebergewicht uns seit 36 Jahren gewährleistet hat. Sie ermutigt die mit dem Status quo unzufriedenen Staatsmänner in ihren Plänen."

Am 8. Juni bekräftigt Baron Greindl solche Auffassungen wie folgt: „Die „Times" führt seit Jahren einen Verleumdungs- und Lügenfeldzug. Ihr Berliner Korrespondent, der doch jede Gelegenheit hat, sich gut zu unterrichten, schürt den Haß der Engländer gegen die Deutschen dadurch, daß er der Kaiserlichen Regierung ehrgeizige Pläne unterschiebt, deren Torheit augenfällig ist, und ihr allerlei dunkle Machenschaften vorwirft, an die sie niemals gedacht hat."

Gleicher Ansicht ist ein dritter belgischer Gesandter, Herr Leghait in Paris. Er schreibt am 17. Juni: „Um sich für den Augenblick gegen Gefahren zu rüsten, die vielleicht nur in seiner Einbildung bestehen, oder auch nur, um die Stellung der Leiter seiner inneren Politik zu festigen, lädt Frankreich eine Dankesschuld (Vertrag vom 16. Juni 1907, in welchem Frankreich von England neue Garantien für seine überseeischen Besitzungen gegeben wurden) auf sich, die ihm schwer erscheinen wird, wenn eines Tages England die Zwecke enthüllen wird, zu denen es die Kräfte benutzen will, die es heute um sich geschart hat." 1914 trat der Fall ein.

Diese reichlich sieben Jahre vor Kriegsausbruch niedergelegten Beobachtungen dreier Gesandter einer Macht, die zu unsern Feinden gehört, setzen Englands Bestrebungen, Deutschland einzukreisen, ins richtige Licht. Deshalb ist es durchaus logisch, zu folgern, daß nur die Niederwerfung dieser Macht zum Frieden führen kann, wenn er nicht ganz unvorteilhaft für uns sein soll. Daß die Gesinnungen und Absichten uns Deutschen gegenüber auch heute noch die feindseligsten sind, hat sich im Laufe des Krieges aus den Reden der maßgebenden oder hervortretenden englischen Persönlichkeiten zur Genüge ergeben. Mitte Juli d. J. hat die „Fortnightly Review" in einem Artikel „Dauernder Friede oder ein zweiter Krieg" ausgeführt, daß Deutschland vollständig unterdrückt werden müsse. Es müsse nicht nur aus allen von ihm besetzten Gebieten vertrieben werden, sondern seine militärische Macht und sein Stolz müßten auf deutschem Boden vernichtet werden. Erst dann würden die Deutschen ihre Niederlage zugeben. Dann aber — wenn man Deutschland klein kriege — werde der Weltfriede für lange Zeit gesichert sein. Könne man keine Kriegsentschädigung erhalten, dann müßten seine reichen Bodenschätze in Schlesien und im Westen mit Hypotheken belastet und die deutschen Kolonien unter die Verbündeten verteilt werden. Lord Linlithgow aber sagt ganz offen, kein Friede sei für England möglich, der nicht die völlige Vernichtung Deutschlands als Seemacht zur Grundlage habe.

Digitized by Google

Von solchen Absichten werden die Engländer sich frei machen müssen. Denn sie wären für sie nur erreichbar, wenn sie siegten oder aber — es gäbe überhaupt keinen Frieden mehr! Siegen aber können die Vierverbändler nicht, wie der Verlauf des Krieges beweist, wenn Deutschland alle Mittel anwendet, die ihm zu Gebote stehen. Das ist wiederum ganz logisch!

Der Feldherr

Eine Studie
von
General der Infanterie Freiherr v. Woinovich

Ein neuer Begriff hat sich im Weltkriege vor uns aufgetan. Es ist jener des „Feldherrn" im weitesten Sinne, des „obersten" Heerführers, den wir allein Feldherrn nennen möchten, zum Unterschied von jenen Führern einzelner Armeen und Heeresgruppen, die bisher im Volksmunde auch so genannt wurden. Wir haben demnach unter der Bezeichnung „Feldherr" ausschließlich jene Persönlichkeit im Auge, die alles von einer Stelle aus leiten, alle Fäden in der Hand haben, alle Vorbereitungen treffen, die Kriegsschauplätze überblicken, endlich die Kriegshandlung dirigieren und schon im Frieden auf alles Einfluß nehmen soll, was sich auf die Gewaltäußerung des Staates, die wir Krieg nennen, bezieht, also auch auf die äußere und innere Politik.

Wenn wir in der Vergangenheit nach einer Persönlichkeit mit ähnlichem Wirkungskreis Umschau halten, so finden wir nur in Friedrich dem Großen und in Napoleon, zwei Uebermenschen, eine Folie für eine derartige gewaltige Betätigung eines Menschengeistes. In diesen beiden konzentrierte sich jedoch die vollste Machtfülle des Herrschers. Natürlich wäre auch in der Gegenwart das Ideal des „Feldherrn", wie es uns vorschwebt, im Staatsoberhaupte zu suchen. Das schließt sich in republikanischen oder in Verfassungsstaaten von selbst aus; in monarchischen Staaten wieder kann nicht erwartet werden, daß der jeweilige Monarch ein Uebermensch von besonderer militärischer Veranlagung sei. Der Umfang der Tätigkeit eines solchen „Feldherrn" allergrößten Stiles ist heute ein so überwältigender, daß kaum mehr ein Napoleon, der doch von sich sagen konnte, er habe niemals die Grenzen seiner Arbeitskraft gekannt, ausreichen würde. Der Feldherr in unserm Sinn wird daher eher ein Begriff, jedenfalls aber ein Ideal, als eine reale Persönlichkeit sein können, er wird gleichsam das Gehirn eines genial ersonnenen Organismus darstellen, dessen ganze gegen den feindlichen Staat gerichtete Betätigung er inspiriert. Da man schließlich doch nur darauf rechnen können wird, einen normalen Menschen zum Feldherrn zu bestimmen, müssen ihm wenigstens die größeren Reibungen dadurch erleichtert werden, daß seine Stellung gewissermaßen „über die Wolken" erhoben, ihm

Digitized by Google

gebührender Einfluß und Ueberblick, vor allem aber die Macht gegeben wird, um das, was er, auf welchem Gebiete immer, zur Erfüllung seiner speziellen militärischen Aufgaben für erforderlich hält, rechtzeitig anbahnen zu können.

Wir sind selbst davon überzeugt, daß wir einer Phantasie Ausdruck geben, deren Verwirklichung aus den triftigsten Gründen niemals möglich wäre, und wollen daher, wenn wir dies dennoch wagen, es nur deshalb tun, um damit den fast schrankenlosen Umfang jener Machtvollkommenheit des „Feldherrn" anzudeuten, den wir gegebenenfalls für wünschenswert hielten. Es wäre dies der Wunsch, daß selbst in einem Koalitionskrieg wie dem gegenwärtigen nur ein Kopf und ein Wille zu entscheiden hätte. Aber allerdings, selbst für einen Napoleon schiene diese Aufgabe unlösbar!

Und doch bietet uns gerade dieser Mann den willkommenen Ausgangspunkt für unsre Betrachtungen, weil die Verhältnisse, unter denen er wirkte, immerhin den gegenwärtig herrschenden nahe kommen. Festzuhalten wäre hierbei jedoch, daß wir, was die daraus zu ziehenden Folgerungen für unsern „Feldherrn" betrifft, mit keinem Uebermenschen rechnen dürfen. Für diese einleitende Betrachtung eignet sich besonders der Beginn des Krieges 1812.

Die Lage war damals folgende: England und Rußland gegenüber hatte Napoleon eine Koalition zusammengebracht, die der Hauptsache nach Frankreich und den Rheinbund als Kern, Spanien und Polen, soweit er über diese gebot, Italien als Anhängsel, Oesterreich und Preußen als unfreiwillige Teilnehmer umfaßte. Aber auch die Türkei und Schweden hatte er in seine Einflußsphäre gezogen, somit ein Meisterwerk der Politik zustande gebracht, wie es in der Vergangenheit nur die große Kaunitzsche Koalition gegen Friedrich den Großen, in der Gegenwart jene der Entente gegen uns repräsentiert, welch letztere sogar acht raubgierige Mächte vereinigte. Allerdings hafteten auch der Napoleonschen Koalition bedeutende Schwächen an — dem ließ sich nur durch tunlichste Zusammenfassung ihrer militärischen Kräfte ein Paroli bieten. Wären Napoleon die Transportmöglichkeiten der Gegenwart zu Gebote gestanden, so hätte er diese zersplitterten Kräfte wahrscheinlich zur volleren Geltung gebracht; zu jener Zeit blieb ihm wohl nichts andres übrig, als sie an der Peripherie Rußlands anzusetzen. Dennoch erkennen wir in der Art, wie er es tat, in der politischen und militärischen Vorbereitung des Krieges seine zielbewußte, sichere Hand. Die Truppen aus Spanien, jene aus Italien, die des Rheinbundes und jene aus Polen nahm er gleich unter seine Zügel, sie strömten, als ob sie einer Armee angehören würden, den Grenzen Rußlands zu, wo sie, eine Meisterleistung angesichts der Kommunikations- und sonstigen Verhältnisse der damaligen Zeit, in verhältnismäßig kurzer Zeit — kaum drei Monate — versammelt sind. Sein Blick umfaßte also den Kriegsschauplatz in Spanien, die diplomatische Kleinarbeit der Bewältigung des widerstrebenden Rheinbundes und der wenig kriegslustigen österreichischen und preußischen Monarchie. Dazu kam noch die Sorge, Schweden und die Türkei bei der Stange zu erhalten, kurz, Napoleon übersah ganz Mitteleuropa und vertiefte sich überdies noch in die militärischen Details des Auf-

Digitized by Google

marsches der großen Armee gegen Rußland und in die materiellen Sorgen für deren Existenz. Es läßt sich kein Mann der Gegenwart denken, der Aehnliches zustande gebracht hätte!

Es ist wohl überflüssig, besonders zu betonen, daß dieses Bild aus der Vergangenheit hauptsächlich deshalb entrollt wurde, um zu zeigen, daß die Aufgabe des „Feldherrn", wie wir ihn auffassen, keineswegs erst mit dem Kriege beginnt, sondern daß sie eine zielbewußte, oft jahrelange Vorarbeit bedingt, was voraussetzt, daß der „Feldherr" schon vor dem Kriege der inneren und äußeren Politik nicht ferngehalten wurde — denn in den Krieg durch eine unrichtig geführte Politik hineingerissen zu werden, heißt ihn erschweren.

Fassen wir die weitreichenden Aufgaben des „Feldherrn" näher ins Auge, so überzeugen wir uns alsbald, daß sie sich nicht nur auf die militärischen und politischen Vorbereitungen des Krieges erstrecken, sondern daß sie auch alle übrigen Zweige staatlicher Betätigung in sich schließen, indem sie fast vor keiner derselben haltmachen können, weil sie entweder die Struktur des Instrumentes des Feldherrn, des Heeres, besser gesagt, des Volkes in Waffen, beeinflussen oder für dessen zweckentsprechende Nutzbarmachung unentbehrlich sind. In der Tat wird wohl niemand leugnen, daß — um nur das Wichtigste zu erwähnen — Ackerbau, Viehzucht, Erzeugung von Rohprodukten mannigfachster Art, Handel und Wandel in den verschiedensten Formen, ganz besonders aber die Industrie durch Beschaffung der Kriegsmittel im Kriege für den Feldherrn von größter Wichtigkeit sind. Aber auch der Volkserziehung, den hygienischen Fortschritten, den Maßnahmen zur Verhinderung der Auswanderung und vielen andern sozialen Fragen kommt nicht mindere Bedeutung zu, wobei noch zu bemerken ist, daß sie jahrelange Vorarbeit nötig haben. Man darf es also nicht darauf ankommen lassen, den Feldherrn in dieser Hinsicht vor Tatsachen zu stellen, auf deren Zustandekommen er keinen Einfluß nehmen konnte.

Die Förderung all der genannten Tätigkeiten sollte daher in Zukunft nicht mehr lediglich um ihrer selbst willen, sondern im Hinblick auf die möglichste Kraftäußerung des Staates nach außen stattfinden, weil es, wie der Weltkrieg zeigt, von dieser Kraftprobe abhängen wird, ob in Zukunft der Einzelne und die Allgemeinheit gut oder schlecht leben, reich oder arm und unabhängig von fremder Bedrückung sein wird.

Diese allgemeine Betrachtung soll die im heutigen Staatsleben alles überwiegende Bedeutung des „Feldherrn" im Kriege, aber auch im Frieden in das richtige Licht setzen. Konnte nämlich im verflossenen Jahrhundert Clausewitz noch sagen, „Krieg sei Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", so können wir dies dahin ändern: „Krieg ist der beständige Zustand, in dem sich Staaten befinden, deren Interessen widerstreiten — er kann zu Zeiten latent sein, wenn sie sich nicht mit Waffen bekämpfen, hört aber im Wesen nicht auf, solange die Ursachen der Spannung bestehen." Der Zustand, in dem Europa seit einem Menschenalter lebt, scheint die Richtigkeit dieses Gedankens zu bestätigen.

Digitized by Google

Unter solchen Verhältnissen wird daher die Rolle des „Feldherrn" im Staatswesen nicht allein die erste und wichtigste im Staate, sondern auch eine permanente sein müssen. Für den „Feldherrn" darf es in Hinkunft keine Mobilmachung mehr geben. Er führt gewissermaßen den Krieg beständig, allerdings jeweilig mit andern Mitteln. Aus dieser Betrachtung geht aber weiters hervor, von welchem Umfange der Einfluß und die Machtfülle wird sein müssen, über welche der Feldherr gebietet. Wenn auch im gegenwärtigen Kriege diese den obersten Feldherren in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn eingeräumte Stellung nicht so weit reicht, als es nach unsrer Auffassung für den „Feldherrn" der Zukunft erforderlich schiene, so reicht sie noch immer weiter als bei unsern Gegnern, namentlich bei den parlamentarisch eingeengten Italienern, Franzosen und Engländern. Und in diesem Umstand ist die Quelle jener Reibungen bei den Gegnern zu suchen, welcher die materiell doch schwächeren Mittelmächte ihre Ueberlegenheit danken. Wohl wird es manchen Kreisen in ihrem Partikularinteresse nicht angenehm sein, zu vernehmen, daß wir selbst vor Eingriffen des „Feldherrn" auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Staatsverfassung nicht zurückschrecken, wenn dadurch auf gesetzlichem und verfassungsmäßig wohl vorbereitetem Boden Ersprießliches gewirkt zu werden vermag.

Es erscheint nun an der Zeit, den „Feldherrn" in unserm Sinne näher zu präzisieren. Schon einleitend wurde angedeutet, daß wir unter dem Wort „Feldherr" durchaus nicht eine Person allein verstehen. War nämlich die Häufung von Arbeit schon unter einfacheren Verhältnissen in der Person Napoleons kaum mehr möglich, so wäre in Zukunft die Rechnung darauf, daß sich im gegebenen Moment ein geeigneter Mann hierfür finden würde, selbstverständlich gänzlich verfehlt. Am nächsten käme ihm allerdings jener Funktionär, der im gegenwärtigen Kriege in jeder der großmächtlichen Armeen als Chef des Generalstabs fungiert. Ihm müßte aber selbstverständlich erhöhtes Relief verliehen werden, was in den Armeen der monarchischen Staaten dadurch möglich erscheint, daß man ihn an die Seite eines mit größter Machtvollkommenheit ausgestatteten Prinzen stellt, insofern der Monarch nicht selbst diese Aufgabe übernimmt. Diese beiden Personen, deren eine gewissermaßen die Seele, die andre die Verkörperung der Macht nach außen darstellt, verschmelzen dann gleichsam in eine Persönlichkeit. Die Anforderungen, die man an dieses „Doppelwesen" stellen muß, sind beiläufig dieselben, die man seit jeher an eine militärische Oberleitung gestellt hat und als deren Muster in jüngster Zeit Wilhelm I. und Moltke galten, nur sind sie natürlich noch wesentlich gestiegen. Ist die Wahl geglückt, so hat jede der beiden Persönlichkeiten das gleiche Verdienst, indem jede in ihrer Betätigung unersetzlich ist und deshalb auch die gleiche Verantwortung vor dem Vaterlande und der Geschichte trägt.

Nun wir den „Feldherrn" etwas näher umschrieben haben, ist es die nächste Aufgabe, zu untersuchen, wie der Boden vorbereitet werden soll, auf dem er zu wirken berufen ist. In unserm Falle betrifft dies also beide Persönlichkeiten, denen wir die Stellung des Feldherrn vindizieren. Sie sollen, wie Mann und

Digitized by Google

Frau in einer glücklichen Ehe, in ihren Ideen und Ansichten übereinstimmen oder sich ergänzen, damit alles, was auf die Kraftanstrengung des Staates nach außen Bezug nimmt, wie aus einem Gusse geschehe. Eine richtige leidenschaftslose Beurteilung der Verhältnisse, der Menschen und Ereignisse ist an dieser Stelle unerläßlich. Durch Erfolge darf sich der Feldherr nicht blenden, durch Schwankungen im Kriegsglück nicht entmutigen lassen. Der Krieg ist eben in hohem Maße auch ein Spiel des Zufalls, und es hat wenig Sinn, bei Mißerfolgen stets nach einem „Schuldigen" zu fahnden.

Wir erwähnten den Einfluß, den der „Feldherr" auf alle Zweige des Staatslebens richtunggebend nehmen muß. Einer der wichtigsten, gewissermaßen unmittelbar zum Krieg gehörend, ist wohl die äußere Politik, die den Krieg verhindert oder herbeiführt. Es bedarf kaum des Nachweises, daß die Grundzüge der äußeren Politik sich seit jeher um die gegenseitigen Machtverhältnisse drehten, und diese prägten sich doch nur im Endresultat der kriegerischen Zusammenstöße aus. Wohl tragen Nationalreichtum, allgemeine Bildung, Handel und Wandel und manch andre Faktoren dazu bei, die Widerstandskraft eines Staates zu erhöhen, sie brauchen aber Jahrzehnte und noch mehr, um in die Erscheinung zu treten. Deshalb soll auch die äußere Politik eine weit vorausschauende, auf große Ziele gerichtete und möglichst wenig schwankende sein. Das Nächstliegende bleibt jedoch Sicherung des eignen Staates und wird angestrebt durch die eigne Widerstandskraft und durch Bündnisse mit andern Staaten. Die Kraftprobe selbst, der Krieg, ist dann ein militärisches Problem. Politische Programme mit weitgesteckten, auf Generationen sich erstreckende Ziele haben vorwiegend nur große Politiker aufgestellt, meist Feldherrn oder Staatsmänner, denen wenigstens das Wesen des Krieges nicht fremd war, wie z. B. Ludwig XIV., Prinz Eugen, Friedrich der Große, Bismarck u. a. Denn sie künstelten nicht, weil sie wußten, daß derlei Programme nur durch beständige Aufrechterhaltung der Machtmittel des Staates Aussicht auf Durchführung besitzen. Das politische Programm des Prinzen Eugen z. B. würde auch noch auf die Gegenwart passen, so geradlinig und einfach war es, ebenso wie jenes Friedrichs des Großen. Beide stützen sich auf eine stets kriegsbereite Armee. Weniger bekannt dürften die politischen Ansichten Radetzkys sein, weil nur in einigen noch nicht publizierten Denkschriften enthalten. Sie sind auch höchst lehrreich, verlangen z. B. für die Monarchie nebst einer starken Armee Serbien, Montenegro und die Donaufürstentümer, Venetien bis zum Mincio und Po, legen hingegen auf Ostgalizien, als schwer haltbar, weniger Wert. Vergleicht man damit das Werk der „Staatsmänner" des Wiener Kongresses, bei dessen Stipulationen man so ziemlich alle militärischen Gesichtspunkte vermißt, so ist der Unterschied augenfällig. Durch die Diplomaten wurden ja damals, wie bekannt, die Früchte der Siege verdorben.

Ungeachtet dieser Erfahrungen wurde bis in die jüngste Zeit das für die Machtäußerung des Staates so hochwichtige, mit der Kriegführung im engsten Zusammenhang stehende Gebiet der äußeren Politik überall fast ausschließlich einer bestimmten Gesellschaftsklasse überlassen, die es geradezu zu ihrer Domäne

Digitized by Google

gemacht hat. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß für die Diplomatie besondere gesellschaftliche Gewandtheit wünschenswert sei, wohl aber muß bestritten werden, daß allein schon die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse genügend sei, um eine Persönlichkeit mit so hochwichtigen Aufgaben zu betrauen, die über den Zusammenhang von Politik und Krieg nicht völlig im klaren ist.

Wo Nichtmilitärs als Staatsmänner auf dem Gebiete der äußeren Politik Hervorragendes geleistet, wie Cavour und Bismarck, da besaßen sie ein ausgesprochenes militärisches Verständnis, das sie befähigte, im Einklang mit dem Feldherrn zu handeln.

Auf ein klar erfaßtes und durchdachtes Programm hin hätte also der „Feldherr" seine militärischen Berechnungen, Vorbereitungen und Pläne schon beizeiten zu gründen; die ungeschmälerte Durchführung derselben müßte ihm bereits im Frieden gesichert werden. Bei den politischen Vorarbeiten könnten sich dann Angehörige jener Gesellschaftsklasse bedeutende Verdienste erwerben, welche bis jetzt den ausländischen Dienst als ihre Domäne betrachteten.

Wollen wir nun die Rolle und die Tätigkeit des „Feldherrn" im Kriege selbst erörtern. Sie ist, wie aus den gegebenen Andeutungen hervorgeht, wesentlich verschieden von jener, wie sie an gleicher Stelle vor etwa einem Menschenalter ausgeübt wurde. Sie kommt, wie auch schon angedeutet wurde, noch am ehesten jener nahe, die Friedrich der Große und Napoleon zu ihrer Zeit spielten — also des unumschränkten Gebieters über alle Machtmittel des Staates. Wo der Monarch nicht selbst als „Feldherr" aufzutreten vermag, überträgt er gewissermaßen seine Machtfülle dem von ihm ernannten „Feldherrn". Gewiß ist, daß die Wahl einer solchen Vertrauensperson dadurch eine äußerst schwierige, verantwortungsvolle wird, denn der einmal ernannte Feldherr soll den Krieg auch zu Ende führen, ungeachtet aller möglichen Wechselfälle, denn kein andrer vermöchte ihn zu ersetzen, schon wegen der unterbrochenen Kontinuität der Handlung und Idee. Man hat es im Laufe der Zeiten gesehen, daß das eigentliche, nicht mehr gutzumachende Unglück gewöhnlich erst dann eintrat, wenn man den Feldherrn, entweder dem Drange der öffentlichen Meinung nachgebend oder wegen des erschütterten Vertrauens, mitten im Kriege durch eine andre Persönlichkeit ersetzte. Wechselfälle sind im Laufe eines langen Krieges nicht zu vermeiden, fast immer ist aber noch der Feldherr, der das Instrument schon kennt, einem andern, der es erst kennen lernen muß, vorzuziehen. Der einmal gewählte „Feldherr" möge als Fatum betrachtet werden, unter dem es gilt, zu siegen oder unterzugehen. Die Befolgung dieses Grundsatzes würde überdies den vielen aus den Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, wie Neid, Mißgunst, Charakterschwäche, Pessimismus u. dgl. entspringenden, überaus schädlichen, Armee und Volk deprimierenden Versuchen, den Ruf des Feldherrn herabzusetzen, vorbeugen, weil man überzeugt wäre, daß an dessen Stellung nicht zu rütteln sei.

Die erste große Frage des Krieges, ob mit der Offensive begonnen werden soll, oder ob man sich, wenigstens zu Beginn, defensiv verhalten soll, wird wesentlich von der Kraft abhängen, die der Feldherr sich und seinem

Digitized by Google

Instrumente, der Wehrmacht, zutraut. Leicht vermag er bei diesem Entschluß fehlzugehen. Noch sind zu jenem Zeitpunkte wenig Anhaltspunkte vorhanden, die über so manche inneren Faktoren des eignen und natürlich in noch höherem Maße des feindlichen Heeres Aufschluß geben. Bei annähernd gleichen Stärkeverhältnissen wird jedoch in der Regel die Offensive vorzuziehen sein. Sie schafft eine unbestrittene Ueberlegenheit dadurch, daß man das Gesetz des Handelns selbst in der Hand behält. Der Verlauf des Weltkrieges hat diese Erfahrung wiederholt bestätigt. Man darf sie deshalb nicht negieren, weil es in diesem und auch in früheren Kriegen Phasen gegeben hat, in welchen die Verteidigung vorzuziehen war und tatsächlich große Erfolge angebahnt hat. Diese reiften aber schließlich doch nur wieder durch die Offensive aus.

Eine andre Frage ist die der Verteilung der Streitkräfte auf die verschiedenen Kriegsschauplätze, deren es auf den Kriegstheatern der Zukunft wahrscheinlich stets mehrere geben dürfte. Fast niemals wird ein Staat ein solches Uebergewicht an Macht besitzen, daß er in der Lage wäre, auf mehreren Kriegsschauplätzen gleichzeitig offensiv zu sein. Es wird dies meist nur auf einem möglich sein; auf diesem, dem Hauptkriegsschauplatze, wird daher die Hauptkraft auftreten, die andern, die Nebenschauplätze, wird man mit schwächeren Kräften dotieren. Das klingt sehr einfach und scheint leicht, ist aber in praxi oft recht schwierig. Es kann ein Gegner und somit ein Kriegsschauplatz militärisch von geringer Bedeutung, politisch jedoch sehr wichtig sein — wie dann? Der „Feldherr" wird dann wieder zum Politiker, der das momentane politische Gewicht des kleineren Staates abwägen muß und sich nicht starr an das zahlenmäßige Verhältnis der Streitkräfte halten darf. Aber auch neutrale Staaten soll der „Feldherr" im Auge behalten, ja selbst, wie das Beispiel Italiens in diesem Kriege erweist, „verbündete Staaten" darf er nicht außer acht lassen; sie können im Handumdrehen aus Freunden Feinde werden. Ist dadurch nicht schon erwiesen, daß der „Feldherr" auch im Kriege die äußere Politik beherrschen muß zum mindesten in demselben Maße wie ein Minister des Aeußern, dem die Nutzbarmachung der äußeren Politik für Zwecke der Kriegführung doch mehr oder weniger fremd ist? Letzterem bliebe in der Kunst der Durchführung jener äußeren Politik, wie sie der „Feldherr" nach dem jeweiligen Bedarf der militärischen Lage erheischt, noch immer ein großes Feld der Betätigung übrig.

Die Verteilung der eignen Kräfte auf die verschiedenen Kriegsschauplätze wird übrigens während des Krieges wechseln und vom Gange der Operationen auf den einzelnen Schauplätzen abhängig sein. Bald wird dieser, bald jener Operationsschauplatz hervorragende militärische oder politische Bedeutung gewinnen und stärker dotiert werden müssen. Dies richtig abzuwägen vermag wieder nur der „Feldherr". Die modernen Kommunikationsmittel erlauben rasche Verschiebung der stärksten Kräfte von einem auf den andern Schauplatz.

Nicht unwesentlich ist für den „Feldherrn" der Täuschungs- und der Ueberraschungsmoment. Es gilt jedoch, nicht nur den Gegner zu täuschen und zu überraschen, sondern auch nicht selbst getäuscht und überrascht zu werden. Für beide

Digitized by Google

Zwecke wird der „Feldherr“ daher nebst militärischen Maßnahmen das ganze Register von Mittel und Mittelchen in Tätigkeit setzen, auf welche die Diplomatie aller Zeiten von jeher so stolz war. Die Benachrichtigung z. B. über die inneren Vorgänge in den bekriegten Staaten, die dem Feldherrn so nötig ist, wird nur über neutrale Staaten und hauptsächlich im Wege der dortigen eignen Vertretungen möglich sein.

Das Gesagte weist wieder darauf hin, daß sich der „Feldherr“ den hervorragendsten Einfluß auf die äußere Politik, auf die auswärtigen Beziehungen und auf die Diplomatie wahren muß.

Zurückkommend auf den Wert der Initiative, soll hervorgehoben werden, daß die Gewinnung und besonders die Festhaltung derselben gleichbedeutend scheint mit dem günstigen Fortschreiten der Kriegshandlung. Wird dem Feldherrn momentan die Initiative im großen entrissen, was bei einem andauernden Kriege oft nicht vermieden werden kann, so soll er trachten, die Aufmerksamkeit des Gegners durch Mittel, wie sie in älterer Kriegführung häufig angewendet wurden, wie Diversionen, Demonstrationen, wachzurufen und ihn dadurch in eine gewisse Unsicherheit zu versetzen. Man belächle diesen anscheinenden Rückfall keineswegs: derlei Mittel, am richtigen Ort und zur richtigen Zeit angewendet, können auch in Zukunft manchmal ihre Wirkung äußern. Zum mindesten werden sie während der Perioden größerer Operationsstillstände dem Versumpfen der Kriegshandlung und dem schlimmsten Feinde der Kriegführung, der Einschläferung und Verweichlichung ganzer Armeen, die schon so oft Unheil bewirkt hat, vorbeugen.

Wenn künftige „Feldherren“ die Lehren dieses Krieges beherzigt haben, dürften sie nicht mehr kordonartige Stellungen, wie z. B. die vom Aermelkanal bis ins obere Elsaß, von Riga bis zu den Karpathen, beziehen. Zu einer derartigen Maßnahme, die einer früheren Taktik und Kriegführung entstammen, schritt man notgedrungen, als zu Beginn des Weltkrieges unsre Angriffstaktik der stärker gewordenen Verteidigung gegenüber zum Teil versagte. Im weiteren Verlaufe des Weltkrieges hat sich jedoch gezeigt, daß der Angriff noch immer durchführbar ist, wenn er artilleristisch gut eingeleitet und auch technisch unterstützt wird. Derlei ausgedehnte Kordonstellungen, wie die angeführten, laden geradezu zu einem übermächtigen Angriff an irgendeinem Punkte ein. Es wird sich daher dasselbe Spiel wie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wiederholen. Die ausgedehnten Linien werden durch massierte Kräfte taktisch wie strategisch durchbrochen werden. Zu überlegen wäre daher, ob es in Hinkunft bei der Verteidigung nicht besser wäre, sich auf große Gruppen zu beschränken, die sich gegenseitig durch Offensivstöße unterstützen; selbstverständlich unter Wahrung jener Vorteile, welche die artilleristische und technische Vervollkommnung der modernen Defensive an die Hand gegeben hat.

Für die großen offensiven Vorstöße, sollen sie nicht an Kurzatmigkeit zugrunde gehen, sind ausreichende Reserven nötig. Wie die Erfahrung zeigt,

Digitized by Google

kommen sie sonst bald an irgendeiner technisch verstärkten Verteidigungslinie des Gegners ins Stocken; Reserven vermögen in diesem Falle allein den Angriff weiter vorwärts zu tragen, sei es, daß sie aus der Tiefe, sei es, daß sie aus der Flanke angesetzt werden. Vorzusorgen, daß stets Reserven zur Stelle, daß sie jenen des Gegners mindestens ebenbürtig sind und wirkungsvoll angesetzt werden, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Feldherrn, denn ihre Lösung hängt oft nur von einer glücklichen Eingebung ab, wie sie z. B. Napoleon öfters zu Hilfe kam.

Wie weit die Offensive ausgedehnt werden kann, wird der Feldherr nicht nur von der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, von der Stärke und vom Zustande des eignen und des feindlichen Heeres abhängig machen müssen, sondern auch von den Charaktereigenschaften des Gegners, z. B. seiner besonderen Zähigkeit, und von politischen Momenten. Offensiven z. B. nach Petersburg oder Moskau, die wegen ihres Mißlingens in der Vergangenheit anscheinend abschrecken, sind aber dennoch angesichts der völligen Umwertung der Kommunikationsmittel in Zukunft durchaus nicht völlig ausgeschlossen; sie bieten vielleicht, wenn mit Sorgfalt vorbereitet und in Szene gesetzt, durch den Umstand, daß der Feind sie nicht voraussetzt, die Möglichkeit, ihn im großen zu überraschen. Allerdings würde sich nur ein ganz großer Feldherr an sie wagen.

Länger andauernde Rückwärtsbewegungen, die von Laien häufig als Niederlagen angesehen werden, müssen es nicht sein. Sie können auch als „allerdings meist sehr gewagte Manöver" gelten, wie der Rückzug nach den ersten Lemberger Schlachten vom San nach Westgalizien. Derlei Rückzüge fanden auch in früheren Kriegen statt, jener der Russen 1812 gehört dazu. Sie haben den Hauptzweck, dadurch, daß sich das eigne Heer seinen Hilfsquellen nähert, es zu stärken und das feindliche durch das stetige Fortschreiten zu schwächen. Sie bringen demnach häufig einen Kräfteausgleich zustande. Allerdings gehören derlei Rückzüge, einem unternehmenden Gegner gegenüber, zu den gefährlichsten Manövern und sind auch aus heerespsychologischen Gründen, sodann wegen der unvermeidlichen Verluste an Menschen und Material mißlich. Besondere Verhältnisse rechtfertigen sie jedoch, und ein energischer Feldherr wird sie auch durchzuführen verstehen.

Die hervorragendste Aufgabe wird dem „Feldherrn" beim Friedensschlusse zufallen. Ihm muß in erster Linie die Feststellung der Friedensbedingungen überlassen werden, denn sie beenden sein Werk, und nur er ist imstande, zu beurteilen, was er mit seinem Heere noch erreichen kann und muß und was nicht. Soweit es sich bei der durch den Frieden anzustrebenden Stärkung des eignen und Schwächung des feindlichen Staates um Maßnahmen auf nichtmilitärischem Gebiete handelt, wird er sicherlich die Unterstützung von Fachleuten in Anspruch nehmen müssen, auf rein militärischem Gebiet hingegen wird nur er den Ausschlag geben. So wird z. B. die Frage, ob ein Land oder eine Provinz dauernd zu annektieren wäre, weniger vom politischen Gesichtspunkt, ob sich etwa die Bevölkerung mehr oder weniger leicht assimilieren lassen wird, als vom mili-

Digitized by Google

tärischen zu entscheiden sein, ob ihre gewaltsame Festhaltung unabweislich und möglich ist; der technische Teil der Friedensverhandlungen, die unvermeidlichen Intrigen u. a. mehr kann nach wie vor der Diplomatie überlassen bleiben. Ihre Tätigkeit bleibt aber im Vergleich zur Aufgabe des Feldherrn beim Friedensschluß immerhin eine sekundäre.

Vom „Feldherrn" größten Stiles, von dem wir im vorstehenden uns erlaubten, eine Skizze zu entwerfen, sind jedoch wesentlich jene Generale zu unterscheiden, die einzelne Armeen oder Heeresgruppen kommandieren. Diesen kommt nur eine wesentlich beschränkte, ausschließlich militärische Rolle — ähnlich jener der Feldherren früherer Kriege — zu. Ueber sie alle gebietet der „Feldherr" in unserm Sinn. Er wird ihnen die Aufgaben, die sie zu lösen haben, bekanntgeben, innerhalb dieses Rahmens aber die Durchführung überlassen; niemals darf er dabei aus dem Auge verlieren, daß sie nur Glieder der ganzen Wehrmacht, d. h. des kämpfenden Staates sind und daß es ausschließlich ihm zukommt, die Tätigkeit dieser einzelnen Glieder einem großen Ziele zuzulenken.

*

Es ist nicht unmöglich, daß die von uns in grellen Farben umschriebene Stellung des obersten Feldherrn im Frieden und im Kriege als übertrieben angesehen werden kann. Nicht viele Menschen scheinen davon überzeugt zu sein, daß der eben wütende Krieg nicht nur ein vorüberziehendes Gewitter sei, auf das, wie in der Vergangenheit immer, heitere und ruhige Tage folgen werden. Man erwartet also bei Friedensschluß Demobilisierung, Herabsetzung der Heeresstärken und der sog. „unproduktiven" Ausgaben — mit einem Worte Zurücksinken in die frühere gemütliche Friedensschlamperei.

Dem scheint jedoch nicht so. Fürst Bülow hat in seinem jüngst veröffentlichten Buche „Deutsche Politik" einen Blick auf die Zukunft Europas geworfen, der ganz andre Bilder vor uns aufsteigen läßt und eher die Notwendigkeit in Aussicht stellt, den Staat, nach dem Vorbild Spartas, ausschließlich auf den Krieg einzurichten, als wieder in das alte Tempo zu fallen.

Von Deutschland sprechend, sagt Fürst Bülow ungefähr folgendes:

„Es ist selbstverständlich, daß des gegenwärtigen Krieges vornehmstes Ziel das sein muß, nicht nur ausreichende Entschädigung, sondern auch Garantien zu erreichen, die die Vermeidung eines Krieges unter gleichen oder ähnlichen ungünstigen Verhältnissen für die Zukunft verbürgen. Aehnlich wie in Deutschland hat in Frankreich und England, bis zu einem gewissen Grade selbst in Rußland, auch in Italien dieser Weltkrieg innere Parteigegensätze in den Hintergrund gedrängt und Einmütigkeit hervorgerufen. Die Kehrseite solcher Harmonie im Innern ist, daß dieser Krieg, den alle beteiligten Völker mit Leidenschaft führen, nach menschlicher Voraussicht eine gewaltig gesteigerte Erbitterung hinterlassen wird. Haß und Rachegefühl werden noch lange die internationalen Beziehungen beeinflussen. Das oft zitierte gegenteilige Beispiel vom 1866er Kriege zwischen Preußen und Oesterreich, das die spätere Allianz dieser beiden Staaten

Digitized by Google

auf Leben und Tod nicht verhinderte, wird sich nicht wiederholen, wie es schon 1870 zeigte, wo die nationale Rachsucht sechsundvierzig Jahre überdauerte. Der gegenwärtige Krieg ist für Deutschland, aber auch für die Engländer, Franzosen, Russen und Italiener ein Nationalkrieg. Der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß wird nach dem Kriege so lange fortleben, bis ihn eine anders gerichtete nationale Eigenschaft ablöst. Deutschland muß sich heute sagen, daß sich die erbitterte Stimmung in Frankreich, England, Rußland und auch in Italien aus dem Kriege in den Frieden forterben wird. Den Schutz, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, den erneuerten Revanchegelüste im Westen und Osten und jenseits des Kanals findet, kann nur in seiner eignen vermehrten Macht liegen.

Die Rüstungen zu Wasser und zu Land werden auch die Gegner stärken. Wir müssen uns also an unsern Grenzen und an unsrer Küste stärker, schwerer angreifbar machen, als wir zu Beginn des Krieges waren. Nur wenn die Verstärkung unsrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtstellung durch den Krieg die durch ihn entzündete Feindschaft erheblich überwiegt, werden wir uns mit gutem Gewissen sagen können, daß unsre Gesamtlage durch den Krieg verbessert wurde."

Es ist überflüssig, beizufügen, daß dies auch für Oesterreich-Ungarn, speziell was unser Verhältnis zu Rußland, Italien und den Balkan anbelangt, vollkommen Geltung hat.

Unter solchen Umständen wird daher auch nach dem Kriege unser Bestreben dahin gerichtet sein müssen, die Zusammenfassung aller Macht des Staates, die zur Verteidigung desselben bestimmt ist, schon im Frieden in der Hand des „Feldherrn" vorzubereiten.

Salus reipublicae suprema lex!

Weshalb konnte Napoleon I. England nicht direkt angreifen?

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover

Napoleon I. hat mit den meisten Staaten Europas Krieg geführt. Er hat sie sämtlich besiegt, mindestens zeitweilig, mit einer Ausnahme jedoch! Englands, seines zähesten Gegners, ist er niemals Herr geworden. Der uralten Feindschaft, die zwischen Frankreich und England während Mittelalter und Neuzeit immer wieder, mehr oder minder heftig, zum Durchbruch gekommen ist, mußte auch er schließlich unterliegen. Ehe er aber als Englands Gefangener auf dem öden Ozeaneiland St. Helena zu frühem Tode dahinsiechte, hat er sich den Briten als ihr gefährlichster und rücksichtslosester Widersacher gezeigt.

Digitized by Google

Bevor er zu dem radikalen Mittel der Kontinentalsperre griff, um Englands Handel zu ruinieren, das feindliche Reich an seinem Lebensnerv zu packen, hatte er Jahre hindurch den Plan erwogen, die Engländer in ihrem eigenen Lande anzugreifen, dessen Eroberung womöglich zu versuchen. Er hat es in der Tat verstanden, den kühnen Plan der wirklichen Ausführung relativ nahezubringen, näher jedenfalls, als es je einem französischen Staatsmann oder Abenteurer vorher gelungen war.

Denn neu ist der Plan in Frankreich nicht gewesen, den englischen Erbfeind, statt im eigenen Lande zu erwarten oder ihm anderswo auf dem Kontinent entgegenzutreten, unter Durchquerung des nur 42 Kilometer breiten Aermelkanals auf seiner stolzen, scheinbar unzugänglichen Insel heimzusuchen.

Bereits während des sog. Hundertjährigen Krieges, der in der Hauptsache von 1339 bis 1453 zwischen beiden Nationen tobte, ist der Versuch gemacht, mindestens geplant worden. So von König Karl V. im Jahre 1360, als im Jahre zuvor Winchelsea nahe Hastings von kühnen französischen Schiffern gebrandschatzt worden war. Der Angriff, zu dem sich Karl mit Dänemark verbündet hatte, unterblieb jedoch wegen des Friedensschlusses zu Brétigny.

Hingegen glückte es unter Karl VII., der ebenfalls im Bunde mit Dänemark stand und nun die aus seinem Reiche, außer aus Calais,[1]) mit Hilfe der Jeanne d'Arc verjagten Briten im eigenen Lande aufsuchen wollte, einer französischen Flotte von 60 Schiffen mit 4000 Streitern, an ihrer Spitze Jean de Brezé, an den Dünen von Sandwich vor Anker zu gehen, den Ort zu plündern. Eine andere französische Flotte landete in ähnlicher Weise an der Küste von Cornwall und suchte Fowey heim (1457). Aber die Expedition hatte keinen nachhaltigen Erfolg; sie bot schließlich nur Anlaß zu empfindlichen Repressalien seitens der Engländer. Zu einem wirklich dauernden Ergebnis war eine ganz andere Ausrüstung der Flotte, ein bedeutend stärkeres Heer notwendig.

Diese Erkenntnis ließ manches spätere Landungsprojekt nicht über die ersten Keime hinauskommen. Derartige Projekte entstanden naturgemäß in um so größerer Zahl, je mehr sich Frankreichs Vorherrschaft gegenüber den andern Staaten Europas ausbildete, also vor allem unter Ludwig XIV. Ihm ist im Jahre 1666, als er Hollands Verbündeter war, durch Chabocière ein solcher Vorschlag unterbreitet worden, der durch den Frieden von Breda gegenstandslos wurde.

Ernsthafter war der Plan von 1689, als der König seinen Schwiegervater, Jacob II. Stuart, unterstützte; erfolglos blieb jedoch dieser Landungsversuch, dem dann im nächsten Jahre ein neuer bei Torbay folgte. Die Niederlage der Franzosen und Jakobiten am Boyne in Irland (1690) gab die Veranlassung zu einem größeren Projekte für das Jahr 1694. Doch der Friede zu Ryswijk (1697) hintertrieb schließlich seine wiederholt hinausgeschobene Ausführung. Mit

---

[1]) Vgl. meine Untersuchung: „Calais unter englischer Herrschaft (1347 bis 1558)" im Juli-Heft der „Deutschen Revue" (1916), S. 35 ff.

Digitized by Google

Unterstützung der Schotten hätte ein von dem irischen Abenteurer Nathaniel Hook stammender Landungsplan zugunsten des Prätendenten Jacob III. Stuart eine günstige Entscheidung zu dessen Gunsten herbeigeführt, wenn der Plan nicht den Engländern vor der Zeit durch Verrat bekannt geworden wäre (1703—1708).

Zuerst noch im Anschluß an die Stuart'schen Umtriebe, den verlorenen Thron Großbritanniens wieder zu gewinnen, sind Landungsprojekte wiederholt Ludwig XV. vorgelegt worden, besonders seit 1739; sie erregten nicht bloß in gesteigertem Maße das Interesse des Königs, der im geheimen die englischen Küsten zu dem Zwecke auskundschaften ließ, sie veranlaßten sogar die englische Presse, vornehmlich um die Mitte des Jahrhunderts, ihre Ausführbarkeit und ihre Aussichten zu erörtern. Das damalige englische Publikum hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, einmal französische Truppen im eignen Lande zu sehen.

Ohne auf einzelne Pläne aus den Jahren 1776 (von Ricard), 1778 bis 1780 näher einzugehen, sei nur erwähnt, daß im Juli 1779 Ueberfahrt und Angriff von 40000 Franzosen unter Rochambeau und dem Marschall Broglie von Havre aus drohten; 66 französische und spanische Linienschiffe waren im Kanal versammelt. Leider verhinderte Uneinigkeit der führenden Admirale einen glücklichen Ausgang des Unternehmens.

An diese Projekte und Unternehmungen konnte Napoleon Bonaparte anknüpfen. Dazu hatte er Gelegenheit, als er, aus dem ruhmreichen ersten italienischen Feldzug im Dezember 1797 zurückgekehrt, vom Direktorium zum Oberbefehlshaber der Armee für England ernannt worden war. Dort bereitete sich ein gewaltiger Aufstand der stets unterdrückten Iren vor, welchen fast immer die Sympathien Frankreichs gehört haben. Napoleon schien auf Pläne Broglies zurückgreifen zu wollen, die dieser bereits in den Jahren 1763—1766 Ludwig XV. vorgelegt und dann, zeitgemäß umgearbeitet, 1779 vergeblich auszuführen versucht hatte.[1])

Bonaparte sah allerdings sehr bald ein, daß ein Angriff auf englischem Boden zur Zeit unmöglich sei. In den Revolutionsjahren war die einst so stattliche französische Marine gründlich vernachlässigt worden: sie hatte 1789 über 80 Linienschiffe besessen, aber fast die Hälfte der Linienschiffe und Fregatten inzwischen eingebüßt. Reparaturen fanden nicht statt, die Arsenale waren leer, die Artillerie minderwertig und in schlechtem Zustande. Die Mannschaften gelichtet durch Desertion, bei ihnen die Disziplin untergraben, ebenso wie bei den Hafenbeamten. Das zumeist adelige Offizierkorps dezimiert teils durch Verurteilungen zum Schafott, teils durch Verbannungen, nach keiner Richtung hin irgendwie ausreichend ergänzt.

Mit einer solchen Marine war es nicht möglich, den Engländern entgegenzutreten, gar einen Uebergang über den Kanal zu erzwingen. Zudem wäre

[1]) P. Coquelle, Projets de Descente en Angleterre (Revue d'Histoire diplomatique XVI, 1902), p. 140.

Digitized by Google

eine Erweiterung der in Betracht kommenden nordfranzösischen Häfen für eine stärkere Anzahl von Fahrzeugen erst noch notwendig gewesen. Das führte Bonaparte auf den genialen Gedanken, England nicht von jener Seite, sondern in Aegypten anzugreifen.

Auf den Landungsplan kam Napoleon fünf Jahre später zurück, als im Mai 1803 wieder Krieg mit England ausgebrochen war. Es lag ihm daran, 100- bis 120000 Mann nach England zu bringen: Dann würde er Herr des Landes sein, da ihm dort kein entsprechendes Heer gegenübergestellt werden konnte. Zum Transport befahl er den Bau einer Flotte von 2000 Flachbooten. In Texel, Brest und vor allem in Boulogne ließ er Armeekontingente zusammenziehen, in Boulogne allein über 100000 Mann. Zielbewußt und energisch begann er die französische Marine zu reformieren und auszubauen.

Die vereinigte Schlachtflotte Frankreichs zählte insgesamt zurzeit nur 20 Linienschiffe; sie war schlecht bemannt, weil es noch an Matrosen fehlte. Die Schifferbevölkerung an der Küste hatte recht wenig Neigung für den straffen Militärdienst, um so größere für das freie Korsarenleben. Einen regen Seehandel, der Schiffer und Matrosen heranzieht, besaß Frankreich nicht mehr, weil eben eine schützende Marine nicht vorhanden war. Napoleon entnahm nun Matrosen den Rekrutenmassen der Landarmeen. Da er seine schwache Flotte der machtgebietenden englischen nicht entgegenstellen konnte, so dachte er ihr die Aufgabe zu, durch Scheinmanöver und Angriffe auf Englands Kolonien die britische Flotte abzulenken von der Wacht im Kanal und von der Blockade, die ein Teil ihrer Schiffe an den französischen Häfen ausübte, und durch welche gleichzeitig die wichtige Ausbildung der französischen Matrosen auf hoher See, die Erprobung der häufig unsolid gebauten Schiffe vereitelt worden war.

Der zusammenziehbare Rest seiner Flotte, die Napoleon schließlich auf 65 Linienschiffe im ganzen zu bringen hoffte, sollte dann die Flachbootflottille, mit den Landungstruppen an Bord, bei der Ueberfahrt schützen. In einem Jahre, also zum März 1804, glaubte er mit den Vorbereitungen so weit fertig zu sein, daß dann von Boulogne aus das Unternehmen in Szene gesetzt werden konnte.

Es genügte nach Napoleons Ansicht, nur sechs Stunden Herr des Aermelkanals zu sein, um Herr der Welt werden zu können, so schrieb er in Siegesgewißheit, aber mit starker, sicherlich bewußter Uebertreibung dem Admiral Ganteaume am 2. Juli 1804.

Widrige Umstände und Schicksalsfälle, wie die allzu langsame Ergänzung der Linienschiffe, die ungenügende Ergänzung und Ausbildung der Matrosen, die allzu knappen Geldmittel, der Mangel an Bauholz, Werften, Technikern sowie der plötzliche Tod des Befehlshabers der Flotte von Toulon, Latouche-Tréville — das andere Hauptgeschwader unter Ganteaume war vor Brest stationiert —, erforderten Aenderungen des Planes, verschuldeten wiederholte Verzögerungen und Aufschübe.

Digitized by Google

Die beabsichtigte Ausfahrt des Touloner Geschwaders, jetzt unter Vizeadmiral Villeneuve, wurde im Januar 1805 durch heftigen Sturm gehindert. Im Sommer desselben Jahres sollte es durch eine spanische Flotte in den Antillen zu 20 Schiffen verstärkt werden, darauf nach Europa zurückkehren, um vor Brest die englischen Blockadeschiffe zu zerstreuen, und vereint mit den dort liegenden 21 französischen Schiffen den Kurs auf Boulogne nehmen. — Ein Rocheforter Geschwader kommandierte der Admiral Missiessy.

Fahrtrichtung und Absichten der Villeneuveschen Flotte wurden von einem vorüberseglenden schnelleren englischen Kreuzer erkannt und der eignen Regierung verraten, die nun schleunigst mehrere ihrer Geschwader dieser langsam und schwerfällig sich vorwärts bewegenden französischen Flottenabteilung entgegensandte. Trotz eines Gefechtes mit der Flotte des englischen Admirals Calder vor Ferrol an der spanischen Nordküste am 22. Juli 1805, setzte Villeneuve vorerst seine Fahrt fort, zog sich aber dann in den Hafen von Cadix zurück, denn er fühlte sich zu einem abermaligen Zusammenstoß mit den Engländern zu schwach. Während er dort Napoleons weitere Befehle erwartete, harrte dieser in Boulogne auf ihn und die Brester Flotte, um den langersehnten Uebergang nach England endlich zu verwirklichen.

„Wenn Sie nur drei Tage, nur vierundzwanzig Stunden hier erscheinen," schrieb der Ungeduldige seinem zögernden Admiral, „so ist die Macht vernichtet, die Frankreich seit sechs Jahrhunderten unterdrückt!"

Als Napoleon nach dreiwöchigem vergeblichen Warten schließlich gewahr wurde (25. August 1805),[1]) daß Villeneuve von der Weiterfahrt Abstand genommen habe, sah er erzürnt und erbittert zugleich ein, daß das ganze Landungsunternehmen vereitelt sei; diesem hatte er sein Sinnen und Hoffen während der letzten Jahre gewidmet, wie seine Korrespondenz mit dem Marineminister Decrès beweist. Um sich mit aller Kraft zu dem Hauptschlag gegen England vorzubereiten, hatte er es ruhig zugelassen, daß sich Oesterreich wieder erholte und zu neuen Kämpfen rüstete. Gegen letzteres wandte er sich nun, nachdem sein Plan, England, den zweiten Hauptgegner der dritten großen Koalition, der noch Rußland und Schweden angehörten, zu rascher Demütigung zu zwingen, mißlungen war.

Schuld an dem Scheitern des mit solchem Eifer und solcher Sorgfalt betriebenen Unternehmens, an das er ungeheure Ausgaben für die Flotten und für das Lager in Boulogne gesetzt hatte, war vor allem die aus der Revolutionszeit stammende Schwäche der französischen Seerüstungen; sie hat auf die Admirale,

[1]) G. Roloff, Napoleons Pläne einer Landung in England 1803—1805, Preuß. Jahrbücher, Bd. 93 (1898), 296, wo, entgegen der Ansicht Desbrières, klar nachgewiesen wird, wie ernst es Napoleon mit dem Angriffsplan gegen England gewesen ist. — Zu dem gleichen Ergebnis kommt, auf Grund der kartographischen Vorbereitungen Napoleons, H. Giehrl, Der Feldherr Napoleon als Organisator (1911), S. 106. — Ueber die Erneuerung der französischen Flotte durch Napoleon vgl. G. Roloffs Aufsatz im Dezember-Heft der „Marine-Rundschau" 1900.

Digitized by Google

besonders zuletzt auf Villeneuve, lähmend gewirkt, ihnen das Vertrauen auf eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges untergraben.

Zu seiner grandiosen, klar durchdachten Reorganisation der französischen Marine wäre dem großen Korsen vor allem eine mehrjährige Friedensruhe, die er nach dem Frieden von Amiens (1802) vergeblich erhofft hatte, vonnöten gewesen, sodann eine leistungsfähige Industrie und eine zum Seewesen und Seehandel geneigte Bevölkerung als weitere fördernde Elemente. Die Flotte erst im Kriege schaffen zu müssen, als er sie bereits nötig hatte, konnte auch seinem Genie nicht gelingen! Aber jedenfalls hat er den Grund zu einer solchen in glänzendster Weise gelegt.

Auf seinen gewaltigen Landungsplan, dessen Ausführung durch Nelsons Sieg bei Trafalgar, zwei Monate später (21. Oktober 1805) endgültig unmöglich gemacht worden war, ist Napoleon am Ende seines Lebens in der unfreiwilligen Muße zu St. Helena zurückgekommen. Dort hat er sich am 15. Oktober 1817 über ein Projekt Robert Fulton's in recht charakteristischer Weise geäußert.

Es war im Jahre 1797, als jener damals zweiunddreißigjährige Amerikaner, der von der Malerei zur Mechanik übergegangen war, in Paris dem Direktorium den Bau eines von ihm erfundenen Unterseebootes, mit dem man vier Stunden unter Wasser bleiben könnte, zur Verwendung in dem drohenden Kriege gegen England, sowie den Plan anbot, die Themse mit Minen verschiedener Art, die er Torpedos nannte, zu sperren. Trotz günstiger Gutachten der mit der Prüfung von den Ministerien betrauten Ausschüsse wurde Fulton mit seinem Unterseeboot, das unter dem Namen „Nautilus" im Juli 1800 vom Stapel gelaufen war, und mit seinen Torpedos 1801 abgewiesen.

Durch die Mathematiker Monge und Laplace war er dem Ersten Konsul Bonaparte vorgestellt worden. Nur anfänglich reges Interesse, keine dauernde Teilnahme oder Förderung hat Fulton von dessen Seite erfahren! Eine solche widmete ihm hingegen sein Landsmann, der Kanzler Robert Livingston, der damals als amerikanischer Gesandter nach Paris gekommen war. Praktischen und weitblickenden Sinnes, hatte er schon vorher seine Aufmerksamkeit der Konstruktion eines wirklich verwendbaren Dampfbootes zugewandt. Im Vertrauen auf Fultons Begabung verschaffte er diesem die Mittel zum Bau eines solchen. Modell und Beschreibung sandte Fulton am 24. Januar 1803 dem Direktorium des „Conservatoire des arts et des métiers" ein. Wenige Monate später war das Boot fertiggestellt; leider sank es beim ersten Versuch durch die Schwere der Maschine unter. Doch sie ward von dem unermüdlichen Erfinder wieder gehoben und einem neuen kräftigeren Boote eingebaut. Am 9. August 1803 fanden in Gegenwart einer Kommission der Französischen Akademie, eines gewählten Kreises bedeutender Gelehrter, Mechaniker und Offiziere mit dem neuen Dampfboot vielversprechende Probefahrten auf der Seine statt; allerdings bewegte es sich noch zu langsam!

Jetzt wäre für Napoleon und seinen Angriffsplan gegen England die Schicksalsstunde gewesen! Fulton machte dem damals mit jenem Plan vollkommen

Digitized by Google

Beschäftigten im Frühjahr 1804 den kühnen Vorschlag, eine ganze Dampfschiffflotte für die Landung in England zu erbauen.

Angelegentlichst hatte der Erste Konsul am 21. Juli 1804[1]) an seinen Minister des Innern, Chaptal, geschrieben: „Sie haben mich viel zu spät auf das Angebot des Bürgers Fulton aufmerksam gemacht. Es ist eine Erfindung, die das Aussehen der Welt verändern kann. Uebergeben Sie die Sache sofort zur Begutachtung einem Ausschuß. Sobald dieser Bericht erstattet hat, werden Sie ihn mir zusenden. Beschleunigen Sie die ganze Sache derart, daß sie binnen acht Tagen erledigt werden kann."

Aber die Sache kam zu keinem Ergebnis, weil dem Ausschuß die ersten Versuche Fultons in bezug auf Geschwindigkeit und Leistungsfähigkeit nicht kriegsbrauchbar erschienen.

Auf diese Vorsicht und Schwerfälligkeit, die Napoleon selbst damals im entscheidenden Augenblick mißtrauisch machten und zurückschreckten, ist er dann auf St. Helena zu sprechen gekommen, wie wir noch zu erwähnen haben. Fultons Erfindung auszubauen und im großen zu verwerten, ihre Bedeutung für die Zukunft zu erkennen und zu überschauen, den tatkräftigen Erfinder auf seinem Wege weiter zu unterstützen, blieb anderen vorbehalten.

Fulton ging nunmehr nach England. Als ihm dort vor einer Kommission der britischen Admiralität gelungen war, eine Brigg durch ein von ihm konstruiertes Treibtorpedo in die Luft zu sprengen (am 15. Oktober 1805), wurden seine Erfindungen, namentlich sein Unterseeboot, bei dem Angriff auf Napoleons Flotte in Boulogne benutzt, jedoch ohne Erfolg.

Da nun auch die britische Regierung sich, besonders nach dem Tode des Premierministers Pitt, seinen Projekten gegenüber ablehnend verhielt, kehrte der Erfinder im Jahre 1806 in sein Vaterland zurück. Hier in Amerika trat wieder sein Gönner Livingston mit ihm in Verbindung zu gemeinsamem Wirken. Am 17. August 1807 machte Fultons erstes einwandfrei brauchbares Dampfschiff „Clermont" seine Probefahrt auf dem Hudson mit einer Fahrgeschwindigkeit von etwa vier Seemeilen in der Stunde. Nach der günstigen Probefahrt ward der „Clermont" sofort für die regelmäßige Passagierfahrt zwischen Newyork und Albany beibehalten.

Das epochemachende Ereignis war das Verdienst Robert Fultons, wenn er sich auch die Vorarbeiten von Watt, Miller und Symington zunutze gemacht hatte. Am 29. Oktober 1814 lief dann Fultons erster Kriegsdampfer mit 30 Geschützen für die Regierung der Vereinigten Staaten vom Stapel; im Juni 1815, wenige Monate nach dem Tode seines Schöpfers (24. Februar 1815), machte es seine Probefahrt, der im Jahre 1818 die des ersten Ozeandampfschiffs folgte.

All das hat Napoleon noch miterlebt. Er muß tatsächlich die Entwicklung der Fultonschen Erfindungen mit größter Aufmerksamkeit verfolgt haben, soweit es ihm in seiner Weltabgeschiedenheit möglich war. Das beweist seine überaus

[1]) H. Giehrl a. a. O., S. 140.

Digitized by Google

bemerkenswerte Aeußerung, die uns unter dem 15. Oktober 1817 einer der Gefährten in seiner Verbannung, der Graf Montholon, überliefert hat:

„Ah! Wenn dieser Fulton wirklich recht gehabt hätte, was für eine ungeheure Macht hätte ich dann in Händen gehabt! Herr der Welt wäre ich gewesen! Aber die Gelehrten sind solche Dummköpfe, sie haben seiner Erfindung selbst den geringsten Keim einer Verwirklichung abgesprochen! So war es auch mit der Elektrizität; sie behaupteten, davon sei nichts zu erwarten. Ich aber sage: in beiden steckt eine ungeheure Macht. In Paris sind geistreiche Gelehrte haufenweise vorhanden, aber nicht ein einziges Genie!" [1])

Das absprechende Urteil des Italieners über die nach Esprit ohne solide Grundlage haschenden Pariser!

In gewisser Hinsicht ergänzen jene Sätze Napoleons Schreiben vom 21. Juli 1804. In einem letzten Aufflackern genialer Berechnung nimmt der jetzt zur Ohnmacht verurteilte Kaiser noch Bezug auf seinen Riesenkampf gegen das britische Reich. Mehr und mehr begann damals in ihm unter leisen Selbstvorwürfen, wenn er auch, wie so häufig, die Hauptschuld anderen zuschiebt, die Erkenntnis Form zu gewinnen, daß ihn die Verwertung der Fultonschen Projekte und Anerbietungen vielleicht doch in den Stand gesetzt hätte, den großen Landungsplan gegen England wirklich auszuführen, an dem so viele Generationen vor ihm in Frankreich verzweifelt hatten, und der ja auch bei ihm an der nicht von ihm verschuldeten Schwäche der französischen Seerüstungen gescheitert war. Gerade diese hätten durch Verwendung der Erfindungen Fultons sehr wahrscheinlich zu einer entscheidenden Ueberlegenheit gegenüber der englischen Flotte führen können.

Die Ernährungswissenschaft

Von

Geheimrat Max Rubner (Berlin)

Ueber keinen Gegenstand wird auf der ganzen Welt so häufig gesprochen wie über das Essen; Gesunde und Kranke beschäftigen sich damit, jeder in seiner Weise. Das Kind entwickelt vom ersten Tage an sein lebhaftestes Interesse für die rechtzeitige und ausreichende Nahrungsversorgung, man wünscht sich guten Appetit, ja in manchen Gegenden Deutschlands hat das Wort „Mahlzeit" sogar die andern hübschen und innigeren Formen des Grußes verdrängt. Das „tägliche Brot" ist ja schließlich das Hauptobjekt der Arbeit für Milliarden von Menschen auf der Erde.

Die allgemeinen Ansprüche sind einfach genug, man will ausreichend, gut und gesund verköstigt sein. Wenn man sich die Speisen vergegenwärtigt, die

[1]) H. Conrad, Napoleons Leben: Auf Sankt Helena, III (1913), S. 198.

Digitized by Google

diesen Eigenschaften nach allgemeinem Urteil entsprechen, so ist das, was ein Bauer, ein Proletarier und Milliardär, oder was sich der Deutsche, Engländer, Franzose, Chinese, Tunguse, Eskimo, Japaner und Inder darunter vorstellt, ein anscheinend völlig unvereinbares Durcheinander; der Leckerbissen des einen reizt den andern zu Würgen und Uebelkeit. Es läßt sich auf diesem Gebiet fürwahr nicht über den Geschmack streiten.

Die Menschen sind in der Wahl ihrer Nahrung zunächst auf das angewiesen, was der Boden trägt und die Viehzucht oder Jagd bringt; manche Völker verzichten auch auf die Viehhaltung und leben sozusagen vegetarisch. Neben der Eigenproduktion des Landes kommt auch die Einfuhr in Betracht; in manchen übervölkerten Ländern steht die Einfuhr in erster Linie. Auf der Basis der Bodenprodukte hat sich überall die Volksernährung entwickelt. Manche Völker sind Jahrtausende auf den Hauptformen der Ernährung stehengeblieben, und selbst die Essensweise hat sich in manchen Fällen in Jahrhunderten kaum geändert.

Alle Völker sind der Meinung, daß ihre besondere Ernährungsweise allein gesund und kräftig mache; zu der besonderen Ueberlegung, daß es verschiedene Ernährungsweisen gibt, die genau das gleiche Endziel erreichen, ringt sich die Masse nie durch. Was der einzelne an Lebensweisheit mit Bezug auf das Essen kennt, ist meist blutwenig. Man spricht sehr viel von der „Erfahrung", die jeder doch auf diesem Gebiet hat. Tatsächlich ist der Kreis der Erfahrung, den der Laie macht, meist ungeheuer beschränkt. Tradition, Erziehung und Volkszusammengehörigkeit bringen den einzelnen in eine ganz bestimmte Richtung der Ernährung, die zunächst von der familiären Tradition bestimmt wird. Innerhalb dieser letzteren akkommodiert er sich nach persönlichem Behagen. Unter Millionen von Menschen werden nur wenige veranlaßt, aus diesem Rahmen der Ernährung herauszutreten, sie haben also überhaupt meist keine weitere praktische Erfahrung als über die Wirkungen bestimmter Speisen auf ihre persönliche Empfindung; weit mehr als nach ihrer objektiven Wirkung. Mit den traditionellen Lehren, die wir schon als Kind empfangen, sind aber eine Reihe Gedanken verwebt, die nicht einmal aus dem Born persönlicher Erfahrung stammen.

Man wird nicht verkennen, daß auf die Ernährung auch religiöse Anschauungen und oft bestimmte medizinische Vorstellungen einfachster Art nicht ohne Einfluß geblieben sind. Bei den Kulturvölkern haben sich im Laufe der Zeiten bestimmte persönliche und Volkserfahrungen mit den aus andern Quellen fließenden Anschauungen zu einer allgemeinen Anschauung über Ernährungsvorgänge verbunden. Es ist auch volkstümlich, daß man in den Nahrungsmitteln, besonders jenen aus dem Pflanzenreich, sozusagen etwas Verwandtes zu den Arzneipflanzen sehen will, also den Speisen auch noch nebenbei besondere Wirkungen zur Erhaltung der Gesundheit oder selbst heilende Potenzen zuschreibt ferner hat die Medizin selbst bis Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Nahrungsmittel, wie Spargel, Spinat usw., als vollwertige Medikamente behandelt; auch

Digitized by Google

Rückwirkungen auf das Empfindungsleben überhaupt, auf das Traumleben werden noch heute von vielen gastronomisch Erfahrenen behauptet und zur Wahl der Kost und Verfeinerung derselben bewertet. Die letztere kann ja mitunter zum Schaden des Menschen ausschlagen, der Entwicklung der Kost aber jede Bedeutung abzusprechen, geht nicht an. Geruch- und Geschmackssinn sind Sinne, für die es, wie für Auge und Ohr, Reize gibt, die eine Veredlung und Hebung der Empfindung bedeuten, was für manche freilich unverständlich ist, wie die Farbe für die Blinden und die Musik für die Tauben.

*

Kehren wir zur Volksernährung zurück, so lehren die Verschiedenheiten der Essensformen, daß jede für sich genommen eine Nation bei Gesundheit und Leistungsfähigkeit halten kann. Die Nation wird auf einem mittleren Körpergewicht bleiben. Unsre Verschiedenheiten der Ernährung erklären sich durch Angewöhnung; jeder Neugeborene könnte künftig ebensogut als Chinese, Tunguse und Eskimo sich ernähren; wie er sich nähren wird, hängt von der Volksgemeinschaft ab, in der er geboren wird. Die Art des Essens wird uns anerzogen wie die Sprache. Auch für diese bietet das Gehirn des Neugeborenen die allermannigfachsten Entwicklungsmöglichkeiten.

Zum Essen und Trinken werden wir veranlaßt durch die Gefühle des Hungers und Durstes, diese entstehen aus Naturnotwendigkeit in uns; es sind instinktive Triebe, die allen Lebewesen in ihren Grundzügen gemeinsam sind; Nahrung muß aufgenommen werden, sonst tritt nach kürzerer oder längerer Zeit der Tod ein. In diesen Gemeingefühlen unterscheiden wir uns nicht von der Tierwelt im allgemeinen; auch die verschiedenen Spezies versehen sich mit angemessener Nahrung, die Tiere, ausgewachsen, halten sich wie der Mensch mit wunderbarer Genauigkeit auf dem mittleren Körpergewicht. Aus den Gemeingefühlen entsteht dann im Gehirn das Verlangen nach der Nahrung und den Speisen. Hunger und Durst haben an und für sich noch keine nationale Färbung; sie sind bestehende Anlagen, wie das Denkvermögen vorgebildet ist und das Erlernte und Anerzogene der Gedanken in der Sprache den Ausdruck findet, so findet für die Nahrung das Nahrungsbedürfnis seinen verschiedenen Ausdruck je nach Volksgewohnheit und Erziehung. Diese Zweiteilung des Geschehens hat eine weittragende Bedeutung für die Betrachtung der Ernährungsvorgänge. Das Verlangen nach Speisen ist das dem Laien Verständliche, die tägliche Aeußerung des Ernährungsdranges, in dem Auftreten der Gemeingefühle aber äußern sich Grundgesetze der Ernährung.

*

Merkwürdigerweise sind die letzteren in weitesten Kreisen auch der Gebildeten so gut wie unbekannt. Der denkende und forschende Mensch hat sich allezeit zwar mit dem Versuche einer Erklärung befaßt, wie es denn möglich sei, daß so grundverschiedene Ernährungsweisen alle zu demselben Ziele führen.

Digitized by Google

Jahrtausende hindurch vermochte aber die einfache praktische Beobachtung für eine Lösung nichts beizutragen. Das Essen war und blieb, was es von Anfang war, die Befriedigung eines Triebes. Je nach den Anschauungen der einzelnen Zeitperioden machte man zwar Hypothesen aller Art. In den Nahrungsmitteln mußte ein ernährendes Prinzip vorhanden sein, aber der Erkenntnis kam man mit solchen philosophischen Deutungen nicht näher. Erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts erkannte man, daß das Leben mit einer Verbrennung der Nahrungsbestandteile in unserm Leibe verbunden ist.

Damit hatte man den ersten Schritt zur Klärung der Frage getan. Erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aber bis zur Mitte desselben ermöglichte es die Entwicklung der organischen Chemie, die Nahrungsmittel genau zu untersuchen; besonders Liebig und seine Schule haben sich um die Erkenntnis der Zusammensetzung der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel besondere Verdienste erworben. Von physiologischer Seite erkannte man dann später die Verdauungsvorgänge durch den Speichel, den Magensaft, die Säfte des Darmes, wodurch die Auflösungs- und Aufsaugungsmöglichkeit der Nahrungsbestandteile zustande kommt. Aus dieser Zeit rührt die Erkenntnis, daß alle Nahrungsmittel pflanzlicher und tierischer Herkunft im Grunde denselben Aufbau zeigen, daß in ihnen Eiweißstoffe, Fette, Kohlehydrate (Zucker, Stärke) und Aschebestandteile (Salze) enthalten sind. Die Nahrungsmittel nähren also alle in ähnlicher Weise; für die Möglichkeit der Ernährung kommt es auf den Gehalt an den genannten Nährstoffen an. Dies sind ungefähr dieselben Stoffe, wie sie unsern Körper selbst aufbauen, nur kommen Kohlehydrate in einem Tierleib in größeren Mengen nicht vor, vielmehr hauptsächlich Eiweiß und Fett. Ersteres stellt das Material zu Wachstum und zur Bildung der Organe. Manche Stoffe können sich im Tierleib in andre umwandeln, so wird aus Stärke und Zucker leicht in großen Mengen Fett.

Diese Körper haben meist — vom Zucker abgesehen — keinen ausgeprägten Geruch und Geschmack; was letzteren erzeugt, sind oft dem Gewichte nach verschwindend geringe Beimengungen, deren Bedeutung darin besteht, daß sie uns ein Führer zur Beurteilung der normalen Beschaffenheit der Kost sind, auch auf die Verdauung zum Teil einen Einfluß ausüben. Was dem Menschen also das Erstrebenswerteste in der Kost erscheint und wirklich auch ist, hat mit den eigentlichen Ernährungsprozessen im Körperinnern nichts zu schaffen. Die Stillung des „inneren Hungers", die Befriedigung des Körpers und des eigentlichen Hungergefühls kommt im wesentlichen nur durch die Aufnahme der drei genannten Nährstoffe zustande. Wozu bedürfen wir aber dieser drei Nährstoffe überhaupt? Darüber versuchte zuerst J. Liebig durch eine Hypothese Aufklärung zu schaffen; er hat sie durch seine „Chemischen Briefe" — ein Muster populärer Darstellung wissenschaftlicher Probleme — in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den Gebildeten in weiten Kreisen bekanntgemacht. Weil die Eiweißstoffe den wichtigsten Teil unsers Körpers darstellen, die Grundlage des Lebenden überhaupt sind, meinte Liebig,

Digitized by Google

müßte das Eiweiß der wertvollste Nährstoff sein und auch für die Möglichkeit der Arbeit und der Bewegungen allein in Frage kommen, die andern Stoffe erzeugten nur Wärme. Das nährende Prinzip war für ihn also das Eiweiß. Diese Hypothese hielt aber der naturwissenschaftlichen Prüfung, die Liebig nicht abgewartet hatte, nicht stand. In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben vor allem Pettenkofer und Voit die Bedeutung der einzelnen Nahrungsstoffe am Menschen wie beim Tier näher erforscht und so die Grundlage für die experimentelle Ernährungswissenschaft gelegt, von der zunächst die Tierzucht den größten Nutzen gezogen hat.

Sie zeigten, daß das Eiweiß bei der Arbeitsleistung als Nahrungsstoff nicht notwendig ist, daß vielmehr Fette und Kohlehydrate um so reichlicher benötigt werden, je mehr man Bewegung macht und Arbeit vollführt. Doch gibt es kein Leben ohne Eiweiß in der Nahrung.

Auch der Erwachsene hat es nötig, für das Wachstum kann es schon deswegen nicht entbehrt werden, weil ja der Körper, wie schon gesagt, in seinen wesentlichen Teilen aus Eiweiß besteht. Wie sich die Ernährungsmöglichkeit bei Gemischen stellt, wurde auch weiter studiert. Daran schlossen sich Untersuchungen über die Verdaulichkeit der verschiedenen Nahrungsmittel, woraus sich auch Hinweise für die zweckmäßige Zusammensetzung einer Kost des Menschen ableiten ließen. An der Hand der Erfahrung ließen sich jetzt auch Vorschriften für die Ernährung der Arbeiter, Soldaten, Gefangenen, Kranken usw. geben, wobei der Grundgedanke einer Besserung der Kost auch vom sozialen Standpunkt aus verfolgt wurde.

Schon durch die Untersuchungen von Pettenkofer und Voit wußte man, daß man nicht an eine strenge Norm der Nahrungsstoffe in der Ernährung gebunden ist. Namentlich durch Tierversuche hatte man erfahren, daß der Hund z. B. ausschließlich mit Fleisch (Eiweiß) leben kann, daß man ihm aber auch wenig Fleisch und viel Fett oder wenig Fleisch und Zucker oder alle drei Stoffe in wechselndem Verhältnis geben kann. Besonders das Verhältnis zwischen Fetten und Kohlehydraten schien beliebig veränderlich zu sein.

Die Ernährungswissenschaft machte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nochmals einen gewaltigen Fortschritt, der ihr erlaubte, die Erscheinungen weit allgemeiner zu erfassen als bisher. Es war bisher nicht recht verständlich, daß man die Ernährung bald mit Eiweiß, bald mit Fett oder Kohlehydrat unterhalten konnte. Wie war das denkbar? Da zeigte sich, daß die Mengen von Nahrungsstoff stets nur in bestimmtem Verhältnis untereinander ausgetauscht werden können. Für 100 Gramm Eiweiß braucht man nur rund 44 Teile Fett, aber Eiweiß und Kohlehydrat kann man in gleichem Verhältnis austauschen; den Gewichtsverhältnissen austauschbarer Nahrungsstoffe entsprechen genau gleiche Wärmemengen, welche die Nahrungsstoffe liefern können. Abgesehen von einer kleinen Menge Eiweiß, die unbedingt gegeben werden muß, sind die Nährstoffe also in Mengen auszutauschen, welche gleichviel Wärme liefern. Dies gab jetzt eine neue Basis für die Betrachtung der Ernährung.

Digitized by Google

weil ein Vergleich verschiedener Ernährungsformen zu einer einfachen Additionsrechnung wurde: alle die Nahrungsstoffe nach Wärmeeinheiten zusammengenommen geben einen Ausdruck für die Ernährungsweise eines Individuums. 1 Gramm Eiweiß und 1 Gramm Kohlehydrat entsprechen 4,1 Kilogrammkalorien (der Erwärmung von 1 Liter Wasser um 4,1 Grad), 1 Gramm Fett = 9,3 Kilogrammkalorien.

Es kommt also für die Erhaltung des Lebens nicht sowohl auf die Art der Stoffe als vielmehr auf ihren Wärmewert an oder, besser gesagt, auf den Energieinhalt. Da diese Beziehungen ihrem Wesen nach für weitere Kreise schwer zu erfassen sind, hat man z. B. für die Darstellung der Ernährungsaufgaben in der Landwirtschaft den „Stärkewert" eingeführt und rechnet die einzelnen Nahrungsstoffe auf gleichwertige Mengen „Stärke" um und manipuliert mit diesen Größen. Es hat diese Darstellung keine weitere Berechtigung als ihre Gemeinverständlichkeit, denn mit der „Materie" ist der Laie eben vertrauter wie mit der Betrachtung von Kräften, welche ihm immer als etwas zu Abstraktes erscheinen wollen.

Durch die „energetische" Betrachtung, wie sie notwendig geworden war, hatte jetzt die Forschung ein Mittel in der Hand, die Ernährung ganz verschiedener Menschen, der Kinder, der Erwachsenen usw. zu vergleichen und bestimmte Gesetze aufzufinden, wie das Nahrungsbedürfnis sich im allgemeinen regelt. Es gelang auch die vergleichende Untersuchung auf die Säugetiere, auf Vögel, ja bis hinab zu den kleinsten Lebewesen, zu Hefen und Bakterien, auszudehnen und die Grundprobleme des Lebens, des Wachstums wie des Todes in einheitliche Gesichtspunkte zusammenzufassen. So hat sich die Ernährungslehre in kaum fünfzig Jahren zu einer Wissenschaft entwickelt, die über die Art und die Gründe des Geschehens Auskunft gibt.

In den großen Rahmen der allgemeinen Ernährung ist die Ernährung des Menschen und auch einer ganzen Nation nur ein einzelner konkreter Fall, mit Eigentümlichkeiten, die sich weniger auf die Ernährungsgesetze als vielmehr auf die Nahrungswahl beziehen.

Auch die Volksernährung ist in dem letzten Jahrzehnt als ein bisher ganz vernachlässigtes Gebiet der Forschung unterzogen worden; es ist aber begreiflich, daß weiten Kreisen diese Erfahrungen vollkommen unbekannt geblieben sind.

Die Ernährungsaufgaben scheiden sich in zwei große Gebiete: 1. In der Untersuchung der Menge und Art der Nahrungsstoffe, welche für einen bestimmten Fall notwendig sind; diese lassen sich, wenn die Lebensweise, Ansprüche an die Arbeitsleistung, klimatische Verhältnisse usw. bekannt sind, nach der nötigen Eiweißmenge und in Kalorien ausdrücken; 2. ist die praktische Ernährung stets ein diätetisches Problem. Niemand lebt von Eiweiß, Fett und Kohlehydrat, sondern von Nahrungsmitteln. Diese richtig zusammenzuordnen, zuzubereiten, in der Masse und Verdaulichkeit gut zu wählen, ist die weitere Aufgabe. Die beiden Aufgaben müssen nebeneinander berücksichtigt werden. Die Ernährungsforschung ist keine Kunst, Theorie und Hypothesen zu formen, sondern eine experimentelle

Digitized by Google

Wissenschaft, die schon z. B. durch das Objekt selbst, den Menschen, an die praktische Beobachtung gebunden ist. Es ist nicht Selbstüberhebung, wenn wir sagen, daß die deutsche Wissenschaft es gewesen ist, die in den drei großen Epochen der Entwicklung der Ernährungslehre bahnbrechend gewirkt hat; es wäre zu wünschen, daß dies weiteren Schichten, als es bisher der Fall gewesen ist, zum Bewußtsein kommt.

Die Schwierigkeiten, weitere Kreise mit den wichtigsten Ernährungstatsachen bekanntzumachen, liegen in der Art des allgemeinen Denkens überhaupt. Das begriffliche Denken ist das vorherrschende und wird durch die Art unsrer Schulbildung begünstigt. Naturwissenschaftliche Ergebnisse, wie auch jene der Technik verlangen aber für viele Fragen das quantitative Denken, also eine Art der Ueberlegung, für welche es meistens an der Uebung und Schulung fehlt. Der Laie möchte von jedem Nahrungsmittel kurz wissen, ob es „gesund", ob es „kräftigend" und stärkend ist; auf eine so einfache Formel lassen sich aber die Ernährungstatsachen nicht zurückführen; ein Nahrungsmittel kann an sich ganz verschiedene Wirkungen äußern, gesund und ungesund werden, zweckmäßig und unzweckmäßig sein, je nach der Kombination mit andern Speisen. Hierin liegt auch die Schwierigkeit der Popularisierung der Ernährungswissenschaft überhaupt, wenn man darunter ein tieferes geordnetes Eindringen in die Materie versteht. Will man auf diesem Gebiete weiterkommen, so müssen dazu die Grundlagen schon in der Schule gelegt werden; vor allem bieten die Haushaltungsschulen Gelegenheit, der künftigen Generation das zu bieten, was in der Kriegszeit vielen von großem Nutzen gewesen wäre.

Jugendbriefe

Von

Kurd v. Schlözer

(Fortsetzung; vgl. April-Heft 1916.)

Paris, 23. Februar 1846.

Die Sitzungen der Pairskammer waren in dieser Zeit wieder hochinteressant. Ich hörte vor acht Tagen einen stundenlangen, tiefergreifenden Vortrag Lamartines — unstreitig eines der ersten Redner Frankreichs. Viel Zeit verwende ich auch auf geschichtliche Forschungen und beschäftige mich jetzt mit Iwan II. Wasiljewitsch (1530—1584). Ich glaubte, daß die von Karamsin angegebenen Quellen die einzigen seien, habe aber jetzt einen Schatz von Material gefunden, auf die der unvergleichliche Mignet mich aufmerksam gemacht hat. Es sind dies die Berichte teils der venezianischen Gesandten, die damals nach Polen und Moskowien gingen, teils der römischen Legaten, die der intrigante Papst Gregor XIII. an den Hof des Zaren sandte, um diesen zu bewegen, zum

Digitized by Google

Katholizismus überzutreten. Vornehmlich war es der schlaue Jesuit Possewin, der zu verschiedenen Missionen an die nordischen Höfe gebraucht wurde. Wir besitzen von ihm treffliche Berichte, die sich teils in seinem Werke „Moskowia", teils handschriftlich auf der hiesigen Bibliothek, teils im Vatikan befinden. Letztere nun hat Turgenjew kopiert, in wenigen Exemplaren drucken lassen und einigen Freunden geschenkt. Von seinem Bruder erhielt ich eines von den seltenen Büchern geliehen. Besonders das Jahr 1581 reizt mich, wo Iwan auf dem Punkte stand, den Eingebungen der Jesuiten Gehör zu geben und überzutreten. Dieses Essay wünschte ich noch hier in französischer Sprache zu vollenden, weil es nur so in Rußland bekannt werden kann. Ich wollte daran anschließen, unter welchen Verhältnissen die Reformation sich in Polen und dem westlichen Rußland Eingang verschaffte und wie sie späterhin wieder zurückgedrängt wurde.

Die polnischen Angelegenheiten beschäftigen das große Paris gewaltig. Subskriptionen werden eröffnet, die Mitglieder der Opposition halten in den Kammern besondere, meist stürmisch verlaufende Versammlungen. Zum „Hotel Lambert", wo Fürst Czartoriski wohnt, ziehen täglich Deputationen der hiesigen Polen, um mit ihm, der alle Fäden der Revolution in Händen hat, zu konferieren. Noch mehr: sie bringen ihm, dem Delegierten, als dem König von Polen (!) ihre Huldigungen dar! Auch in Madrid wogt und gärt es.

*

Paris, 30. März 1846.

Guter Bruder! Nach den Briefen, die ich aus Berlin erhalte, ist das gesellschaftliche und akademische Leben dort reger denn je. Ein Vortrag Trendelenburgs über „Niobe und das Erhabene" hat sehr gefallen. Auf den für die Hofgesellschaft eilig gedruckten Voranzeigen ist aber ein kleiner Druckfehler unterlaufen. Statt „Niobe und das Erhabene" hat auf den Zetteln gestanden: „Niobe und das Eselein". Die Kammerherren und Gardeleutnants haben dies Thema sehr ergötzlich gefunden und sind in großer Anzahl erschienen.

Geibel ist jetzt auch in Berlin und rezitiert in unserm Freundeskreise neue Dichtungen, die wundervoll sein sollen.

Die nachfolgende Schilderung, die mir Ernst Curtius von seinen höfischen Erlebnissen sendet, wird Euch amüsieren.

*

„Berlin, 22. März 1846.

Mein teurer Schwager! Meine Vorlesung über „Naxos" hat namentlich „zwei Männern von Gewicht" wohlgefallen: Friedrich Wilhelm IV. und Alexander v. Humboldt. Letzterer stand aufmerksam horchend in der königlichen Loge, auf dem Vorderfuß wundersam balancierend, mit vorgestrecktem Kopfe über die Toiletten der dicht gedrängten Hofdamen rücksichtslos hinüberlehnend. Die Prinzeß von Preußen konnte nicht zugegen sein; ich wiederholte am folgenden Sonntagmorgen in ihrem Boudoir in kleiner ausgewählter Gesellschaft (darunter

Digitized by Google

Geibel) die Vorlesung und feierte an ihrem so empfänglichen Gemüte die schönsten Triumphe.

Ein zauberhaftes Maskenfest machte ich im Schloß mit in rosenrotem Domino. Es war eine wahrhaft königliche Pracht, über 2000 Menschen in bunten Farben im strahlenden, weißen Saal herumwogend. Höchst ergötzlich. Humboldt, Savigny und alle andern Großen in bunten, flatternden Mäntelchen. Meine Fürstin ist aus den Masern in jugendlicher Schönheit hervorgegangen. Neulich lud sie mich zu einer auserlesenen musikalischen Gesellschaft. Entzückend war der Gesang der Gräfin Rossi.[1]) Meyerbeer „beglitt". Der Kronprinz von Bayern dichtete darauf ein Lied an die Sängerin, das beginnt: Hoch hat dich der Herr gesegnet!! Graf Redern schlug die Blätter um — kurz, „die ersten Talente waren vereinigt."

*

Paris, 23. Mai 1846.

Guter Bruder! Vor vier Wochen, am gleichen Tage, zogen Ibrahim-Pascha und Baron Stieglitz mit ihren Karawanen hier ein. Beide haben Paris in große Aufregung versetzt: Ersterer die Tuilerien und den diplomatischen Faubourg St. Honoré, letzterer die Börse und alles, was von ihr abhängt. Jenen feiern die Minister, diesen die Größen der Hautefinance. Beide Herren aber speisen gemeinsam am künftigen Donnerstag bei James Rothschild, dem geheimnisvollen Dirigenten, der gekrönte und ungekrönte Figuren, seidene Soutanen und blaue Arbeiterkittel an den Fäden seines Weltmarionettentheaters hin und her hüpfen läßt. Wenn Louis XIV. ausrufen konnte: „L'état c'est moi", so spricht Rothschild jetzt nie anders als: „Le roi et moi". Wollte ich die Geschichten veröffentlichen, die Stieglitz mir während dieser Zeit aus dem Bureau seines Millionenkollegen (der ihm aber in dieser Hinsicht noch über ist) mitteilte, es würden Wunderdinge zutage kommen, z. B. wie der Pariser Krösus, auf dem Sofa sitzenbleibend, den „Grand-Référendaire de la Chambre des Pairs" empfängt, wie er Ehren und Aemter verteilt, wie die höchsten Staatsbeamten sich zu ihm drängen, um Aktien zu bekommen, und dafür alle seine Launen befriedigen müssen, wie er an einem Tage 24 Millionen gewann — ein Coup, von dem er Stieglitz selbst gesagt hat, so etwas sei in der Börsenwelt noch nicht dagewesen — wahrhaftig, ich könnte den späteren Historikern manche wichtige Beiträge zur Darstellung dieser merkwürdigen Periode liefern.

Am 1. und 3. Mai sah ich mit Bekannten in den Zaubergärten von Versailles die berühmten „Grandes Eaux", die nur zweimal im Jahre spielen, dann bewunderten wir auf der Place de la Concorde und in den Champs Elysées Illumination und Feuerwerk in nie dagewesener Pracht. Es war, als hätten in diesen Tagen Neptun und Vulkan einen Pakt geschlossen, um das französische Volk, dessen Fanatismus erst eben wieder einen neuen Frevel heraufbeschworen

[1]) Henriette Sonntag (1803—1854), Gemahlin des sardinischen Gesandten am preußischen Hof Grafen Carlo Rossi.

Digitized by Google

hatte, mit seinem Herrscher zu versöhnen. Noch am 16. April spazierte ich mit einem Bekannten über den Boulevard du Temple. Das Haus, wo Fieschi die Höllenmaschine aufgepflanzt hatte, existiert nicht mehr, wohl aber sind bis heute an den Mauern des gegenüberliegenden Café Turc die Spuren der abgeprallten Kugeln sichtbar, die den König leicht verwundeten, dem Marschall Mortier und elf Personen des Gefolges das Leben kosteten. Wir diskutierten im Weitergehen über Möglichkeit und Unmöglichkeit der Wiederkehr solchen Ereignisses. Aber schon am folgenden Morgen brachten sämtliche Zeitungen die Nachricht vom neuen Mordversuch in Fontainebleau! Louis Philippe, der bei derartigen Anlässen — man kann hier wahrhaftig den Plural gebrauchen — stets Kaltblütigkeit zeigt, ist auch diesmal ganz sachlich geblieben. Um die erschrockene Umgebung für den Augenblick zu beruhigen, hat er anscheinend sehr befriedigt ausgerufen: Voilà la fin de la chasse! Mögen diese Worte eine günstige Prophezeiung enthalten! Siebenmal solcher schändlichen Jagd zu entgehen — das ist doch wunderbar.[1]) Derartige Ereignisse bestärken mich immer aufs neue in meinen fatalistischen Ansichten, die Du bei unserm letzten Spaziergang freilich nicht teiltest. „Trois quarts des événements dépendent de cette loi supérieure!“

Tags darauf kehrte der wie durch ein Wunder dem Tode Entronnene nach Paris zurück. Der Anschlag des Wahnwitzigen in Fontainebleau, eines Försters Lecomte, scheint im Gegensatz zu Fieschis Attentat nicht lange vorbereitet, sondern ein coup de tête gewesen zu sein. Wenige Tage vorher hatte ich den zweiundsiebzigjährigen König ausfahren sehen und die Frische und Kraft bewundert, die sich auf seinem Gesicht und in allen seinen Bewegungen aussprachen; und merkwürdigerweise mußte ich wieder über den Tuilerienhof gehen, gerade als die Vorplänkler der Kavallerieeskorte, die ihn stets begleitet, durch das Tor sprengten. Einige Minuten später fuhr der Reisewagen ein, in dem der Bürgerkönig mit den Prinzessinnen saß. Er war blaß, kauerte sich mit merklich veränderten Zügen in der einen Ecke zusammen und schien innerlich seinem undankbaren Volke zu fluchen. Wenige Stunden nachher zog die ganze Deputiertenkammer in feierlicher Haltung nach den Tuilerien. Auch Beamtenwelt und Journale legten ihre Sympathie unzweideutig an den Tag; in den breiteren Volksmassen aber scheint das monarchische Gefühl und der Sinn für königliche Würde im Absterben begriffen; die Menge, die ihren zum siebtenmal geretteten Herrscher auf dem Schloßhofe empfing, verhielt sich passiv. Niemand gab mit „Vive le roi!“ oder auch nur durch Hutschwenken irgendwelche Freude zu erkennen.

Die nächste Zeit nach diesem Ereignis war reich an interessanten Vorfällen. Vor allem machte Eindruck die Rede des kleinen Thiers, der seinen bereits 1830 in seiner Zeitung „Le National“ vom 4. und 19. Februar aufgestellten Grundsatz:

---

[1]) Im ganzen erlebte Louis Philippe während seiner Regierungszeit (1830—1848) zehn Attentate. D. H.

Digitized by Google

„Le roi règne et ne gouverne pas!“ abermals energisch vertrat. Wenige Tage später sprach er über die Marine und verteidigte mit Erfolg — er, der heftigste Gegner des Ministeriums! — einen von letzterem gestellten Antrag. Dann kam Palmerstons Reise nach Paris, die günstige, fast zuvorkommende Aufnahme, die er hier am Hofe fand, obgleich er noch um Weihnachten, während der Krisis in England, infolge der Vorstellungen Louis Philippes auf das Ministerportefeuille hatte verzichten müssen. Daran schloß sich die gemütliche Rundreise der beiden Exminister Thiers und Palmerston „zu Pferde“ um Paris, angeblich um die Befestigungswerke zu besichtigen. „Die müssen wohl sehr schlecht sein,“ meint der „Charivari“, „da Lord Palmerston seine Zufriedenheit damit zu erkennen gegeben hat.“ Dies ganze politische Menü gab natürlich den diplomatischen Gourmets und noch mehr den Habitués der Boulevards und Cafés Stoff zu den ausschweifendsten Kombinationen.

Nun aber leert sich diese Weltzentrale. Das farbenreiche Bild des gesellschaftlichen Lebens schrumpft zusammen wie ein bunter Luftballon im Bois de Boulogne, wenn er seine Vorstellungen beendet hat. Alles flieht aufs Land oder rüstet sich für die Sommerreisen, die in diesem Jahre unsern schönen Rheinufern zahlreiche Pariser zuführen werden. Denn am 8. Juni wird die Eisenbahn Paris—Fampoux—Brüssel eröffnet, dann braucht man nur noch zwei Tage, um von der Kirche Notre-Dame zum Kölner Dom zu gelangen.

*

Paris, 7. August 1846.

Guter Bruder! Seitdem ich Dir zum letztenmal schrieb, ist es hier bunt hergegangen. Kaum hatte sich der Pariser von den glänzenden und überschwänglichen Festen erholt, mit denen die Einweihung der Nordbahn gefeiert wurde, als plötzlich die Nachricht vom Eisenbahnunglück bei Fampoux wie ein Blitzstrahl in die Metropole einschlug. Unbedeutende Ereignisse pflegen in den ersten Berichten vergrößert zu werden — hier gerade umgekehrt! Von den Nachrichten, die sich verbreiteten, war immer eine niederschlagender als die andre Die Post brachte täglich neue und immer zahlreichere Namen von Unglücklichen, die teils verwundet, teils in den schweren, festverschlossenen Waggons tief im Morast versunken waren, so daß es den Ingenieuren erst nach vielen Anstrengungen gelungen ist, diese Massensärge voll Leichen herauszuziehen. Die Untersuchung über den Ursprung dieses Vorfalls hat zu den unglaublichsten Resultaten geführt. Man ist überzeugt, daß weder eine Terrainsenkung noch ein Fehler in der Anlage der Bahn einen Bruch des Geleises herbeiführen konnte. Daß aber am selben Tage, zur selben Stunde, in der das Unglück stattfand, das Gerücht davon an der Pariser Börse zirkulierte und die Aktien sofort zum Sinken brachte, hat einen fürchterlichen Fingerzeig gegeben. Es ist jetzt mehr als wahrscheinlich, daß entweder Postillone, von denen durch die Eröffnung der Bahn Hunderte brotlos geworden sind, oder Agenten der Börse, von wahnsinnigem Spekulationsgeist verführt, der hier von Zeit zu Zeit sein Gorgonenhaupt erhebt, einen der Bahnwärter bestochen haben, die Nieten der

Digitized by Google

Schienen an einigen Stellen herauszuziehen und so ein Entgleisen der Lokomotive herbeizuführen.

Die Julitage waren wieder höchst brillant. Am Montag den 27., morgens 6 Uhr, verkündete der Donner der Geschütze des Palais des Invalides die sechzehnte Wiederkehr der großen Volkswoche. Allerorten sah man die Trikolore sich in ihrer ganzen Pracht entfalten — als wolle sie die Erinnerungen an die Weltereignisse der Vergangenheit aufbauschen und von neuem die Begeisterung entfachen, zu der sie einst den mächtigen Impuls gegeben hatte. Am Dienstag wurden in den schwarz ausgeschlagenen Hauptkirchen die Totenmessen für die beim Aufstand 1830 gefallenen Bürger zelebriert, Mittwochabend folgte die Illumination der Stadt, flammten grandiose Feuerwerke auf der Place de la Concorde. Gegen 7 Uhr staute sich die Menge im Tuileriengarten. Vor dem Pavillon de l'Horloge war ein Gerüst errichtet, auf dem die Musikkorps verschiedener Regimenter Aufstellung genommen hatten. Während die vibrierenden Klänge der Marseillaise erschallten, trat der König, umgeben von den Prinzen, Prinzessinnen, der Königin und seiner Schwester Prinzeß Adelaide auf den Balkon. Schon nach wenigen Takten der Hymne krachte ein Schuß. Sofort rief der König, dessen Ohr sich allmählich an das Pfeifen solcher Kugeln gewöhnt hat: „C'est pour moi!" Die Musik brach ab. Plötzlich ein zweiter Knall. Da wies der König nach unten auf einen Menschen, der sich hinter einer der Statuen aufgestellt hatte und sogleich von den Gendarmen ergriffen und weggeschleppt wurde. Nun entspann sich auf dem Balkon eine herzzerreißende Szene. Die Königin warf sich ihrem Gemahl in die Arme, beschwor ihn, sich zurückzuziehen; der König aber bewahrte völlige Ruhe, gab der Musik ein Zeichen, weiterzuspielen, und als nun die Marseillaise rauschend von neuem einsetzte: „Allons, enfants de la patrie!" — da erscholl ringsum ein donnerndes „Vive le Roi!"

Attentate haben eben das Eigne, daß sie für Herrscher und Staatsmänner meist nützlich sind — wenn sie mißlingen!

Die armen Pairs, die das herrliche Wetter bereits zum größten Teil aus der Residenz auf die Güter oder in die Bäder getrieben hatte, mußten nun eilends zurückkehren, um den Wahnsinnigen zu richten, der wohl dasselbe Gerüst besteigen wird, das erst vor wenigen Wochen für Lecomte errichtet wurde. In denselben Tagen brannte auch das prachtvolle, 10000 Menschen fassende Hippodrom von Franconi ab, wo noch vor kurzem ein Monstrekonzert ausgeführt wurde, bei dem 1800 Musiker mitwirkten. Bei allen diesen unglücklichen Ereignissen fehlt es den Parisern aber niemals an übermütigem Spott. So erregte hier stürmische Heiterkeit die Nachricht aus Rom, daß bei der öffentlichen Auktion der Bibliothek des verstorbenen Papstes ein reicher Engländer sämtliche Werke Paul de Kocks ersteigert und eine kolossale Summe dafür bezahlt habe. Nicht genug, daß diese Romane zu den im Kirchenstaat streng verbotenen Büchern gehören, also billigerweise in der Bibliothek des Oberhauptes der Christenheit hätten fehlen können, scheint Seine Heiligkeit solche heitere Literatur mit großer

Digitized by Google

Vorliebe studiert zu haben, da die schlüpfrigsten Stellen mit Noten von höchsteigner Hand versehen sein sollen.

Neulich hörte ich auch das Singspiel „Zoraide und Azor", das der geniale Adam aus den staubigen Winkeln der „Archives de l'Opéra-Comique" an das Licht des neunzehnten Jahrhunderts hervorgezogen und für die Bühne neu arrangiert hat. Diese reizenden, wunderlieblichen Rokokomelodien haben dem verwöhnten Pariser Publikum ungemein zugesagt. Dabei sind sie sehr kokett instrumentiert; man vergißt fast, daß sie hundert Jahre alt sind und zur Zeit der Gräfin Dubarry Ludwig XV. entzückten. Und nun das Wunder aller Wunder. Da doch einmal die Toten des achtzehnten Jahrhunderts den Grüften entsteigen, sind auch Monsieur Werther und Madame Charlotte wieder auferstanden und entlocken den Besucherinnen des Vaudeville allabendlich heiße Tränen. Monsieur Goethe selbst erscheint, prachtvoll gelockt und gepudert, auf der Szene. Er hat ganz zufällig einen neuen Roman fix und fertig und gibt ihn an Monsieur Werther, der ganz entzückt von der Divinationsgabe des Verfassers ist, denn er kommt durch die Lektüre dieses Romans auf den Gedanken, daß er sich eigentlich zu erschießen habe. Also ein umgekehrter Jerusalem, denn durch dessen Selbstmord wurde Goethe bekanntlich erst inspiriert, den Roman „Werthers Leiden" zu schreiben. Dieser Andre, Werther II, endet aber beim Lampenlicht der Pariser Bühne gar nicht so einfach. Die Pistole des Lebensmüden versagt, worauf er kurz entschlossen Charlotte heiratet. Der folgende Akt ist noch überraschender. Aus dem „rêveur allemand" wird ein leichtfertiger Franzose. Durch seine Untreue bringt er „Madame" zur Verzweiflung, so daß sie sich zum Schluß vergiftet.

Hätte doch Goethe diese „Richtigstellung" seines Werkes noch erlebt!

Das englisch-französische Uebereinkommen im Jahre 1912

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

Der Geschichtschreiber und der Politiker, der die Mühe nicht scheute, in dem stattlichen Bande des österreichisch-ungarischen Rotbuchs vom Jahre 1914 die Geschichte der im Dezember 1912 eröffneten Londoner Botschafterreunion zu studieren, mußte dem englischen Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten für seine selbstlosen und andauernden Bemühungen, den bedrohten Weltfrieden zu retten, Bewunderung zollen.

Wahrlich, Sir Edward Grey hätte dem Wiener Kabinett für die Auswahl der veröffentlichten diplomatischen Aktenstücke besonders dankbar sein sollen; mit

Digitized by Google

Hilfe des eignen Aktenmaterials hätte er sich selbst nicht besser den Ruhm eines „ehrlichen Maklers" zu sichern vermocht.

Auch heute noch, inmitten aller sinnlosesten Manifestationen des „Welthasses", bewahrt der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns die volle Objektivität, um anzuerkennen, daß die Behauptung Greys, seine Haltung auf der Botschafterreunion sei „gutgläubig" gewesen, „vollkommen berechtigt" ist. Jetzt, am 15. Juni 1916, stellt er der englischen Regierung das Zeugnis aus, ihre Haltung sei „gutgläubig gewesen, da sie die Lösung der schwebenden Fragen, also einen Erfolg ihrer Bestrebungen aufrichtig zu fördern trachtete". Er behauptet jedoch zugleich, die Gutgläubigkeit der englischen Regierung „sei so weit gegangen, daß sie bei Abweichung der Standpunkte kein Geheimnis daraus machte, daß ihr näheres politisches Verhältnis zu Rußland ihr nicht volle Unparteilichkeit gestatte".

Diese letztere überraschende Eröffnung wirft ein neues Licht auf die vor zwei Jahren veröffentlichten Dokumente.

Geschichtschreiber und Politiker werden sich veranlaßt sehen, ihr Urteil einer Revision zu unterziehen; um so mehr, da zwei Dokumente, die Sir Edward Grey die Unvorsichtigkeit beging zu veröffentlichen, nicht nur den Beweis liefern, daß ihm sein näheres politisches Verhältnis zu Frankreich gleichfalls „nicht volle Unparteilichkeit gestattete", sondern auch bezüglich seiner „Gutgläubigkeit" begründete Zweifel erwecken.

I.

Am 29. Juli 1914, nachdem Oesterreich-Ungarn den Krieg an Serbien erklärt hatte und schon sicher war, daß Rußland und Frankreich in den Krieg einbezogen würden, erschien der französische Botschafter in London, Paul Cambon, bei Sir Edward Grey, um ihm mitzuteilen, daß der Angriff Deutschlands gegen Frankreich demnächst bevorstehe, und die Frage zu stellen, welche Haltung England einzunehmen beabsichtige. Er nahm hierbei Bezug auf einen vor zwei Jahren vom Staatssekretär an ihn gerichteten Brief, in welchem erklärt war, daß für den Fall, daß „der europäische Frieden ernstlich bedroht werden sollte", gemeinsame Beratungen der beiden Regierungen veranlaßt werden müßten.

Grey hielt es für zweckmäßig, diesen Brief und das Antwortschreiben des französischen Botschafters dem englischen Botschafter in Paris mitzuteilen. Als Beilagen seiner Depesche nahm er sie in das Blaubuch auf, das er am 4. August 1914 dem englischen Parlament vorlegte.

Diese wichtigen Dokumente, die bisher nicht gehörig gewürdigt worden sind, folgen hier im Originaltext.

A) November 22, 1912.

My dear Ambassador,

From time to time in recent years the French and British naval and military experts have consulted together. It has always been understood that such consultation does not restrict the freedom of either Govern-

Digitized by Google

ment to decide at any future time whether or not to assist the other by armed force. We have agreed that consultation between experts is not, and ought not to be regarded as, an engagement that commits either Government to action in a contigency that has not arisen and may never arise. The disposition, for instance, of the French and British fleets respectively at the present moment is not based upon an engagement to co-operate in war.

You have, however, pointed out that, if either Government had grave reason to expect an unprovoked attack by a third Power, it might become essential to know whether it could in that event depend upon the armed assistance of the other.

I agree that, if either Government had grave reason to expect an unprovoked attack by a third Power, or something that threatened the general peace, it should immediately discuss with the other whether both Governments should act together to prevent aggression and to preserve peace, and, if so, what measures they would be prepared to take in common. If these measures involved action, the plans of the General Staffs would at once be taken into consideration, and the Governments would then decide what effect should be given to them. Yours, &c. E. GREY.

*

B) 23 novembre, 1912.

Cher Sir Edward,

Par votre lettre en date d'hier, 22 novembre, vous m'avez rappelé que, dans ces dernieres années, les autorités militaires et navales de la France et de la Grande-Bretagne s'étaient consultées de temps en temps; qu'il avait toujours été entendu que ces consultations ne restreignaient pas la liberté, pour chaque Gouvernement, de décider dans l'avenir s'ils se prêteraient l'un l'autre le concours de leurs forces armées; que, de part et d'autre, ces consultations entre spécialistes n'étaient et ne devaient pas être considérées comme des engagements obligeant nos Gouvernements à agir dans certains cas; que cependant je vous avais fait observer que, si l'un ou l'autre des deux Gouvernements avait de graves raisons d'appréhender une attaque non provoquée de la part d'une tierce Puissance, il deviendrait essentiel de savoir s'il pourrait compter sur l'assistance armée de l'autre.

Votre lettre répond a cette observation, et je suis autorisé a vous déclarer que, dans le cas où l'un de nos deux Gouvernements aurait un motif grave d'appréhender soit l'agression d'une tierce puissance, soit quelque événement menaçant pour la paix générale, ce Gouvernement examinerait immédiatement avec l'autre si les deux Gouvernements doivent agir de concert en vue de prévenir l'agression ou de sauvegarder la paix. Dans ce cas, les deux Gouvernements délibéreraient sur les mesures qu'ils seraient disposés à prendre en commun; si ces mesures comportaient une

Digitized by Google

action, les deux Gouvernements prendraient aussitôt en considération les plans de leurs états majors et décideraient alors de la suite qui devrait être donnée a ces plans. Votre sincèrement dévoué, PAUL CAMBON.

II.

Auf Grund dieser Dokumente lassen sich trotz ihrer unklaren, sozusagen verschleierten Sprache bedeutungsvolle Tatsachen feststellen.

1. Mehrere Jahre vor dem Herbste des Jahres 1912 (wahrscheinlich 1905 oder 1908) sind die Regierungen Englands und Frankreichs übereingekommen, daß

a) sie sich gegenseitig in gewissen Fällen militärische Unterstützung leisten werden;

b) damit sie der Eintritt dieser Fälle vorbereitet finde, sie über die Modalitäten der militärischen Unterstützung beraten und beschließen werden;

c) die Beschlüsse ihren Staaten keine Verpflichtungen auferlegen sollen, sondern ihnen die Freiheit gewahrt werde, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, ob die militärische Unterstützung geleistet werde oder nicht.

2. Infolge dieses Uebereinkommens sind unverzüglich Fachleute der englischen und französischen Militär- und Marinebehörden zusammengetreten und haben in gemeinsamen Beratungen Pläne ausgearbeitet.

3. Diese Pläne sind in den kommenden Jahren zu wiederholten Malen einer Revision unterzogen worden.

4. Diese Pläne wurden in der Aufstellung der beiden Flotten berücksichtigt.

5. Im Herbste des Jahres 1912 wünschte das französische Kabinett (dessen Präsident Poincaré war), das Uebereinkommen enger auszugestalten.

Der französische Botschafter in London setzte dem englischen Staatssekretär auseinander, es genüge nicht, daß man erst im Falle eines gegen eine der beiden Mächte ausgeführten Angriffes die Frage der militärischen Unterstützung in Erwägung ziehe, sondern es sei notwendig, daß schon dann, wenn eine der beiden Mächte schwerwiegende Gründe habe, zu befürchten, daß ihr die Gefahr eines unprovozierten Angriffes drohe, sie Kenntnis davon erhalte, ob sie auf die militärische Unterstützung der andern Macht rechnen könne.

6. Die englische Regierung schloß sich dieser Auffassung an, meinte aber, daß man auch für den Fall Vorsorge treffen müsse, wenn nach Ansicht einer der beiden Mächte der allgemeine Frieden seitens einer dritten Macht bedroht sein würde.

Grey formulierte folgenden Vorschlag:

„Falls eine der beiden Regierungen ernste Gründe hat, seitens einer dritten Macht den unprovozierten Angriff oder die Störung des allgemeinen Friedens zu befürchten, wird sie mit der andern Regierung unverzüglich die Frage erörtern, ob zur Verhütung des Angriffs und im Interesse der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens sie beide eine gemeinsame Aktion unternehmen und

Digitized by Google

im bejahenden Falle, welche Verfügungen sie treffen müssen. Sollten diese Verfügungen militärische sein, werden die beiden Regierungen die von ihren Generalstäben ausgearbeiteten Pläne allsogleich in Erwägung ziehen und bezüglich ihrer Ausführung Beschlüsse fassen."

7. Die französische Regierung nahm diesen Vorschlag an, und in ihrem Auftrage gab ihr Botschafter in London eine Erklärung ab, die den Text des Vorschlages wortgetreu enthält.

8. Infolge der Annahme des englischen Vorschlags seitens der französischen Regierung ist ein neues Uebereinkommen entstanden, das sich von dem früheren wesentlich unterschied. Während dieses nur defensive Ziele vor Augen hatte, erhielt es nun die typische Form der Präventiv- und Angriffsbündnisse, wie sie uns aus dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert bekanntgeworden sind. Ganz in gleicher Weise vereinigten sich auch im Jahre 1912 die Bulgaren und Serben, indem sie sich vorbehielten, im Falle von fortgesetzten Unruhen in der Türkei zu vereinbaren, was zum Schutze der christlichen Völker der Balkanhalbinsel zu tun wäre.

In dem Uebereinkommen zwischen England und Frankreich handelt es sich darum, unter dem Vorwande, daß man einem Angriff, einer Störung des europäischen Friedens zuvorkommen wolle, über den Gegner herzufallen. Selbstverständlich wurde an Deutschland gedacht.[1])

III.

Das neue Uebereinkommen entbehrte der äußeren Form eines Staatsvertrags. Die Vorsicht, welche die beiden Regierungen beobachteten, um ihren Staaten Verpflichtungen nicht aufzuerlegen, ging so weit, daß ihre ausgetauschten Noten in den Anreden: „Mein lieber Botschafter" und „Lieber Sir Edward", die Kennzeichen von Privatbriefen aufweisen.

Aber sowohl dieses, wie auch schon das frühere Uebereinkommen erhielt hohe Bedeutung dadurch, daß die beiden Regierungen die Identität ihrer politischen Ziele, die Bereitwilligkeit zur gegenseitigen militärischen Unterstützung konstatieren und die moralische Verpflichtung übernehmen, im gegebenen Falle mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, auch mit Stellung der Vertrauensfrage, ihrer Politik die Zustimmung der Parlamente zu sichern.

Die Bedeutung erhöhen die Beratungen der Generalstäbe, deren Ergebnis man als eine Militärkonvention betrachten muß, die stets die Vervollständigung der politischen Bündnisse bildet. So schloß Italien im Jahre 1882 mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn den Bundesvertrag, wurde aber von seinen Bundesgenossen nicht gleich vertrauenswürdig und gleichwertig gehalten, daß mit ihm auch eine Militärkonvention geschlossen werde. Erst fünf Jahre später wagte es der Ministerpräsident Crispi, in Friedrichsruhe bei Bismarck in dieser Richtung Schritte zu unternehmen, und erhielt eine zustimmende Antwort.

[1]) Die in diesem Punkte enthaltene Schlußfolgerung entnehme ich den freundlichen Mitteilungen Heinrich Friedjungs.

Digitized by Google

Die englisch-französische Militärkonvention war zwar in unverbindlicher, bedingter Form abgefaßt; jedoch forderte diese ebenso, wie wenn sie eine unbedingte gewesen wäre, die gegenseitige Einweihung in eifersüchtig bewahrte militärische Geheimnisse, forderte ferner rückhaltloses Vertrauen und bis zum höchsten Grade entwickelte politische Intimität, welche dann am 2. August 1914 die von der englischen Regierung beschlossene Kooperation der englischen Flotte im Kriege gegen Deutschland zur Folge hatte.

Selbstverständlich mußte diese Intimität schon auf die Verhandlungen der Londoner Botschafterreunion einwirken, mit deren Einberufung das zweite englisch-französische Uebereinkommen nicht nur chronologisch zusammenfällt, sondern auch in ursächlichem Zusammenhange steht.

IV.

Angesichts der Erfolge, welche die Balkanstaaten im Oktober 1912 in dem gegen die Türkei geführten Kriege erzielten, waren die Großmächte darüber einverstanden, daß die neuen territorialen Gestaltungen ihrer Zustimmung bedürfen. Die natürliche Form, in welcher diese erteilt werden sollte, wäre die Abhaltung eines Kongresses der Großmächte gewesen, die auch Präzedenzfälle der Diplomatie empfehlen konnten. Seitdem aber zwei Mächtegruppen einander gegenüberstanden, schien der Versuch einer gemeinsamen Arbeit den europäischen Frieden zu bedrohen.

Schon im Jahre 1908, als anläßlich der Annexionskrise die Ententemächte die Einberufung eines Kongresses forderten, weigerte sich Oesterreich-Ungarn, das geschaffene Fait accompli einem europäischen Areopage zu unterbreiten, und dem von Deutschland kräftig unterstützten Wiener Kabinett gelang es, die Lösung der Frage mittels Unterhandlungen, die mit den einzelnen Großmächten geführt worden sind, zu erreichen. Dieses Beispiel schwebte jetzt vor den Augen des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern, der hoffen durfte, daß er keinem Widerstande begegnen werde, da die Ententemächte in den ersten Tagen des Monats November denselben Weg einschlugen, um die Ausdehnung des serbischen Gebiets bis an die Adria zu erwirken. Er leitete demnach auch mit den einzelnen Großmächten Verhandlungen ein, um den Plan der Schaffung eines selbständigen Staates Albanien zu verwirklichen.

England stellte sich dieser Absicht entgegen. Am 21. November teilte Sir Edward Grey dem österreichisch-ungarischen Botschafter mit, daß er über die Forderung Serbiens und „andre Fragen" einen Gedankenaustausch zwischen den Großmächten auf einer Botschafterkonferenz für das Zweckmäßigste halte.

Auf die Führerrolle in einer solchen Konferenz hatte unbezweifelt die österreichisch-ungarische Monarchie Anspruch. Graf Berchtold machte ihn nicht geltend; wahrscheinlich, weil er auf das Mißtrauen und die Eifersucht Italiens Rücksicht nehmen mußte. Deutschland, treu den Bismarckschen Traditionen, wollte in den Fragen der Balkanpolitik nicht in Vordergrund treten.

Digitized by Google

Nachdem seit der Besprechung Greys mit dem Grafen Mensdorff acht Tage verflossen waren, ohne daß man in Wien auf die englische Anregung reagiert hätte, teilte Grey der deutschen Regierung die Absicht mit, daß er den Kabinetten der Dreibund- und der Dreiverbandsstaaten die Einberufung einer Botschafterkonferenz vorschlagen werde.

Es ist bemerkenswert, daß eben während dieser acht Tage, am 22. und am 23. November, der Vorschlag Greys an Cambon die Zustimmung der französischen Regierung erfolgte, also das englisch-französische Uebereinkommen abgeschlossen worden ist.

Zur selben Zeit, als Grey die Rolle des „gutgläubigen" Hüters des Weltfriedens zu spielen sich anschickte, zog er die Wahrscheinlichkeit eines europäischen Konflikts in Erwägung und ging Vereinbarungen ein, die seine Ententebundesgenossen ermutigen mußten, solchen Konflikt heraufzubeschwören und das Friedenswerk zu vereiteln.

Aus diesem Gesichtswinkel wollen wir die Ereignisse der Londoner Botschafterreunion betrachten und darstellen.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Pilgramsdorf bey Loewenberg, den 20ten August.

Ich bin diesen Morgen hier angekommen, von General v. Gneisenau gut empfangen worden und werde vorläufig im Generalstaabe beschäftiget. Mit zwey Worten mach' ich Dir, liebe Amalie, diese Meldung durch den Lieutenant v. Scharnhorst,[1]) der diesen Augenblick nach Berlin abgeht. Ich bin wohl, aber in sehr großer Unruhe von der Reise und der Bewegung des Hauptquartiers, welche mich gleich umfangen hat. Grüße das elterliche Haus und alle Freunde. Gestern ist hier und Gegend eine sehr hitzige affaire[2]) gewesen, bei welcher die Russen heldenmüthig gefochten haben. Dein Eichhorn.

---

[1]) Wilhelm v. Scharnhorst, der älteste Sohn des großen Reformers. Er hatte in Spanien in der englisch-deutschen Legion gefochten, trat jetzt in die preußische Armee und war während des Herbstfeldzugs von 1813 zur Dienstleistung im Generalstab der Blücherschen Armee kommandiert. Er ist 1854 als General der Infanterie gestorben.

[2]) Es sind dies die Kämpfe um die Besetzung des Gebietes, das während des Waffenstillstands die neutrale Zone gewesen und das deshalb wegen der noch vorhandenen Vorräte von größter Wichtigkeit für die beiderseitigen Heeresleitungen war.

Digitized by Google

Amalie an Eichhorn

Am 23ten Aug. 1813. Berlin. Abends.

Geliebte, theure Seele! Wie weit entfernt jetzt Du von mir, ich von Dir, und welche Welt-Begebenheiten dazwischen: Kanonendonner, Blutvergießen, Tod, Elend, Verderben, auch Untergang? oder Keim zum neuen Leben? Sieh, mein Bester, ich denke, ich fühle das alles, aber Du solltest mich sehen, gewiß, mein herrlicher Eichhorn, Du würdest Dich freuen. Gott stärkt mich wunderbar. Ich gehöre zu denen, die glauben, daß morgen oder übermorgen die Feinde in Berlin hausen,[1]) aber ich gebe doch das große Werk nicht verloren und fürchte mich nicht vor ihnen. Mit meinem Kinde flüchte ich zu den Meinen, ich rette nur das Allerwichtigste, und morgen früh laß ich die Bleche worauf Dein Name steht wegnehmen. Gestern war eine Affaire bei Saarmund, worüber man den Ausgang nicht weiß,[2]) heute hört man nicht so stark feuern, doch gehen dumpfe, niederschlagende Gerüchte, man bringt Gefangene und Blessirte. Berliner Landwehr wird verklagt und soll viel gelitten haben, sie soll die Avantgarde gewesen. Wie entsetzlich Alles dieß ist, weißt Du, aber doch fassen sich die hiesigen Menschen schon sehr, sie haben ja keinen Landsturm. Alles ist daher ruhig, niemand reiset fort; am ruhigsten ist es bei mir, was es nicht sein würde, wenn Du unruhiger Geist hier wärst und mein Karl?! Es ist dabei heute und gestern ein so fürchterliches Wetter, was schon allein das Gemüt verdüstert, dabei diese dumpfe Stille, dieses bange Erwarten. Man hört keinen Wagen fahren, alles ist genommen, und für die Nacht den Wirthen die Erleuchtung der Stadt befohlen, vielleicht kommen noch Truppen durch, wenn nur keine retirirende. Ach, wenn Du diese Zeilen in Deinen lieben Händen hältst, wird viel geschehen sein! Du bist recht vor Thores Schluß von dannen gegangen. Wenn Schleiermacher nur auch sich sichert.

Schon über 8 Tage, Geliebter, bist Du fort. Was magst Du für Ungemach und Beschwerde überstanden haben, bist auch wohl, gedenkst meiner? Oft glaube ich, ich sei in einer Art von Exaltation, die mich so freudig, hoffend, gläubig erhält, ich verwundere mich dann über mich selber, ja ich schaudere über diese Zuversicht, und muß gewaltsam meinen Geist in Wehmuth senken, um Thränen zu haben, die mir doch auch wieder wohlthun. Gott macht alles wohl, o! wie hat er's gut gemacht mit dem Kinde. Ist mir beklommen und ich sehe den Engel wie immer lachend, glücklich, ganz Dein Abbild, o so lache auch ich, so schätere ich mit ihm, denke an Dich und bin nicht unglücklich. Der liebe, liebe Junge, mit allem ist er zufrieden, immer gut und lieb, ganz wie sein Vater, ach — den mein Herz so namenlos liebt, und auch darum ist es stark — fast in dem kleinsten Verkehr meines Lebens mischt sich Deine Seele in Meine,

---

[1]) Auch Oudinot hatte am 22. Napoleon gemeldet, er werde binnen zwei Tagen in Berlin sein.

[2]) Die preußischen Truppen hatten ihre Stellungen räumen und sich zurückziehen müssen.

Digitized by Google

handele, fühle und wandle ich in Deiner Weise. Sorgenlos für das Irrdische, liebend gegen alle Menschen, Alles Dein Werk. Haben wir uns einmal wieder, dann (so träume ich süß) bin ich in vieler Rücksicht besser, nicht mehr so schweren Geistes und das, fühle ich, muß unser gemeinschaftliches Dasein noch erhöhen in Glückseligkeit. O noch viel mehr Schönes träumt sich meine gläubige Seele. So wohlthätig ist's, richtig zu denken und wahrhaft vom Rechten überzeugt zu sein: denn wäre ich nicht so einverstanden in Dein Thun, wiche meine Gesinnung ab von der Deinen, wie könnte ich Glauben haben? wie Ruhe, ja sogar Glückseeligkeit? Gestern am Sonntag hörte ich Marheineke,[1]) der mir mißfallen hat, den Mittag aß ich bei den Eltern mit einem Landwehr-Offizier, einem Berliner theologischen Student. Ich hatte Hermann nicht mit, weil das Wetter zu feucht war und er den Schnupfen hatte, ging daher Nachmittag eine Stunde wieder zu Hause, dann wieder zu den Eltern, weil der Vater (der sich wieder ganz feierlich nimmt) es sehr wünschte. Den Abend fuhr ich mit Wilhelms[2]) zurück. Meine Seele, mein ganzes Ich war den Abend mehr bei Dir wie in der Gesellschaft, wie fehltest Du diesem Kreise, ich sah Dich überall, hatte Dich im Geiste, und hatte Dich nicht, da ward mir sehr bang, ich mußte weinen. Die guten Schwestern und vorzüglich Lotte[3]) trösten mich auf die beste Weise, thun Alles mir das Leben zu erheitern, ihnen verdanke ich viel. Lotte schlief auch die Nacht bei mir, man erwartete Unruhe. Eine sehr große Genugthuung ward mir durch einen Brief von Gneisenau an Dich. Schilt nicht, daß ich Deine Briefe erbreche: ich denke, sie können doch etwas enthalten, was besorgt werden oder Du wissen mußt, und gewiß Du hast kein Geheimniß vor mir, was Du mir nicht sagst, sagte mir schon lange der kleine Finger, und einstweilen merke ich nichts. In diesem Brief steht auch nichts Geheimes, und er gibt mir die Hoffnung, Du werdest nach Deinem Wunsche bei G. angestellt werden. Der Brief ist mir sehr lieb; er rechtfertigt ganz Deine Zuversicht zu diesem wahrhaften Patrioten. Ein Brief ist auch da von Baersch,[4]) worin er Dir einen Grafen Joseph von Westphalen emphielt, der ihn mitgebracht; dann ist Einer da von einem Studenten, in seiner Schulden Angelegenheit, den werde ich durch den Pedellen Herrn Dr. Skalley[5]) schicken. Dieser Brief wird wohl noch zu einem ganzen Aktenstück anwachsen, aber heute will ich ihn schließen. Lebe, lebe wohl! Schlafe, schlafe erquickend, gedenke, gedenke meiner ...

---

[1]) Der bekannte Theologe, der 1811 von Heidelberg an die neugegründete Berliner Universität berufen worden war.

[2]) Amalies ältester Bruder, geb. 1772, gest. 1854 als Chef-Präsident des Obertribunals zu Berlin.

[3]) Wilhelmine Charlotte, heiratete 1817 den in den folgenden Briefen oft genannten Herrn v. Hueser, später General der Infanterie.

[4]) Georg Baersch, einer der Stifter des Tugendbundes in Königsberg, Teilnehmer an Schills Zuge.

[5]) Kammergerichts- und Pupillar-Rat, offenbar Eichhorns Vertreter als Universitäts-syndikus.

Digitized by Google

am 26ten Aug.

Dieſes wollte ich erſt morgen mit der Poſt abſchicken, es findet ſich aber eine Gelegenheit, die mir der G. St. Sack eben ſagen läßt, wodurch Dir dieß doch noch ſicherer und ſchneller zukommt. Ich habe vorgeſtern Deine lieben Zeilen aus Breslau empfangen. Sie zeigen mir an, in welcher Bewegung des Geiſtes Du Dich befindeſt, die in dieſer Zeit wohl immer mehr zunehmen als abnehmen wird. Der Gedanke an Deine Amalie und Hermann wird aber doch noch Raum in demſelben finden, und mit dieſem vereint dann der an Deine Geſundheit und dieſe nicht völlig unterzuordnen Deiner Geiſtes Thätigkeit. Schreib' mir auch künftig mehr, wenn Du kannſt, mein Theurer, wie es Deinem leiblichen Sein ergeht, wie wo Du wohnſt, wie Du iſſeſt u. ſ. w. Du wirſt hierüber recht lachen, wo nicht gar den Kopf ſchütteln und mich tadeln, aber ich kehre mich daran nicht. Auch meine Briefe, die ſo viel läppiſche Kleinigkeiten enthalten, werden Dir oft, mitten unter die großen Staats Begebenheiten ſich eindrängend, ein mitleidiges Lächeln ablocken, aber es ſchadet auch das nicht, ich bin Dein liebendes Weib, der Du das Theuerſte in der Welt biſt, und das wirſt Du unter dem Geſchwätz nicht verkennen.

Wie ruhig iſt es ſeit geſtern und heute in der Stadt. Ich kann wenig klug aus dem allen werden, doch ſcheint's gewiß, daß die F.[ranzoſen] ſich immer zurückziehen und daß es immer wahrſcheinlicher wird, Berlin werde vor ihrer Wuth bewahrt bleiben. Dafür ſind die Einwohner auch recht dankbar — ſie nehmen die Bleſſirten in die Häuſer, verſorgen die in den Lazarethen Liegenden mit allem möglichen, hierin ſind ſie gewiß unübertrefflich. In unſerem Hauſe liegen auch 3 Bleſſirte. Wenn Du hier wäreſt, würde ich wohl von allem mehr wiſſen, aber ſo glaube ich nicht den Gerüchten, es wird wenig officiel bekannt gemacht. Von unſern Freunden weiß ich nichts, als daß Knebel[1]) vom Kadetten Hauſe bei der Affaire vor Berlin geblieben iſt, das hat früher vorgeſpukt. Alberthal[2]) iſt in der größten Gefahr geweſen, ſein Pferd iſt getödtet, von Eichhorn[3]) weiß ich nichts. Reimer und Michaelis[4]) ſtehen noch vor Potsdam und ſind noch nicht vorgeweſen. Der Schwager der Stülpnagel v. Zaſtrow[5]) iſt bleſſirt am Kopf und zwar aus Verſehn durch einen ſchwediſchen Officier in der Hitze des Gefechts. Stülpnagel ſelbſt iſt geſund: ſeiner Legion iſt es aber nicht glücklich ergangen, ſie waren zu ſchwach. Du weißt gewiß alles weit

---

[1]) Sekondeleutnant und Adjutant der 4. Brigade des III. Armeekorps v. Knebel, gefallen am 22. Auguſt in dem Gefecht bei Wilmersdorf.

[2]) Sohn der Tante Luiſe Spalding aus erſter Ehe, Rittmeiſter bei der Berliner Landwehrkavallerie. Er wird mehrfach erwähnt in den Briefen Karl Friedrich Eichhorns.

[3]) Karl Friedrich Eichhorn, der Begründer der deutſchen Rechtsgeſchichte, damals Profeſſor in Berlin. Ueber ſeine Beteiligung an dem Feldzuge vgl. ſeine von H. Loerſch, Bonn 1881, herausgegebenen Briefe.

[4]) Ein Vetter des gleich unten erwähnten Hauptmanns v. Hüſer.

[5]) Kommandeur des Kolbergiſchen Regiments; 20. Juni 1815 erhält er beim Sturm auf Namur eine Wunde, an der er wenige Tage ſpäter ſtirbt.

Digitized by Google

besser als ich, da Du an der Quelle, wenigstens da, wo Alles offiziel berichtet wird, Dich hoffentlich befindest. Wie schnell bist Du gereist, und wie lieb ist es mir, daß Du so bald das Blücherſche Hauptquartier erreicht hast, gerade zu dem Gefecht, was sich dort immer mehr als siegreich verbreitet, bist Du hingekommen! Ich zittere recht vor der bestimmten Nachricht Deiner Anstellung. Nein, guter Mann, ich bin Dein gefaßtes Weib, ich zittere nicht, mir ist nur bang — doch der Wunsch, Du mögest zufrieden sein, behält immer die Oberhand. Schreib' mir nur ja so oft als Du kannst, wenn's auch nur wenige Zeilen sind, und immer auch von Deiner Gesundheit; durch Simon habe ich erfahren, daß Du in Breslau seinen Bruder gesprochen und durch ihn schon Deine Equipirung hast besorgen lassen, wußtest Du denn da schon wie? Ich habe unter Deinen Kleidungsstücken ein paar Ueberzieh-Hosen gefunden, die noch ganz vortrefflich sind und welche ich Dir hier mitschicke, ich denke, Du kannst sie sehr gut gebrauchen, hättest Du sie nur schon auf der Reise gehabt, die Pantoffeln sind zu meinem Aerger noch nicht fertig. —

Vielleicht ist es deswegen gut, daß Du nicht früher ins Hauptquartier kamst, als zu einem Augenblick, wo Alles in Bewegung war, aller Blicke auf den großen Zweck und seine großen Mittel gerichtet, die Intriguen, Neid und Privat Gesinnung schweigen und jeder, der da helfen will, willkommen sein muß, ich wünsche es wenigstens so; Dein morgender Brief, auf den ich hoffe, sagt mir mehr davon. Schreib mir so oft, als Du kannst, dadurch lebe ich ja mit Dir noch. Denke Dir auch, daß Deine Amalie nicht unglücklich ist. Nein wahrlich, treu im Andenken der Liebe lebt sich's schön und um das Kind. Ich bin so reich — mitten in Drangsalen der Zeit, im Elende des Krieges fühle ich das. — Amalie.

Ich habe Dir auch schon vorher geschrieben an Gneisenau addressirt.

Eichhorn an Amalie

Jauer, den 25ten August 1813.

Seit meinem letzten Briefe, worin ich Dir, geliebte Amalie, von Pilgramsdorf aus meine Ankunft im Hauptquartier der Blücherſchen Armée gemeldet habe, sind täglich Ereignisse vorgefallen, die mich in alles Furchtbare des Kriegs ohne viele Vorbereitung und Einleitung gleich eingeführt haben. Die französischen Corps zogen sich bey dem Ende des Waffenstillstandes aus Schlesien zurük, die kombinierte preußisch-russische Armee unter Blücher folgte ihr auf dem Fuß nach, und so war diese bis in die Nähe von Loewenberg gekommen, als ich in ihrem Hauptquartier anlangte. Von diesem Punkte aus ward die französische Armee plözlich wieder offensiv, sie rükte mit Uebermacht uns näher, und alles deutete darauf hin, daß Napoleon, der sich selbst an ihrer Spitze befand, uns eine Schlacht liefern und seinen Rücken reinigen wollte. Sein Wunsch ward ihm nicht gewährt. Es fanden Bewegungen statt, seitwärts und rükwärts. Diese Bewegungen geschahen aber unter äußerst hizigen Kämpfen unserer Arrière-Garde. In einem dieser Gefechte, die auf beyden Seiten viel Blut

Digitized by Google

gekostet haben, bin ich gewesen; ich habe alle Arten von Kugelregen erfahren. Bei einer dieser Gelegenheiten, wo wir an die äußerste Tirailleur-linie kamen, ward mir die Beschreibung von Hueser[1]) über das Niederfallen, rechts und links, der Granaten auf der Hoehe bei Bautzen, wo er verwundet ward, recht klar. Ich bin unversehrt geblieben, und niemand in der nächsten Umgebung ward verwundet.

Aus meinem lezten Briefe wirst Du wissen, daß Gneisenau mich aufgefordert hat, vorläuffig bei ihm zu bleiben und in Arbeiten des Generalstaabs, wozu nicht rein militairische Kenntnisse nöthig sind, Hülfe zu leisten. Ich werde seinen Wunsch vor der Hand erfüllen und bleiben, wenn ich bey näherer Erfahrung wahrnehme, daß ich in der That etwas nutzen kann, — wo nicht, so ist es mein fester Wille, eine bestimmte Anstellung bei einem Feldregiment zu suchen. Ich merke wohl, daß jezt die Hauptsache das Zuschlagen ist. An etwas anderes zu denken und anzunehmen ist keine Zeit.

Die Greuel des Krieges sind ungeheuer, und wenn einem nicht von der großen Sache, wofür der jetzige geführt wird, das Herz so voll und weit wäre, so würde es schwer seyn, den Anblick all des menschlichen Elends und Unglüks zu ertragen. In der ganzen Strecke, welche die Armeen passirten, auf dem Lande keine Bauernseele sichtbar, alles verstekt und die Häuser verschlossen, die Gegend wie ausgestorben; vorwärts und seitwärts aufsteigender Rauch von brennenden Dörfern, endlich der Anblick der aus dem Gefechte zurükkehrenden Verwundeten. Doch durch alle diese Noth und Wunden müssen wir durch, wenn es besser werden soll. Das steht mir wieder so klar vor der Seele, daß mich die gemachte Erfahrung zwar erschüttert, aber in meiner Ueberzeugung nicht wankend gemacht hat.

Carl hab' ich bey der hiesigen Armée nicht gefunden. Er ist mit dem Kleistschen Corps nach Böhmen gegangen.[2]) Schleyermachers Brief an ihn und Eure Grüße hab' ich dem Geheimen Rat Delbrück,[3]) welcher auf einem Besuch in unserm Hauptquartier war, mitgegeben; er wollte nach Prag weiter.

Wie geht es Dir, theueres Weib? Wie erträgst Du die Trennung? Du bist mein steter Gedanke, mit Deiner Liebe und Deiner Noth, die unsere Trennung Deinem Herzen macht. Wenn ich nur bald einmal Briefe von Dir bekommen könnte! Schreibe mir so bald als möglich. Laß die Briefe unter meiner Adresse „im Hauptquartier der v. Blücher'schen Armée bei dem Herrn General von Gneisenau abzugeben" gehen. So hoffe ich sie am sichersten zu erhalten. Grüße das elterliche Haus, alle Verwandten und Freunde.

Dein Eichhorn.

---

[1]) Damals Hauptmann und Adjutant im Blücherschen Hauptquartier. Heiratete 1817 Amalies Schwester Lotte. Vgl. seine schon zitierten Denkwürdigkeiten.

[2]) Dort hat er Arndt getroffen, vgl. dessen Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein, S. 181.

[3]) Friedrich Delbrück, der Erzieher Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I.

Digitized by Google

Eichhorn an Amalie

Schweidnitz den 27ten August 1813.[1])

Gott hat uns einen schoenen Sieg gegeben. Der Lieutenant v. Scharnhorst, welcher vom Schlachtfelde aus als Courier nach Berlin gesandt worden, wird bereits dort angekommen seyn und die Nachricht mitgetheilt haben. Du hast wohl, geliebte Amalie, nur halb frohen Antheil an der Siegesbotschaft genommen, da Du nicht zugleich erfuhrest, wie es mir ergangen und ob ich den schweren Tag überlebt habe. Theile nun ganz die Freude des Sieges, ich bin ganz unversehrt aus der Schlacht gekommen. Den Hergang muß ich Dir von dem Standpunkte aus, als ich denselben wahrgenommen habe, näher erzählen.

In der Nacht vom 25ten zum 26ten wurde von dem russischen General v. Korff,[2]) der zu einer großen Recognoscirung ausgeschikt war, gemeldet, daß der Feind stark anrücke und schon an mehreren Punkten die Kazbach auf der Straße von Goldberg nach Jauer passirt sey. Unser commandirender General faßte sogleich den Entschluß, dem Feinde entgegenzugehen und ihn anzugreiffen. Das Hauptquartier, welches schon in Jauer war, wurde nach Brechtelshof, $1^1/_2$ Meilen von Jauer nach Goldberg zu, verlegt. Man supponirte, daß der Feind noch mit dem größten Theil seiner Macht jenseit der Kazbach stehe, und beschloß den Angriff auf Nachmittag $2^1/_2$ Uhr. Unsere Armée war sehr concentrirt, auf dem rechten Flügel Sacken, auf dem linken Langeron und im Zentrum Yorck mit ihren Corps. Um zwey Uhr wurde rapportirt, daß der Feind mit seiner Hauptstärke in vollem Anzuge schon diesseit der Kazbach sei. In fünf Minuten wurde eine neue Disposition zum Angriff des Feindes in seiner veränderten Stellung entworfen; Blücher mit dem Generalstaabe und dem Gefolge sezte sich zu Pferde und jagte hin nach dem Platze, wo das Treffen geliefert werden sollte. Schon hatte eine lebhafte Canonade begonnen. Nahe bei Christianshöhe, einem Vorwerk $1^1/_2$ Stunden von Brechtelshof und über eine Meile von der Kazbach war das Yorcksche Corps aufgestellt, die Brigade von Steinmetz in der Reserve. Vierunddreyßig Feuerschlünde verkündigten dem Feind von dieser Seite unsern Angriff. Der Feind erwiderte das Feuer auf das lebhafteste. Blücher, unser commandirender General, ritt mit dem ganzen Gefolge an die einzelnen Colonnen heran und ermahnte sie mit eindringender Beredtsamkeit:

> „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob Ihr Euren König und Euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt Euch wie wackere Preußen!"

Ein allgemeines „es lebe der König" tönte durch das Schlachtfeld. Es ward nun die Ordre zum allgemeinen Angriff mit allen Colonnen gegeben. Die In-

---

[1]) Ein Teil dieses Briefes ist veröffentlicht im Preußischen Correspondenten vom 8. September 1813 mit dem Vermerk: „Aus einem Briefe eines Officiers von der Blücherschen Armee." Lettow-Vorbeck hat darauf hingewiesen, daß Eichhorn der Verfasser ist.

[2]) General v. Korff befehligte die Kavallerie des Korps Langeron.

Digitized by Google

fanterie avancirte, der Kanonendonner wurde unterbrochener und stiller, die Cavallerie kam zum Einhauen. Durch den ersten glücklichen Erfolg verleitet wagte sich das Ostpreußische National Cavallerie Regiment zu weit vor, eine dreyfach stärkere Uebermacht sprengte eine Schwadron davon auseinander, und schon war eine halbe Batterie, welche durch das Werfen der Cavallerie entblößt worden, in den Händen des Feindes. Dies Ereigniß brachte hin und wieder einige Muthlosigkeit hervor, und schon ward das Vorrücken und der Angriff unserer Truppen matter. Auf die Nachricht davon sprengte Gneisenau nach der Avantgarde. Er zog das Mecklenburgsche Husaren-Regiment und noch einige andere Cavallerieregimenter heran, ermunterte die Landwehr-Bataillons, die er gebildet, zur Tapferkeit und ordnete einen neuen Angriff. Marsch, marsch, schmetterte die Trompete, vorwärts, vorwärts, hurrah, hurrah, — alles stürmte voran, und in einer Viertelstunde war das Zentrum des Feindes durchbrochen und in einer völligen Flucht. Der Feind ließ Canonen und alles im Stich. So ward er getrieben bis an die Kazbach. Auf den Flügeln that er noch einigen Widerstand, zog sich aber auch da bald zurük. Die Franzosen haben sich nicht sonderlich geschlagen. Zwar hatten sie die Fassung, unsere stürmenden Colonnen bis auf 10 Schritte herankommen zu lassen, ehe sie Feuer gaben. Nach der ersten Salve kehrten sie aber gleich um. Die Zahl der Toten ist auf beyden Seiten verhältnismäßig nicht groß gewesen. Denn kleines Gewehrfeuer fand wegen des anhaltenden Regens und der allgemeinen Nässe nicht statt. Wer todt auf dem Platze lag, war entweder durch Canonenkugeln erschossen oder von der Cavallerie niedergehauen. Desto größer war aber die Zahl der Verwundeten. Am Tage der Schlacht wurden zwischen 30 bis 40 Canonen genommen und über 1000 Gefangene gemacht. Noch immer werden Gefangene eingebracht. In der Schlacht selbst nahm man auch einige dreyßig Munitionswagen; diesen Morgen wurden noch 63 Bagage- und Munitionswagen genommen. Die Russen haben auf das thätigste zum Siege mitgewirkt, sowohl durch zweckmäßige Anordnungen ihrer Feldherren als durch die Tapferkeit ihrer Truppen. Cosaken vom Sackenschen Corps haben die reitende Artillerie des Feindes angegriffen, die Artilleristen niedergestochen und die Canonen genommen.

Das Gefühl einer gewonnenen Schlacht, ich wüßte [nicht], mit welchem es zu vergleichen wäre. Es war das fürchterlichste Wetter am Tage der Schlacht. Schon den Tag vorher Regen, den Tag selbst ein unaufhörliches Gießen vom frühen Morgen an. Ehe der Angriff begann, waren die Truppen durch und durch naß und hatten außerdem den ganzen Tag noch nichts gegessen. Die Colonnen waren ganz stumm, keiner redete zum andern. Besonders fiel mir ein Detachement freiwilliger Jäger auf, von Regen und Dreck ganz unkenndtlich, in gespannter Erwartung, ohne äußere Bewegung. Als aber die Schlacht sich zum Siege neigte, was war das für ein jauchzendes Geschrey! Ein Trupp Soldaten brachte einige hundert Gefangene vom rechten Flügel des Yorckschen Corps her. Die Leute waren außer sich. Wir fragten sie: von welchem Regiment. Wir sind Brandenburger, vom 2ten Brandenburgischen Regiment, er-

Digitized by Google

widerten sie voll Erhebung. Jeder von ihnen wollte nun die Gefangenen zeigen, die er gemacht habe, und mit Umständlichkeit erzählen, wie es dabey zugegangen sey. Kam Blücher an einer Colonne vorbei, so schrie ihm alles: Hoer', Vater Blücher, heute geht's gut. Nach der Schlacht brachte das ganze Heer Blücher und Yorck ein Vivat.

Recht oft standen mir die Thränen in den Augen, wenn ich die freudige Begeisterung des gemeinen Mannes wahrnahm; er wußte sich gar nicht darein zu finden, nach so vielen Anstrengungen und Opfern, die er bis dahin täglich ohne Erfolg gebracht hat, nun einmal die Freude des Sieges zu empfinden. Gneisenau hat viel Feldherrntalent entwikelt, Blücher recht brav gethan, überhaupt jedermann seine Schuldigkeit erfüllt. Ich habe von Anfang bis Ende die Schlacht an der Seite von Gneisenau mitgemacht und mit ziemlich vollständiger Uebersicht das Ganze beobachtet. Wo ich mich befand, ward niemand getötet. Nur einer Ordonnanz ward von einer Canonenkugel ein Arm zerschmettert, und dem Obristen und Generaladjutanten Grafen v. Golz ein Pferd unter dem Leibe erschossen.

Sey, liebe Amalie, wegen meiner Gesundheit ganz unbesorgt. Kaum hätt' ich mir zugetraut soviel aushalten zu können, als ich nun über mich die Erfahrung mache. Die Reise von Berlin ins Hauptquartier hab' ich in offenem Wagen gemacht und nur eine Nacht in Breslau ausgeruht. Die ersten fünf Tage, die ich mit dem Hauptquartier zubrachte, kam ich gar nicht aus den Kleidern und ruhte nur die Nächte auf der Streu aus. Am Tage der Schlacht war ich den ganzen Tag in durch und durch nassen Kleidern, und ich zog mir weder Schnupfen noch eine andre Verkältung zu. Ein Reuter bin [ich], der sich sehen lassen darf, ohne sich zu schämen. Wegen der unaufhörlichen Bewegung und Veränderung des Hauptquartiers muß man, wenn man ihm folgen will, schlechterdings beritten seyn. Ich kaufte mir daher noch am Tage meiner Ankunft ein Pferd vom Lieutenant v. Scharnhorst, und dieser Gaul, eben nicht fein und zierlich, aber stark und dauerhaft, hat mich im Trabb und Galopp durch die bisherigen Fährlichkeiten sicher und wohlbehalten herumgetragen. Nach der Schlacht bin ich hieher gereist, um mir ein zweites Pferd für einen Knecht anzuschaffen und meine Ausrüstung, soweit die Nothdurft fordert, zu bewirken. Der tuchene Kragen, den Du mir für den Landsturm angeschafft hast, hat sich unsterblich um mich verdient gemacht; zur Auszeichnung lasse ich ihn hier mit der Ehrendecoration eines schwarz manchesternen Vorstoßes versehen. Meiner schmucken Litewka sieht man die Campagne schon recht tüchtig an. An die Bedeckung des Chaco gewöhnt sich mein Kopf, der am liebsten im bloßen ist, sehr schwer.

Ich wäre ganz zufrieden, wenn ich nur ein rechtes Stück Arbeit hier zu thun fände. Allgemein bin ich auf Arbeiten des Generalstaabes angewiesen und werde wohl künftig auch Adjutantendienste bey Gneisenau thun. Ich muß aber doch das Meiste noch näher kennen lernen, dann werde ich mir schon einen Fleck herausschneiden, der mir paßt und dem ich passe. Immer denke ich aber,

Digitized by Google

wie Du einst mit Deiner Puppe: wenn ich nur meine Amalie und meinen Herrmann aus der Tasche ziehen, sie von Zeit zu Zeit anschauen und abküssen und dann wieder in Sicherheit bringen könnte. Schreibe mir ja bald. Außer der addresse, die ich Dir schon gegeben habe, kannst Du Deine Briefe auch so überschreiben:

An den K. G. Rath Eichhorn, zur Zeit Volont. Officier commandirt zum Generalstaab des Herrn General v. Blücher im Hauptquartier des v. Blücherschen Armée-Corps, p. Breslau (bei dem Herrn General v. Gneisenau zu erfragen).

Grüße Vater, Mutter und Geschwister, die liebe Tante, Schleyermacher, welchem Du diesen Brief mittheilen kannst, und alle Freunde, die meiner gedenken.

Dein treuer

F. Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin. Donnerstag Abends den 2ten Sept. 1813.

Keine Zeilen von Dir, nicht wissend, wo Du seiest, was und wie, lebe ich so gut ich vermag, wozu mir Gott Kraft schenkt. Schmalzens[1]) ließen mir sagen, daß H. v. Scharnhorst, der hierdurch als Courier ging, Dich gesund im Blücherschen Hauptquartier gesehen habe. Diese einzige Nachricht seit beinahe 14 Tagen ist Trost für mein beklommenes Herz. Beständig denke ich an Dich. Noch eben jetzt ruhte ich auf dem Sopha, ich wollte schreiben und konnte wieder nicht aus bangen Ahnungen, da überschüttete mich sanft die rosenfarbene Hoffnung. Es war vor meinem Geiste ein liebliches Bild: Du seiest glücklich und gedächtest meiner ebenso als ich in Liebe. Mit dieser freundlichen Erscheinung erhob ich mich wieder, hatte ich wieder Lust zu schreiben. Ich bin wohl, mein bester, bester Eichhorn, sehe auch recht wohl aus und mache mir Zerstreuung aller Art. Ich sinne recht darauf, mir das Leben zu erheitern, mich abzuziehen von trüben Gedanken, weil Du es so willst, weil Dir das Freude macht. Doch all mein Bemühen würde mir nichts helfen, hätte ich nicht meinen rettenden Engel, meinen Hermann. Soll ich Dir viel von ihm schreiben, darf ich wohl, ohne Dich bewegt zu machen? O ich muß seinem Vater von ihm vorschwatzen. Seit Deinem Wegsein hat er schon wieder merklich zugenommen, körperlich und geistig. Wie entwickelt sich seine Geistigkeit so wünschenswerth, und dabei wird er immer hübscher. Sein Auge immer glänzender, seine Gesichtszüge immer regelmäßiger, sein Fleisch derb und doch durchsichtig, klar und zart. Wie kräftig er ist! Er reißt, zerrt einem Alles fort, wirft es auf die Erde und wieder hin, arbeitet darnach mit Arm und Bein etwas zu erlangen, schreiet auch wohl, wenn er es nicht gleich erhält (wie die Großen), kräht, plaudert, jauchzt, sieht listig, schelmisch aus, dann wieder so gutmütig, lieblich. Mich kennt er, und begrüßt mich mit dem süßesten Lächeln. Heute Abend legte ich ihn ins Bettchen, er

[1]) Schmalz, der erste Rektor der Berliner Universität, Schwager von Scharnhorst.

Digitized by Google

mochte erst nicht schlafen, strampelte mit seinen Beinchen das Deckbette fort, zappelte mit den Aermchen, lachte laut und sah seelenvergnügt wie ein kleiner Liebesgott mir in die Augen. Nein, ich kann dann nicht traurig sein, ich kann dann nur mich seelig preisen, nur Gott danken für dieses Kleinod, nur ihn anflehen um seine Erhaltung. Das thue ich auch, doch das wehmüthige Gefühl, Du müßtest diese Wonne entbehren, ich habe sie nicht mit Dir, dem über Alles Geliebten, schweigt nicht. In meinem Busen schweigt es nicht, aber selten nur, glaube mir, spricht es sich aus, denn es wird gleich von der höheren Ansicht, von der einen Ueberzeugung, es darf, es kann und muß nicht anders sein, jetzt in dieser Rettungs Zeit für ganze Geschlechter müssen Einzelne untergehen oder doch entbehren, mein Eichhorn mußte fort, er that recht, diese Gedanken und Ueberzeugungen überstimmen das Gefühl, und lassen es nicht bis zu eigentlichem Gram kommen. Auch das, wenn ich denke, Du lebst ja noch, Du liebst mich, Du denkst so oft mit Sehnsucht an mich, ich habe ein so theures Herz, das mein ist, diesem werde ich frohlockend einst das geliebte Kind zuführen — das sind alles liebliche Bilder, aber wie, wie leben ohne diese, in dumpfer Ahnung, oder wenn sie gar nicht mehr da sein kann, wenn's wahr ist — ohne Dich, dasein, immer — ich sehe Dich aber wieder.

Am Montage war ein rechter Freudentag in Berlin: die Schlacht bei der Katzbach so siegreich, ward uns verkündigt, ebenso die glorreiche Affaire bei Belzig.[1]) Jetzt aber ist alles so still! Vor Dresden wird es noch blutig hergehen, da bist Du nun auch wohl? Die Stürmung des Lagers von Pirna[2]) ist ein vortrefflicher Coup, doch fangen schon einige an daran zu zweifeln. Stülpnagel schreibt seiner Frau, daß sie den Herrn Davoust in Schwerin eingeschlossen haben, alle seine zärtlichen Briefe an die Frau auffangen, und er ihnen hoffentlich nicht entgehen soll. Die Sachen fangen sehr gut an! Nun hat alles Glauben, auch die Schwächsten haben ihn! Das ist nun erst recht schwach, das ist kein Glaube, wenn ich schaue, und wie werden sie wieder trostlos sein, wenn sie nicht mehr schauen! Mir däucht, das kann auch wieder kommen, überhaupt ist mir die kindische Sicherheit, diese gedankenlose Zuversicht sehr zuwider, man nimmt sie jetzt viel wahr: doch öffentlich nicht, denn kein Tedeum ist gesungen worden, man meint, das sei des K[ron] P.[rinzen] von Schweden Wille. Ueberhaupt dieser nimmt sich gut, Er hat dem G. St. Sack ein sehr derbes, drohendes Schreiben in Hinsicht der Verpflegung der Armee zukommen lassen. Pochhammer[3]) ist gleich nach dem Gefecht bei Belzig hergeschickt worden. Er erzählt viel: Grollmann[4]) soll sich herrlich genommen haben: kalt, ent-

---

[1]) Bekannter unter dem Namen: Gefecht von Hagelberg, am 27. August.

[2]) Die „Spenersche Zeitung" hatte fälschlich gemeldet, Wittgenstein habe am 24. August das Lager von Pirna genommen.

[3]) Justizkommissar und Landwehrkapitän, erwähnt bei Hüser, a. a. O., S. 128.

[4]) Wilhelm Heinrich v. Grolmann, der jüngere Bruder von Kleists Generalstabschef, geb. 1781, damals Kammergerichtsrat, Major im 4. kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiment, später Chefpräsident des Kammergerichts, gest. 1856.

Digitized by Google

schlossen, brav. Doch wären sie verloren gewesen, wenn Marwitz mit seiner Brigade nicht den Ausschlag gegeben hätte. Du wirst wissen, daß Quistorp, Busch, Künau, Kandidat Riemann[1]) geblieben sind. Alles Bekannte auch von uns, Gottlob keiner von den Freunden. Reimer ist gesund. Ach mein Gott, diese Bangigkeiten, diese Schmerzen der Familie, es ist doch entsetzlich. Nur ein solcher Krieg wie dieser darf nur da sein. Krieg ist entsetzlich. Die Lazarethe hier liefern davon fürchterliche Beweise. Gewiß es gehört schon ein hoher Grad von Haltung der Seele dazu hierbei im Gleichgewicht zu bleiben, bei all dem gegenwärtigen Greuel den einen nur wirksamen Gesichtspunkt im Auge haltend, es ist zur Rettung für tausend, abermal tausend, millionen Seelen, daß diese hundert und Tausende dahin sinken, daß jene Tausende ihr ganzes Leben vertrauern, in Gram sich verzehren, daß dieses Klagegestön, dieser Jammer jetzt da ist. Es ist dieses Uebel ein nothwendiges in der moralischen Welt, wie der Sturm des Gewitters in der physischen. Die gute Mine sagte auch neulich sehr richtig: man zählt so oft die Summe von Unglück auf, sollte man einmal die des in dieser Zeit sich zeigenden Guten zusammenziehen, wer weiß, welche größer sei! — Solche Ansichten stärken; wer dabei ohne Schmerzen des Herzens lebt, ohne Trennung, ohne Sorge für das theuerste Leben, der kann völlig durch sie getröstet werden, aber es ist erlaubt, daß die Armen, die ihr Alles, ihr höchstes Gut in Gefahr sehn, dann und wann schwach werden, straucheln und hinsinken möchten. Auch Du verzeihst das, guter, lieber, starker Mann.

In Berlin ist Alles schon wieder äußerlich recht Friede, das schöne Wetter, was endlich erscheint, lockt alles heraus, die freie Luft zu athmen, auch die im moralischen Sinn: denn jetzt hat das preußische Gebiet keine Franzosen als Gefangene in sich. Zu welch einer Masse von Begebenheiten bist Du, mein Theurer, grade in's Hauptquartier angelangt und wie ich hoffe noch immer dort. Alle Menschen sagen, Du müßtest zum Besten des Staates nicht mit dem Arm handeln, sondern mit dem Kopf und Deinem großen Herzen. Dein Arm ist ja nur schwach. O, wüßte ich doch nur erst Deine Bestimmung, fiele sie nach meinem Wunsche aus! Der Drang von wichtigen Ereignissen, Deine eigene Thätigkeit dabei und vielleicht der unrichtige Abgang der Posten ist Schuld, daß ich ohne Deine eigne, schriftliche Nachricht leben muß. Ich bitte Dich recht sehr, mein Geliebter, ergreife jede Gelegenheit, mir wenn auch nur 2 Worte zukommen zu lassen.

Willst Du von meinem Leben noch wissen? Es ist so angenehm, als es nur sein kann. In dem Umgang mit Freunden, mit der Familie, in der Einsamkeit, überall, überall bist Du mir gegenwärtig, ist Deine Liebe Balsam für mein Gemüth. Da von Deinen Freunden doch fast jeder entfernt ist, so bin

---

[1]) Quistorp war Hauptmann, Kühnau und Riemann Leutnants im 2. Bataillon der 3. kurmärkischen Landwehrbrigade. Auf den Philologen Kühnau bringt die „Spenersche Zeitung" vom 4. September 1813 einen ausführlichen Nachruf. Alle drei fielen bei Hagelberg. Ueber Busch vermag ich nichts zu ermitteln.

Digitized by Google

auch ich ganz von diesem Kreise abgeschnitten, und wenn dies auch nicht wäre, Freunde sind doch nie Geschwister und Eltern. Das fühle ich mit dankbarer Rührung. Diese Theilnahme, dieses ganze Mit Leben und Mit Empfinden der Meinen ist etwas Köstliches. Ich habe es so eingerichtet, daß 2 der Schwestern jede Woche bei mir essen, und ich 2 mal nachmittags zu den Eltern gehe. Gestern aßen Lotte und Fritz bei mir eine schöne Gans, dann hatte ich die Stülpnagel mit ihren Kindern aufgefordert mit mir zu Kempfer's[1]) im Thiergarten zu gehen, das war recht sehr hübsch. Mein Junge ist dann mein Stolz vor der Welt. Ja, ich muß Dir gestehen, ich fange an eitel auf ihn zu werden, überhaupt freuet es mich, daß ich noch nicht häßlich bin, und doch einen hübschen Jungen habe.

Weiter in meiner Erzählung: Vor einigen Tagen habe ich auch eine Spazierfahrt mit den Eltern und Geschwistern gemacht, es war Feuer über den Blücherschen Sieg. Auch denke ich in diesen warmen Tagen, die auch bald vorüber sein werden, Einigen Natur Genuß mir noch zu verschaffen. Zur Korben,[2]) obgleich sie mich sehr einladet, reise ich nicht; theils weil ich dort Deine Briefe noch später empfange, es zu einsam ist und die Zeit des Aufenthaltes wegen meines Ausziehens doch nur kurz sein dürfte. Mein früherer Brief sagt Dir, daß ich die Romanussche Wohnung habe und recht zufrieden darüber bin. Mit der Stülpnagel sehe ich mich am Meisten. Schleiermachers haben sich noch nicht um mich bekümmert, Scheel[3]) hat mich 2 mal besuchen wollen und mich nicht gefunden. Ich habe ihm geschrieben. So viel zu viel mir sonst der Herren waren, so wenig habe ich sie jetzt. So geht's einem, wenn man spröde ist. Aber wart' nur, ich forsche danach einen zu erlangen. Es ist nehmlich mein Vorsatz, wenn Einer unsrer Bekannten unterm Militair blessirt sei und kein Obdach hätte, ihn bei mir zu verpflegen. Am liebsten wäre mir Heimburg, doch leider weiß ich gar nichts von diesem Vortrefflichen, und da ich sein Regiment nicht weiß kann ich mich auch nicht nach ihm erkundigen. Fällt er, so ist ein stilles, großes Verdienst unbemerkt dahin. Von Henriette[4]) habe ich einen sehr hübschen Brief aus Reinerz. Sie werden bald wieder zu dem stark mitgenommenen Liegnitz zurückkehren. Es ist mir sehr interessant, daß Jette alle die Menschen kennen lernt, mit denen wir hier am liebsten umgingen, und die Dich alle so lieben. Sie selbst ist sehr erfreut darüber, es kommen ihr ganz neue Begriffe ein, und auch ihrem Mann ist ein solcher Umgang sehr wohlthätig. Savigny's halten sich auch jetzt in Reinerz auf.

---

[1]) Beliebtes Restaurant am heutigen Kemperplatz.

[2]) Frau Korbe in Blankenburg, eine Freundin von Amalie.

[3]) Friedrich v. Scheele, der in diesen Briefen immer als Scheel erscheint, war auch einer der entschlossensten Franzosenfeinde und auf diese Weise wohl mit Eichhorn in Berührung gekommen. Er war in westfälischen Diensten gewesen, dann als verdächtig entlassen worden (vgl. Steffens, a. a. O., Bd. 6 und Arndt, a. a. O., S. 193).

[4]) Amalies Schwester Friederike Henriette, verheiratet mit dem Geh. Regierungsrat Erbkam.

Digitized by Google

Am 4ten Sept. 13.

Hier, mein theurer Eichhorn, bei den Eltern (des Vaters Geburtstag) empfange ich durch meinen mit Blumen bekränzten Hermann Deine Briefe. Die Backen glühen mir vor Freude, vor Empfindung. Du schreibst mir vom 20ten und 25ten, bist bei Gefechten gewesen, aber den 26ten war ja erst die Schlacht bei der Katzbach. Ich nehme die Nachricht durch Scharnhorst, daß Du gesund seiest, als eine solche nach dieser Schlacht an. Warum solltest Du auch wieder dabei gewesen sein. O laß doch den Gedanken mit dem Feldregiment fort, wahrhaftig, Du wirkst mehr an einer anderen Stelle; überhaupt nicht für's Militair — nun was spreche ich. — Du schreibst nicht, ob Du zu Fuße oder zu Pferde bei den Gefechten gewesen bist, und auf welche Art nützlich. Heute ist von neuem Freude über den glänzenden Sieg, da man nun das Officielle weiß. Der Vater freuet sich sehr, daß es an seinem Geburtstage bekannt wird. Dieser Tag ist wieder recht schön. Alle vorangegangenen schönen Festtage stehen vor meiner Seele, sie ist sehr bewegt. Du, mit Deiner weichen Seele leidest auch durch die Greuel des Krieges — o! Friede, — wahrer Friede, wie willkommen! Die Oestreicher sollen geschlagen sein, heißt das Gerücht heute, aber es mag wohl nicht wahr sein. Die Familie ist heute zusammen bei den Eltern vereinigt, wir aßen im Garten wie am Verlobungstage. Ueber's Jahr sind wir wieder zusammen! Müller[1]) war auch hier. Er und Alle andern lassen Dich vielmals grüßen, besonders die Schwestern. Lebe wohl, Du treue Seele! Schreib mir recht oft. Dieß ist der 5te Brief, den ich Dir zuschicke, ich hoffe, sie kommen Dir alle zu Händen. Lebe, Lebe wohl! Amalie.

11 Tage sind Deine Briefe unterwegs gewesen: der Armeebericht, den Du schickst, ist hier schon lange bekannt.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 6ten Sept 1813

So gebe Gott mir nur immer den kindlichen, fast kindischen Glauben, er werde das Band zweier Seelen wie die Unsern nicht trennen! Weiter kann ich nichts denken, nichts fühlen, nichts mehr hoffen. Nach Deinem letzten Briefe, Geliebter, ist nun die Gewißheit da, Du bist Soldat, Du gehst in die Schlacht, ein Augenblick kann das theuerste Dasein vernichten. Bis zu diesen Briefen träumte ich noch, es werde nicht dahin kommen, die Menschen würden den wahren Vortheil für die große Sache verstehen, und Dich zu etwas Anderm gebrauchen, dem Du Deine vollen Kräfte weihen kannst, da es hier doch nur Stückwerk sein kann, jeder der Arm und Bein hat Dich besser ersetzt, indessen in anderm Fache Alles verdorben wird, was Du erhalten könntest. So sagen alle Freunde. O ich schelte Dich nicht, Du Theurer! Du kannst wohl jetzt nicht anders, aber daß sie es dahin kommen ließen. Nur binde Dich ja nicht, Geliebter, den Gedanken mit einem Feldregiment laß ja fahren, das wäre gewiß nicht recht. Und

[1]) Kollege Eichhorns am Kammergericht.

Digitized by Google

versprachst Du mir nicht einmal, eine Schlacht wolltest Du mitmachen und dann wieder abgehen vom Militair? Du wirst recht über mich lachen, aber nicht zürnen.

Diesen Brief sollst Du durch Hueser empfangen, und da dieß vielleicht lange dauert, schreibe ich Dir auch noch Einen morgen mit der Post. Wenn ich alle Nächte schliefe, wäre ich ganz wohl. Meine Ruhe ist noch nicht fest gegründet: einsam ist mein Herz geängstiget, und immer kann man doch nicht zerstreut sein, und das macht mir auch Unruhe, das Beste thut immer mein herrliches Kind, von dem ich Dir im letzten Briefe viel geschrieben habe. Ich hatte nicht den Glauben, daß Du bei der Schlacht gewesen sein würdest, daher war ich ohne Angst, als ich von ihr erfuhr, auch bekam ich ja gleich die Nachricht Deines Wohlseins von H. v. Scharnhorst, sonst freilich hätte ich wohl Bangigkeit gehabt — ach! mehr als das.

Deine Erzählung der Katzbacher Schlacht ist höchst interessant, es wird davon im Correspondenten gelesen werden. Du reitest! ach mein Lieber! das ist einmal geglückt, aber Du kannst es unmöglich verstehen in allen Fällen, da Du gar nicht geübt bist, doch freilich, Du kannst Vieles, was Du willst, und Gott, Gott wird Dich beschützen. Wie oft erflehe ich das zu ihm, wenn ich Abends den Sternenhimmel anschaue, unwillkührlich ertönt mein Gebet laut in der öden Einsamkeit. Doch bin ich mir immer noch selbst ein Räthsel, wie ich diese Trennung noch *so* ertrage! Ich fühle es, die Nothwendigkeit, die eigne Ueberzeugung, Du kannst jetzt nicht ruhig an meiner Seite leben, Du *darfst* nicht, ist kräftig — aber Soldat! Du, mein theuerstes Herz, und auch mein Karl. Ach, man kommt jetzt aus den Bewegungen des Gemüths gar nicht heraus. Eins drängt das Andere! Das Oeffentliche, das Besondere, eine Quelle von Sorge, Freude, wiederum Angst. *So* kann es lange nicht bleiben! Es ist unmöglich. Ueberall Risse, schmerzliche, im Familien Glück, Auflösung aller schönen Bande, wo ist die Hand, die wieder knüpft und ordnet? Sie ist da, aber werden wir sie wieder freudig küssen? Moreaus[1]) Unglück, des Edlen, hat Alles tief erschüttert, ich war ganz weg gestern darüber. Wie wird der Teufel triumphiren: aber warum sind solche Menschen in einer solchen Gefahr. Das ist und bleibt falsch, unrecht. Du erwähnst in Deinem Bericht über die Schlacht keines bedeutenden Verlustes, auch keine Deiner Bekannten und Freunde, aber das kann und wird kommen, Geliebter! wir werden noch einige Freunde zu betrauern haben, es geht so blutig her! aber Gott Lob! ein herrlicher Anfang. Weißt Du nichts von Karl? Es freut mich, daß der Kragen Dir gut gethan, nun

[1]) Moreau, der ja seit seiner Verschwörung gegen Napoleon aus Frankreich verbannt war, hatte sich den Verbündeten zur Verfügung gestellt und war aus Amerika wieder zurückgekehrt. Bei Dresden wurde er, bevor er noch Gelegenheit gehabt hatte, sich irgendwie in größerem Maßstab zu betätigen, tödlich verwundet. Sein Tod rief im ersten Augenblick überall in Deutschland einen gewaltigen Eindruck hervor. Sehr bald aber überwog die Stimmung, daß das Schicksal Deutschland seine Befreiung aus eigner Kraft, nicht durch die Leistung eines Franzosen erkämpfen lassen wolle.

Digitized by Google

hast Du doch auch einen Mantel? Du sagst, Deiner Gesundheit habe alles Ungemach nicht geschadet, aber liebster Freund, Du schreibst am andern Tage, da kann noch der Schnupfen usw. kommen, doch denke ich nicht. Hermann jauchzt und kräht hier neben mir. Amalie.

Hier schicke ich Dir Deine Pantoffeln, die Du nicht verschmähen sollst. Gott befohlen, Du Herrlicher! —

Amalie an Eichhorn

Berlin am 7ten Sept. 1813.

Gestern schrieb ich Dir einen Brief, den H. v. Hueser Dir bringen wird. Er reist aber erst morgen fort, bleibt über 8 Tage unterwegs, also schreibe ich Dir heute außerdem mit der Post. Die Antwort auf Deinen letzten interessanten Bericht der siegreichen Schlacht bei der Katzbach findest Du in dem erwähnten Briefe. Geliebter, schreib mir ja immer gleich nach einem Gefecht, auch wenn Du blessirt bist, kannst Du nicht, so muß es dann ein andrer thun. Gott Lob, meine Fantasie ist jetzt mehr mit der heitern Vorstellung, Du seiest wohlauf, wir werden uns wiedersehen, beschäftiget, aber wenn dann solche Nachrichten von Schlachten u. dgl. kommen, dann stürmt auch alles über sie her, um sie in schwarze Vorstellungen zu hüllen. Doch so arg ist's auch nicht. Es sagte mir neulich die Simon so ganz oberflächlich: Sie müssen auch an die Vorsehung denken. Da mußte ich lächeln, ich fühlte tief, daß diese Freundin nicht wußte, was mich hält. Mein kleiner Junge muß wohl die Zähne bald bekommen, er ist nicht so munter als sonst, aber immer dick und stemmig. Ich und alle Verwandten und Freunde befinden sich wohl. Ich gehe sehr viel aus, und habe viel angenehme Zerstreuung. Gestern waren wir Geschwister alle in Moabit recht vergnügt; heute Mittag esse ich bei den guten Simons, denen ich Deinen Brief mittheilen werde. Hernach gehe ich zu den Eltern, dann wieder zu Hause, bringe mein Jüngelchen ins Bett, gedenke Deiner und lege mich zur Ruhe. Ich fühle, daß die Spannung der großen Zeit viel Erleichterung giebt, das persönliche Bittre zu ertragen. Man wird getrieben von einem zum Andern. Von Freude zur Sorge. Von der Hoffnung zur Furcht.

Hueser war eben bei mir und sagte mir, daß die Franzosen schon wieder näher an Berlin wären,[1]) man hat wieder Wagen requirirt um Blessirte zu holen, auch hörte man gestern immer fort schießen. —

Gleich am Sonntag, nachdem ich Deinen Brief erhalten, ging ich zu Schleiermachers heraus und zeigte ihm denselben. Ich mußte ihm Vieles aufschreiben für die Zeitung.[2]) Noch ist aber nichts drin erschienen. Er war sehr betrübt

---

[1]) Neys Anmarsch, der aber bereits am 6. bei Dennewitz aufgehalten worden war.

[2]) Schleiermacher hat von Juni bis 1. Oktober 1813 den von ihm und Niebuhr in Reimers Verlag gegründeten „Preußischen Correspondenten" redigiert. Die näheren Einzelheiten über diese interessante Zeitung bei H. Dreyhaus: Der „Preußische Correspondent" von 1813/14 und der Anteil seiner Gründer Niebuhr und Schleiermacher, Forschungen zur

Digitized by Google

über Moreau. Das glückliche Gefecht der vereinigten großen Arméen ist theuer erkauft. Auch heißt, es sei nur halb gut gemacht, was vorher schlimm gewesen ist; aber Vandamme gefangen, ist vortrefflich.

Deine Sammelsie muß Dir alles durcheinander vorschwatzen: Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wenn man im höchsten Grade Alles leisten will, man in Fehler verfällt, die einem selbst ganz zuwider sind, und die man oft so gerügt hat. So gehts Reimer. Alle mögliche elende Kunstgriffe gebraucht jetzt seine Buchhandlung, um sich, vorzüglich den Correspondenten zu erhalten: er ist aber dennoch so mangelhaft, daß es nicht lange damit dauern kann. Oft kommt er nicht zur rechten Zeit heraus, oder gar nicht, dann werden Extrablätter angezeigt, die nichts enthalten u. dgl. mehr. Das thut immer leid und, däucht mir, ist doch immer die Folge einer Schuld. Ging Reimer fort, so mußte er früh schon Alles thun, daß so etwas nicht geschehe, aber er hat eigentlich gar nicht gesorgt, und sein guter Ruf leidet dadurch. — Mein lieber Eichhorn hat aber recht für seine Amalie gesorgt, doch Eins hat er noch vergessen. Man will mir nehmlich das Gehalt nicht verabfolgen, ohne eine Anweisung dazu von Dir, im Monat September selbst geschrieben, als Beweis, daß Du noch in diesem Viertel Jahr lebst. Beliz wird sorgen, daß ich das Gehalt empfange, es wird für einen Monat bezahlt, doch ist immer Deine Anweisung noch nöthig. Sei also so gut mir diese zu schicken. Ich will jetzt zu Simons gehen und diese Zeilen bei den Eltern schließen. —

Bei Simons hörte ich, daß Wilhelm Roeder[1]) geblieben sei und der Major Grollmann schwer verwundet. Immer ist man wieder von Neuem durch so etwas tief erschüttert, und doch ist die Zeit ein Schlacht Messer. —

Wir waren recht angenehm bei Simon's, tranken auch Deine Gesundheit. Von Karl haben wir wieder gar keine Nachricht. Ich bin für ihn sehr besorgt. Die Eltern aber dießmal weniger, sie glauben, die Garden werden nicht so leicht vorkommen. Wenn Du diesen Brief erhältst, wer weiß was da wieder vorgefallen ist. Die Eltern und Geschwister, alle Freunde lassen Dich tausendmal grüßen. Dein Brief wird mit vielem Interesse gelesen. Heute ist alles wieder recht dunkel mit der großen Sache — Es ist ein ewiges Blutvergießen und kein Terrain gewonnen, kein wahrer Vortheil noch nicht. Ach welch ein harter Kampf! Und ist es nicht, als sollten die stärksten und kräftigsten von Napoleons Feinden dahin geopfert werden, sie sollen nicht die Folgen ihrer unermüdlichen großen Anstrengungen erfahren, sie, die eigentlichen Kämpfer für die gute Sache.

Brand.-Preußischen Geschichte, Bd. 22, 2, S. 55—126, und bei P. Czygan: Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, Leipzig 1911, Bd. 1, S. 262—276. Die Klagen, die Amalie gleich weiter unten über die Leistungen des Correspondenten vorbringt, wurden von allen Seiten erhoben.

[1]) Wilhelm v. Roeder, Major im Stabe Kleists, gefallen bei Kulm am 30. August. Ueber ihn und seine zum Teil später ebenfalls erwähnten Brüder vgl. „Standhaft und treu"; Karl v. Roeder und seine Brüder in Preußens Kämpfen von 1806—1815, auf Grund hinterlassener Aufzeichnungen herausgegeben von Maximilian Schultze, Berlin 1912.

Digitized by Google

Hernach haben die andern leichtes Spiel und das Glück. So war es immer in der Geschichte.

Mein geliebter, theurer Eichhorn — gedenke meiner in Liebe als Deine starke, aber Dich heißliebende, ferne Amalie.

(Fortsetzung folgt)

Gedanken über Staatengemeinschaft

Von

Dr. S. van Houten, holländischer Minister a. D.

Anmerkung der Redaktion. Es wird für unsre Leser von Interesse sein, einen der angesehensten und aufrichtigsten Vorkämpfer internationaler friedlicher Verständigung sich zu diesem Gegenstand, dem er seine ganze Kraft widmet, äußern zu hören. Wir glaubten deshalb, seine Ausführungen unverkürzt und unabgeschwächt bringen zu sollen, auch in Punkten, wo wir Deutschen Bedenken und Widerspruch nicht unterdrücken können. So z. B. in betreff des über die Kampfmittel der Flugzeuge Gesagten. Wenn der merkwürdige Friedensapostel d'Estournelles de Constant sich gegen ein Verbot, Explosivstoffe aus Flugzeugen oder Luftschiffen zu werfen, aussprach, so ist der Grund ganz klar: damals glaubten die Franzosen den Vorrang in der Beherrschung der Luft zu besitzen. Anderseits darf man vielleicht dem verehrten Verfasser des vorliegenden Aufsatzes die Frage zur Erwägung anheimgeben: Wenn dem tapfern kleinen Volk, dem er angehört, noch einmal, wie in den ruhmvoll bestandenen Freiheitskämpfen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der Verlust seiner Freiheit drohte und ihre einzige Rettung in einer rücksichtslosen Führung des Luftkrieges bestände — würde Holland sich einen Augenblick von der Anwendung dieses Kampfmittels abhalten lassen durch internationale Abmachungen, die im Frieden am grünen Tisch getroffen wurden? — Und ist etwa das Loslassen farbiger Horden gegen Weiße, trotz Herrn Spitteler, um einen Deut humaner und kulturfördernder als die Beschießung fester Plätze durch Zeppeline? — Auch die gewiß sehr maßvollen und nach Objektivität strebenden Ausführungen des Herrn Verfassers über den „Militarismus" werden in Deutschland nur die Ueberzeugung bestärken können, daß wirklich loyale und aufrichtige Friedensfreunde wie Herr van Houten selbst ihrer Sache am besten dadurch dienen werden, daß sie versuchen, bei ihrer praktischen wie propagandistischen Arbeit das Wort „Militarismus" und die Polemik gegen diesen außerordentlich schwankenden Begriff ganz zu vermeiden.

*

Der Zustand Europas vor dem Kriege hatte einige Reibungsflächen, doch keine Mißstände, die im Verhältnis ständen zu den Opfern an Gut und Blut, die man jetzt bringt, um ihn zu ändern. Somit war es nicht nur ein schöner, sondern auch ein ganz praktischer Gedanke, der Passy und Randal Cremer veranlaßte, im Jahre 1889 einen Aufruf an alle Parlamentarier zu richten, sich zu vereinigen zu einem ernsthaften Versuch der zivilisierten Staaten, etwaige Differenzen nicht mit den Waffen, sondern schiedsgerichtlich zu begleichen, und dafür eine ständige Einrichtung zu schaffen. Ihr Streben hatte Erfolg. Allmählich bildeten sich in so gut wie allen Volksvertretungen Abteilungen dieser

Digitized by Google

Vereinigung, mit mehr oder weniger Mitgliedern, je nach den lokalen Verhältnissen,[1]) deren Zahl Anfang 1912 auf 3640 gewachsen war, um allerdings im folgenden Jahre um 300 zurückzugehen, mutmaßlich größtenteils infolge von Nichtwiederwahl. (Rapport à la Conférence de la Haye, 1913, p. 11.)

Die Interparlamentarische Union war gewissermaßen eine Tochter der Friedensgesellschaften, und in den ersten Jahren hatten die erfahrenen Parlamentarier in ihrer Mitte immer damit zu tun, dem Unterschied zwischen beiden Geltung zu verschaffen. Für die Parlamentarier galt es, den nächsten Schritt zu einer dem Frieden dienenden Organisation der Staaten zu bewirken; den Geist der Völker in friedliche Richtung zu lenken und für weitere Schritte empfänglich zu machen, blieb die Aufgabe der Friedensvereine. So wurden die ersten Zusammenkünfte hauptsächlich der Ausarbeitung eines Schiedsgerichtsentwurfs gewidmet. Die Union war unter Führung des belgischen Senators Decamps gerade damit fertig, als die überraschende Initiative des russischen Zaren vom 24. August 1898 die Einberufung einer Friedenskonferenz veranlaßte, in deren Tagesordnung die von der Union so gut vorbereitete Arbeit von selbst aufgenommen wurde und dank dieser Vorarbeit als reife Frucht von der Konferenz angenommen werden konnte.

Seitdem fehlte der Union eine nächstliegende neue Aufgabe, auf welche sie praktisch ihre Kräfte konzentrieren konnte, und dadurch wurde sie wieder einer Friedensgesellschaft ähnlich, um so mehr, da die Friedenskonferenz selbst als Organ der Regierungen die berufene Stelle wurde, um das nächst Erreichbare in der Richtung nach einer zwischenstaatlichen Gemeinschaft zu formulieren. Die größere Hälfte der späteren Resolutionen der Union bringt demzufolge Wünsche an die Regierungskonferenzen zum Ausdruck.

Einige Resolutionen aber, und von diesen möchte ich hier sprechen, beziehen sich auf diese Konferenzen selbst und ihre weitere Ausbildung.

Gleich nach der ersten Konferenz wurde in Christiania schon der Wunsch ausgesprochen, daß weitere Konferenzen das Prinzip der ständigen Schiedsgerichte so voll wie möglich zur Geltung bringen möchten. Später wurde, insbesondere nach Anträgen des amerikanischen Senators Bartholdt, die Entwicklung der Interparlamentarischen Union und der Friedenskonferenzen in der Richtung einer internationalen gesetzgebenden Macht oder eines zwischenstaatlichen Parla-

[1]) Gewissermaßen spiegelt sich in dem Beitritt der Volksvertreter zu der Vereinigung der Geist der Völker wider. Als ich mit zwei Mitgliedern, die 1890 der Londoner Konferenz beigewohnt hatten, die Bildung einer Abteilung in die Hand nahm, traten unter Vorgang ihres Vorsitzenden van Naamen van Eemnes fast alle Mitglieder der holländischen Ersten Kammer und die große Majorität der Zweiten bei. Die Richtung der Vereinigung wurde ohne Parteiunterschied gleichmäßig gebilligt und der zugrunde liegenden Idee der Staatengemeinschaft im Prinzip von allen Parteien gehuldigt, was auch den Geist unsrer jetzigen Neutralität erklärt. Die Holländer sehen kein allgemeines Interesse der Staatengemeinschaft in irgendwelcher Machtverschiebung zugunsten oder zuungunsten einer der Parteien. In Gedanken gehören sie wenigstens seit einer Generation dieser friedlichen Staatengemeinschaft schon an und wünschen sie baldmöglichst wiederhergestellt zu sehen.

Digitized by Google

ments in Betracht gezogen und darüber ein im allgemeinen günstiger Bericht in London (1906) in Behandlung genommen. Das Hinarbeiten auf die Bildung einer solchen zentralen gesetzgebenden Macht fand aber nicht allgemein Beifall. Nach der Diskussion wurde nachfolgende enger gefaßte Resolution angenommen:

„Es sei empfehlenswert, den Haager Konferenzen einen regelmäßigeren Einfluß auf die Pazifikationsarbeit zu geben, und die Mächte sollten übereinkommen, den periodischen Zusammentritt dieser Konferenzen zustande zu bringen. Es sei praktisch, daß die Mächte bei der Ernennung ihren Vertretern in der zweiten Konferenz in deren Instruktionen die Pflicht auferlegten, Mittel zu finden, daß ein ständiger beratender Ausschuß mit der Kodifikation und Entwicklung des internationalen Rechts betraut werde" (Official Report, S. 116).

Als die Vorbereitung der dritten Konferenz in Aussicht stand, nahm die holländische Abteilung der Vereinigung diesen Faden wieder teilweise auf, und ich erhielt von ihr den Auftrag, bei der Vereinigung eine Resolution einzubringen, des Inhaltes, es solle für diese Konferenzen ein ständiges Organ gebildet werden, ohne daß der Charakter der Konferenzen als diplomatischer Konferenzen unabhängiger Staaten beeinträchtigt würde. Meinen Bericht findet man in dem Compte rendu der Versammlung zu Genf (1912), S. 131—135. Bei der Diskussion faßte ich den Inhalt kurz zusammen in der folgenden Rede (ebenda, S. 254—255):

„Im Auftrag der Holländischen Gruppe beantrage ich, einen Beschluß zu fassen über eine Sache von großer Wichtigkeit, nämlich die Organisation der Friedenskonferenzen der Regierungen. Der Antrag ist aber nur vorbereitend; er beschränkt sich auf die Aeußerung eines Wunsches bei unserm Konseil, eines Wunsches, dessen günstige Aufnahme, wie Sie wissen, im voraus gesichert ist.

„Nehmen Sie den Antrag an, so wird unser Konseil eine Kommission ernennen zum Studium einer Vorbereitung der Haagschen Konferenzen, ähnlich wie der interparlamentarischen Konferenzen. Allerdings ist die Periodizität der Friedenskonferenzen nie ausdrücklich ausgesprochen worden, aber es ist kaum zu bezweifeln, daß die öffentliche Meinung dieselben schon als eine ständige völkerrechtliche Einrichtung betrachtet. Und das Komitee, das die dritte Konferenz vorzubereiten haben wird, wird tatsächlich stillschweigend oder vielleicht sogar ausdrücklich auch das Ziel verfolgen, etwas weiter zu sehen und sich zu einem ständigen Bureau der Friedenskonferenzen entwickeln. Es ist die Logik der Tatsachen, die sich bemerkbar machen und das Komitee in dieser Richtung leiten wird.

„Wiewohl jedoch der Zweck sehr einfach und klar ist, erheben sich bei der Ausführung viele Fragen in bezug auf die Einrichtung dieses Komitees. Ich nenne nur die bezüglich Zahl, Ernennung und Befugnisse der Mitglieder. Die Interparlamentarische Union hat dabei ihren Einfluß geltend zu machen wie schon bei vielen andern Gegenständen, z. B. bei der Organisation des Schiedsgerichtshofes.

Digitized by Google

„In meinem Bericht habe ich bemerkt, daß wir uns nur beschäftigen wollen mit einem ständigen Organ der Friedenskonferenzen, wie sie jetzt sind, nämlich von diplomatischen Konferenzen unabhängiger Staaten. In diesem Sinne wünschen wir, daß die zu ernennende Kommission das ständige Komitee und Sekretariat dieser Konferenzen vorbereite. Wir könnten diese Grenzen nicht überschreiten, ohne unsre Arbeit im voraus steril zu machen. Die Regierungen haben den Konferenzen diese beschränkte Aufgabe zugewiesen und meines Wissens hat keine derselben den Willen geäußert, sie zu erweitern."

Der Antrag wurde ohne Diskussion angenommen und die Kommission ernannt. Sie hat nur eine Sitzung abgehalten, in der der amerikanische Deputierte James L. Slayden und ich selbst mit unserm Sekretär Herrn Lange, teilweise anläßlich einer schriftlichen Beantwortung des Fragebogens von Prof. Lammasch aus Wien, die ganze Materie in Erwägung genommen haben. In der Sitzung im Haag (1913) wurde noch kein Bericht erstattet, und weitere Vorbereitungen hat der Krieg verhindert.

Doch der Leser wird leicht begreifen, daß ich den Faden weiterspann und der Gedanke mich nicht wieder losließ — der natürlich über den ursprünglichen Auftrag hinausgeht —, ob die beabsichtigte ständige Kommission zur Vorbereitung der Friedenskonferenzen nicht auch selbst zum ständigen beratenden Organ für internationale Angelegenheiten ausgebaut werden könne, das in der Zukunft bei drohenden Konflikten einen beruhigenden und mäßigenden Einfluß auszuüben hätte.

Das Resultat meiner Erwägungen habe ich in meinen holländischen Schriften schon publiziert; es ist in den Kreisen, die es so kennen lernten, beifällig aufgenommen worden. Doch benutze ich natürlich gerne die mir von dieser Zeitschrift gebotene Gelegenheit, es auch für ihre Leser kurz zusammenzufassen und zu begründen.

*

Ich denke in erster Linie an eine nur beratende Versammlung, in welcher Meinungen zum Ausdruck kommen und Pläne ausgearbeitet werden, doch — mit Ausnahme von Beschlüssen bezüglich ihrer eignen Geschäftsordnung — keine Majoritätsbeschlüsse gefaßt werden. Dieser Aufgabe entsprechend könnte die Versammlung etwa Staatenrat für internationale Angelegenheiten genannt werden. Dieser Staatenrat müßte ein verwaltendes Präsidium, resp. Präsidialkollegium und ein Sekretariat mit den notwendigen Hilfskräften haben, die alle von den gesamten teilnehmenden Staaten derart zu besolden wären, daß die Heranziehung der bedeutendsten Persönlichkeiten und deren standesgemäßer dauernder Aufenthalt am Sitze des Rates ermöglicht wird. Wahl, Amtsdauer, Zulässigkeit von Wiederwahl usw. wären noch näher zu bestimmen. Nur muß das Präsidium absolut unabhängig sein von irgendeinem einzelnen Staate und somit ein ins Präsidium gewähltes Mitglied der Konferenz aufhören, seinen Staat zu vertreten. Zur Teilnahme werden die in der Friedenskonferenz vertretenen Regierungen eingeladen. Diese ernennen Mitglieder in einer innerhalb

Digitized by Google

gewisser Grenzen beliebigen Zahl auf eigne Kosten und können diesen in speziellen Fällen Sachverständige beiordnen. Bei Ernennung mehrerer Mitglieder ist eines als erster Vertreter zu bezeichnen. Die einzigen bzw. die ersten Vertreter haben an dem Sitzungsorte oder in dessen Nähe zu wohnen, so daß das Präsidium in höchstens ein paar Tagen eine Gesamtsitzung einberufen kann. Plenarsitzungen zur Endberatung werden gehalten wie bis jetzt üblich, soweit Stoff, auch durch Publikation, genügend zur Beschlußfassung vorbereitet ist. Noch einmal sei aber gesagt, daß Abstimmungen nur stattfinden, um die schließlichen Instruktionen der Regierungen in übersichtlicher Weise zum Ausdruck zu bringen, nicht um Minoritäten zu binden. Angenommene Traktate erlangen Kraft nur durch Ratifikation.

Beiläufig sei bemerkt, daß der Staatenrat und sein Bureau sich auch nützlich erweisen können bei Angelegenheiten, die nur einzelne Staaten angehen, und mitwirken kann, um die jetzige umständliche Behandlung der Kanzleien zu vereinfachen.

Um dieses Organ der Konferenzen zu einem Vermittler bei Konflikten weiter auszubilden, genügt eine einzige Traktatbestimmung, die auch sehr nützlich wäre, um die Völker gegen übereilte Beschlüsse andrer und eigner Militärbehörden sicherzustellen, die Bestimmung nämlich, daß kein Staat irgendeine Zwangsmaßregel gegen einen andern oder dessen Angehörigen einleiten darf, wenn nicht die Forderung wenigstens einige Wochen vorher an den Staatenrat notifiziert ist. Solche Erweiterung seines Arbeitskreises hat schon die Union Interparlementaire vorbereitet. Bei ihrer Tagung im Haag wurde am 4. September 1913 folgende Resolution einstimmig angenommen, die von der amerikanischen Abteilung eingebracht und von Bartholdt und Burton in vorzüglichen Reden befürwortet worden war (Compte rendu, S. 231—244 und 313—317):

„In Erwägung, daß der Präsident und der Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika alle Regierungen, welche die Haager Verträge unterzeichnet haben, eingeladen haben, mit der amerikanischen Regierung Uebereinkünfte abzuschließen, wobei die hohen Parteien sich verbinden, falls Mißstimmungen oder Konflikte zwischen ihnen aufkommen, nicht zu Feindseligkeiten zu schreiten, bevor eine unparteiische Untersuchung stattgefunden hat;

„in Erwägung, daß diese Uebereinkünfte offenbar der Erhaltung des Friedens dienlich sein würden, weil deren Annahme der Möglichkeit einer friedlichen Regelung aller Konflikte zwischen Nationen sehr förderlich wäre;

„empfiehlt die Achtzehnte Interparlamentarische Konferenz mit Wärme den Regierungen das Prinzip solcher Uebereinkünfte.

„Sie ist der Ansicht, daß solche Abmachungen aufgenommen werden sollten in den Arbeitsplan der Kommission für internationale Rechtsprechung, mit dem Zwecke, die allgemeine Anwendung zu fordern."

Damals lag der Konferenz der Abdruck eines Traktats zwischen Amerika und San Salvador vor (Compte rendu, S. 313), und nach den neuesten Berichten sollen schon mehr als zwanzig abgeschlossen sein.

Digitized by Google

Der Staatenrat würde ein dauerndes Untersuchungsorgan bilden können.

In solcher Vertragsklausel liegt offenbar eine Waffe gegen den großen, schwer zu definierenden und noch schwerer mit Gewalt zu bekämpfenden Feind „Militarismus". Militarismus ist nicht Waffenmacht an sich. Sonst würden nicht die Staaten, welche Deutschland wegen dieses Leidens bekämpfen, jetzt auch selbst daran leiden und sich auch noch brüsten mit der ungeheuren Entwicklung dieses Leidens. Das Wesen des Militarismus liegt in der Benutzung der Streitkräfte und in dem Uebergewicht militärischer Erwägungen in der innern und äußern Politik.

Seit auch auf dem Gebiete der Zerstörung Wunder von Technik und Organisation existieren, machen technischer Stolz und ein natürlicher Drang, sich nicht immer mit Uebungen und Manövern zu begnügen, diese Geistesrichtung doppelt gefährlich.[1])

Von den Schrecken der wirklichen Ausführung hat die ganze Welt aber völlig genug, und sie ist, meine ich, vorbereitet, die in obiger Vertragsbestimmung liegende Beschränkung des Gebrauchs der Streitkräfte anzunehmen. Jedenfalls steht bei mir fest, daß warmes Eintreten dafür als Beweis gelten wird, daß der betreffende Staat nicht an Militarismus leidet, oder wenn er daran gelitten hat, durch Erkenntnis der allseitigen schrecklichen Folgen gründlich davon genesen ist.

Sitzt der Staatenrat einmal im Sattel, so wird er schon reiten. Er soll nur ein Organ der moralischen Macht sein, denn schließlich ist doch die moralische Macht die höhere.

Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß er, wenn er einmal existiert, als unparteiisch geleiteter Staatenvertreter, bei Separatabkommen auch mit Verwaltungsaufgaben betraut wird, und ihm die dazu notwendigen Machtmittel zur Verfügung gestellt werden. Ich denke hierbei an zwei Verwaltungsobjekte in spe: Erstens an aus ihrem bisherigen Staatsverbande via facti losgerissene Länder, die selbständige Staaten zu werden berufen sind. Sie sind den amerikanischen „Territorien" ähnlich und müssen zu voller Selbständigkeit erzogen werden. Wer wäre zur Oberaufsicht besser berufen als der Staatenrat, wenn er nur existierte. Und zweitens kommt das Meer hier mit einer gewissen Naturnotwendigkeit durch die zwingende Macht der Tatsachen in Betracht.

---

[1]) Von der gerade im zwanzigsten Jahrhundert eingetretenen Verschiebung der Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten zugunsten der technischen Fortschritte liefert das Urteil über das Werfen von Explosivstoffen aus der Luft ein Beispiel. Die erste Friedenskonferenz verbot es, allerdings nur für fünf Jahre. Die Luftschiffahrt entwickelte sich schnell, somit wuchs die Gefahr. Doch das Luftschiff kam auch als Zerstörungsmittel in Gunst. Die zweite Friedenskonferenz erneuerte das Verbot nicht. Auf eine neue humane Regelung hinzuwirken, war die letzte Arbeit des berühmten Pazifisten Beernaert. Sein ausgezeichneter Bericht wurde in der Unionssitzung von Genf behandelt, wo ein fast einstimmiges Votum zugunsten der Erneuerung des Verbots zustande kam. Eine kleine Minorität, deren beredter Vertreter der Franzose d'Estournelles de Constant war, stimmte für unbegrenzte Benützung des technischen Wunders (Compte rendu, S. 121—130 und S. 257—352).

Digitized by Google

Das Meer gehört nur, soweit territoriale Gewässer in Betracht kommen, einzelnen Staaten, im übrigen ist es Res nullius, seiner Natur nach bestimmt zum gemeinsamen Gebrauch für Verkehr, Fischfang und Vergnügungsfahrt. Natürlich ist es im Laufe der Geschichte auch für nicht friedliche Zwecke benutzt worden: als Schauplatz für Seeräuberei und Verkehrssperren, als Schlachtfeld. Das Kriegsschiff ist ein Machtmittel rivalisierender Staaten geworden. Das Völkerrecht ist bestrebt gewesen, in Krieg und Frieden auf diesem Gebiete Ordnung zu schaffen und in dem Gebrauche der Kampfmittel Beschränkungen einzuführen. Die Union Interparlementaire hat getan, was sie vermochte, diese Beschränkungen noch enger zu ziehen, in der Richtung a) auf völlige Unverletzlichkeit des Privateigentums zu See, b) auf Beschränkung des Blockaderechts, c) Beschränkung der Begriffe von Kriegskonterbande auf wirklich zu Kriegszwecken dienende Gegenstände, d) Beschränkung der Vernichtung von Schiffen, die Konterbande transportieren. Ich kann hier verweisen auf die Berichte der Konferenzen von Bern (1892), Haag (1894), Christiania (1899), und insbesondere von London (1906) und Brüssel (1910).

In dem jetzigen Kriege ist alles bisherige Recht mit allen Reformprojekten über den Haufen geworfen worden, so daß von ihm buchstäblich nichts mehr besteht. Bei der Bestimmung als Bannware ist die grundlegende Definition gänzlich aus dem Auge verloren, daß der Krieg ein Kampf ist nicht der Bevölkerungen, sondern der militärischen Organisationen, und daß demnach nur, was diesen im Kampfe dient, Kriegsmittel und deshalb Konterbande ist. Blockade und Belagerung werden begrifflich so weit ausgedehnt, daß faktisch ganze neutrale Staaten in blockierte oder belagerte Gebiete hineinbezogen werden. Die Rechte der Neutralen und des Postverkehrs werden nach dem Belieben der stärksten Seemacht eingeschränkt. Nur die zufällige Konstellation der Mächte schafft alle diese Vorgänge. Unbegreiflich würde mir sein, wenn Frankreich, Rußland, Italien und Japan die englische Praxis künftig auch sich selbst gegenüber als Recht gelten lassen würden. Vorläufig aber ist Seerecht, was England gefällt.

Dazu kommt noch das neue Kampfmittel, das Tauchboot, um die Machtverhältnisse über den Haufen zu werfen. Noch nicht für den jetzigen Augenblick; aber man frage sich: wie wird es werden, wenn die ganze Welt wimmelt von diesem relativ nicht kostspieligen Kampfmittel? England kann seine Rechte ausdehnen bis zur völligen Rechtlosigkeit der jetzt schwächeren Staaten; wenn aber erst alle Gewässer voll Tauchbooten sein werden, ist wirkliche Machtübung, ein wirkliches Rule the waves unmöglich geworden. Der Engländer, der daran zweifelt, möge sich z. B. alle Inseln und Buchten des Mittelmeeres voll mit Tauchbooten denken!

Internationale Verwaltung des Meeres ist das einzige Mittel, welches einen der friedlichen Arbeit der Völker dienlichen Zustand wiederherstellen kann. Man muß hier auf den Grund der Dinge zurückgehen, den Gebrauch des Res nullius unter internationale Polizei bringen, natürlich mit speziellen Bestimmungen für

Digitized by Google

Staaten, deren Gebietsteile vom Meere getrennt werden usw. Es ist der einzige Ausweg aus der jetzigen und, soweit das möglich, in der Zukunft immer heißer werdenden Hölle.

Hier verdienen auch Meerengen und meerverbindende Kanäle spezielle Berücksichtigung. Das Reichstagsmitglied Pachnike hat diese Materie bei der interparlamentarischen Vereinigung zur Sprache gebracht, und das portugiesische Mitglied de Penha Garcia hat darüber in ausgezeichneter Weise Bericht erstattet (Compte rendu der Haager Konferenz von 1913, S. 51—105 und 175—193). Man sieht sofort die Notwendigkeit ein, diese Materie in die Regelung einzubeziehen, wenn man sich z. B. die Situation Rußlands und der Donauländer vergegenwärtigt, welche durch Bosporus und Dardanellen das Mittelmeer erreichen können, um dann, gleich den Mittelmeermächten selbst, vor einem von Menschenhand angelegten Kanal einerseits und vor einer von England kontrollierten Meerenge anderseits festzuliegen.

Natürlich wird jeder sogleich die Frage aufwerfen: Aber England? Ich antworte: man probiere es. Warum würde England nicht mit der führenden Rolle in der internationalen Seepolizei zufrieden sein können? Bei der Konfiguration seiner Weltmacht kann es keinen Stärkeren auf dem Meere dulden, und in dieser Hinsicht muß man England recht geben. Aber ohne Opfer und Kampf die gleichen Bürgschaften für seine eignen Interessen zu erlangen, ist doch der bessere Weg, den nicht nur ein Jünger der Prinzipien von Cobden und Bright einzuschlagen geneigt ist, sondern ganz gewiß auch der Steuerzahler, dem in England die künftige Schraube ohne Ende nicht weniger verdrießlich sein wird als anderswo.

Es wird eine wirkliche Erleichterung sein für die ganze Welt, keine Ausgaben mehr für Flottenbau und nur einen mäßigen Beitrag für die Kosten der Seepolizei aufbringen zu müssen. Nur übertreibe dieser Steuerzahler nicht, wenn er sich nicht einen, wie ich fürchte, allzu mächtigen Feind schaffen will. Er knausere nicht mit Wachtgeldern!

*

Der Verfasser empfiehlt die in diesen Blättern kurz skizzierte Neuordnung dem Beifall der Völker. Sie ist entworfen nach den Prinzipien der historischen Rechtsschule. Sie schließt sich dem historisch Gewordenen und dem von den reformatorischen Bestrebungen von Tausenden Parlamentariern Vorgearbeiteten in jeder Hinsicht an. Nach ihrer Einführung würde man kaum bemerken, daß etwas geändert ist, während doch diese gründliche Aenderung eingetreten wäre, daß durch ein neues einflußreiches Organ für moralische und rechtliche Erwägungen die Machtverhältnisse zugunsten solcher Erwägungen verschoben sein würden und dadurch ein dauernder Friedenszustand, wenn natürlich nicht absolut verbürgt, doch so ziemlich gesichert wäre.

Haag, Juni 1916.

Digitized by Google

Von den Küsten des Mittelländischen Meeres

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

Zu allen Zeiten verfolgte ich mit Interesse die Bewegungen im Orient. Vom geschichtlichen ebenso wie vom ethischen Standpunkt aus eine der anziehendsten Fragen. Nichts kann fesselnder sein als das Studium der Völker und Länder. Leider werden gerade diese Gegenstände in den Schulen vernachlässigt. Man beschwert den Lehrplan gerne mit theoretischem Stoff und läßt beiseite, was später der Jugend praktisch dienen könnte.

Der Mangel an Kenntnis der Länder jenseits der Grenze und ihrer Bevölkerung hat sich oft gerächt. Man ist infolgedessen nur zu sehr geneigt, die wahre Lage zu verkennen, und betrachtet sie ebenso häufig pessimistisch wie mit falschen Illusionen.

Und doch wäre es namentlich in der Jetztzeit von außerordentlicher Wichtigkeit, gut unterrichtet zu sein. Ebenso vom wirtschaftlichen wie vom kaufmännischen und politischen Gesichtspunkt aus bleibt es ausgeschlossen, ohne richtigen Ueberblick nützlich zu handeln. Ungenügende Erfahrungen und mangelhafte Beziehungen haben schon die traurigsten Folgen gezeitigt.

I.

Land und Leute

Durch die anmutig färbende Brille der Jugend warf ich den ersten Blick auf den tropischen Boden von Afrika. Der Orientalismus mit seinem ganzen Reize entfaltete sich damals vor den Augen des Studenten.

Viele Dinge haben sich seit einem Vierteljahrhundert verändert, manches in jenen Ländern und noch mehr in mir selbst, darum werde ich nie mehr das geheimnisvolle Afrika mit denselben Augen betrachten, nie mehr in dem Glanze jener Tage. Aber die Erinnerung daran bleibt mir, und mit Freuden werde ich sie immer in mein Gedächtnis zurückrufen. Wenn auch die Lage heute eine sehr verschiedene geworden ist, so ist es mir doch lieb, die Eindrücke von damals mir wieder vorstellen zu können, ja ich schätze mich glücklich, alles dies zuerst in meiner Jünglingszeit kennen gelernt zu haben.

Die richtige Sache im richtigen Augenblick zu erkennen, ist ein seltener Vorteil; die rechte Aufgabe auch in der rechten Minute erledigen zu können, gehört zu den größten Befriedigungen.

Nichts kann mehr zur Ausbildung der Jugend dienen als Reisen. In dem Alter, wo das Interesse noch nicht durch Sorgen aller Art abgestumpft ist, wo noch die neuen Eindrücke sich lebhaft der Einbildungskraft bemächtigen, zu dieser

Digitized by Google

Zeit sollte man zuerst den Orient besuchen; denn kehrt man dann in späteren Jahren zur ernsten und mühsamen Arbeit zurück, so wird die Erinnerung trösten und die Begeisterung der Jugend wieder wach werden, um zu neuen Taten anzuspornen.

Obgleich sich das nördliche Afrika seit der französischen Eroberung sehr verändert hat, bleibt es doch eines der interessantesten Länder längs der Küste des Mittelländischen Meeres. Die historischen Erinnerungen sind vor allem von größter Wichtigkeit. Schon der Name Karthago reicht hin, um eine ganze Vergangenheit hervorzuzaubern. Hier haben die punischen Kriege am heftigsten gewütet und Roms Weltmacht befestigt.

Dem Geschichtsforscher und dem Archäologen bieten diese Gegenden ein unerschöpfliches Feld. Ueberall finden sich Orte mit antiken Erinnerungen, überall treten uns klassische Denkmäler entgegen. Keinen Schritt kann man entlang der Küste wie im Innern der Sahara tun, ohne auf Reste der alten Bewohner zu stoßen. Alle einstigen Kulturvölker sind hier nicht allein vorübergegangen, sondern haben auch Halt gemacht. Jedes hat auf seine Weise zu kolonisieren versucht, irgend etwas von seiner Arbeit, seinen Bestrebungen, seinem Blute oder seinem Geiste zurückgelassen. Darin liegt die beste Erklärung aller Rätsel, welche sich dem Beobachter bieten. Tausend Züge, die unser Staunen erregen, werden uns nur durch die Kenntnis ihres merkwürdigen Ursprungs verständlich. Die atavistische Abstammung gibt uns die einzige Lösung aller Probleme, welche zugleich verblüffen und anziehen, denn der große Reiz des Landes besteht für viele gerade in diesen eigenartigen Umständen. Das Volk wirkt in seiner vererbten Verfeinerung, selbst in vollem Niedergange, ja sogar bereits degeneriert, immer noch anziehend und zeigt eine solche Zartheit und geistige Frische, daß man in vieler Beziehung seine Ueberlegenheit über die sog. gebildeten Rassen anerkennen muß.

Seine Gedankenwelt oder vielmehr seine Einbildungskraft ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, seine Phantasie derartig glänzend, daß sie nordischen Augen immer unverständlich bleiben wird. Aber seine Neigung zum Träumen wirkt lähmend und macht es unfähig, den Aufgaben des Daseins gewachsen zu sein. Seine Tage würden zu trübe und hart vergehen, wenn eine beneidenswerte Leichtlebigkeit ihm nicht zu Hilfe käme, einen goldenen Schleier der Einbildung über das unendliche Elend der Wirklichkeit zu werfen.

Man möchte sich manchmal fragen, ob diese Bevölkerung nicht mehr in Phantasien als in Handlungen lebt. Stundenlang in Gedanken vertieft, sind die Leute weit davon entfernt, an die Ausführung einer Beschäftigung zu gehen oder auch nur eine Unterhaltung zu führen. Sieht man sie doch in den langen Nachmittagen und Abendstunden, welche sie bis zum Tagesanbruch ausdehnen, vor ihren Häusern hocken, vor den Cafés ausgestreckt, ohne geringste Anzeichen der Langenweile, vollständig befriedigt. Nur ein reiches Innenleben ist imstande, einen derartigen Zustand der Ruhe, ja noch mehr den des wahren Behagens hervorzurufen.

Digitized by Google

Schwer verständlich wird dies immer für Rassen von ganz verschiedenem Temperament und unter andern Gestirnen geboren sein. Aber ist es richtig, sie zu verdammen, nur weil man von einem andern Gesichtspunkt ausgeht? Mag der Fleiß noch so lobenswert sein, sobald er die Grenzen übersteigt und zur angestrengten Arbeit wird, um Geld anzuhäufen, ist er ebenso verwerflich als die Untätigkeit. Das wahnsinnige Verlangen nach Geld, wie wir es in Amerika finden, dem alles geopfert wird, nicht nur die Gesundheit, alle Gefühle, ja sogar das Leben selbst, ist nicht weniger tadelnswert als die Untätigkeit der Asiaten.

Anders ist die Sachlage in Afrika. Schon der arme Boden konnte keinen Ueberfluß versprechen. Millionen und abermals Millionen Menschen von Völkern aus undenklichen Zeiten waren auf die notwendigsten Bedürfnisse beschränkt. Da sie nichts besaßen, nicht einmal ein Stückchen Erde, worauf sie sich ansiedeln konnten, irrten sie als Nomaden umher, um ihr Dasein zu fristen. Durch diese Umstände gezwungen, suchten sie Befriedigung in Phantasien.

Von dem Ursprung dieser Völker wissen wir nur wenig. Aber wenn die Neger allgemein als Ureinwohner dieses Weltteils gelten, dürften die Berber aus Asien in vorhistorischen Zeiten eingewandert sein und sich längs des nördlichen Teils eingewurzelt haben, so daß sie gewissermaßen als zweite Urbewohner betrachtet werden können. Menschen von starkem und gutem Wuchs, haben sie sich bis auf unsre Tage in schönen Typen erhalten. Als wahre Nomaden lieben sie im Freien zu leben. Ihre Zelte mit den Tieren teilend, führen sie ein äußerst primitives Dasein. Dennoch scheint sie dieses rauhe Wanderleben vollständig zu befriedigen. Glücklichere und heiterere Menschen als die Beduinen dürften schwerlich zu finden sein. Wenn sie einerseits wenig besitzen, so haben sie auch anderseits keine eitlen Wünsche. Ihre Tage vergehen ohne große Erregungen, und inmitten dieser wunderbaren Welt leben sie wie Naturkinder. Unter der glühenden Sonne wie unter den schönen Sternen verbringen sie ihre Tage und Nächte in vollständiger Unabhängigkeit, denn die Freiheit ist ihr höchstes Gut, eine Freiheit, wie sie nur der Vogel in den Lüften kennt. Ohne den geringsten Zwang irren sie nach Belieben durch die endlose Wüste. Weder ein Gesetz gebietet ihrem Willen noch ein soziales Abkommen beeinflußt ihre Handlungen, sie tun nur, was ihnen gutdünkt.

Die Araber, der andre große Teil der Bevölkerung, besitzt in vieler Hinsicht dieselben Anlagen. Als sie, zum Teil schon im siebenten Jahrhundert, auf der Bildfläche erschienen, fanden sie Elemente, die ihnen in mehr als einer Beziehung glichen. Alle, Araber und Berber, nahmen die Lehren des Propheten an, die Eroberer wurden auf diese Weise ihre Apostel. In der Tat haben sie sich bald miteinander so eng vermischt, daß man jetzt kaum noch einen Unterschied entdecken kann.

Ende des dreizehnten Jahrhunderts gab es einen neuen fortgesetzten Strom von Muselmanen. Aus Spanien vertriebene Familien jeden Standes landeten längs der Küste. Ja, bis zur heutigen Zeit begegnen wir den schönsten

Digitized by Google

Typen dieser Rasse hierzulande. Leben sie in Zelten, werden sie Beduinen genannt, bewohnen sie feste Wohnungen, erhalten sie den Namen Mauren. Man findet sie überall, und die Art, ihr Dasein zu fristen, ist tausendfach verschieden.

Es gibt kein Gewerbe, welches sie nicht tüchtig vertreten, und nach der Sitte des Orients vererbt sich der Beruf der Väter auf die Söhne. Sie erfüllen mit fast mechanischer Pünktlichkeit ihre Arbeit.

Die obere Klasse hat ihre alten Vorrechte streng bewahrt. Ihre Existenz ist bis zu einem gewissen Grade weit entfernt von dem Kampf um Gelderwerb. Sie bleibt gesondert und in mancher Beziehung im Rückstand, aber anderseits ist sie keineswegs von der materiellen Niedrigkeit beherrscht, sie erhebt sich über den Kampf der Handelsinteressen. Unvergleichlich ist das Auftreten der Männer des alten Stammes. Jede Bewegung von so edlem Anstande, jeder Ausdruck so bewunderungswürdig höflich, von so verfeinertem Wesen, daß der vornehmste Europäer neben ihnen oft als ein Barbar, fast als ungeschliffen erscheint.

Tunis und Tripolitanien ist vor allem der Grund und Boden, der uns Gelegenheit gibt, die Verschiedenheiten dieses Volkes kennen zu lernen, das ehemals so mächtig war und das sich jetzt in vollem Niedergange befindet. Von Jahr zu Jahr verliert es mehr an Boden, und so verschwindet sein moralischer Einfluß naturgemäß, bis das ganze Land vollständig in die Macht der Europäer fallen wird und die Mauren allmählich von Nordafrika verschwinden. Sollten sie eines Tages unterdrückt werden, so bedeutet dies für sie ein Aussterben in diesem Weltteil, wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft.

Für den Augenblick indessen bewahrt der alte Beylik noch viel von seiner lokalen Farbe. Gebieter sind seit mehr denn dreißig Jahren unstreitig die Franzosen geworden, dessenungeachtet ist die Bevölkerung auf dem Platze geblieben und hält trotz mancher Veränderung an ihren Traditionen fest. Die Organisation der Stämme und der Duars blieb bestehen, und die Kadis werden mit großer Hochachtung behandelt. Es gibt sogar einen Bei, welcher in seinem alten Palaste residiert und einen zahlreichen Harem unterhält. Eunuchen und Sklaven stehen unter seinem Befehl wie ehemals; indessen ist dieser orientalische Hof nur ein erkünstelter, eine Art von Schauspiel, um das Land zu befriedigen und gleichzeitig die Ausführung von vielen harten Befehlen zu erleichtern, was sonst eine schwierige Aufgabe für die französische Regierung sein würde.

So ist die Verwaltung teils auf alte patriarchalische Gebräuche gegründet. Die Glieder einer Familie bilden den Duar, und die Vereinigung von mehreren derselben wird Ferkat genannt. Aber nachdem der erstere auf Blutsverwandtschaft beruht, besteht er nur innerhalb der Familie selbst, während der letztere schon eine politische Verbindung ist. Aus den Ferkats setzen sich die Stämme zusammen, an deren Spitze Kadis stehen, welche aus erlauchten Familien hervorgehen und auf denen die Verantwortlichkeit für das Volk ruht.

Digitized by Google

Die Rechtspflege dagegen wird von Kadis verwaltet. Das Feld der Gerichtsbarkeit dehnt sich auf zwei bis drei Stämme aus. Sie haben die Verantwortlichkeit für die „Bureaux arabes“ in den militärischen Distrikten und ebenso für die Verwaltung der Zivilgerichte. Die Einrichtung einer gerechten und unparteiischen Rechtsverwaltung ist in den Kolonien eine der größten Schwierigkeiten. Die seit Jahrhunderten sehr mangelhafte Gerichtsbarkeit, welche unter der ottomanischen Regierung noch erbärmlicher wurde, würde Jahre bedürfen, um wieder auf einen gewissen Höhepunkt zu kommen.

Das Land wird wie in Algier in verschiedene Kategorien geteilt. Der Sabegho gehört gewöhnlich einem ganzen Stamm. Jede Familie hat das Recht auf eine gewisse Anzahl von Morgen, aber ohne sie festzulegen. So bearbeiten sie den Boden in verschiedenen Jahren an verschiedenen Orten; nur die Menge des Landes, welche ihnen durch das Los zufiel, ist festgelegt. Mechtas dagegen sind Ländereien, welche den Häuptern der Duars in Nutznießung gegeben werden; sie können sie ihrerseits an ihre Untergebenen in Parzellen abtreten, die Khamés genannt werden. Unter solchen primitiven Bedingungen ist jede wirkliche Kultur ausgeschlossen, obgleich anderseits durch diese feste Ordnung die ländliche Disziplin in hohem Grade aufrechterhalten wird. Da das Land nicht verkäuflich ist, bleibt das Volk vor Hungersnot bewahrt. Azel sind Güter, welche dem Staat gehören und auf lange Zeit verpachtet werden.

Zu erwähnen ist noch der Melk, ein Privatbesitz, dessen Ausdehnung jährlich zunimmt.

Die Lage der Landwirtschaft ist in den letzten Zeiten eine andre geworden. Durch die Bohrung von artesischen Brunnen und ein ausgedehntes System der Bewässerung wurden große Landstriche, welche für unfruchtbar galten, die am besten bearbeiteten. Man kann sich überhaupt keinen Begriff von der Ertragsfähigkeit der Getreidefelder oder von dem Reichtum des tunesischen Weinbaues machen. Nur ein Besuch von Potinville selbst würde uns dies bestätigen. Ein großer Besitz von mehreren tausend Morgen, in Aecker, Weiden, Gemüse- und Obstgärten geteilt, mit Viehställen, Hühnerhöfen, Scheunen, Meiereien, kurz allem, was die Landwirtschaft darbieten kann, läßt uns am besten erkennen, was diese Länder zur Zeit der vollen Blüte unter dem römischen Reiche gewesen sein müssen.

II.

Geschichtliches

Das Wort „Afrika“ wurde von den Römern gegeben. Africa Provincia ist aus dem alten Karthago entstanden und entspricht dem gegenwärtigen Tunesien. Das Gebiet zwischen dem Nil und dem Atlantischen Ozean hat sich unaufhörlich verändert. Cyrenaika, neuerdings so oft erwähnt, stellte schon durch seine geographische Bestimmung einen abgesonderten Teil dar und blieb unabhängig bis zum ersten Jahrhundert v. Chr. Das eigentliche Tripolitanien bildete mit Syrtis major und Syrtis minor das berühmte Kon-

Digitized by Google

sulat Numidia, das dem Gebiet von Constantine zwischen Ued-ezzan und Obed el Kebir entspricht.

Das ungeheure Land, welches sich gegen Westen ausdehnt, war das eigentliche Mauretanien, welches später, in zwei Teile geteilt, Mauritania orientalis und Mauritania occidentalis genannt wurde. Aber zu der Zeit, als diese Kolonien sich mehr und mehr bevölkerten, fanden Unterteilungen statt. So spricht man während der Blütezeit des römischen Afrikas von einem Mauritania Setafensis an der Grenze von Nubidia; das heutige Algier führte den Namen Mauritania Caesariensis, und Marokko endlich hieß Mauritania Tingitana. Was das Innere des Weltteils jenseits der großen Wüste betrifft, wird die orientalische Hälfte bei den Alten als Libya und der westliche als Setula bezeichnet. Indessen der römische Besitz ging selbst noch weiter. Aethiopia und Troglodyte entsprechen den mittleren Gegenden des Sudan und des Kongo.

Ein merkwürdiges Volk, welches vor zweitausend Jahren unsern berühmtesten Forschern vorangegangen ist. Ohne Dampfschiffe, ohne Eisenbahnen durcheilte es ungeheure Entfernungen, ohne Telegraph und Telephon war es imstande, vom Mittelpunkt aus die verschiedensten Teile der Welt zu beherrschen, indem es überallhin dieselben Einrichtungen, denselben Organismus und denselben Geist verpflanzte, überall Wurzel faßte, wohin es auch kam. So war es auf den schneebedeckten Gefilden der Germanen wie unter den tropischen Sternbildern, überall fühlte es sich heimisch, unbeschränkter Gebieter der Welt.

Afrika wurde von den Römern nicht nur erobert, vielmehr auch von ihnen zivilisiert. Die Phönizier blieben zu ihrer Zeit eigentlich nur an den Küsten, ohne in das Innere weiter einzudringen. Alle Nachrichten über sie, den schwarzen Weltteil betreffend, waren sehr verschleiert. Traditionen und mythologische Erinnerungen sind auf das seltsamste vermischt. Die reizendste darunter ist die so poetische Geschichte von der Ochsenhaut und der tragischen Königin Dido.

Erst am Ende des ersten Punischen Krieges gibt uns die Geschichte Tatsachen und genauere Daten. Durch die Niederlage bei Agrigentum wurde Karthago nicht nur furchtbar geschlagen, sondern es verlor auch für immer seine Ueberlegenheit zur See. Das Jahr 262 v. Chr. kann von Rechts wegen als der Anfang von Roms Weltherrschaft betrachtet werden. Der zweite Punische Krieg vernichtete die karthagische Flotte gänzlich, und die ehemals so mächtige Nation mußte auf alle Kolonien außerhalb Afrikas verzichten, durfte in Afrika nur mit Roms Erlaubnis Krieg führen. Hasdrubal, Masinissa, Scipio, das sind Namen, die unvergänglich bis auf unsre Tage blieben. Wie wird die Phantasie aller Schüler bei Nennung dieser unsterblichen Helden wachgerufen! Die Niederlage Hasdrubals ist ebenso bekannt wie das traurige Ende des Syphax, welcher sich mit ihm verbunden hatte, in der Hoffnung, König von Numidien zu werden. Obgleich das Heer, welches diese beiden Feldherrn aus Kathagern und Numidiern vereinigt hatten, ungeheuer groß war, so wurde es doch durch Scipio aufgerieben und vernichtet. Hannibals Landung in Leptis Magna, die be-

Digitized by Google

rühmte Schlacht bei Naragara, wo seine Elefantenherden außer Kampf gesetzt wurden, sein Rückzug nach Hadrumetum, endlich Karthagos Ende, alle diese epochemachenden Ereignisse sind unzerstörbar im Gedächtnis der Nachwelt mit ehernem Griffel eingegraben.

Die zweideutige Rolle eines Masinissa, der sich nach der Niederlage seines Gegners Syphax zum Herrn von Numidien gemacht hatte, sein Verrat an Hasdrubal und endlich der tragische Tod seiner jungen Gattin, welche den Giftbecher, den der eigne Gatte ihr gesandt hatte, mit dem sarkastischen Spruch an die Lippen setzte, „daß sie ehrenvoller sterben würde, wenn sie sich erst am Tage ihres Leichenbegängnisses verheiratet hätte“ — sind Handlungen, die uns frischer im Gedächtnis blieben als viele andre geschichtliche Ereignisse, wohl weniger durch ihre Wichtigkeit, als durch die wundervolle Art und Weise, mit der sie uns von den klassischen Schriftstellern geschildert werden.

Wenn wir die historischen Orte besuchen, so erstehen sie vor unsern Augen zu neuem Leben. Durcheilen wir die alten Schlachtfelder, so können wir uns vollkommen die entscheidenden Kämpfe, die hier getobt haben, zurückrufen. Hier finden wir die Orte, wo die Römer landeten, wo die numidischen Reiter heranstürmten und die berühmten Elefanten unangreifbar blieben. Die Städte tragen jetzt andre Namen, die Einwohner sprechen andre Sprachen, aber der Ort bleibt unverändert, Ruinen geben Kunde von den historischen Ereignissen.

Der dritte Punische Krieg hat Karthago vernichtet. Die aufreizenden Reden des Cato hatten den gewünschten Erfolg. Scipio, der zweite Africanus, griff die Stadt an. Der lange Widerstand der Einwohner, der Verrat ihres Befehlshabers Hasdrubal, der heldenmütige Tod seiner Familie, welche auf Begnadigung verzichtete, sind Ereignisse in der Geschichte, welche niemals vergessen werden können. Die Grundmauern des Aeskulaptempels, des letzten Zufluchtsortes der Belagerten, sind noch aufzufinden, aber wenn wir zur neuen Kathedrale hinaufsteigen, welche in so großartigen Verhältnissen errichtet worden ist und von ihrer Höhe aus die Umgegend beherrscht, so können wir wohl die Grenzen der alten, von den Römern zerstörten Mauern verfolgen, auch noch den einst so berühmten Handelshafen, und weiterhin Umrisse des Arsenals erkennen. Alles dies stimmt mit den alten Beschreibungen vollkommen überein.

Die römische Kolonie von Karthago wurde von Cajus Gracchus errichtet, Karthago wieder aufgebaut und bald die bedeutendste und wichtigste Stadt von ganz Afrika, obgleich auch die benachbarten Staaten noch mehrere Jahre hindurch ihre Unabhängigkeit bewahrten. Der nächste Prokonsul, dessen Name volkstümlich blieb, ist Caecilius Metellus. Den Krieg, den er gegen Jugurtha führte, wurde ein Gegenstand vieler Beschreibungen, von denen die schönsten Stellen immer diejenigen sein werden, die Sallust geschrieben hat.

Wenn wir die Schriftsteller der antiken Zeit lesen, eines Hiempsal, Juba, Tertullian, Plutarch, Plinius, Tacitus, Procopius und vor allem

Digitized by Google

Sallust, so entrollt sich uns Afrika darin in seiner ganzen Bedeutung. Seine Vergangenheit zeigt sich in voller Klarheit. Keine noch so blühende Dichtung wäre imstande, derartig verwickelte Ereignisse, Szenen von größerer Tragik als diejenigen, welche sich zu jenen Zeiten abgespielt haben, zu erfinden.

Ein neues Kapitel, nicht nur in den Annalen von Afrika, sondern auch in der Weltgeschichte beginnt mit dem Auftreten von Julius Cäsar. Dieser wunderbare Mann hat mit dem ihm eignen Genie von seiner Landung in Afrika an außer den materiellen Schwierigkeiten auch die psychologische Seite der Sachlage erkannt. Weniger durch Waffentaten als durch Maßregeln gelang es ihm mit großem Scharfsinn, die römische Herrschaft zu befestigen. Er stellte eine neue Verwaltung her, ernannte Befehlshaber, errichtete Zentralstellen für Zivil und Militär. Darauf bedacht, die besten Elemente zu gewinnen, bezahlte er die Beamten königlich und gewährte den Kolonisten außerordentliche Vorteile, versuchte es vor allem, ihr Dasein möglichst zu erleichtern.

Julius Cäsar, von dem der Biograph ein so vollkommenes Bild als Feldherr und Monarch entwirft, wurde nie genügend als einer der bewundernswertesten Kolonisatoren geschätzt. Alle Einrichtungen, die wir heute in überseeischen Besitzungen anstaunen, wandte er schon vor zweitausend Jahren an. Dank einer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe erkannte er sofort, was wesentlich war, indem er niemals seine Aufmerksamkeit müßigen Fragen schenkte und die besondere Begabung hatte, die Menschen und die Dinge vom ersten Augenblick an richtig zu beurteilen.

Je mehr wir uns mit diesem Riesen des Altertums vertraut machen und je mehr er uns als Heldengestalt erscheint, wie ihn uns die Geschichte überliefert hat, desto mehr nehmen wir in seinem Charakter Schlauheit, einen außerordentlichen Takt, ja sogar List wahr, welche uns die einzige Erklärung für seine oft so veränderlichen Handlungen geben. Tapferer Soldat, ausgezeichneter Staatsmann, Politiker von seltener Geschmeidigkeit, ist er dennoch ein fühlender Mensch geblieben. Zuweilen erscheint er sogar sehr empfindsam, wie wir in seinen Schriften beobachten, ja oft zwischen den Zeilen in der ganzen Zartheit seines Gemüts lesen können. Einer so fein besaiteten Natur wurde es leicht, sich in jeder Lage zurechtzufinden, in die ihn sein Geschick führte. Mit sicherem Blick durchschaute er die Charaktere aller Menschen, mit denen er zu tun hatte, wie verschieden sie ihm auch in drei Weltteilen entgegentraten.

Seine Menschenkenntnis war zweifellos ein angeborenes Talent, wie die Leichtigkeit seiner Feder, aber sein größtes Verdienst bestand darin, daß es ihm nie an Fleiß, alle diese Eigenschaften zu pflegen und sie gelegentlich anzuwenden, fehlte. An Zeit gebrach es ihm nie, um seine Pläne zur Ausführung zu bringen, oder besser gesagt, er gehörte zu den Menschen, die es verstanden, die Zeit zu verlängern. Wenn man auch nicht alles zugleich tun kann, dagegen immer etwas schafft, so gelangt man trotzdem an sein Ziel. Wir finden den großen Helden auf dem Schlachtfelde, dann in stiller Arbeit seine Geschichte schreibend, dann wieder in der Verwaltung, zu welchem Zwecke er ausgedehnte Reisen unternahm. Ge-

Digitized by Google

rade in dieser Abwechslung bestand seine Erholung. Seine reiche Einbildungskraft fand die geeignetsten Reizmittel in der Veränderlichkeit seiner Handlungen. Auf welchem Gebiete immer, seine Eindrücke zeigen stets Frische und Begeisterung. Ruhmvoll als Kämpfer, ist er es nicht weniger als hervorragender Schriftsteller. Gerade diese psychologische Doppelseitigkeit läßt uns die Persönlichkeit des Cäsar so interessant und lebendig für alle Zeiten erscheinen.

Um den pompejanischen Aufstand an der Küste von Afrika niederzuschlagen, landete Julius Cäsar mit nur dreitausend Fußsoldaten und fünfzig Reitern, eine Tatsache, die wohl zur Genüge beweist, wie sehr er die Lage beherrschte. Er zweifelte auch nicht einen Augenblick daran, daß Roms Herrschaft auf einer dauerhafteren Grundlage als selbst der beträchtlichen einer starken Armee befestigt sein müßte. Auch die ungeheure Macht eines Hannibal mußte untergehen, da sie keine moralische Grundlage hatte.

Wie groß die Partei des Pompejus noch nach seinem Tode war, läßt sich leicht durch die Tatsache beurteilen, daß ausgezeichnete Männer wie Scipio, Cato Africanus, Labienus, mit zwei Söhnen des Pompejus an der Spitze, dem Cäsar entgegentraten und im Verein mit den eingeborenen Königen wie Juba, Bocchus, Bogud von Mauretanien große kriegerische Volksmassen unter ihren Befehl brachten. Aber Julius Cäsar, welcher den Ernst seiner Lage erkannte, schritt nicht gegen diesen furchtbaren Feind vor, sondern fand das Mittel, sich mit der Armee des Sittius zu vereinigen und auf diese Weise seinen alten Feind für seine Sache zu gewinnen. Hierdurch neigte sich der Vorteil auf seine Seite, denn die Soldaten des Sittius, welche größtenteils Afrikaner waren, wußten zum Ziele zu gelangen. Das weitere ist wohlbekannt. Sallust berichtet uns darüber: Der Feldzug endete mit der vollständigen Niederlage des Feindes. Die Söhne des Pompejus flüchteten sich mit Labienus nach Spanien. Cato beging Selbstmord, Juba, dem es nicht vergönnt war, in der Schlacht zu fallen, ließ sich durch einen Sklaven töten. Bocchus und Bogud, die beiden andern afrikanischen Heerführer, starben gleichfalls auf diesem schrecklichen Heereszuge. Der Sieg des Cäsar war ein so vollkommener, wie nur jemals einer gewesen ist. Aber sein eigentliches Werk beginnt erst nachher. Sein Opus magnum ist der monumentale Aufbau des römischen Afrika.

Von Anfang war seine Aufmerksamkeit ebenso auf die militärische wie auf ein neues System für die Zivilverwaltung gerichtet. Da er sie an Ort und Stelle ausführte, war es ihm vom ersten Augenblick an klar, daß selbst seine besten Beamten nicht fähig sein würden, die Lage zu beherrschen, und so mußte er so schnell als möglich die Eingeborenen zivilisieren und seine Befehle im Innern durch eingeborene Prinzen ausführen lassen. Auf diese Weise ermöglichte er es, die entferntesten Stämme ohne Anstrengung, ohne Aufwand zu erreichen und ihnen gleichzeitig die Befriedigung zu geben, daß sie von ihren einheimischen Fürsten regiert würden, ebenso wie wir es in Indien finden.

Digitized by Google

Aber diese Aehnlichkeit ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Rom legte schon im ersten Jahrhundert viel Sorgfalt auf die Erziehung der afrikanischen Könige, um sie an sich zu fesseln. In gleicher Weise handeln die Engländer im zwanzigsten Jahrhundert, denn sie erkannten, daß nur eine ausgezeichnete Bildung auch die notwendige Gewähr geben kann. Der Geist muß dieselbe Kultur empfangen, um dieselben Gefühle hervorzurufen. Die allgemeinen Gesetze, die Studien, ja selbst die Lieblingsbeschäftigungen der jungen Hindufürsten sind genau die gleichen wie der Lebenslauf der Kinder des englischen Königshauses. Auf beiden Seiten ist der Ehrgeiz, das Höchste zu erreichen, gleich groß, nämlich ein „Gebieter" zu werden.

So wurde der Sohn Juba, welcher in Rom erzogen war, ein Mann von der größten Gelehrsamkeit. Von Natur hochbegabt, wie alle Kinder der heißen Länder, entwickelten sich auch seine Fähigkeiten außerordentlich schnell. Man nennt ihn unter den hervorragendsten Schriftstellern seiner Zeit. Plutarch selbst rechnet ihm das Verdienst zu, ein vorzüglicher Geschichtsschreiber zu sein, und Plinius macht die reizende Bemerkung: „Juba kann in Wirklichkeit stolzer auf seine Feder als auf seine Krone sein." Aber gibt es heute nicht auch noch viele asiatische Fürsten, die mehr Wert darauf legen, als gebildete Menschen in der Welt zu gelten, wie für absolute Herrscher ihrer ausgedehnten Länder betrachtet zu werden?

Afrika sollte mehr solcher eingeborener Fürsten als Statthalter, Prokonsuln und dergleichen bekommen. Das System ist schon vielfach das des India office. Als Vizekönig oder in diesem Falle Prokonsul von Numidien schickte Cäsar den Sallust hin. Schon diese Ernennung gibt uns einen sonderbaren Einblick in die Denkungsart des großen Eroberers. Er wußte, daß niemand mehr Hochachtung einflößen konnte als ein Mann, dessen Ansehen weit über die Grenzen seines Landes ging, und gab einer der bedeutendsten Gestalten seiner Zeit damit zugleich eine außerordentliche Gelegenheit, eines seiner Meisterwerke zu schreiben.

Cäsar verstand, wenn es sein mußte, großzügig zu sein. Wie auch seine Privatmeinung über Publius Sittius, den einstigen Parteigenossen von Katilina, war, um der Verdienste willen, die er Afrika leistete, hat die Hauptstadt Cirta den Namen Cirta Sittianorum als ein ewiges Erinnerungszeichen der Dankbarkeit von ihm empfangen. Seine großen Eigenschaften hinderten ihn nicht, auch die kleineren Seiten seiner Nebenmenschen zu beachten. Ja, ich möchte sagen, er war selbst ganz menschlich mit seinen Schwächen, jedoch hatte er die Kraft, sie zu beherrschen und in seinen Handlungen die Leidenschaft zu unterdrücken, und ohne Liebe oder Haß nur seinem unparteiischen Urteile zu folgen.

Dank den auf solche Klugheit gegründeten Einrichtungen fiel Afrika nach kurzer Zeit in den Besitz von Rom. Die zahlreichen kleinen, unabhängigen Länder verschwanden nacheinander. Der letzte jener Herrscher war Ptolemäus, der Sohn von Juba, König von Mauretanien. Dieser unglückliche Monarch

Digitized by Google

folgte einer Einladung des Kaligula nach Rom, und als er hier durch seinen Reichtum und den Glanz seines Gefolges dessen Eifersucht erregte, wurde er von dem grausamen Kaiser ermordet. Das war das tragische Ende des Enkels der so berühmten Kleopatra.

Alle diese Tatsachen und Bewegungen folgen sich mit einer Schnelligkeit, wie die plötzliche Lösung in einer dramatischen Erzählung. In der Tat gibt es keine spannendere Lektüre als die Beschreibungen, welche jene Zeitgenossen geliefert haben. Lebenswahr, ein vollständiges Spiegelbild, mit einer Lebendigkeit, als wenn die Szenen sich vor unsern Augen zutrügen. Auf der historischen Bühne kommen und gehen die Gestalten heute noch, wie wir sie seit den ältesten Zeiten gekannt haben. So viele Jahrhunderte auch dahingegangen sind, die menschlichen Leidenschaften scheinen immer die gleichen zu bleiben.

(Schluß folgt)

Die Zukunft der deutschen Arbeiter und der Friede

Von

Oberfinanzrat Prof. Dr. Hermann Losch

1. Man kann vom deutschen Arbeiter nicht sprechen oder schreiben, ohne zugleich von der ganzen deutschen Volkswirtschaft auszugehen. Die deutsche Arbeiterwelt ist einer der Grundpfeiler, mit die Grundlage, auf welchen die ganze deutsche Volkswirtschaft aufgebaut ist. Für den Volkswirt ist dies ohne weiteres klar; für den Politiker war es vielfach unklar; den politischen Parteien schien es vor dem Kriege manchfach verborgen oder wenigstens durch die Art ihrer Stellungnahme perspektivisch verschoben zu sein, weil sie vielfach mehr auf ihre rein politischen Parteiprogramme als auf das Ganze ihre Blicke gerichtet hielten.

Versuchen wir, in kurzen Zügen den Sachverhalt uns zu vergegenwärtigen.

2. Vor 9 Jahren waren im Deutschen Reich nach der Berufsstatistik vom 12. Juni 1907 in Land- und Forstwirtschaft 9,88 Millionen, in Industrie, Gewerben aller Arten 11,26 Millionen, in Verkehr, Handel usw. aller Arten $3^1/_2$ Millionen Menschen hauptberuflich erwerbstätig. In den 7 Jahren 1907/14 bis Ausbruch des Krieges hat sich dieses Zahlenverhältnis weiterhin verschoben, wie, weiß man nicht ganz genau. Man darf aber ohne weiteres im Anhalt an die letzte Volkszählung Ende 1910 annehmen, daß Anfang August 1914 etwa 10 Millionen Menschen im Reich weiterhin in Land- und Forstwirtschaft tätig waren, dagegen in den Gewerben zwischen 12 und 13 Millionen, in Handel, Verkehr usw. etwa 4 Millionen.

Nun ist schon vor dem Kriege, wie bekannt, von manchen Seiten dieser Tatbestand als ein solcher der „Ueberindustrialisierung" bezeichnet und zum Teil

Digitized by Google

bekämpft worden, nicht etwa nur von agrarischer Seite oder von Interessenten, sondern auch von solchen Kreisen, welche jenseits der Interessen des unmittelbaren Ständekampfes stehen. Ja, schon länger, vor Bekanntwerden der Ergebnisse aus dem Jahre 1907, sind die Fragen der Art und der Sicherheit des industriellen „Ueberbaus", des Gleichgewichts zwischen Nahrungsmittel- und Industrieproduktion sowie des Exportindustrialismus, der „Exportrate" (vgl. die Kontroversen W. Sombart) mit steigender Dringlichkeit erörtert worden. Das Schlimme dabei war, daß die einzelnen Streiter in dieser Erörterung mehr von Eindrücken und theoretischen Gesichtspunkten ausgingen. Selbst ein Mann wie L. Brentano ging ohne weiteres von der Voraussetzung einer friedlich verlaufenden „internationalen Arbeitsteilung" aus, statt sich über den tatsächlichen Sachverhalt zuvor genauer zu vergewissern. Man war geblendet durch die Zahlen der Aus- und Einfuhren und ihr Anschwellen, weil man gerade diese sachlich wie jährlich ziemlich genau vor sich hatte, nicht aber auch dazu die Entwicklung der Aufnahme und Aufnahmefähigkeiten des sog. inneren Marktes des deutschen Zoll- und Wirtschaftsgebietes. Diese wurden weithin unterschätzt, und erst der Krieg selbst hat geoffenbart, welch große Stärke diesem deutschen Innenkreislauf zugewachsen war.

3. Steinmann-Bucher, auch Helfferich, schätzten das Einkommen des deutschen Volks 1914 auf etwa 40 Milliarden Mark; diese Schätzung dürfte richtiger sein als die zum Teil niedrigeren anderweiten.

Die erste Frage ist, wie sich diese 40 Milliarden aufbauen.

Den Wert der land- und forstwirtschaftlichen Urproduktion zu berechnen, ist eine besondere Aufgabe, da die deutsche Erntestatistik sehr unvollständig ist. Insonderheit über die Futtermittel herrschen oft ganz unzutreffende Ansichten. Rechnet man an ihrer Stelle die Werte der jährlichen Tierproduktion derart, daß man Fleisch, Felle, Wolle, Milch in Ansatz bringt, nicht aber etwaige Weiterverarbeitungen (z. B. Käse), so kommt man bei normaler Ernte für die Jahre 1912/14 auf etwa 15 Milliarden Mark Werte im Jahre; hierbei sind dann allerdings die eingeführten oder von Einfuhren abfallenden Futtermittel verschiedener Arten im Werte von mindestens etwa 1 Milliarde Mark in Abzug zu bringen.

Den Wert der ganzen Industrieproduktion zu schätzen, ist überaus schwer. Man muß dabei die Kohlenproduktion, Eisenerze, Salze usw. einschließen und die einheimischen Felle, Hölzer usw. abziehen. Sodann aber muß man die eingeführten Rohstoffe, wie Baumwolle, Wolle, Erze, Oelrohstoffe, Hölzer usw., in Abzug bringen, wenn man in die Gesamtherstellung der Industrieproduktion die ausgeführten Fabrikate einschließen will. Im ersten Falle kommen nur die Werterhöhungen in Betracht, im zweiten Falle die Kosten der von auswärts bezogenen Rohstoffe und Hilfsstoffe als Minus, der Erlös aus den Ausfuhren an Industrieprodukten aber als Plus. Man wird die Werterhöhungen durch Industrie aller Art, einschließlich Bauwesen usw., jährlich auf mindestens 20 Milliarden veranschlagen dürfen, so daß für Handel, Verkehr, Einnahmen aus

Digitized by Google

fremden Frachten etwa 5 Milliarden blieben, wobei fraglich bleibt, ob nicht für das wirtschaftlich neutrale Beamtentum des Staats, der Gemeinden noch ein Zuschlag nötig ist. Das subjektive persönliche Einkommen im Steuersinn ist ja etwas anderes als das Nationaleinkommen im reinen Sachsinne.

Sei dem, im einzelnen, wie ihm wolle, wenn wir die Ausfuhr an Fabrikaten industrieller Natur auf etwa 7 Milliarden annehmen, so kämen wir auf etwa $^7/_{20}$ der Industrieerwerbstätigen oder auf 4—$4^1/_2$ Millionen Menschen, welche dabei beteiligt sind. Von dieser Masse könnten wir diejenigen abziehen, welche nicht für Ententeländer oder für solche neutrale Gebiete gearbeitet haben, die uns heute verkehrsmäßig verschlossen sind. Dieser Abzug hat jedoch zurzeit keinerlei praktischen Wert.

4. Sehen wir den Tatsachen weiter ins Auge. Lediglich das Im-Felde-Stehen riesiger Personenmassen, die vor dem Krieg industriell so oder so tätig waren, und die *während* des Kriegs erfolgte Umbildung der deutschen Industrie hat bisher eine volkswirtschaftliche Katastrophe verhindert. Diese Verhinderung wurde finanziell vermittelt. Die Kriegsanleihen von 40 bis 50 Milliarden dienten nicht und werden nicht etwa nur dazu dienen, das erweiterte deutsche Heer zu bezahlen, zu beköstigen usw., sondern auch dazu, die auf Kriegsgeräte, Munition usw. gerichtete Industrieproduktionen zu alimentieren. Dazu wurden und werden die Vermögen der Wohlhabenden, der Sparer usw. herangezogen.

Diese Operationen finanzieller Art bewirken eine Verschiebung eines Teils des Nationalvermögens; aber sie haben naturgemäß *eine bestimmte Grenze*. Schon die erhöhten Zinsen machen sich im Laufe der nächsten Jahre neben dem bisher Herausgezogenen geltend. Das alles nun wird bei *irgendeinem Ende* des großen Krieges *ganz anders* sein, und wie es etwa sein kann, läßt sich heute nur erst andeuten.

5. Man hat zunächst zu beachten, daß unter den 12—13 Millionen Industrieinteressenten etwa $^3/_4$, also volle 9 Millionen, *lediglich gelernte oder ungelernte* Arbeitskräfte waren. Inwieweit diese ungeheure Masse ihrerseits durch Verwandlung ihrer Ersparnisse in Kriegsanleihe an der Verzinsung usw. derselben beteiligt ist, entzieht sich der Berechnung. Allzu klein wird man die Beträge nicht annehmen dürfen, wenn man bedenkt, wie hoch (etwa 25 Milliarden) die Sparkasseneinlagen usw. im Reich allein sind bzw. waren. Man weiß nicht, wie viel Industriearbeiter von Ende Juli 1914 heute im Felde stehen bzw. Uniform tragen; es können recht wohl 5 Millionen sein, wobei unter „Industriearbeiter" natürlich auch die Handwerkergesellen, Hausgewerbetreibenden usw. inbegriffen sind. Ist dies der Fall, so können wir damit den Umfang der entstehenden Probleme einigermaßen überblicken.

6. Etwa $^1/_2$ Million *dieser* Männer wird, einerlei wie alles enden mag, heute schon tot oder gänzlich arbeitsunfähig sein; eine weitere Zahl von mindestens $^1/_2$ Million wird *ernstlich gemindert* arbeitsfähig sein.

Es ist klar, daß für die Angehörigen der im Felde Stehenden, soweit sie unterstützungsbedürftig sind, für die der Gefallenen, für die Krüppel, sonst

Digitized by Google

Geschädigten usw. in entsprechender Weise gesorgt werden muß. Nach den Schätzungen von zuständigen Stellen dürften die Beträge im Maximum jährlich 1200 Millionen betragen, wovon etwa die Hälfte auf die Industriearbeiter usw. entfallen wird. Diese ungeheuren Summen müssen in allererster Linie dauernd aufgebracht werden. Andrerseits fehlen nicht etwa nur die gefallenen, arbeitsunfähigen usw. Industriearbeiter, sondern auch die Industriebeamten, Industriellen dazu, sowie bei Wiederaufnahme der „Friedensproduktion" alle Gefallenen usw. durch die ganze Volkswirtschaft hindurch, sowohl in Landwirtschaft als Industrie, Verkehr, Handel, Staat, Gemeinde, Schule, Kirche usw.!

Wenn also der Krieg heute ausginge, derart, daß einfach der Zustand vor dem Krieg — theoretisch — wieder hergestellt werden würde, so wäre es vielleicht möglich, diese inneren Riesenlasten finanziell in uns selbst allenfalls dadurch zu tragen, daß man die nächste Generation so oder so damit beschweren müßte. Wie das zu geschehen hätte, wäre jedoch schon ein sehr schwieriges Problem, auch dann, ja vielleicht gerade dann, wenn man die Last ausschließlich auf das „Kapital", d. h. auf die Vermögensträger legen wollte. Der Krieg ist aber heute noch gar nicht beendigt und er wird auch morgen oder übermorgen oder in den nächsten Wochen nicht zu Ende gehen können.

7. Sobald jedoch das Reichsgebiet zu den schon vorhandenen Schädigungen (Ostpreußen, Elsaß) noch weitere erfahren würde, lägen die Aussichten sogleich ganz anders. Wären z. B. das Saargebiet oder Ruhrgebiet, oder gar beide ernstlich beschädigt oder gar besetzt, so würde die Besiegung des Reichs und damit der wirtschaftliche wie finanzielle Zusammenbruch nach nur ganz kurzer Dauer eine vollendete Tatsache sein.

Damit wären in erster Linie die Arbeitermassen verloren, weil die Sieger gar keinen Anlaß, übrigens, auch wenn sie je wollten, gar nicht die Fähigkeit hätten, den so außerordentlich komplizierten Bau des deutschen Wirtschaftslebens einschließlich Versicherungssystem im Gange zu erhalten. Etwaige Revolten der Massen würden ohne weiteres niedergeschlagen werden, und ein System, das 30 000 Burenfrauen verkommen ließ, oder ein solches, das mit Sibirien arbeitet, würde 300 000, ja 3 Millionen deutsche Arbeiterfrauen auf eine leichte Achsel nehmen. Aber auch dann, wenn solches nicht geschähe, jedoch das Deutsche Reich gezwungen werden könnte, Kriegsentschädigungen auch nur an — Belgien auszubezahlen oder zu übernehmen, auch dann würde der an sich schon starke Druck, den die jährlichen etwa 5 Milliarden für Kriegsanleihezinsen usw. ausüben müßten, noch derart gesteigert werden, daß der Uebergang in die Friedensproduktion weiterhin noch mehr gefährdet würde, und zwar nicht in derselben Proportion des Mehr, sondern in stark gesteigerter.

8. Schon bei einer solchen, angesichts der Absichten der vereinigten Gegner des Deutschen Reichs, recht bescheidenen Annahme kommt man zu der ebenso natürlichen als unausbleiblichen Folgerung, daß das Schicksal der ganzen

Digitized by Google

deutschen Arbeiterwelt, mag sie politisch gesinnt sein oder gewesen sein wie sie will, unerbittlich auf Gedeih und Verderb an einem Sieg, und zwar einem solchen Endsieg beteiligt ist, welcher vor allem irgendeine Absprengung deutschen Gebiets und irgendeine Kriegsentschädigung an irgendeine Macht der Erde völlig ausschließt. Man braucht das Wort „Sieg" nicht einmal zu verwenden, man kann ebensogut „Ende des Krieges" sagen, dann wird die Sache verständlicher, aber sie bleibt sich gleich.

9. Es ist ohne weiteres klar, daß ein solches Friedensziel, in welchem jeder nicht völlig verblendete deutsche Mensch mit dem andern einig gehen muß, die allerhöchste Kraftanspannung und das zielbewußteste Zusammenarbeiten aller Stände und Berufe, aller Schichten und Klassen sowohl an der Front als hinter der Front zur Voraussetzung hat. Diese Voraussetzung ist so ernsthafter Art, daß die Erörterung irgendwelcher weiterer Kriegs- oder Friedensziele zwar theoretisch möglich, praktisch jedoch völlig gegenstandslos ist, innerpolitisch jedoch sogar schädlich sein kann, weil weite Kreise sich noch gar nicht klar darüber zu sein scheinen, um was es sich dieser Koalition von ganz verschiedenen Gegnern gegenüber in allererster Linie handelt. England hat die finanziellen Fäden der mitbeteiligten Staatengegner derart in der Hand, daß diese „Kontinentaldegen" gerade durch die bei ihnen erweckte und bisher von ihnen geglaubte **Schadloshaltung** auf **Kosten** der Mittelmächte zu den krampfhaftesten Anstrengungen angespornt werden. Sie kämpfen gewissermaßen als angefeilte Desperados, weil ihre eignen finanziellen Beine, wie bei Italien, Belgien, Serbien, Montenegro, auch Rußland, sie schon längere Zeit gar nicht mehr aufrechterhalten.

10. Es ist schon einwandfrei nachgewiesen, daß der Geschäftsführer dieses unerhörtesten aller Kriege, nämlich England, nicht etwa mit dem militärischen oder maritimen Nachlassen der Kräfte Deutschlands und der Mittelmächte in erster Linie rechnet, sondern mit dem inneren Zwiste. Der Keil, welchen England in das deutsche Volk eintreiben wollte und noch will, war zunächst der rapide Hunger. Man dachte vor zwei Jahren in London, diese Wirkung werde schon sehr bald eintreten, und man arbeitete daher mit Blockademitteln, vor welchen auch das menschenfreundliche Nordamerika der Weltgeschichte gegenüber einstens wird erröten müssen. Nun es aber mit dem „schnellen" Hunger nicht gegangen ist, hofft man auf eine Untergrabung der militärischen Kraft und Freudigkeit durch innere Zwiste und Müdigkeiten. Man hofft, daß der Arbeitermichel ein dummer Michel sei und einen „englischen Frieden" vorbereiten helfe. Diese Hoffnung ist nunmehr die — letzte jenseits des Kanals, und es geschieht alles nur Denkbare in den verschiedensten Formen, um sie zu verwirklichen. Man darf aber zuversichtlich hoffen, daß die Spekulation auf die Dummheit der deutschen Arbeiter ebenso versagen wird, wie die englische Spekulation auf die Dummheit vor allem der Italiener, Serben, Montenegriner und letzten Endes auch der unglückseligen Franzosen gelungen ist. Wenn Jaurès nicht ermordet worden wäre, würde das fran-

Digitized by Google

zösische Proletariat davor bewahrt geblieben sein, englische Kastanien aus dem Feuer zu holen. Diese Ermordung des bedeutendsten und ehrlichsten aller französischen Arbeiterführer ist bis auf den heutigen Tag nicht aufgehellt. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Mann nicht ohne russischen Einfluß aus der Welt geschafft worden ist. Der Sieg der Entente würde selbstverständlich auch ein Sieg Rußlands sein. Diese Binsenwahrheit war dem Franzosen Jaurès klar, sie ist auch allen vernünftigen deutschen Arbeiterführern klar. Sie wissen genau, was für die deutsche Arbeiterschaft auf dem Spiele steht. Nicht nur alle Fortschritte in Kultur, Lebenshaltung, Erwerbssicherheit, sondern ihre Existenz und ihre ganze Zukunft.

Dieses auszusprechen ist heute für den unabhängig von allen politischen Parteigestaltungen denkenden und rechnenden Volkswirt eine unausweichliche Pflicht. Alle innergesellschaftlichen Fragen, einerlei, welche es sein mögen, einerlei, wie sie später erledigt werden mögen, treten vollkommen in den Hintergrund gegenüber der Frage der Solidarität des ganzen Volkes bis zum Letzten. Denn dieses Letzte allein wird alles bisher Erkämpfte erst wirklich sichern.

Je länger der Krieg dauert, um so wichtiger wird das Festbleiben nicht etwa nur der militärischen Front, sondern noch viel mehr der inneren Geschlossenheit sämtlicher Bundesstaaten, Stämme und gesellschaftlichen Schichten.

Was der englische Fuchs u. a. auch den deutschen Schafen predigt, ist der Kampf gegen den „preußischen Militarismus“; was er will, ist der Markt, auf welchem das Schicksal und Zukunft in erster Linie der deutschen Arbeitermassen und erst in zweiter des übrigen Volkes beruht.

Anleihen kriegführender Mächte im Gebiet neutraler Staaten

Von

H. Wittmaack

Ueber die Frage, ob einer kriegführenden Macht von seiten eines neutralen Staats Anleihen gemacht werden dürfen, sind die Ansichten der Juristen verschieden. Einverstanden ist man darüber, daß der neutrale Staat selbst aus eigenen Mitteln derartige Anleihen nicht gewähren darf, wenn er die Neutralität in vollem Umfang aufrechterhalten will. Dagegen herrscht keine Uebereinstimmung über die Frage, ob der neutrale Staat verpflichtet ist, es nicht zu gestatten oder zu verhindern, daß Privatpersonen von seinem Gebiet aus Anleihen an eine kriegführende Macht negoziieren.

Prüfen wir die Frage nach den allgemeinen Regeln, so liegt bei der großen Bedeutung des Geldes für die Kriegführung in der Gewährung von Anleihen an eine kriegführende Macht ohne Zweifel eine Unterstützung dieser Macht für

Digitized by Google

den Krieg. Dieses gilt auch, wenn die Anleihe ausdrücklich oder formell für einen andern Zweck bestimmt ist, denn durch dieselbe würden die Mittel, welche der Staat sonst für den Zweck verwenden müßte, für die Kriegführung frei. Eine Unterstützung eines Staates in der Kriegführung von dem Gebiet eines andern Staates aus ist mit der Neutralität grundsätzlich unvereinbar, denn diese verlangt die Enthaltung von jeder Einmischung in den Streit, mag die Einmischung unmittelbar oder mittelbar erfolgen.

Andrerseits gilt die Regel, daß durch den Krieg der Handelsverkehr der Neutralen möglichst wenig berührt werden soll, und ferner, daß dem neutralen Staat nicht zugemutet werden kann, neutralitätswidrige Handlungen auf seinem Gebiet weiter zu verhindern, als ihm solches vernünftigerweise möglich ist. Aus diesen Grundsätzen ergibt sich, daß Anleihen, die von Privaten in dem gewöhnlichen Handelsbetrieb an eine kriegführende Macht gewährt werden, mag nun das Geschäftsverhältnis bereits vor dem Krieg entstanden oder erst später begründet sein, nicht als neutralitätswidrig angesehen werden können, und daß dem neutralen Staat nicht die Verpflichtung auferlegt werden kann, solche Geschäfte, wie z. B. die Vorschüsse eines Bankiers im Kontokorrentverkehr, zu verhindern. Derartige Anleihen oder Vorschüsse sind regelmäßig von so geringer Bedeutung, daß sie auf die Kriegführung keinen merklichen Einfluß äußern können. Auch entziehen sich solche Geschäfte der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Kontrolle durch den Staat. Anders dagegen liegt die Sache bei Anleihen, die öffentlich zur Subskription aufgelegt werden und deren Notierung an der Börse erfolgen soll. Diese Anleihen betreffen regelmäßig große Beträge, die für die Ausrüstung zum Kriege mehr oder weniger von Bedeutung sind. Außerdem ist der Staat imstande, sie insoweit zu verhindern, als er gegen die Auflegung zur Subskription einschreiten und die Notierung an der Börse untersagen kann. Derartige Anleihen darf der neutrale Staat danach nicht gestatten, wenn er eine vollständige Unparteilichkeit bewahren will.

Diese Grundsätze sind einleuchtend und haben auch in der Literatur überwiegend oder vorzugsweise Anerkennung gefunden. Auch kann man in einigen gerichtlichen Entscheidungen eine Bestätigung derselben finden.

Die offiziellen Berater der britischen Regierung in Rechtsfragen (law officers of the crown) äußerten sich im Jahre 1823 dahin, daß öffentliche Sammlungen (subscriptions) von Angehörigen eines neutralen Staates für einen kriegführenden Staat unverträglich mit der Neutralität und im Widerspruch mit derselben seien. Solche Sammlungen hätten die offenbare Tendenz, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Heimatstaat und dem andern kriegführenden Teil zu unterbrechen und den Heimatstaat in Streitigkeiten und möglicherweise in das Unglück eines Krieges zu verwickeln. Was dagegen Anleihen angehe, die lediglich zu Handelszwecken gemacht würden (merely with commercial views), so könne hierin eine Verletzung der Neutralitätspflichten nicht wohl gefunden werden. — Der Fall, daß größere Anleihen zur Subskription öffentlich aufgelegt werden, scheint in dem Gutachten nicht berücksichtigt

Digitized by Google

zu sein, wohl weil dieses Verfahren erst einer späteren Zeit angehört. Bedenkt man dieses, so steht das Gutachten mit der oben entwickelten Ansicht in Uebereinstimmung. Es geht sogar sehr weit, indem es alle öffentlichen Sammlungen zur Unterstützung einer kriegführenden Macht für neutralitätswidrig erklärt. Diese Sammlungen können keine für die Kriegführung irgendwie in Betracht kommende Summe ergeben. Das Gutachten hat hierbei wohl nur Sammlungen für kriegführende Parteien, die sich im Aufstande gegen ihre Regierung befinden, im Auge gehabt.

Ein Urteil des Court of Common Pleas aus dem Jahre 1824 sprach sich dahin aus, es stehe im Widerspruch mit dem Völkerrecht, wenn Personen, die sich in England aufhielten, Verträge schlössen, um durch Anleihen Gelder zu dem Zweck zu beschaffen, die Untertanen eines fremden Staats in dem Kampf gegen ihre Regierung, die in Freundschaft mit der englischen stehe, zu unterstützen. Die damalige Klage war aus einem Geschäft entstanden, welches die Vermittlung einer Anleihe für die im Aufstand begriffenen Griechen bezweckte. Die Bemerkung in dem Urteil bezieht sich allerdings ausdrücklich nur auf die Unterstützung von Aufrührern gegen ihre Regierung, die Pflicht zur Unparteilichkeit ist aber in diesem Fall keine andre, wie wenn es sich um das Verhältnis von kriegführenden Mächten handelt. Auch das Gutachten der Kronjuristen unterscheidet nicht zwischen der Unterstützung eines kriegführenden Staats und der Unterstützung einer aufständischen Partei.

Ein Urteil des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten von Nordamerika entschied im Jahr 1852 folgenden Fall: Auf Grund eines im Jahr 1836 in den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrags machten verschiedene nordamerikanische Einwohner dem General Chambers in Texas eine Anleihe von 12500 Dollar, um den General bei der Anwerbung von Freiwilligen für Texas in dem Befreiungskampf gegen Mexiko zu unterstützen. Der General verpflichtete sich dafür, ihnen Land in Texas zu übertragen. Diese Verpflichtung wurde nicht erfüllt. Texas hatte sich zur Zeit des Darlehensvertrags für unabhängig erklärt und war tatsächlich von der mexikanischen Regierung frei, die Regierung der Vereinigten Staaten hatte aber Texas noch nicht als selbständigen Staat anerkannt. Die Klage auf Erfüllung des Vertrags wurde für unbegründet erklärt. Der Gerichtshof sah es als erwiesen an, daß die Anleihe zur Anwerbung für die Armee in Texas im Gebiet der Vereinigten Staaten habe erfolgen sollen. Danach hätte eine Verletzung der nordamerikanischen Neutralitätsgesetze vorgelegen. Der Gerichtshof erörterte aber auch abgesehen hiervon die Sache und führte aus: Jeder nordamerikanische Staatsangehörige sei verpflichtet, die Entscheidung der Regierung über Krieg und Frieden anzuerkennen. Wenn, wie in diesem Falle, ein Freundschaftsvertrag mit einem andern Staat vorliege, so könne ein amerikanischer Untertan, ohne seine Untertanenpflichten zu verletzen, keine Handlung vornehmen und in keine Vereinbarung eintreten, um Aufstand oder Feindschaft gegen das Gebiet des andern Staates zu fördern. Zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bestehe aber ein Freundschaftsvertrag. Die

Digitized by Google

Kläger legten noch Gewicht darauf, daß Texas ein unabhängiger Staat sei; die Angehörigen eines neutralen Staates seien nun berechtigt, einem im Kriege begriffenen Staat Anleihen zu machen, um ihn in den Stand zu setzen, den Krieg gegen seine Feinde fortzuführen. Der Gerichtshof bemerkte zu dieser Ausführung, es sei nicht nötig, zu entscheiden, inwieweit die Gerichte der Vereinigten Staaten die Erfüllung eines Vertrages wie des vorliegenden erzwingen würden, wenn zwei selbständige Staaten sich miteinander im Kriege befänden und die Vereinigten Staaten neutral wären. Es handelte sich damals aber nicht um eine große, öffentlich aufgelegte Anleihe, sondern um den geringfügigen Betrag von 12500 Dollar. Selbst bei derartigen Anleihen rein privaten Charakters hielt der Gerichtshof es für bedenklich, die völkerrechtliche Zulässigkeit anzuerkennen. Wie bereits erwähnt, ist nicht ersichtlich, warum zwischen Anleihen an einen Staat und an eine im Aufstand begriffene Provinz unterschieden werden kann.

Was die Literatur anlangt, so sprechen sich die hervorragendsten Völkerrechtsgelehrten in dem Sinn aus, daß ein neutraler Staat die öffentliche Auflegung einer Anleihe für eine kriegführende Macht nicht gestatten dürfe.

Der Engländer Phillimore kritisiert die Bemerkung von Vattel, daß eine Anleihe an einen kriegführenden Staat von seiten der Untertanen eines neutralen Staates keine Neutralitätsverletzung enthalten soll, falls die Anleihe gemacht werde, um gute Zinsen zu erhalten, und nicht, um die kriegführende Macht in den Stand zu setzen, die anderen anzugreifen. Phillimore sieht dieses als eine offenbare Wortklauberei an, um die wichtigen Pflichten der neutralen Staaten zu umgehen. Es sei eine Verletzung der Pflichten der Neutralität, zur Ausrüstung und Fortführung des Krieges „the one as the other of the two main nerves, iron and gold" zu liefern.

Ein nicht weniger berühmter Landsmann Phillimores, Halleck, stimmt dieser Ansicht vollständig bei. Er bemerkt insbesondere: Wenn ein Anlehen an eine kriegführende Macht zu dem offenbaren Zweck gewährt werde, die Macht in den Stand zu setzen, den Krieg fortzuführen, so würde dies eine tatsächliche Teilnahme an dem Kriege bedeuten und folgeweise der andern kriegführenden Macht gerechten Anlaß zur Beschwerde geben.

Bluntschli in seinem modernen Völkerrecht spricht sich dahin aus, daß die Privatpersonen, ebenso wie die Staaten selbst, sich von Anleihen an einen kriegführenden Staat fernhalten müssen. Es widerstreite der Neutralität, wenn der Staat gestatte, daß im Lande eine Anleihe für eine Kriegspartei ausgeschrieben oder sonst Gelder zur Unterstützung derselben öffentlich gesammelt werden.

Ebenfalls erklärt Heffter die Gestattung von Anlehen oder Lieferungen an eine kriegführende Macht für eine Neutralitätsverletzung.

Der Argentinier Calvo äußert sich dahin, daß die öffentlichen Anleihen an eine kriegführende Macht, um die Kriegführung zu unterstützen, den von einem Staate gewährten Subsidien rechtlich gleichständen und aus diesem Grunde als verboten angesehen würden.

Digitized by Google

Diesen Schriftstellern kann noch der Schwede Kleen (Lois et usages de la neutralité) angereiht werden. Zwar genießt derselbe nicht ein gleichhohes Ansehen, aber er hat sich speziell mit dem Neutralitätsrecht beschäftigt. Er bemerkt: Die Untertanen eines neutralen Staates dürfen als Privatleute einer kriegführenden Macht Beihilfen in Geld gewähren, aber nicht öffentlich auf neutralem Gebiet.

Was die nordamerikanischen Juristen anlangt, so billigt Kent allgemein die Erklärung des nordamerikanischen Staatssekretärs Pickering aus dem Jahre 1798, eine Anleihe an eine kriegführende Macht sei eine Verletzung der Neutralität.

Hall spricht sich dahin aus, daß die gewöhnliche Ansicht, wonach die Gewährung von Anleihen an eine kriegführende Macht eine Verletzung der Neutralität sei, dahin beschränkt werden müßte, daß diese Regel nicht gelten könne für Anleihen von Individuen unter gewöhnlichen kaufmännischen Bedingungen (mercantile conditions).

Es ist bemerkenswert, daß von keiner Seite behauptet wird, daß, wenn beiden kriegführenden Teilen in gleicher Weise die Möglichkeit gewährt werde, eine Anleihe in einem neutralen Staat abzuschließen, dann in der Gestattung einer öffentlichen Anleihe keine Verletzung der Neutralität liege. Eine derartige Behauptung würde auch offensichtlich unzutreffend sein. In der Gewährung der Anleihe liegt immer eine Unterstützung des kriegführenden Staates, auch in bezug auf die Kriegführung. Das genügt, um sie als parteiisch erscheinen zu lassen. Der andre kriegführende Staat braucht vielleicht solche Anleihe nicht, hat vielleicht auch nicht den erforderlichen Kredit, um sie in dem neutralen Staat aufnehmen zu können. Es steht nicht fest, ob ihm eine ähnliche Begünstigung zuteil werden kann, und ob er sie überhaupt wünscht.

Subskriptionen, die von einem neutralen Staat aus auf eine im Ausland aufgelegte Anleihe für einen kriegführenden Staat gemacht werden, können wohl nicht als Neutralitätsverletzung in dem Sinne angesehen werden, daß der neutrale Staat verpflichtet sei, solche zu verhindern. Dieses würde schwierig, ja in vollem Umfang unmöglich sein. Man kann auch nicht sagen, daß derartige Subskriptionen außerhalb des gewöhnlichen Geschäftsbetriebs liegen.

Allgemein anerkannt ist, daß die Unterstützungen zu mildtätigen Zwecken an die Angehörigen eines kriegführenden Staates nicht neutralitätswidrig sind, auch wenn sie von Angehörigen des neutralen Staates mit Wissen und mit Hilfe des Staates oder von dem Staat selbst erfolgen, so z. B. Sammlungen für die Krankenpflege, die Verwundeten, die Hinterbliebenen der Gefallenen usw.

Was die Praxis anlangt, so wird folgender Fall berichtet: Im Jahre 1795 suchte die französische Regierung in Genua eine Anleihe aufzunehmen, um die italienische Armee in den Stand zu setzen, die Offensive zu ergreifen. Der Senat von Genua lehnte, indem er sich auf seine Neutralität berief, die Ermächtigung zur Aufnahme der Anleihe ab. Es ist bereits oben die Instruktion des amerikanischen Staatssekretärs Pickering aus dem Jahre 1798, die in gleichem Sinne gehalten war, erwähnt.

Digitized by Google

Später, wo die Anleihen zu einem größeren Betrage geschlossen wurden, ist man immer mehr geneigt gewesen, auch die öffentliche Abschließung und Auflegung einer Anleihe für eine kriegführende Macht nicht zu behindern. Der andre hierdurch geschädigte kriegführende Teil hat regelmäßig von einer Remonstration abgesehen, die auch, nachdem die Anleihe einmal gemacht war, nichts ändern konnte. Eine Ausnahme in letzterer Beziehung macht das Verhalten der französischen Regierung während des Krimkrieges. Frankreich hat bezüglich der Anleihen oder der Lieferung von Kriegsmaterial an eine kriegführende Macht eine vornehme Stellung eingenommen. Der Artikel 84 des Code pénal bestimmt: Quiconque aura par des actions hostiles, non approuvées par le gouvernement, exposé l'Etat à une déclaration de guerre, sera puni du bannissement et, si la guerre s'en est suivie, de la déportation. Der Artikel wird auch auf „l'ouverture d'une souscription pour favoriser un parti hostile à une puissance étrangère" bezogen. Im Jahre 1854, während des Krimkrieges, gestattete Holland eine russische Anleihe auf seinem Gebiet. Die französische Regierung erhob infolgedessen bei der holländischen Regierung Beschwerde; sie verlangte auch von Preußen und Hamburg das Verbot der weiteren Notierung der Anleihe an der Börse. Preußen wies dieses Ansinnen zurück. Nach den obigen Ausführungen muß man den Standpunkt der französischen Regierung als berechtigt ansehen. In dem gegenwärtigen Kriege ist nicht davon die Rede, daß die gegen Deutschland verbündeten Mächte, trotz ihrer Geldverlegenheit, sich in Holland um eine Anleihe bemüht hätten. Solches wäre ohne Zweifel ergebnislos geblieben, denn die deutschen Truppen stehen an der holländischen Grenze.

Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 wurden die französische von Gambetta kontrahierte sog. Morgananleihe und ein Teil der Anleihe des Norddeutschen Bundes in England ausgegeben. Dieses Verfahren scheint keine diplomatischen Remonstrationen veranlaßt zu haben.

Während des Krieges zwischen Großbritannien und der südafrikanischen Republik wurden Anleihen für die britische Regierung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und sonst offen abgeschlossen. Später, im Jahre 1904, wurden auch von Japan Anleihen in den Vereinigten Staaten und auch anderswo offen aufgenommen, ebenso russische Anleihen in Paris und in Berlin. Auch diese Anleihen scheinen keinen Anlaß zu einer diplomatischen Erörterung gegeben zu haben.

Die neueste Zeit zeigt nun einen Fall der Neutralitätsverletzung durch die Gestattung einer Anleihe an kriegführende Staaten. England und Frankreich haben während des gegenwärtigen Krieges in Neuyork eine Anleihe im Betrage von 500 Millionen Dollar (mehr als 2 Milliarden Mark) kontrahiert. Diese Anleihe war offenkundig zur Förderung der beiden kontrahierenden Staaten und ihrer Bundesgenossen in der Kriegführung bestimmt. Es sollten dadurch die Ausgaben, die in den Vereinigten Staaten zur Beschaffung von Kriegsmaterial und andern Gegenständen, die zur Kriegführung erforderlich sind, gedeckt werden.

Digitized by Google

Ein solcher Vorgang ist noch nicht dagewesen. Die früheren Anleihen hielten sich in engeren Grenzen, auch waren sie nicht so offen ausdrücklich für Kriegszwecke bestimmt. In den Vereinigten Staaten selbst ist dieses nicht verkannt, es hat dort eine große Agitation gegen die Neutralitätsverletzung und gegen ein Geschäft, das die Beförderung des Blutvergießens in Europa zur Folge haben mußte, stattgefunden. Die nordamerikanische Regierung war hiervon vollständig unterrichtet. Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, daß hierin eine Neutralitätsverletzung liegt. Es kann in dieser Beziehung namentlich auch auf die oben angeführten nordamerikanischen Juristen Kent und Hall verwiesen werden.

Abgesehen von der diplomatischen Auseinandersetzung mit der Regierung der Vereinigten Staaten, gibt es vielleicht für die Regierungen des Deutschen Reiches und der mit ihm verbündeten Staaten ein Mittel, eine gewisse Genugtuung von den Leuten zu erlangen, die zur Förderung und Verlängerung des Blutvergießens in solcher Weise beigetragen haben.

Nach dem Friedensschluß könnte eine Auseinandersetzung zwischen der deutschen und der nordamerikanischen Regierung über Schadenersatzansprüche wegen Neutralitätsverletzung stattfinden, in ähnlicher Weise, wie nach dem Sezessionskriege zwischen England und Nordamerika Verhandlungen gepflogen wurden, die zu einem für England sehr ungünstigen Resultat führten. Auch könnte bei dem Friedensschluß vielleicht Frankreich und England die Verpflichtung auferlegt werden, zur Sicherung der etwaigen Ansprüche Deutschlands und seiner Verbündeten den Betrag jener Anleihen an die letzteren einstweilen abzuführen. Eine derartige Maßnahme würde nicht bloß in dem Gebiete der verbündeten Staaten, sondern wohl in der ganzen zivilisierten Welt Zustimmung finden, denn jeder, der menschlich denkt, muß empört sein über eine Gewinnsucht, wie sie sich aus den Anleihen ergibt. Die Nordamerikaner, welche bei der Anleihe beteiligt sind, scheinen auch selbst Mißtrauen wegen der Sicherheit gehabt zu haben. Man hat ausgerechnet, daß die Anleihe mit zirka 6 Prozent verzinst wird. Die Kapitalsicherheit der beiden schuldnerischen Staaten unterliegt nicht dem mindesten Bedenken. Wenn trotzdem solche hohe Zinsen haben zugesichert werden müssen, so kann sich dies nur dadurch erklären, daß man die Anleihe aus andern Gründen nicht für sicher gehalten hat. Man hat insbesondere wohl gefürchtet, daß die Regierungen von England und Frankreich diese Schuld später repudiieren könnten. Die Darlehensgeber würden sich über eine solche Maßnahme nicht beschweren können, denn die Anleihe ist von ihrer Seite ein unmoralisches Geschäft, und es entstehen nach dem Zivilrecht aus einem solchen Geschäft Ansprüche wohl allgemein nur so weit, als eine Bereicherung des Darlehnsnehmers stattgefunden hat. An einer solchen fehlt es, wenn das geliehene Geld zur Deckung von Kriegskosten verwendet worden ist.[1])

[1]) Unter den Bankgeschäften, die bei der Anleihe beteiligt sind, finden sich eine Anzahl mit deutschen Namen. Die Inhaber werden wohl in den Vereinigten Staaten naturalisiert

Digitized by Google

Außerdem könnte insbesondere Frankreich beim Friedensschluß auferlegt werden, für die während des Krieges kontrahierten auswärtigen Anleihen nicht weiter Zinsen zu zahlen, solange nicht die ihm etwa auferlegte Kontribution berichtigt und der an Grund und Boden, insbesondere durch Zerstörung von Gebäuden, in seinem Lande verursachte Schaden wieder gutgemacht sei. Das Deutsche Reich hat auch ein Interesse daran, daß Frankreich sich nach dem Kriege möglichst bald wieder erholt. Ob dann später die Anleihen wieder verzinst und zurückbezahlt werden sollen, würde von der Entscheidung derer abhängen, die dann das Regiment in Frankreich haben.

Meine Kriegsfahrten

Persönliche Erinnerungen

von

Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius

I. Serbien

Als im Jahre 1876 der Krieg zwischen Serbien und der Türkei ausbrach, war ich in Wien. So kriegerisch ich war — ich bin es auch heute noch als alte Frau, dies nur nebenbei —, der Rummel dort unten regte mich nicht weiter auf. Die Serben waren mir höchst unsympathisch, und zu meinen Türken konnte ich nicht eilen, weil das Geld fehlte. Das Schicksal pflegt sich nicht um unsre Neigungen zu kümmern. Kismet greift immer in unser Leben ein.

Eines Abends traf ich in einer Gesellschaft einen alten Bekannten, einen Rittmeister a. D. Er hatte 1866 die Vorteile der Erbswurst kennen gelernt und schleunigst eine Konservenfabrik in der Nähe Wiens gegründet. Der Rittmeister kam aus Belgrad; er hatte dort ein gutes Geschäft gemacht und war natürlich begeistert, Belgrad sei eine schöne Stadt, der Fürst klug und liebenswürdig, die Armee sei vorzüglich organisiert und werde auch jetzt durch seine Erbswurst gut verpflegt, nur die Lazarette, besonders die Pflege der armen tapferen Serben, ließen noch vieles zu wünschen übrig. Mir machte er die bittersten Vorwürfe und meinte, es sei meine Pflicht, nach Belgrad zu eilen. Mich interessierten die Erzählungen des Erbswurstfabrikanten wenig, die Serben mochte ich nicht, und die so hochgeschätzte allgemeine Nächstenliebe war mir nicht zuteil geworden. Aber Kismet! Nach vierundzwanzig Stunden saß ich mit der serbischen Roten-Kreuz-Binde am Arm im Eisenbahnwagen. Ich fuhr nach Pest, um von dort mit dem Dampfer nach Belgrad zu fahren.

---

sein. Ein Deutscher, der sich bei der Anleihe beteiligt hätte, würde nach einem Urteil des preußischen Obertribunals vom 3. April 1871 auf Grund des § 89 des Strafgesetzbuchs in seiner Heimat wegen Landesverrats bestraft werden.

Digitized by Google

In Belgrad stieg ich im Hotel de Paris in der Rue de Belgrad ab. Der Erbswurstfabrikant hatte mir ein Schreiben an den österreichischen Besitzer des Gasthauses mitgegeben, ich wurde gut verpflegt und erhielt das beste Zimmer, die Preise waren mäßig. Ich ging zum Kriegsminister, wurde liebenswürdig empfangen und mit schönen Worten überschüttet, dann suchte ich den Präsidenten des Roten Kreuzes auf. Herr Simitsch — so wird er sich wohl schreiben —, ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, sagte mir, ich müßte mich einige Tage gedulden. Baron Mundy, der Gründer der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft, sei im Hauptquartier, er sei der Chefarzt über alle Lazarette, und über das Pflegepersonal hätte nur er zu verfügen.

Ich wartete also und sah mir die Stadt an und suchte auf den Gassen die Seele des serbischen Volkes zu studieren. Belgrad war schon damals eine hübsche Stadt, nach den Zeitungsberichten scheint sie sich nicht viel verändert zu haben. Besonders anziehend war für mich das Kastell mit den türkischen Mauern und dem türkischen Bad. Täglich wanderte ich hinauf und genoß in vollen Zügen die Ruhe, die gute Luft und herrliche Aussicht.

Bauern waren einberufen, Jahresklassen gab es damals noch nicht. Die Einberufenen waren auch erschienen. Mißmutig, verdrießlich und unbeschreiblich schmutzig lagerten sie, umgeben von Eltern, Geschwistern, Frauen und Kindern, längs den Häusern. Die Weiber jammerten und schimpften, die Kinder balgten sich untereinander und bewarfen die Fremden mit Steinen, die Männer rauchten und kratzten sich. Auf der breiten Fahrstraße ging es ungemein lebhaft zu; russische Offiziere, zu Fuß oder hoch zu Roß, eilten vorüber, russische Offiziere organisierten die serbische Armee. Der berüchtigte General Tschernajeff, Oberkommandant der serbischen Armee, rüstete ein freiwilliges Korps aus, ein flottes Reiterregiment, das aber keine Heldentaten verrichtete. Ein Irländer, Oberst Mac Iver, war der Kommandant des Korps. In welcher Armee Mac Iver seinen Oberstenrang erhalten hatte, blieb mir ein Rätsel. Die Russen waren schon damals unumschränkte Herrscher in Serbien. Auf den Straßen hörte man nur Russisch und Französisch sprechen. Auch russische Aerzte, Aerztinnen und Pflegerinnen durcheilten die Straße, alle waren an der Roten-Kreuz-Binde erkenntlich.

Es waren bunte Bilder, die an mir vorüberzogen, einen Maler hätten sie sicherlich erfreut, mich ärgerten die Russen und die schmutzigen Serben. Meine Mahlzeiten nahm ich im Gasthausgarten ein. Dort lernte ich die englischen Berichterstatter kennen, auch den berühmten Archibald Forbes. Auch englische Aerzte und Delegierte setzten sich zu mir. Von einer englisch-russischen Freundschaft war damals nichts zu spüren, im Gegenteil, der englische Gentleman verachtete die Russen, die er Barbaren nannte.

Endlich kam Baron Mundy zurück, ein englischer Arzt und ich wurden nach Schabatz geschickt. Das englische Rote Kreuz versah uns mit Verbandzeug, wollenen Decken, Konserven und was man sonst noch für ein Lazarett braucht. Mit dienstlichen Papieren, Befehlen, Verordnungen und Geld reichlich aus-

Digitized by Google

gestattet, schifften wir uns auf einem kleinen Dampfer ein und fuhren die Save entlang; nach einigen Stunden hatten wir unsern Bestimmungsort erreicht.

Schabatz, das sich im Laufe der Jahre zu einer Festung entwickelt zu haben scheint, war damals ein elendes Dorf. Wir wurden von der gesamten Bevölkerung empfangen und nach dem Lazarett begleitet. Ein kleines Haus, auf dessen Dach die Rote-Kreuz-Flagge lustig wehte, nahm uns auf, und ein freundlicher älterer serbischer Arzt, der Deutsch sprach, empfing uns. Wir besichtigten das Haus, in einem großen Zimmer saßen sechs dicke Frauen mit der Roten-Kreuz-Binde am Arm. Aber Kranke waren nicht zu sehen. Auf meine Frage, wo die Verwundeten wären, lächelte der Arzt etwas verlegen und sagte: „Draußen." Wir gingen auf den Hof, und dort auf dem Heuboden einer schmutzigen Scheune fanden wir drei Mann auf verfaultem Stroh liegen. Ein Krug mit Wasser stand neben ihnen. Wir mieteten sofort ein Haus, und am folgenden Tage konnten wir die Armen verbinden, gut lagern und gut füttern. Kranke kamen, ich war bei der Aufnahme zugegen. Die ersten Tage verhielt ich mich ruhig, als wir aber täglich zehn bis zwanzig Fingeroperationen vornehmen mußten, wurde mir doch die Sache zu bunt. Ich fragte den Arzt, wo diese jungen Burschen verwundet worden wären und wie es käme, daß immer nur der Zeigefinger der rechten Hand so schwer verletzt sei. „Die verfluchten Jungens verstümmeln sich selbst, sie wollen nicht in den Krieg ziehen!" schrie der alte Herr wütend.

Eines Tages, als wir mit dem Abschneiden der Finger beschäftigt waren, trat der Arzt mit zwei Herren und vier Frauen bei uns ein. Die Fremden grüßten uns nicht und entfernten sich mit einem spöttischen Lächeln. Natürlich waren alle mit der Roten-Kreuz-Binde geschmückt. Nach getaner Arbeit eilte ich in mein Zimmer, um mich, bevor die Tischglocke ertönte, gründlich zu reinigen. Ich fand mein Zimmer ausgeräumt, meine sämtlichen Sachen lagen auf dem Flur bunt durcheinander geworfen. Die Tür zum Zimmer war verschlossen. Ich eilte zum serbischen Arzt und erhielt auf meine Frage nur die Antwort: „Was wollen Sie? Wir sind machtlos, in einigen Stunden müssen Sie fort, die Russen übernehmen das Lazarett. In zwei Stunden kehrt der Dampfer nach Belgrad zurück."

Wir wurden von den Russen einfach hinausgeworfen, und zwar mit Bewilligung der serbischen Behörden. Wir mußten, außer unserm persönlichen Eigentum, alles den Russen ausliefern. Mit dem englischen Arzt kehrte ich zurück, wohl etwas verärgert über das Benehmen der Russen, aber doch herzlich froh, die langweiligen Fingeroperationen los zu sein. Bei unsrer Ankunft in Belgrad war Mundy wieder fort; zum Kriegsminister ging ich nicht, ich hatte genug von ihm, beim Präsidenten des Roten Kreuzes mußte ich mich melden. Auch von ihm erhielt ich die Antwort: „Was wollen Sie? Wir sind machtlos, die Russen regieren hier mit rücksichtsloser Brutalität!" Ich wurde dann nach Kruschewatz geschickt.

In Kruschewatz richtete ich ein Lazarett ein, junge englische Aerzte waren mir behilflich, und da die Behörden den Befehl erhalten hatten, mir Betten

Digitized by Google

und alles, dessen ich bedürfen würde, zu liefern, konnte ich schon in zwei Tagen die Verwundeten, die in Privatpflege waren, aufnehmen. Ich war so glücklich, endlich ruhig arbeiten zu können. Die Freude dauerte vierundzwanzig Stunden. Nachts wurde bei mir angeklopft. Ein reitender Bote brachte aus dem Hauptquartier zu Deligrad den Befehl, sofort Wagen und Pferde zu requirieren und die Verwundeten nach Belgrad zu schicken, ich sollte mit den Aerzten ins Hauptquartier kommen. Der Feind würde gegen Abend einrücken. Wie gerne wäre ich geblieben und hätte mich den Türken zur Verfügung gestellt, aber ich war gebunden und mußte mein Wort halten. Wagen und Pferde wurden noch in der Nacht herbeigeschafft und frühmorgens die Verwundeten, so gut es ging, hineingepackt. Einige englische Aerzte begleiteten sie, die andern blieben in Kruschewatz. Das folgende Jahr traf ich sie in der Türkei. Der Arzt, mit dem ich in Schabatz war, fuhr mit mir nach Deligrad. Abends langten wir im Hauptquartier an. Verwundete waren nicht vorhanden, auch war es nicht die Absicht der Militärbehörde, welche aufzunehmen, aber junge Mädchen mit der Roten-Kreuz-Binde waren vorhanden. Mädchen aus einem Bordell in Semlin hatte man aus Belgrad ins Hauptquartier geschickt. Der Chefarzt schickte mir einen Wagen, entschuldigte sich sehr höflich und ersuchte mich, nach Belgrad zurückzukehren. In Belgrad arbeitete ich einige Wochen im Militärkrankenhaus. Die Frau Kriegsminister war Vorsteherin. Ihre Garde bestand aus freiwilligen Pflegerinnen, und da sollte ich auf Baron Mundys Befehl Ordnung schaffen. Dr. Lange, Professor Esmarchs erster Assistenzarzt, war von Mundy zum Oberarzt bestimmt worden. Die Frau Kriegsminister ließ die Kranken, sobald sich Dr. Lange entfernt hatte, vom serbischen Arzt behandeln. Baron Mundy hatte im Auftrag der Fürstin Arenberg, der frühereu Fürstin von Serbien, eine Baracke im Garten des Krankenhauses gebaut und eingerichtet. Die Baracke wurde mir übergeben — es war ganz feierlich —, nur schwere Fälle, die Dr. Lange operieren und behandeln wollte, durften aufgenommen werden. Die Frau Kriegsminister erklärte, Dr. Lange dürfe seinen Fuß nicht in die Baracke setzen und nur leichte Fälle würden aufgenommen. Mir war sie gnädig gesinnt, als sie aber anfing, die Baracke als Liebesnest einzurichten, verlor ich die Geduld, und ohne mich zu verabschieden, ging ich zum Präsidenten, um meinen Paß zu verlangen. Ich wurde sehr freundlich empfangen und mit den Worten begrüßt: „Ich habe Sie schon lange erwartet, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie es so lange bei uns ausgehalten haben."

Ich kehrte nach Wien zurück, mit unangenehmen Erfahrungen reich beladen und mit leeren Taschen. Trotz Ehrenwort und Unterschriften wurden mir die Reisekosten nicht ersetzt. Die Russen hatten auf die Kasse des Roten Kreuzes Beschlag gelegt.

Während des Türkisch-Russischen Krieges war ich in der Türkei. Bei meinen lieben Türken vergaß ich Serbien.

Seit dem Beginn des jetzigen Krieges sind meine serbischen Erinnerungen wieder erwacht, und ich freue mich, daß ich Land und Leute kennen lernte.

Digitized by Google

Meine Gedanken haben unsre Feldgrauen auf Schritt und Tritt begleitet. Ich sah sie die steilen Anhöhen erklimmen, sah sie durch tiefen Schlamm waten, sah auch manchen Helden zusammenbrechen, eine Kugel aus irgendeinem Hinterhalt hatte den müden, arglosen Soldaten getroffen. Unsre verbündeten Armeen, von Vaterlandsliebe und Pflichttreue beseelt, hatten den „Sumpf Serbiens", wie Fedor von Zobeltitz dieses von Gott und aller Kultur verlassene Land nennt, überschritten und gesäubert. Die serbische Bevölkerung zum großen Teile und die Armee sind geflohen.

Man hat in letzter Zeit den Mut und die Tapferkeit der Serben lobend hervorgehoben. Mir fehlt der Glaube; der Serbe ist feige, grausam und geldgierig, wir dürfen uns keinen Täuschungen hingeben.

Die Türken unter Osman-Pascha siegten an allen Fronten. Rußland hinderte die tapfere, gut geführte türkische Armee, ihre Erfolge auszunutzen. Die Türkei wurde gezwungen, Frieden zu schließen.

General Tschernajeff, ein tüchtiger Reiter, aber ein unfähiger Offizier und ein noch unfähigerer Oberkommandant, konnte die feigen und schlecht ausgerüsteten Serben nicht gegen den Feind führen, sie liefen einfach davon. Die serbischen Verluste an Toten und Verwundeten waren auch nur gering.

Auf meiner Fahrt von Deligrad nach Belgrad war mein Wagen von davongelaufenen Helden umringt. Hier muß ich ein kleines Lob einschalten. Mancher ermüdete Soldat bat mich, eine kurze Strecke mitfahren zu dürfen. Ich mußte es ihnen gestatten, so zuwider mir ja auch die Feiglinge waren. Sie benahmen sich aber höchst anständig, dankten höflich, wenn sie mich verließen und — ich wurde nicht angebettelt.

Bulgarien und Oesterreich wird wohl die Aufgabe zufallen, den Sumpf zu reinigen. Eine schwere Arbeit, dazu gehört eine eiserne Hand. Viele Generationen werden vergehen, bevor das Läuterungswerk gelingen wird. Vor allem müssen die zwei sich gegenüberstehenden und feindlich gesinnten Dynastien beseitigt werden. Man schicke sie in die Verbannung und setze, um ihr Wiederauftauchen in Serbien zu verhindern, einen hohen Preis auf ihre Köpfe. Solange ein Sprößling der Obrenowitsch oder Karageorgewitsch am Leben ist, wird das Morden und Intrigieren nicht aufhören, auch die Geldsendungen der guten Freunde nicht.

Der Serbe ist schlau, aber unbegabt, er ist faul, und der Bildungstrieb, den z. B. der Bulgare in hohem Grade besitzt, geht ihm ab. Auf der Wiener Universität haben immer zahlreiche Serben studiert. Ich möchte annehmen, daß sich die meisten mehr mit Politik und slawischen Intrigen beschäftigten als mit der Wissenschaft. Es war ein politischer Fehler, Serben zu gestatten, in Wien und Prag zu studieren.

Auch der Bauer arbeitet nicht, die reichen Schätze des Landes bleiben ungehoben. Die serbische Bauernfrau ist besser als der Mann. Sie ist eine treue Gattin und gute Mutter. Sie ist auch fleißig und bestellt den kleinen Acker, auf dem ihre Hütte steht. Der Acker liefert ihr Mais und Baumwolle.

Digitized by Google

Mais ist die Hauptnahrung der Serben, und mit der Baumwolle, die sich die Bäuerin vom Felde holt, werden Matratzen und Decken gestopft. Baumwolle wird uns Serbien, Bulgarien und die Türkei liefern.

Der Serbe ist nicht hübsch, slawischer Typus, mehr klein als groß. Die serbischen Frauen sind bildhübsch. Die Bauernmädchen sind anständig, was man von den Frauen Belgrads nicht behaupten kann. Belgrad ist die unsittlichste Stadt der Welt — ein Sumpf.

II. Bulgarien

Kismet hat immer eine große Rolle in meinem Leben gespielt, einem wahren Zigeunerleben. So etwas wie Abenteuersehnsucht durchzieht noch immer mein altes Herz. Aber alte Leute müssen sich zur Ruhe begeben. Der Jugend gehört die Gegenwart, gehört das Leben.

Als der Rummel auf dem Balkan einmal wieder losging, war ich in Wien. Am 18. September 1885 wurde Ostrumelien mit Bulgarien vereint. Das gefiel dem serbischen König Milan nicht, er erklärte Bulgarien am 22. September den Krieg.

Die Sache interessierte mich nicht weiter. Ich war an der Wiener Poliklinik angestellt, die chirurgische Abteilung unter Professor Wölfler war mir anvertraut. Die Säuglingspflege lernte ich bei Professor Monti und auf der Augenklinik die Einführung der Sonde in den Tränensack.

Die Berichte vom Kriegsschauplatz lauteten für Bulgarien günstig. Fürst Alexander hatte einen glänzenden Sieg bei Slivnitza errungen, den Dragomanpaß besetzt und die Serben aus Zaribrod und Pirot hinausgeworfen. Ich freute mich der Siege des Battenbergers, hatte aber doch zu wenig von ihm gehört, um den Drang in mir zu spüren, nach Bulgarien zu eilen und meine Dienste anzubieten.

Baron Mundy rüstete einen Sanitätszug für Serbien aus, ich wußte, daß er mich auffordern würde, ihn zu begleiten. Ich kannte mich zu genau und wußte, daß ich trotz meiner Abneigung gegen die Serben dem Rufe Folge leisten würde. Dieser Versuchung wollte ich aus dem Wege gehen. Ich schrieb an die Geheimrätin Helmholtz, mit der ich, ohne sie zu kennen, seit Jahren in Briefwechsel stand, und fragte, ob ein Plätzchen für mich im Viktoriahaus frei sei, ich würde auch einmal wieder als Schülerin eintreten. Ich erhielt umgehend Antwort. Sie lautete: „Sofort kommen." Eine Reisekarte als Viktoriaschwester lag dem Schreiben bei. Abends saß ich im Eisenbahnzug, der mich nach Berlin brachte. Frühmorgens langte ich im Friedrichshain an und wurde von der Oberin höchst gnädig empfangen und in die Frauenbaracke geführt. Ein Zimmer war für mich bereit, die Oberin riet mir, mich niederzulegen und zu schlafen. Für den Nachmittag habe sie den Wagen bestellt, um mit mir zu den Aerzten und Vorstandsmitgliedern zu fahren. Ich war sehr belustigt über die Wichtigkeit, die sie meiner Ankunft beizumessen schienen.

Digitized by Google

Schlag 4 Uhr fuhren wir los; Professor Bergmann, Delbrück, Frau v. Helmholtz, die Frau Kriegsminister und die übrigen Vorstandsherren und -damen, alle waren zu Hause und alle fragten mich aus. Ich mußte über Serbien, über die Türkei, über St. Marys Hospital in London berichten. Als wir am zweiten Tage nach meiner Ankunft mittags bei Tisch versammelt waren, stürzte das Hausmädchen herein und rief: „Frau Oberin! Die Kronprinzessin erwartet Sie im Garten!" Die Oberin eilte fort und rief mir zu: „Kommen Sie bald nach!" — „O weh," seufzte ich, „schon wieder ein Interview." Doch an militärischen Gehorsam gewöhnt, folgte ich ihr bald. Mein deutsches Gemüt lehnte sich gegen die englische Prinzessin auf. Unsre zukünftige Kaiserin, die Tochter eines deutschen Fürsten, war Engländerin geblieben und führte englische Sitten bei uns ein.

Die Fürstlichkeiten, von der Frau Oberin gefolgt, waren noch im Garten, in eifriges Gespräch vertieft. Die Kronprinzessin war nur von ihrer Tochter, Prinzessin Viktoria, begleitet; ohne Hofstaat, das gefiel mir. Auf einen Wink der Oberin trat ich näher. Im Begriff, meinen allerschönsten Hofknicks zu machen, riß ein Windstoß mir die Haube vom Kopf. Ich gestehe, ich war etwas verlegen, doch das fröhliche Lachen der Frau Kronprinzessin beruhigte mich sofort. Wir gingen durch den Garten zur Frauenbaracke. Ich neben der hohen Frau im Adjutantenschritt, die linke Schulter nach rückwärts gezogen, ganz vorschriftsmäßig. In der Baracke angelangt, begann die Unterhaltung; es war wirklich eine Unterhaltung, nicht das langweilige Frage- und Antwortspiel, bei dem es ganz gleichgültig ist, ob die Antwort ja oder nein lautet, gehört wird sie doch nicht. Nach einem kurzen Bericht über meine Kriegserlebnisse wollte die Kronprinzessin mein Urteil über Lazarette, über englische Aerzte und Pflegerinnen hören. Von Verschleiern war keine Rede, ich fühlte, daß die hohe Frau ein offenes Urteil wünschte. Ich war von dem Geist der Natürlichkeit und Herzlichkeit entzückt, ich war besiegt.

Nachdem uns die Herrschaften verlassen hatten, begann die Abendarbeit. Eine liebenswürdige Oberschwester führte mich in den Dienst ein.

Als ich am nächsten Morgen in das Frühstückszimmer trat, fand ich sämtliche Schwestern in der allergrößten Aufregung. Auf meine Frage, was denn los sei, hieß es, die königliche Kutsche habe schon um 7 Uhr die Oberin geholt, weil die Kronprinzessin Wichtiges mit ihr zu beraten habe. Mir schien die Sache nicht so wichtig, und ich frühstückte in aller Gemütsruhe. Daß dieser frühe Besuch mit mir zusammenhing, ahnte ich nicht, Bulgarien und Serbien hatte ich vergessen. Die Kutsche kehrte zurück, und die Frau Oberin erschien in der Frauenbaracke. Ich war mit Bettenmachen beschäftigt, als die Frau Oberin in dienstlicher Haltung und mit feierlicher Miene auf mich zutrat. Sie begann:

„Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin beauftragt mich, Sie zu fragen, ob Sie nach Bulgarien gehen wollen. Das Rote Kreuz schickt zwei Aerzte hinunter, und die Frau Kronprinzessin hat zwei Schwestern zur Verfügung gestellt und Sie auserwählt."

Digitized by Google

Ich richtete mich stramm auf und antwortete: „Als Viktoriaschwester werde ich dem Befehl der Frau Kronprinzessin Folge leisten."

Am nächsten Abend um 10 Uhr sollten wir die Reise antreten. Vorher wollte uns die Frau Kronprinzessin bei Frau v. Helmholtz in voller Ausrüstung sehen. Ich mußte eingekleidet werden, feste Stiefel, warme Unterkleider mußten für die Schwester und mich besorgt werden. Ich fuhr mit der Oberin von Laden zu Laden, die Einkäufe zu machen. Schneiderinnen wurden herbeigeholt, und alle Schwestern halfen. Wir wurden fertig und konnten uns vor der Abreise um 4 Uhr bei Frau v. Helmholtz der Frau Kronprinzessin vorstellen.

Die hohe Frau war unendlich liebenswürdig und überschüttete uns mit schönen und nützlichen Sachen.

Bevor die Herrschaften uns verließen, wurde ich von der Frau Kronprinzessin in eine Fensternische befohlen. Nach einigen warmen Abschiedsworten sagte sie:

„Ich bitte Sie, über alles, was Sie sehen und hören, uns zu berichten."

„Ich werde Frau Oberin Bericht erstatten," war meine Antwort.

„Natürlich werden Sie der Frau Oberin über dienstliche Angelegenheiten schreiben," erwiderte die Frau Kronprinzessin etwas ungeduldig. „Ich bitte Sie, an Frau Helmholtz zu schreiben. Ich habe immer mit großem Interesse Ihre Briefe gelesen und mich über die Klarheit Ihres Urteils und die Offenheit, mit der Sie es aussprachen, gefreut."

Eine tiefe Verneigung und ein Handkuß waren meine Antwort. Am 23. November 10 Uhr abends reisten Schwester E., unsre zwei Aerzte, ein Sanitätsdiener und ich ab und trafen spät abends des folgenden Tages in Bukarest ein. Im Speisesaal des Gasthauses herrschte reges Leben, alle Tische waren besetzt und alle Gäste sprachen vom Fürsten Alexander, dem Helden von Slivnitza, man erwartete seinen Vormarsch auf Nisch.

Nach einer gut verbrachten Nacht wurden wir vor Tagesanbruch geweckt, um rechtzeitig mit der Eisenbahn nach Turn-Severin zu gelangen. Ich vermute, daß es Turn-Severin war, meine Tagebuchblätter sind aber so zerfetzt, daß ich den Namen nicht entziffern kann. In einem Boot fuhren wir über die Donau nach dem Fürstentum Bulgarien hinüber. Wie das Städtchen, wo wir landeten, hieß, weiß ich nicht.

Wir eilten in ein Kaffeehaus, um uns mit türkischem Kaffee zu wärmen. Der Kaffee wurde hinter einem Vorhang gekocht, und da sah ich zu meinem Entsetzen, wie der Jüngling, der Kellnerdienste versah, in die Tassen spuckte, um sie zu reinigen. Ich holte die Kaffeekanne und packte unsre Tassen aus. Dann wurden Wagen bestellt, wir brauchten zwei für uns, ein Berichterstatter hatte uns gebeten, mitfahren zu dürfen, und eine Arraba für unser Gepäck.

Wagen waren vorhanden, aber wo die Pferde hernehmen? Es gelang uns schließlich doch mit vielen schönen Worten und klingender Münze, welche aufzutreiben. Fort mußten wir, fort wollten wir, teils um so schnell als möglich auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, teils aber auch, um einigen Aerzten, die

Digitized by Google

vor uns Berlin verlassen hatten, zuvorzukommen. Die Gegend war flach, eine Hochebene, die Wege wie immer Ende November grundlos, die Felder verödet, die Khans geschlossen. Wir überholten lange Züge von Krankenwagen, die das ungarische Rote Kreuz den Bulgaren schickte. Die Sanitätsführer hätten gern mit uns gesprochen, aber mit dem Gruß: „Rotes Kreuz Berlin" sausten wir an ihnen vorüber. Spät abends wurden in einem Dorf, es kann auch ein Städtchen gewesen sein, die Pferde gewechselt, und die Fahrt ging weiter. Frühmorgens erreichten wir Sofia; ein gutes Gasthaus nahm uns auf. Wir waren die ersten, von den andern Aerzten hatte man nichts gehört. Einige Herren des Hofstaates begrüßten uns und brachten des Fürsten Befehl, ohne Aufenthalt in Sofia so schnell als möglich ins Hauptquartier nach Pirot zu kommen. Nach kurzer Rast saßen die beiden Aerzte und ich wieder im Wagen. Schwester E. und unser vorzüglicher Sanitätsdiener blieben mit dem großen Gepäck in Sofia. Die Sonne schien, und die Fahrt ging schnell vonstatten. In Pirot erhielt ich bei einem Obersten ein gutes Zimmer, die Aerzte wurden im Gasthaus einquartiert. Nachdem wir uns umgekleidet hatten, meldeten wir uns beim Fürsten. Er bewohnte ein kleines, bescheidenes, aber recht gemütliches Häuschen. Wir wurden mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Der Fürst machte auf mich einen tiefen Eindruck. Er war der schönste Mann, der jemals meinen Weg gekreuzt, eine echte Siegfriederscheinung, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Das Wunderbare waren die Augen, waren sie schwarz, blau, grau, wer hätte das sagen können? Aber der Ausdruck von Trauer, von Sehnsucht mußte jeden, der in den Augen die Seele zu erkennen vermag, tief ergreifen. Dieser erste Eindruck ist mir auch später geblieben, und sehe ich jetzt nach Jahren sein Bild an, so sehe ich die traurigen Augen vor mir.

Fürst Alexander gab uns einen Adjutanten mit auf den Weg, um uns behilflich zu sein, ein passendes Haus für das Lazarett zu finden. Wir legten Beschlag auf die serbische Schule. Dann wurden Einkäufe gemacht. Der Fürst wollte uns Stroh liefern, wir mußten aber Stoff für Säcke und Decken haben. Der Adjutant verließ uns, aber ein russischer Offizier gesellte sich zu uns und war uns beim Einkaufen behilflich. Der Russe war mir unangenehm, die russischen Offiziere in der bulgarischen Armee hatte doch der Zar bei Ausbruch des Krieges abberufen. Wie kam es, daß doch noch Russen vorhanden waren?

In Pirot wurden alle Vorbereitungen zum Vorgehen getroffen. Daß in den nächsten Stunden der Kampf beginnen würde, daran zweifelte kein Mensch, nur wußte man nicht recht, würde der Fürst vorwärts gehen oder würde er die Serben vor Pirot erwarten.

Unser Professor kehrte nach Sofia zurück, um dort im Militärkrankenhaus eine Abteilung zu übernehmen. Er schickte uns Wäsche für die Kranken und alles, dessen wir für Operationen und Verbände bedurften. Einen Koch fanden wir, und eine Schar alter Weiber meldete sich zum Waschen und Putzen. Es ging ja so ziemlich, aber blutige Verbandstücke mußte ich waschen. Wir hatten zwei größere Zimmer für die schweren Fälle, eine offene Veranda, ein Zimmer

Digitized by Google

für den Arzt und ein zweites für mich. Das Zimmer des Arztes war gleichzeitig Operationszimmer. Nun will ich mein Zimmer beschreiben. Der Fürst hatte für den Arzt und für mich gute Betten geschickt. An der einen Wand stand das herrschaftliche Bett, unter den Fenstern der zweiten Wand stand, wie in allen orientalischen Häusern, ein Holzdiwan, in dessen Mitte ich mir ein Plätzchen mit einer Decke herrichtete, rechts war die Krankenwäsche aufgestapelt, links Schienen, Jodoformgaze, Watte, Binden und was man sonst noch für Verbände braucht. Vor dem Diwan stand ein Tisch und ein Stuhl, mein Zimmer war ja auch Empfangszimmer und Speisesaal. Eine Kiste war mein Waschtisch, und daneben stand ein großes Faß mit Wasser. Ich mußte jeden Abend, oft auch des Mittags, mich umkleiden, und alles, was ich anhatte, flog in das Faß, um das Ungeziefer zu vertilgen. In einer Ecke stand das Petroleumfaß, in einer andern lagen Reis-, Kaffee- und Zuckersäcke. Unser Koch kochte gut, aber hinsichtlich seiner Ehrlichkeit hatte ich Zweifel. Jeden Morgen füllte er seine Lampen und holte sich die bestimmten Rationen für uns und die Kranken. „Elegant" war das Zimmer ja nicht, aber Fürst Alexander und sein Bruder Franz Joseph besuchten mich doch oft. Auch allerlei lustige Szenen spielten sich darin ab. Als ich eines Tages nach einer schweren Operation in mein Zimmer eilte, fand ich fünf griechische Popen darin sitzen, drei saßen auf meinem Bett, einer auf dem Stuhl, der fünfte auf dem Tisch. Ich war sehr unangenehm berührt, war auch gewiß nicht freundlich, aber sie blieben sitzen. Daß ich sie nicht verstand, störte sie nicht. Ich ließ türkischen Kaffee kommen und reichte ihnen Zigaretten. Endlich wurde ich sie los. Bettücher und Kissenüberzüge warf ich in die Wassertonne, Matratzen, Kissen und Decke trug ich in die Veranda. Griechische Popen haben immer zahlreiche Bewohner. Eines Tages kniete ich neben dem Strohsack eines Verwundeten, ich wollte ihm ein reines Hemd anziehen, es war unmöglich, er sträubte sich, und ich fürchtete, ihn zu verletzen. Da hörte ich hinter mir ein herzliches Lachen. Fürst Alexander stand in der offenen Tür; ein Wort von ihm genügte, den Kranken fügsam zu machen, der sich das reine Hemd anziehen ließ.

Am 28. November erschien der österreichische Gesandte in Belgrad im Hauptquartier. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt, und am 21. Dezember mußten die Bulgaren alle von ihnen besetzten Ortschaften und Städte räumen.

Der Fürst brachte uns die Nachricht und sagte:

„Ich kehre morgen nach Sofia zurück, folgen Sie mir sobald als möglich."

Ungarische Sanitätswagen waren bestellt, sie langten rechtzeitig an. Wir schickten die Kranken bis auf zwei schwere Fälle fort. Die zwei armen Kerle baten und flehten uns an, sie mitzunehmen, die Serben würden sie umbringen. Da wir noch einen Wagen zur Verfügung hatten, gaben wir ihren Bitten nach. Am 24. Dezember waren wir fertig, und nachdem wir die Schule den Behörden übergeben hatten, verließen wir am Abend Pirot. Der Doktor und ich im offenen Schlitten voran, gefolgt vom Sanitätswagen. Es herrschte eine grimmige Kälte, alle Augenblicke erhielt ich vom Doktor einen Rippenstoß. „Schlafen

Digitized by Google

Sie nicht!" herrschte er mich an. Eine Zigarette steckte er mir in den Mund und das brennende Zündholz hielt er mir unter die Nase. Bei jedem Khan hielten wir an, sie waren alle verschlossen, aber unter dem Dach der Veranda konnte ich Tee bereiten. Der Arzt kroch zu den Kranken in den Wagen, labte sie und war erfreut, sie noch am Leben zu finden.

Gegen Morgen langten wir in Sofia an. Ich fand in der deutschen Schule ein gutes Zimmer, legte mich ins Bett und schlief vierundzwanzig Stunden.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage war der feierliche Einzug des Fürsten. Die Straßen waren mit Blumen und Fahnen hübsch geschmückt, in den Straßen drängte sich das jubelnde Volk. Männer und Frauen und Kinder im Sonntagsstaat sangen und streuten Blumen und Palmzweige. Ich war nicht wenig erstaunt über die Veränderung, die mit Sofia vor sich gegangen war. Ich hatte es im Türkisch-Russischen Kriege als elendes Dorf kennen gelernt und fand es nach wenigen Jahren als hübsche Stadt wieder. Es hatte sich unter der Regierung des Battenbergers sehr schnell entwickelt. Da mir alle offiziellen Empfänge mit Reden, deren Inhalt man vorher kennt, zuwider sind und der Arzt, mit dem ich in Pirot gearbeitet hatte, meine Gefühle teilte, beschlossen wir, unsre eignen Wege zu gehen und dem Empfange vor dem Schlosse, es war nur ein hübsches Gartenhaus, fernzubleiben. Wir stellten uns in der Nähe der Kirche auf, in der das feierliche Tedeum stattfand. Die Kirche liegt auf einem hohen Berg in der Mitte der Stadt, umgeben von einem großen Platz. Ich kannte die Kirche gut, dort oben hatten wir während des Russisch-Türkischen Krieges in der bulgarischen Schule unser Lazarett eingerichtet. Kanonendonner verkündete den Schluß des Hochamtes, der Fürst verließ die Kirche und bestieg sein Pferd. Lautlose Stille herrschte, doch als der Fürst unter dem geschmückten Tor erschien, brach endloser Jubel aus. Der Fürst, mit einem breiten Lorbeerkranz über der Brust, hielt sein Pferd unter dem Torbogen an. Er grüßte freundlich lächelnd hinab auf die jubelnde Menge zu seinen Füßen, aber die Augen blickten über das Volk hinweg. Es war ein Bild von berückender Schönheit, aber ein Bild, das mich ernst und traurig stimmte.

Unser Professor hatte eine Abteilung im Militärkrankenhaus erhalten. Er hatte dort mit Schwester E. und mit zwei Viktoriaschwestern, die uns nachgesandt worden waren, eifrig gearbeitet. Wir wurden ihm zugeteilt; frühmorgens fuhren wir hinaus, unser Gabelfrühstück nahmen wir mit, und abends kehrten wir nach Sofia zurück. Unser Sanitätsdiener blieb des Nachts draußen.

Der Krieg war beendet und auch unsre Arbeit. Bulgarische Aerzte übernahmen unsre Kranken, wir wußten, daß sie gut behandelt und gut gepflegt werden würden.

Am Abend vor unsrer Abreise wurden wir zur fürstlichen Tafel befohlen. Als ich mich vom Fürsten verabschiedete und nach seinen Befehlen fragte, sagte er: „Grüßen Sie Deutschland, und wenn man Sie fragt, wie es mir geht, sagen Sie, ich hätte Sehnsucht."

Wir reisten über Pirot, Nisch, Belgrad, Wien nach Berlin.

Digitized by Google

Mit großer Teilnahme und aufrichtiger Freude verfolge ich den Siegeslauf der Bulgaren. Sie sind unsre ebenwertigen Waffenbrüder geworden, und sie werden die Bündnistreue auch im Frieden halten. Es verletzt mich jedoch, daß niemals ein Wort der Erinnerung, des Dankes an den Fürsten Alexander verlautet. Fürst Alexander legte den Grundstein für die militärische Ausbildung der bulgarischen Armee, er, der Held von Slivnitza, führte die jungen, ungeübten Truppen von Sieg zu Sieg, und hätten die Großmächte, hauptsächlich Rußland, ihn nicht zum Frieden gezwungen, so wäre er bis Nisch, vielleicht bis Belgrad siegreich vorgedrungen.

Ich dächte, eine Feier vor seinem Denkmal in Sofia wäre hübsch gewesen. Um so mehr, als man wohl annehmen darf, daß viele der jetzigen Führer als Jünglinge unter dem Fürsten ihre erste Feuerprobe bestanden haben werden.

Ich erhielt einen günstigen Eindruck von den Bulgaren, sie waren höflich, gutmütig und fleißig. Auch als Kranke waren sie erträglich, etwas wehleidig, aber dankbar und folgsam. Ihre Landwirtschaft stand damals nicht auf der Höhe, ihre Industrie war aber sehr entwickelt. Die Stoffe, die aus Seide, Wolle und Baumwolle hergestellt wurden, waren schön, dauerhaft und billig. Unsre Kaufleute sollten sich jetzt nach Osten wenden und dem Westen den Rücken kehren. Selbst unsre modernen Frauen, die nur englische und französische Stoffe schön fanden, würden zufrieden sein.

Die bulgarischen Frauen machten mir einen anständigen Eindruck, sie sind fleißig, und ihre Stickereien sind künstlerisch schön.

Die Haupteigenschaft der Bulgaren jedoch ist ihr Wissensdrang und ihr Streben, vorwärts zu kommen. Sie lernen, und da es ihnen nicht an Begabung fehlt, gehen sie einer großen Zukunft entgegen. Sie haben nach den letzten Kriegen tüchtig gearbeitet, die Früchte ihrer Arbeit ernten sie jetzt.

Nach Jahren sah ich den Fürsten Alexander wieder. Er hatte den Fürstentitel abgelegt und war als Graf Hartenau in die österreichische Armee eingetreten. Graf Hartenau war vom Kaiser Franz Joseph zum Obersten und zum Chef eines Regimentes, das in Graz lag, ernannt.

Ich hielt mich einige Wochen in Graz auf und besuchte natürlich den Grafen gleich nach meiner Ankunft. Es war am Sonntag, als ich zu ihm ging. Seine Frau war in der Kirche. Der Diener erkannte mich gleich und rief: „Der Fürst wird sich freuen, Sie zu sehen."

Der alte Diener meldete mich. Der Graf kam die Treppe heruntergelaufen, begrüßte mich herzlich und führte mich in sein Arbeitszimmer. Er schien sich über meinen Besuch zu freuen, es schien ihm offenbar ein Bedürfnis zu sein, sich einmal aussprechen zu können. Er wußte, daß ich mit allen Ereignissen der Vergangenheit vertraut war. Nach dem Persönlichen ging das Gespräch auf die Politik über, besonders auf die bulgarischen Verhältnisse. Ich fragte: „Weshalb haben Sie abgedankt, Sie wurden doch mit großem Jubel empfangen und das Volk bat Sie, zu bleiben?"

Digitized by Google

„Hätte das Volk sich gegen mich empört, so würde ich nachgegeben haben, daß aber meine Offiziere, für die ich so viel getan hatte, mich nachts überfielen und fortbrachten, hätte ich nie überwinden können. Ich hätte aber doch nicht bleiben können, der Zar, mein Vetter, haßt mich, es ist ein ganz persönlicher Haß. An dem Haß der russischen Zaren sind schon viele zugrunde gegangen. Bismarck wußte, daß jede diplomatische oder militärische Hilfeleistung Deutschlands eine sofortige Kriegserklärung Rußlands zur Folge gehabt haben würde, und die Knochen eines pommerschen Grenadiers waren ihm mehr wert als Bulgarien."

Der Graf besuchte mich nicht, forderte mich auch nicht zum Wiederkommen auf. Begegneten wir uns, so wechselten wir nur einige gleichgültige Worte. Ein fester Händedruck und ein trauriger Blick aus seinen schönen Augen war alles.

Ich verstand den Grafen. Einmal hatte er das Bedürfnis, sich auszusprechen, gehabt, dann aber mußte die Vergangenheit im tiefsten Herzen ruhen.

Das Kapitel Bulgarien ist das interessanteste meines Lebens. Ich hatte einen Blick hinter den Vorhang getan und Bismarck verstehen gelernt.

Edwin v. Manteuffel über das Reichsmilitärstrafgesetzbuch von 1872

Von

Dr. Ernst Lennhoff

Die Forderung eines einheitlichen deutschen Rechts war nach dem Kriege von 1870 nur die selbstverständliche Folgerung aus der Tatsache, daß das Reich mit Zuhilfenahme auch der liberalen Ideen geschaffen worden war. Aber wie in der Reichsverfassung ein Kompromiß zwischen dem preußischen und dem liberalen Staatsgedanken zustande gekommen ist, so zeigen auch die Reichsgesetze, vor allem das Strafgesetzbuch für das Reichsheer, dies doppelte Gesicht.

Wir wissen, wie schwer es den alten Preußen geworden ist, innerlich den Weg zum Reich zu finden. War es doch vor allem die Sorge um die Armee, die Roon in der Geburtsstunde des Reiches fast das Herz brach. Heute, wo wir mit stolzer Freude in den Waffentaten des deutschen Heeres den Sieg des preußischen Vorbildes feiern, ist es von besonderem Reiz, die Gedanken eines entschlossenen Gegners des liberalen Reichsgedankens in dem Augenblick kennen zu lernen, als das Heer in seiner Rechtspflege eben dieser Gedankenwelt ein Opfer bringen sollte.

Am 10. März 1872 war der Entwurf des Reichsmilitärstrafgesetzbuches dem Bundesrat zugegangen. Vermutlich zur selben Zeit hatte der damalige preußische Generalauditeur Eduard Fleck dem ihm persönlich nahestehenden Generalfeld-

Digitized by Google

marschall Edwin v. Manteuffel, der als Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungstruppen in Nancy stand, um sein Urteil über den Entwurf gebeten. Fleck galt als der beste Kenner des preußischen Militärstrafrechts. Er hatte unter Boyen an leitender Stelle bei den Vorarbeiten zum preußischen Gesetz von 1845 und zu den Verordnungen über die militärischen Ehrengerichte mitgewirkt und eine große Zahl militärjuristischer Schriften veröffentlicht.[1]) Es war nur natürlich, daß man ihn jetzt mit der Abfassung des Entwurfs zu dem ersten Strafgesetzbuch für das Reichsheer beauftragt hatte.[2]) Sein Werk wurde im Winter 1871/72 einer Kommission von hohen Offizieren und namhaften Juristen unter dem Vorsitz von v. Voigts-Rheetz zur Begutachtung übergeben und Fleck zu ihrem Mitglied und zum Vorsitzenden einer aus ihrer Mitte gebildeten Subkommission ernannt. Bei den Beratungen im Bundesrat und im Reichstag fungierte er als preußischer Kommissar.[3])

Drei Tage, bevor der Entwurf an den Reichstag gelangte, antwortete Manteuffel:

Nancy, den 5. April 1872.

Sie wünschten, verehrter Gönner, meine Meinung über den Entwurf des Militärstrafgesetzbuches für das Deutsche Reich.

Das ist eine schwierige Aufgabe, weil nirgends mehr als bei solchen Arbeiten und unter solchen Verhältnissen, wie die gegebenen es sind, das „l'art est difficile et la critique est aiseé" am Platze ist. Niemand mehr als ich erkennt die schwierige Stellung an, in der Sie sich befunden, und ebenfalls wieder die Verbesserungen, die sich in materieller Beziehung unstreitig in der Umarbeitung befinden. Aber im Prinzip ist man vom alten Boden zurückgewichen. Das wird seine Konsequenzen tragen, und das ist es, was mich beim Lesen des Entwurfs betrübt hat.

Nun aber, Sie kennen mich; werde ich aufgefordert, so schreibe ich gern, und nehme ich da im Schreiben nicht genug Maß auf Ausdruck, Punkt-aufs-i-Setzen und Phantasieentwicklung beim Ziehen von Konsequenzen, so weiß wieder niemand besser als Sie, daß das alles nicht in böser Absicht geschieht und eben nur in meiner Individualität liegt.

Nach dieser Einleitung stelle ich mich auf den Questenbergschen[4]) Boden, der anklagen muß, ob dessen Herz auch gern beim Lob verweilte, und schreibe los.

---

[1]) Vgl. vor allem seinen Kommentar zu diesem Gesetz. 4. Auflage. Berlin 1869/70. Ueber Fleck vgl. den Nekrolog im „Militärwochenblatt" von 1879. Außerdem Meinecke, Leben Boyens, 2, 512 ff., und Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, 1, 175.

[2]) Durch Erlaß Roons vom 20. März 1871.

[3]) Die Nachweisungen über die Beteiligung Flecks an der Entstehung des Reichsmilitärstrafgesetzbuches verdanke ich sehr gefälliger Mitteilung des Versorgungs- und Justizdepartements im Kriegsministerium. Vgl. auch v. Koppmann, Kommentar zum Militärstrafgesetzbuch. 3. Auflage. Bearbeitet von Weigel. München 1903. S. 5.

[4]) Ein Lieblingszitat Manteuffels. Vgl. Veit Valentin, Das Reichsland unter Manteuffel. („Deutsche Revue", Jahrgang XXXVI, Bd. 2, S. 261.)

Digitized by Google

Da macht mich zuerst denken der Unterschied, der in dem Verfahren nach dem Kriege von 1866 bei Bildung des Norddeutschen Bundes mit dem Verfahren liegt, das nach dem Kriege 1870/71 bei Neubildung des Deutschen Reiches befolgt worden ist.

Damals mußten die Staaten, welche dem Norddeutschen Bunde beitraten, das Militärstrafgesetzbuch des preußischen Heeres annehmen. Warum ist in Versailles nicht dieselbe Bestimmung aufgenommen worden? Es hätte seine moralische Bedeutung für die Stellung des Königs von Preußen als Deutscher Kaiser gehabt, es hätte dem Selbstgefühl der preußischen Armee entsprochen, es hätte — was seit dem Jahre 1848 mit Ausnahme einer Novelle[1]) vermieden worden ist — die Militärstrafgesetze nicht vor das Parlament gezogen.

Gerade Sie werden sich erinnern, wie bei der Oktroyierung der Verfassung im Dezember 1848 mit Vorsicht die Artikel gefaßt wurden, daß die Militärstrafgesetze nur durch Gesetz, die Disziplinarbestimmungen aber durch Allerhöchste Verordnung geregelt werden könnten,[2]) und wie von da an vieles auf diesem Verordnungswege bestimmt wurde, was vor 1848 durch Gesetz wäre festgelegt worden.

Diesen die königliche Prärogative schützenden Weg verläßt man, und darin erblicke ich einen Schritt weiter zum Uebergang in das Parlamentsheer. Dann ist mir aufgefallen, daß der Entwurf in dem „Staatsanzeiger" veröffentlicht worden ist. Irre ich nicht, so ist der Entwurf zum Militärstrafgesetzbuch von 1845 vor seiner Emanierung den kommandierenden Generalen zur Begutachtung zugegangen. Diesmal ist das nicht geschehen,[3]) sondern dem ganzen Publikum wird derselbe vor der definitiven Festsetzung zur Begutachtung gewissermaßen vorgelegt.

Das ist der zweite Schritt, der zum Uebergang zum Parlamentsheer geschieht, denn das macht es so recht in die Augen springend, daß Seine Majestät der König nicht mehr der alleinige Gesetzgeber ist, sondern daß die Gesetzgebung für die Armee auch von dem Parlament abhängt.

Der dritte Schritt oder vielmehr der Sprung in das Parlamentsheer hinein ist nun aber der Entwurf selbst. Nicht rein militärische Gründe haben bei der Festsetzung der einzelnen Paragraphen, sondern es haben dabei Rücksichtnahmen auf Politik und auf die öffentliche Meinung Platz gegriffen. Wie bringen wir den Entwurf durch? — ist einer der durchschlagenden Gesichtspunkte gewesen.

---

[1]) Gesetz vom 15. April 1852, betreffend die Abänderung mehrerer Bestimmungen in den Militärstrafgesetzen (Gesetzsammlung 1852, S. 115–117).

[2]) Ueber die Entstehungsgeschichte des Art. 37 der Verfassungsurkunde von 1850 und die Vorgänge von 1848, insbesondere Flecks Beteiligung, vorab G. Anschütz, Die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat. Berlin 1912. Bd. 1, S. 569 f.

[3]) Die Einleitung zu den Motiven sagt: „Die Erfahrungen vornehmlich des Deutsch-Französischen Krieges sind — für den Entwurf verwertet worden, indem man die in diesem Kriege erkannten Lücken des Strafrechts — nach Anhörung der kommandierenden Generale — auszufüllen sich bemüht hat."

Digitized by Google

Den Eindruck erhalte ich durch die Fassung vieler Paragraphen. Das zeigt das Aufgeben des Bodens — der Dienst des Königs —, auf dem unsre militärische Gesetzgebung bisher stand, und das Hinstellen eines neuen, des sog. Rechtsbodens, wo neben den Strafbestimmungen von Verbrechen und Vergehen auch das Verhältnis der einzelnen Personen des Heeres zueinander geordnet, wo vor allem dem Untergebenen Schutz zu verleihen angestrebt wird; der militärische Charakter unsrer Militärgesetzgebung weicht dem rein bürgerlichen immer mehr. Das mag man für notwendig halten aus Gründen der inneren Politik, aber ich habe mit solcher Auffassung nichts gemein, ich beurteile den Entwurf eines Militärstrafgesetzbuches nur vom preußisch-militärischen Standpunkte aus. Da erfährt zuerst mein Armeegefühl eine Wunde: wie nach der Kampagne von 1866 es der Lohn der Armee war, daß die Disziplinargesetzgebung verschärft wurde,[1]) so ist es nach der Kampagne von 1870/71 der Lohn der Armee, daß der Offizier in seiner Stellung verliert.

Der Unterschied, der in unserm Militärstrafgesetzbuch darin besteht, daß die vorschriftswidrige Behandlung eines Vorgesetzten gegen einen Offizier strenger geahndet wird als gegen den Gemeinen (§ 182) fällt weg, und fast scheint es nach der Fassung des Schlusses des neuen Entwurfs, als wenn künftig der Offizier im Disziplinarwege mit vier Wochen Stubenarrest sollte bestraft werden können.[2]) Ebenso nimmt der § 21 den Offizieren das Vorrecht, das der § 11 des alten Militärstrafgesetzbuches ihnen gab.[3])

Die Anordnung nach 1866 wurde gegeben aus Rücksicht auf die in Sachsen bestehende Disziplinarverordnung, die neue Anordnung wird gegeben, weil bei den süddeutschen Armeen der Offizier nicht die Stellung einnimmt und nicht die Auszeichnungen genießt, die ihm in betreff der ihm obliegenden schweren Pflichten in der königlich preußischen Armee von alters her zugesprochen sind.

In betreff der ersten Anordnung glaube ich sogar, daß es prinzipiell richtig wäre, die Disziplinarstrafgewalt, gerade bei der laxer werdenden Gesetzgebung, in den höheren Chargen noch zu erhöhen. Aber um diese Frage handelt es sich nicht.

Daß gerade nach glorreichen Kampagnen solche Bestimmungen gegeben werden, das zeigt, daß weniger Wert als früher auf das Geistige, das Mora-

---

[1]) Durch die Verordnung über die Disziplinarbestrafung in der Armee vom 21. Juli 1867.

[2]) Nach § 182/183 des preußischen Gesetzes von 1845 beim erstenmal mit Arrest oder nach Lage des Falles mit Festung bis zu drei Jahren. Mißhandlung von Gemeinen durch Offiziere mußte mit mindestens vierzehn Tagen Arrest, in schweren Fällen mit Festung bis zu einem Jahr eventuell mit Dienstentlassung bestraft werden. Bei Vorgesetzten niederen Ranges erhöhte sich die Strafe auf mittleren oder strengen Arrest, in schweren Fällen oder im Rückfall auf Degradation oder Festung bis zu einem Jahr.

[3]) Nach § 11 des preußischen Militärstrafgesetzes von 1845 konnte einem Offizier Festungsarrest unter einem Jahr auf die Dienstzeit angerechnet werden. Nach § 21 des neuen Entwurfs wird die Zeit der Festungsstrafe, die gegen den Offizier als Festungsarrest zu erkennen ist (§ 15), ganz allgemein auf die Dienstzeit im stehenden Heer und in der Flotte nicht angerechnet.

Digitized by Google

lische bei Behandlung solcher Dinge gelegt wird. So etwas stumpft erst ab und führt später noch weiter.

Gehe ich nun zu dem Gesetzentwurf selbst, so habe ich wirklich die abgeänderten Paragraphen mit den alten verglichen, neue mir verständlich zu machen gesucht. Aber alle Paragraphen durchzugehen ist nicht die Absicht und würde Sie zu sehr fatiguieren. Nur einzelne hebe ich hervor, aus denen Sie meine Auffassung ersehen werden.

Da freue ich mich zuvörderst über den § 44, der eine heillose Bestimmung des neuen deutschen Strafgesetzbuches annulliert und den militärischen Begriff von Ehre aufrecht erhält. Dann freue ich mich über die §§ 19 und 48, die einem Bedürfnis abhelfen, dann freue ich mich über § 62, und dann sind unstreitig manche den Zeitverhältnissen entsprechende und dabei den militärischen Charakter nicht beeinträchtigende Verbesserungen im Strafmaß und Strafart vorhanden.

Aber nun fahre ich im Questenberg fort: da table ich erstens, daß die Prärogative des Königs durch das neue Strafgesetzbuch beeinträchtigt wird, denn „auf den Verlust von Orden darf bei militärischen Verbrechen nicht anerkannt werden. Es muß die Entscheidung des Königs eingeholt werden", besagt der § 35 unsers Militärstrafgesetzbuches. Welch tiefe Bedeutung hat diese Bestimmung! Die vom König persönlich verliehene Auszeichnung kann eo ipso nur Gemeinheit der Gesinnung rückgängig machen. Kein Richter vermag dies, wenn bei dem Verbrechen oder Vergehen diese nicht dokumentiert ist. Nur der König selbst trifft nicht indirekt durch ein Erkenntnis Bestätigung, sondern direkt durch speziellen Befehl auf speziell eingeholte Frage die Entscheidung.

Der § 38 des neuen Entwurfs stellt das tote Gesetz über den lebendigen König! Das ist französische Gesetzgebung, und weil diese in der französischen Armee bestand, kann Herr Thiers heute sagen: „L'armée est l'armée de la loi." Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen, und gefährlich ist es, an ihnen zu rütteln.

Warum haben Sie, der die Bedeutung des Idealen so zu würdigen versteht, jenen Paragraphen aus unserm Strafgesetzbuch nicht mit in den neuen Entwurf hinübergenommen? Ganz einfach, weil Sie es nicht gekonnt haben, denn der Deutsche Kaiser hat nicht die Macht, die der König von Preußen hatte, und um etwas zustande zu bringen, mußten Bayern und Württemberg und diese Pseudoprovinzen menagiert und die Prärogative des Königs von Preußen hintangesetzt werden! Aber ich habe auch gesagt, daß der militärische Charakter unsrer bisherigen Militärgesetzgebung dem bürgerlichen gewichen, daß der öffentlichen Meinung Konzessionen gemacht worden sind, daß der bisherige Boden — der Dienst des Königs — in dem neuen Entwurf aufgegeben worden ist. Einzelne Paragraphen will ich hier anführen.

Zuerst § 132.[1]) Ihm entgegen steht im alten Militärstrafgesetzbuch § 181:

---

[1]) § 132: „Wer einen Untergebenen beleidigt oder sonst der vorschriftswidrigen Behandlung desselben sich schuldig macht, ..."

Digitized by Google

Vorgesetzte, die sich der vorschriftswidrigen Behandlung eines Untergebenen schuldig machen usw.

Der Sinn, die Bedeutung ist: wer gegen die Vorschrift, gegen die Befehle fehlt, die der König gegeben hat, wird bestraft.

In dem neuen Paragraphen wird dies vermischt mit der Beleidigung der Person, diese wird in den Vordergrund gestellt und die vorschriftswidrige Behandlung in den Genitiv. Der alte hat die unbedingte Aufrechterhaltung des Dienstes im Auge, der neue zugleich den Schutz der Person gegen Beleidigung. Wie der Unterschied von Offizier oder Soldat hierbei ganz fortgelassen, ist schon oben erwähnt.

Und nun ist die Bestimmung der zweiten Alinea des § 133 in betreff der Entlassung des Offiziers bei Schlagen der Leute nicht eine Konzession an die öffentliche Meinung von Süddeutschland?[1]) Ich will alle meine Erlasse vom Regimentskommandeur bis zum kommandierenden General vorlegen, und sie werden zeigen, wie ich auf dem Standpunkt der Order von 1808[2]) stehe, und wie ich es nie dem Untergebenen gegenüber anerkannt habe, daß bei Ostpreußen oder irgendeiner Nationalität schlechte Behandlung oder Schläge notwendig seien — aber dem Gesetzgeber gegenüber spreche ich es aus, daß es unausführbar ist, den Offizier, der zum zweitenmal einem faulen, maliziösen Menschen einen Schlag gibt, zur Entlassung aus dem Dienst verurteilen zu können und ihn beim drittenmal dazu verurteilen zu müssen, wenn der notwendige Eifer in der Armee erhalten werden soll.

Zwei Könige haben in diesem Jahrhundert in dieser Sache durch Kabinettsorders gesprochen,[3]) und nur unter besonderen Umständen konnte auf Dienstentlassung erkannt werden — und jetzt, nachdem die Behandlung der Leute unstreitig besser ist als zur Zeit der Emanierung des Militärstrafgesetzbuches von 1845, jetzt soll nicht mehr die bisherige Gesetzgebung genügen, und soll das, was sich der König für extreme Fälle vorbehielt, durch den Buchstaben des Gesetzes in wiederholtem Rückfall eintreten — Entlassung aus dem Dienst vielleicht eines Offiziers, der die größten Dienste geleistet und jahrelang mit Auszeichnung gedient hat. Und § 133 gehört nicht einmal zu den Paragraphen, wo in leichteren Fällen disziplinarische Erledigung eintreten darf!

In dem § 9 unsers Strafgesetzbuches ist noch ausgesprochen: „Junge Leute, welche auf Beförderung dienen." In dem Entwurf wagt man es nicht mehr,

---

[1]) § 133 Abs. 2.: Im Rückfalle kann, im wiederholten Rückfalle muß neben der Festungsstrafe gegen Offiziere auf Dienstentlassung, gegen Unteroffiziere auf Degradation erkannt werden.

[2]) Verordnung vom 3. August 1808 wegen der Militärstrafen: „Die Erfahrung lehrt, daß Rekruten ohne Schläge im Exerzieren unterrichtet werden können. Einem Offizier, dem dies unausführbar erscheinen möchte, mangelt entweder die nötige Darstellungsgabe oder der klare Begriff vom Exerzierunterricht in seinem Fortschreiten vom leichteren zum schwereren, folglich die für seinen Posten unentbehrliche Ausbildung."

[3]) Nach Friedrich Wilhelm III. in der Order von 1808 Friedrich Wilhelm IV. in der Kabinettsorder vom 1. Februar 1843.

Digitized by Google

diese jungen Leute als eine besondere Kategorie anzuerkennen, sondern legalisiert gewissermaßen die Errungenschaft von 1848, die sie ausmerzte, so daß erst später in einzelnen Kabinettsorders der Begriff „von auf Avantage dienenden jungen Leuten" wieder zum Bewußtsein kam.

In dem Entwurf wird alles auf die Wissenschaftlichkeit basiert, und es heißt: „Diejenigen Personen, welche das wissenschaftliche Bildungszeugnis zum Portepeefähnrich besitzen"; dann aber heißt es: „oder mit diesen Personen auf gleicher Bildungsstufe stehen".[1]) Wer entscheidet das? Wenn ja, so hat man sich in diesem Paragraphen vor der öffentlichen Meinung gebeugt. Und dann — Einjährig-Freiwillige! Man vergleiche doch die Einjährig-Freiwilligen, die im Jahre 1845 in der Armee standen, mit denen, die heute in derselben sind, wo die Bestimmungen über die Berechtigung zu diesem Dienste immer laxer werden.

Eine neue Konzession an die öffentliche Meinung ist der § 34, wenn ich ihn richtig verstehe, d. h. dahin, daß jetzt in gewissen Fällen auch auf Geldstrafe erkannt werden kann, ohne daß eine Umwandlung in eine militärische Freiheitsstrafe stattfinden muß.[2])

Es klingt das so human: „Der Soldat darf doch nicht ungünstiger gestellt werden als der Zivilist!" Aber der Soldat ist ja eben etwas ganz andres und darf nicht gleichgestellt werden mit dem Zivilisten, wenn er etwas andres bleiben soll.

Und nun betrachte ich die §§ 97 und 135 mit den korrespondierenden Paragraphen des alten Militärstrafgesetzbuches. Wo ist in der neuen Fassung militärischer Charakter? Der § 135 des Entwurfs ist rein negativ gefaßt und spricht bloß vom Gebrauchmachen der Waffe und bloß von den Vorgesetzten. Der § 185 unsers Militärstrafgesetzbuches sagt: „Dies gilt namentlich auch für den Fall, wenn der Offizier genötigt ist, zur Erhaltung des notwendigen Gehorsams den sich ihm tätlich widersetzenden Untergebenen auf der Stelle niederzustoßen."[3])

Der § 97 in dem Entwurf spricht nur von der Strafe, welche Feigheit im Gefecht nach sich zieht. Der § 117 des alten Militärstrafgesetzbuches hat den wesentlichen Zusatz: „und kann auf der Stelle niedergestoßen werden".

---

[1]) § 16 des Entwurfs.

[2]) § 34: „Wo die allgemeinen Strafgesetze Geld- und Freiheitsstrafe wahlweise androhen, darf, wenn durch die strafbare Handlung zugleich eine militärische Dienstpflicht verletzt worden ist, auf Geldstrafe nicht erkannt werden. Bei Umwandlung einer Geldstrafe in eine militärische Freiheitsstrafe ist nach den in dem Strafgesetzbuche für das Deutsche Reich über die Umwandlung von Geldstrafen in Freiheitsstrafen aufgestellten Grundsätzen zu verfahren."

[3]) § 97. Wer während des Gefechts aus Feigheit sich weigert zu fechten oder gegen den Feind vorzurücken, oder andre zur Flucht verleitet oder zuerst die Flucht ergreift, wird mit dem Tode bestraft.

§ 135. Als eine strafbare Handlung im Sinne der §§ 132 bis 134 ist es nicht anzusehen, wenn der Vorgesetzte bei dringender Gefahr, um den tätlichen Angriff eines Untergebenen von sich abzuwehren oder um die notwendige Befolgung eines Dienstbefehls zu erzwingen, von der Waffe gegen den Untergebenen Gebrauch macht.

Digitized by Google

Der Geist, der in unsrer Militärgesetzgebung waltete, hat den Geist gebildet, der unsre Offiziere belebt. Die erwähnten Paragraphen des Entwurfs bilden keinen militärischen Geist aus in Offizieren. Und wie verhält sich der Kriegsartikel 17[1]) zu diesem Paragraphen und zu dem des Einführungsgesetzes? Sollen die Kriegsartikel ganz verschwinden, werden die in unsrer Armee bestehenden durch das neue Militärstrafgesetzbuch außer Kraft gesetzt? Erlischt der Art. 37 der preußischen Verfassung[2]) und der § 25 Teil II des preußischen Militärstrafgesetzbuches.[3]) Müßte nicht, um jeden Zweifel hierüber zu vermeiden, den § 2[4]) des Einführungsgesetzes geben kann, ein Zusatzparagraph kommen, der dem Kaiser ausdrücklich die Rechte vorbehält, die er bisher ausgeübt hat? Könnte da nicht gesagt werden: „Die Bestimmungen über die Militärdisziplin im Heere wie die Disziplinstrafordnung, die Kriegsartikel sowie die im Kriege, im mobilen Zustande und in fremden okkupierten Gebieten zur Aufrechterhaltung der Disziplin und zur Sicherheit der Armee notwendig werdenden Kriegsgesetze werden von dem Kaiser durch besondere Verordnungen erlassen."

Doch ich gehe zu weit, ich wiederhole es, daß ich Ihnen nicht zumuten kann, ein Kompendium zu lesen und Paragraph für Paragraph durchzugehen, und nachdem ich die prinzipiellen Gegensätze zwischen unsrer bereits liberalisierenden Militärgesetzgebung von 1845 und der neuen projektierten angedeutet habe, ist die Beantwortung Ihrer Fragen, soweit ich überhaupt fähig bin, sie zu beantworten, bereits geschehen. Ich resümiere da:

Die öffentliche Meinung erkennt die Privilegien der königlichen Armee nicht mehr an, und sie tut es am allerwenigsten in betreff der Stellung, die in dieser Armee wieder der Offizierstand besitzt. Mehr als zwanzig Jahre hat man es verstanden, die Frage hierüber nicht zum Austrag zu bringen, man hat laviert, hat aber das Prinzip durch Aufrechthaltung des Militärstrafgesetzbuches, wie es einmal bestand, nicht aufgegeben gehabt.

Jetzt ist die Frage dadurch, daß ein neues Militärstrafgesetzbuch auf legislativem Wege „für das gesamte deutsche Heer" zustande gebracht werden soll, kraß hervorgetreten. Da hat man nicht den Mut, für die Behauptung der

---

[1]) Kriegsartikel für das preußische Heer vom 9. Dezember 1852. Art. 17 spricht allerdings nur von tätlicher Widersetzlichkeit, setzt die Strafe auf mindestens zehn Jahre Festung an und ermächtigt in Kriegszeiten den Offizier, den Widersetzlichen auf der Stelle niederzustoßen, wenn ihm kein andres Mittel zur Erlangung des Gehorsams zu Gebote steht.

[2]) Art. 37: Der Militärgerichtsstand des Heeres beschränkt sich auf Strafsachen und wird durch Gesetz geregelt. Die Bestimmungen über die Militärdisziplin im Heere bleiben Gegenstand besonderer Verordnungen.

[3]) Preußisches Militärstrafgesetzbuch von 1845, Teil II, § 25: In Kriegszeiten bleiben a) die nötigen Modifikationen bei Organisation und Verwaltung der Militärgerichte und b) die dem Heerführer und den Kommandanten belagerter Festungen danach zu erteilenden Instruktionen der Bestimmung des Königs vorbehalten.

[4]) Nach § 2 EG. sollen mit dem 1. Oktober 1872, dem Tage der Einführung des Militärstrafgesetzbuches, im ganzen Bundesgebiete alle Militärstrafgesetze, soweit sie materielles Strafrecht zum Gegenstand haben, außer Kraft treten.

Digitized by Google

Stellung des Königs als obersten Offiziers und Chefs der Armee, für die Behauptung der privilegierten Stellung der Armee und der dem Offizier in ihr zukommenden Stellung einzutreten, sondern unterwirft sich der Tagesmeinung, um ein Gesetz überhaupt zustande zu bringen, und beruhigt sein Gewissen, daß von jetzt an in den Gesetzen die Militärperson nicht ungünstiger gestellt wird als die Zivilperson. Der Rocher de bronze, auf dem die Könige von Preußen ihren Thron basierten, wird erschüttert.

Hier sollte ich schließen, und führe ich noch einzelne Paragraphen an, so geschieht dies weniger vom prinzipiellen Standpunkt aus, sondern aus rein praktischem Interesse. Ich möchte da z. B. anführen, daß das zweite Alinea des § 93[1]) zu § 26 gehört, weil es für die Offiziere zu wichtig ist, daß sie diese Bestimmung da finden, wo sie gewohnt gewesen sind, sie zu finden. Sonst kann leicht der Gedanke aufkommen, der Stubenarrest könne gebrochen werden. Dieser ganze Abschnitt ist nach meiner Ansicht nicht glücklich gefaßt.[2])

In den §§ 78 und 79 wird Ueberschreitung des erteilten Urlaubs gleichgestellt im Begriff mit unerlaubter Entfernung vor dem Feinde: Leichtsinn eines jungen Offiziers und Ehrlosigkeit eines Feiglings! Dies verwirrt die Begriffe![3])

Dann, warum das Wort Fahnenflucht für das Wort Desertion setzen? Das ist eine Deutschschnapperei, die geradezu ridikül ist. Stolz sollte der Deutsche sein, daß er kein Wort in seiner Sprache hat, das die Ehrlosigkeit der Desertion ausdrückt, daß er aus fremder Sprache eins hat herübernehmen müssen. Und wie wird es ersetzt? Durch ein falsches Wort. Fahnenflucht heißt feiges Verlassen seiner Fahne im Kampf: den Begriff wird ihm keine künstliche Definition in einem Strafgesetzbuch nehmen. Und dann, hat der Trainsoldat, der Sträfling, der Arbeitssoldat, der desertiert, seine Fahne geflohen? Er hat ja gar keine.

Wenn aber einmal die Deutschschnapperei in dem Entwurfe Platz gegriffen hat, warum läßt man denn in ihm das Wort „Marodieren" (§ 146) stehen? Konsequenz müßte doch wenigstens da sein.

Der § 70 ist wohl nicht glücklich gefaßt: „mit dem Tode soll bestraft werden, wer vor dem Feinde Meldungen oder dienstliche Mitteilungen" (ist schon ein wunderbar unmilitärischer Zusatz) „falsch macht oder richtige zu machen unterläßt; wer einen Dienstbefehl ganz oder teilweise unausgeführt läßt oder eigenmächtig abändert". Das kann alles in der Bestürzung geschehen.

In dem § 88 des alten Militärstrafgesetzbuches steht „zur Begünstigung des Feindes", das ist verständlich — die neue Fassung ist es nicht.

---

[1]) Der § 93 setzt Dienstentlassung für einen Offizier fest, der während der Verbüßung des Stubenarrests eigenmächtig seine Wohnung verläßt.

[2]) Der § 93 des Entwurfs stand im vierten Abschnitt unter dem Titel: „Unerlaubte Entfernung und Fahnenflucht. Der § 26 behandelte die Strafe des Stubenarrests im Abschnitt „Strafen gegen Personen des Soldatenstandes".

[3]) Nach den Motiven schloß sich der Entwurf in der Fassung dieser Paragraphen dem bayerischen Militärstrafgesetzbuch Art. 189 an.

Digitized by Google

Die Definition, welche § 71 von dem Sinne des „vor dem Feinde" gibt,[1]) ist wohl sehr eng! Streng genommen bezieht sich das nur auf Avant- usw. Garden, und diese sind verloren, wenn der Kriegsverrat im Gros Platz greift, oder bei einer Reserve, wo noch lange kein Sicherheitsdienst in Gewärtigung des Zusammentreffens mit dem Feinde begonnen hat.

§§ 115 und 128 scheinen mir geradezu gefährlich und erinnern mich an gewisse Verordnungen, die nach den Ereignissen von 1848 in spezieller Tendenz erlassen wurden.

Es heißt: „Wer eine Versammlung von Personen des Soldatenstandes behufs Beratung über militärische Angelegenheiten oder Einrichtungen veranstaltet, wird mit Festungsstrafe und kann mit Dienstentlassung bestraft werden."[2])

Neulich hat ein Offizier meines Stabes mehrere Kameraden eingeladen zum Tee mit der bestimmten Bitte, über eine Neuorganisation der Artillerie, ein andrer, über die Vorteile der Chassepots vor der Zündnadel zu beraten! Welcher Mißbrauch kann mit einer solchen Fassung getrieben werden!

§ 137 verstehe ich in seiner Fassung geradezu nicht. Warum das Hasardspiel und das Schuldenmachen ohne Konsens nicht vergönnt bleiben, möchte ich eigentlich gerne wissen! Ich würde es wünschenswert gefunden haben, hier womöglich noch strenger zu sein, aber es ist im Geiste der Zeit, daß der Unterschied zwischen der Beaufsichtigung der Soldaten und der völligen Freiheit des Zivilisten im Privatleben schwindet, weil das die Amalgamation um so schneller herbeiführt. In fünfzig Jahren wird man dieses Militärstrafgesetzbuch nach den Siegen der Armee nicht begreifen — den äußeren Feind hat sie niedergeworfen und ihre Fahnen mit Lorbeer umrankt, und vor dem inneren Feind streckt sie dieselben!

Gute Nacht! Gegen Sie kann und darf ich, ohne Mißverkennung zu befürchten, immer offen sprechen oder vielmehr laut denken; das habe ich heute getan . . .

---

[1]) § 71: „Im Sinne dieses Gesetzes ist als vor dem Feind befindlich jede Truppe zu betrachten, bei welcher in Gewärtigung eines Zusammentreffens mit dem Feinde der Sicherheitsdienst gegen denselben begonnen hat."

[2]) Dies der Inhalt des § 115. § 128 dehnt die Vorschrift auf die Personen des Beurlaubtenstandes aus. Vgl. auch Art. 38 der preußischen Verfassungsurkunde. Vgl. auch die Entstehungsgeschichte des Art. 38 der preußischen Verfassung bei Anschütz, Bd. 1, S. 581 ff.

Digitized by Google

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes

Von

Prof. Dr. Budde (Hannover)

Wenn schon an sich der Krieg der Vater aller Dinge ist, so dürfen wir von dem gegenwärtigen Weltkrieg, dem gegenüber auch die größten Kriege vergangener Zeiten weit zurücktreten, besonders tiefgehende Wandlungen in unserm gesamten Volksleben mit Sicherheit erwarten. Und da ist wohl auch die von vielen und gerade den Besten gehegte Hoffnung nicht unbegründet, daß nach dem Kriege auch der zahlreichen Parteien Zank und Haß, der vor dem Kriege auf fast alle Gebiete unsers Volkslebens, auf das religiöse, das wissenschaftliche, das wirtschaftliche, das nationale und das soziale tiefe Schatten legte, aufhören und an ihre Stelle ein innerer Friede des deutschen Volkes treten wird.

Mit warmempfundenen und schönen Worten zeigte unser Kaiser am 29. August 1910 auf der Marienburg, was ein solcher innerer Friede von uns fordert, und auf welchen Voraussetzungen er beruht. „Wir sollen," so hieß es in dieser Marienburger Rede des Kaisers, „in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme. Wir sollen einem jeden Stamm seine Eigenheit und Eigenart lassen; es sollen die Stände und die Berufsgenossenschaften die Hände ineinander schlagen zu gemeinsamer Arbeit, zur Erfüllung der staatlichen Notwendigkeiten. Der Landwirt schlage in die Hand des Kaufmanns ein, dieser in die Hand des Industriellen. Der Zugehörige einer Partei ergreife die Hand des Andersgesinnten, wenn es darauf ankommt, Großes für unser Vaterland zu leisten, und eine Konfession trage die andre mit Liebe."

Wie weit waren wir aber in Wirklichkeit vor dem Kriege von diesem vom Kaiser ersehnten innern Frieden entfernt! Nirgends Vertrauen, überall Mißtrauen, Mißtrauen zwischen den Weltanschauungen, den Konfessionen, den kirchlichen und politischen Parteien, den Klassen und Berufsständen, den Stämmen und den Nationalitäten; ein Widerstreit aller gegen alle überall, wohin das Auge auch blicken mochte.

Ein solcher Zustand darf nach dem gewaltigen Erleben des Weltkrieges nicht fortdauern. Hinfort muß vielmehr jede Partei, jede Glaubensgemeinschaft, jeder Volksstamm und jeder Stand sich ehrlich bemühen, die andern, denen man bisher kühl und fremd, ja oft feindlich gegenüberstand, nach Wesensart und wirklichem Wollen kennen zu lernen. Ueberall muß nunmehr Verständnis und Vertrauen das Mißverständnis und das Mißtrauen verscheuchen. Es muß das Wort der letzten preußischen Thronrede von dem Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens zur Wahrheit werden und, wie es der Kaiser als seinen Wunsch darin aussprach, im Frieden in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staate fortwirken. Dazu ist erforderlich, daß die verschiedenen Glaubensgemeinschaften, Parteien und Stände dahin gebracht werden, daß sie sich in offener, freimütiger und rückhaltloser Aussprache zusammenfinden.

Wie eine solche Aussprache erfolgen kann, zeigt uns das soeben erschienene Sammelwerk des Direktors der Bibliothek des Herrenhauses, Dr. Thimme (Verlag Hirzel, Leipzig), das unter dem Titel: „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes" von vierzig namhaften Vertretern der verschiedenen Kulturgebiete gedankenreiche Abhandlungen bringt, die Wege zur Verständigung zeigen wollen. Das Werk gliedert sich in fünf Abschnitte: Friede unter den Weltanschauungen, Friede unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien, Friede unter den Klassen und Berufsständen, Friede unter den politischen Parteien, Friede unter den Nationalitäten. Hier kommen Katholik, Protestant und Freigeist, Elsässer, Pole und Jude, Staatsbeamter und Arbeiterführer, Unternehmer und Landmann zu Worte, und jeder findet Gelegenheit, seine Weltanschauung, seine Interessen und seine Pläne für die Zukunft zu entwickeln.

Digitized by Google

Nach einem Vorwort des Herausgebers und einer Einleitung von Traub ergreift zunächst Rudolf Eucken das Wort über „die Einheit der deutschen Weltanschauung". Es ist sehr zu begrüßen, daß der Herausgeber gerade Eucken unter den Mitarbeitern den Reigen eröffnen läßt. Ist es doch gerade ein besonderes und auszeichnendes Charakteristikum der Denkweise Euckens, daß sie sich bei aller Gegensätzlichkeit doch immer den klaren Blick wahrt für das Gute, das auch in andern Anschauungen steckt, und daß sie dieses offen und gerne anerkennt. Diese Sachlichkeit ist nun aber doch gerade die Vorbedingung für die erstrebte Verständigung. Zugleich ist Eucken der ersten einer unter den Vertretern eines neuen deutschen Idealismus, der wie ein roter Faden das ganze Werk durchzieht, und dem in demselben auch Vertreter des Katholizismus, des Judentums und der Sozialdemokratie ihre Huldigung nicht versagen.

So weist A. Rademacher in einem musterhaften Aufsatz nach, daß die katholische Kirche, wenn sie sich auch nicht unmittelbar weltliche Kulturaufgaben stellt, diesen deshalb durchaus nicht entgegen ist, sondern ihnen mittelbar reiche Förderung angedeihen läßt, und daß manche ihrer Lehren und Forderungen mittelbar auch der vom deutschen Idealismus gepredigten Entfaltung eines edlen Menschentums dienen. Er erinnert daran, wie das entschiedene Eintreten der katholischen Kirche „für die Willensfreiheit gegenüber den deterministischen Neigungen der modernen Psychologie die Würde des Geschlechts hochhält, wie die Verteidigung der Persönlichkeitsrechte gegen die in der Konsequenz materialistischer und monistischer Weltbetrachtung liegende Geringachtung des Individuums und seine unbedingte Verpflichtung gegenüber der Gattung den Ausbeutungsbestrebungen eines rücksichtslosen Kapitalismus entgegenwirkt und zur Hebung des Arbeiterstandes beiträgt, wie die Behauptung eines zugleich sakramentalen Charakters der Ehe das Familienleben und die eheliche Treue zu schützen und zu weihen geeignet ist, wie das Gebot der Sonntagsheiligung auch dem Bedürfnis der Natur nach Ruhe und Sammlung entgegenkommt, wie vor allem die Karitas das rein humanitäre Wohltun veredelt".

Tiefe Religiosität und echte Humanität durchweht auch die tiefschürfende Abhandlung Hermann Cohens über „Deutschtum und Judentum", in der der Leser von dem hervorragenden Kantianer zu einer objektiven Beurteilung des Judentums aufgefordert wird, dessen Vorzüge über die von dem Verfasser vorurteilslos und freimütig anerkannten Schattenseiten nur zu oft vergessen sind und auch heute noch vergessen werden. Ohne jene Vorzüge wäre der Fortbestand der Juden durch die Jahrtausende gar nicht möglich gewesen.

„Wenn anders nun Demut auch eine geschichtliche Tugend ist, so dürfte sie nirgend mehr angebracht sein als vor diesen Trümmern einer ewigen Vergangenheit, die vielmehr bei Leben geblieben sind und in einer unbestreitbaren kulturellen Wirksamkeit."

Und klingt es uns nicht wie ein Ton aus der Welt des deutschen Idealismus entgegen, wenn Wolfgang Heine in seinem Beitrag „die Sozialdemokratie als nationale Partei" als das Wesentliche des Nationalgefühls das Bewußtsein der gemeinsamen Kulturarbeit, „des gemeinsamen Dienstes des Geistes" hinstellt? „Je eigenartiger sich in einem bestimmten Kreise das geistige Streben gestaltet hat, desto stärker ist das nationale Gefühl. Je mehr der einzelne an der geistigen Arbeit teilnimmt, desto enger fühlt er sich seiner Nation verbunden."

Ich muß mich mit diesen wenigen Bemerkungen begnügen, was ich um so mehr bedaure, weil fast jede der in dem Thimmeschen Werke enthaltenen Abhandlungen hohes Lob und eingehende Würdigung verdient. Jedenfalls stellt dieses Werk eine der bedeutsamsten literarischen Erscheinungen während der Kriegszeit dar. Wenn es gelänge, den von ihm erstrebten innern Frieden des deutschen Volkes tatsächlich herbeizuführen, dann wäre damit wahrlich ein schöner Dank abgestattet „unsern gefallenen Brüdern", denen das Buch gewidmet ist.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Die Reichsgründung. Von Erich Brandenburg. 2 Bände. Leipzig, Quelle & Meyer.

Dieses ausgezeichnete Werk des Leipziger Historikers ist fertig gewesen, als der Weltkrieg ausbrach; seine Ausgabe wurde aber hinausgeschoben, weil zunächst alles Interesse sich auf den Krieg konzentrierte. Und doch handelt es sich um ein Werk, das in hohem Grade Gegenwartsinteresse besitzt; denn um das Bestehen des Staats, dessen Entstehen Brandenburg schildert, geht heute der Riesenkampf, und mit Recht sagt der Verfasser: „Nichts ist gewisser, als daß unsre Feinde, wenn sie uns zu besiegen vermocht hätten, die Schöpfung unsrer Väter zertrümmert haben würden." Auch das hebt er mit Recht hervor, daß, mag auch unser Verhältnis zum Kaiserstaat an der Donau noch so eng gestaltet werden, doch das Wiener Deutschland bleiben muß, was es 1871 geworden ist, wenn wir nicht alle Verwicklungen und Irrungen nochmals heraufbeschwören wollen. Brandenburg beginnt seine Darstellung, die nach Inhalt und Form, nach Methode und Sachkenntnis eine vorzügliche Leistung ist, mit der Bundesakte von 1815 (ein leidiger Druckfehler setzt dafür S. XI 1845) und führt sie im ersten Bande bis zum Vorabend von Bismarcks Eintritt ins Ministerium, im zweiten bis zum Abschluß der Reichsverfassung und des Frankfurter Friedens. Die Schilderung Bismarcks (II, 30 ff.) ist in ihrer unabhängig abwägenden Art ein Meisterstück von Sachlichkeit; den Vorwurf, daß er es zur Erreichung politischer Zwecke mit der Wahrheit auch gegen Freunde und selbst gegen seinen König nicht genau nahm, sollte aber Brandenburg nicht ohne kurze, wenigstens andeutende Begründung in die Welt gehen lassen. Dem bekannten Umfall des württembergischen Hofes Mitte November 1870 bei den Versailler Verhandlungen mißt Brandenburg (II, 383), wie wir glauben mit Recht, eine weitergehende Bedeutung nicht bei. G. E.

Neuere Geschichte Polens. Von Dr. E. Zivier. 1. Band: 1506—72. Gotha, Perthes. VIII. 809. M. 20.—.

Die geschichtliche Gestaltung der polnischen Verhältnisse hat schon seit mehreren Dezennien ein besonders großes Interesse für uns Deutsche besessen, und durch die glücklichen Erfolge des gegenwärtigen Krieges ist es natürlich noch weit mehr gesteigert worden. Da ist ein Werk als höchst zeitgemäß zu bezeichnen, das in die neuere Geschichte dieses Landes einführt. Wenn der vorliegende Band sich auch nur mit dem sechzehnten Jahrhundert beschäftigt, so besitzt er doch in der Gegenwart einen besonderen Wert. Unter der Regierung der beiden letzten Könige aus dem Hause der Jagellonen spielten ja Kämpfe Polens mit dem sich zum unabhängigen Herzogtum Preußen erhebenden Deutschritterorden und mit Iwan dem Schrecklichen, dem ersten Zaren von Moskau. Auch das Eindringen der Reformation in Polen macht diese Zeit zu einer außergewöhnlich bedeutsamen. Ueber die quellenmäßige Gediegenheit der vorliegenden Darstellung braucht schon deshalb nicht gesprochen zu werden, da sie einen Band der zuletzt von Lamprecht herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten" bildet. Ed. König.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Karl Theodor Heigel. 3. Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt", 129. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Immer wieder an diesem Werkchen des verstorbenen bayrischen Historikers bewundert man die gehaltvolle Gedrängtheit der Darstellung. Wie klar und vollständig ist z. B. auf wenigen Seiten die staatsmännische Laufbahn Bismarcks geschildert! In diesem Bändchen von 120 Seiten die politischen Bewegungen Europas im Verlauf eines ganzen Jahrhunderts! Wahrlich, es gehörte ein unbedingter Beherrscher des weitschichtigen Stoffes und ein Meister der Form dazu, diese schwierige Aufgabe so sicher und einheitlich zu lösen. Die dritte Auflage steht im Zeichen des Weltkrieges. Aenderungen und Zusätze mußten vorgenommen, vor allem über die neueste Geschichte der Balkanstaaten ein Ueberblick gegeben werden. Aber so glühend der gelehrte Verfasser bis in seine letzten Tage an dem Ringen und Siegen seines Volkes Anteil nahm: hier spricht auch jetzt in strenger Objektivität und Unbefangenheit nur der Historiker, und dieser Sieg des wissenschaftlichen Gewissens über Hoffen und Wünschen des Patrioten ist vielleicht das Größte an dem Buche.

Hans Zimmer.

Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. 5. und 10. Band. Leipzig, Insel-Verlag. Geb. je M. 3.—.

Mit den beiden vorliegenden Bänden, von denen der fünfte (herausgegeben von Paul Neuburger) den vierten Teil der Reisebilder,

Digitized by Google

die Englischen Fragmente und die Kleineren Schriften aus den Jahren 1820 bis 1831, der zehnte (herausgegeben von A. Leitzmann) außer kleineren Gelegenheitsschriften das Tanzpoem „Der Doktor Faust", „Die Götter im Exil", die „Geständnisse", „Gedanken und Einfälle", die Memoiren, die Testamente, eine Reihe von Nachträgen zu sämtlichen zehn Bänden und ein vollständiges Inhaltsverzeichnis derselben enthält, ist die Heine-Ausgabe des Insel-Verlags zum Abschluß gebracht; doch soll den zehn Bänden noch ein Supplementband angereiht werden, der ein von P. Neuburger bearbeitetes ausführliches Namen- und Sachregister mit allen erforderlichen Daten sowie am Schluß eine Bibliographie der zu Heines Lebzeiten selbständig erschienenen Werke Heines sowie der wichtigsten Heine-Literatur enthalten und damit den Wert dieser schönen Heine-Ausgabe in dankenswerter Weise noch weiter erhöhen wird. B—r.

Meine Erinnerungen an Grillparzer. Aus einem zeitlosen Tagebuch. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 4.—.

Das jüngste Buch der Ebner-Eschenbach — und zugleich das letzte! Mit stillem, feinem Lächeln nimmt sie darin Abschied von uns und vom Leben, wir aber, ihre dankbaren Leser, schwanken wohl eine Zeitlang, was wir vorziehen sollen, den kleineren ersten Teil des Buches, der uns den griesgrämigen Grillparzer menschlich so nahe bringt, oder den größeren zweiten, aus dem die eigne, liebe, warme, milde und verstehende Stimme der klugen alten Frau selber erklingt. Schließlich einigt man sich mit seinem Herzen und seinem literarischen Gewissen: da ist kein Unterschied, beide Teile sind einem gleich sehr an die Seele gewachsen, beide sind köstlich. Aber für den berichtenden Kritiker verlangen doch die Erinnerungen an Grillparzer ein größeres Eingehen auf Einzelheiten als das gescheite und von reichem Humor gesättigte Tagebuch. Die Ebner fügt dem Bilde Grillparzers viele neue Züge hinzu, es ist nicht bloß eine Schilderung, eine Kette von Erinnerungen, die sie bietet, sondern eine psychologische Analyse, eine bedeutende Vertiefung unsrer Kenntnis vom Innenleben des Dichters. Sie bereichert also auch die Forschung um ein Beträchtliches, ja dort, wo sie über die Stellung der Schwestern Fröhlich im Leben Grillparzers spricht, kritisiert und korrigiert sie sogar mit scharfen Worten das bisherige Verhalten der Literaturgeschichte gegen die treuen und geduldigen Freundinnen des einsamen „Hofrats". Aber so viel also auch die Wissenschaft dem Buche zu danken haben wird, sein Hauptreiz besteht für alle Zeit darin, daß hier die Dichterin dem Dichter mit dichterischem Verständnis ins Innerste seiner Seele folgt. Und die Ebner ließ sich nie etwas vormachen — auch von ihrem Abgott Grillparzer nicht; sie beurteilt ihn oft ebenso streng wie richtig und schilt gelegentlich eifrig auf ihm herum. Wenn man hart sein wollte, könnte man sagen, das Buch sei voller Unausstehlichkeit und Liebenswürdigkeit — Grillparzersche Unausstehlichkeit, verklärt durch die milde Sonne Ebnerscher Liebenswürdigkeit. Hans Zimmer.

Waffen des Lichtes. Von v. Faulhaber. Freiburg i. Br., Herder. VI, 181 S. M. 1.60.

Unter den Autoren, die im gegenwärtigen Kriege bei Ansprachen an das deutsche Volk den richtigen Ton mit am besten gefunden haben, steht der Bischof von Speier zweifellos in erster Reihe. Wie er dies schon in den Reden gezeigt hat, die unter dem Titel „Zeitfragen und Zeitaufgaben" erschienen sind, so auch wieder in den gesammelten Kriegsreden, welche Waffen des Lichts darbieten wollen. Ergreifend ist schon die Ansprache „Ausmarsch unter dem Königsbanner", die im August 1914 den Kämpfern das religiöse Geleite geben, aber so sind geistvoller Inhalt und packende Form auch den andern Abschnitten des Buches eigen. Einige, wie z. B. „Der Schildgesang des Keltertreters" oder „Ernte auf dem Blutacker" sind noch besonders hervorragend. Ed. König.

Jahrbuch des Völkerrechts. Zweiter Band, zweite Hälfte. München, Duncker & Humblot.

Der zweite Teil dieses Jahrbuchs enthält auf 1040 Seiten erstens zwanzig Abhandlungen, dann ebensoviele Berichte über die einzelnen Staaten, endlich unter der Rubrik „Vermischtes" sieben Aufsätze über allerlei interessante Fragen — im ganzen ein ungeheures Material völkerrechtlicher Tatsachen und völkerrechtlichen Wissens, so daß man dem noch jungen Jahrbuch nur das beste Gedeihen wünschen kann. U. a. nennen wir Kohlers Studie über den Zeppelinfall am 4. April 1913, der an sich völkerrechtlich sehr interessant und ausgiebig war, Cahns Untersuchung über das neue deutsche Staatsangehörigkeitsgesetz und v. Frugers Darlegung über die Bukarester Friedenskonferenz. E.

Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Rudolf v. Scala. Mit 46 Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt", 471. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Eine Frucht reifster, abgeklärtester Betrachtung, zieht diese nie an der Oberfläche verweilende Schrift gleichsam die Summe aus Rudolf v. Scalas gesamtem Forschen und Schaffen. Immer sind die großen Züge,

Digitized by Google

ist der Fortschritt der Entwicklung betont, und wenn dies auf den ersten Blick als eine Beschränkung erscheint, so zeigt eindringlicheres Lesen gar bald, daß gerade die strenge Durchführung dieses Grundsatzes das Werkchen weit hinaushebt über so viele andre Darstellungen der griechischen Geschichte, die sich in Einzelheiten verlieren. Dazu kommt noch eins. Bisher waren wir gewohnt, die griechische Geschichte mit der homerischen Epoche begonnen zu sehen: hier werden wir in Wort und Bild bis zur frühindogermanischen Zeit zurückgeführt, mit der vorgriechischen Bevölkerung Griechenlands und der Aigaischen Inseln bekannt gemacht und in die Wikingerzeit des östlichen Mittelmeeres versetzt. Besonderen Dank verdient endlich die sehr nützliche chronologische Uebersicht am Schlusse. Z.

Berühmte Kunststätten. Band 64 und 65. Leipzig, E. A. Seemann. Geb. je M. 4.—.

Nicht ohne bittere Empfindungen kann man die beiden schönen vorliegenden Bände zur Hand nehmen, mit denen uns durch deutsche, von idealer Begeisterung getragene Forscherarbeit zwei weitere wunderreiche Bezirke alten italischen Kulturlebens zu derselben Zeit geistig näher gebracht worden sind, wo das neue Italien durch seinen schnöden Treubruch auf lange Jahre hinaus eine fast unüberbrückbare Kluft zwischen sich und uns aufgerissen hat. In Band 64 schildert Walter Bombe in ungemein fesselnder Weise Perugia, den landschaftlich wie historisch und kulturell gleich reizvollen Mittelpunkt Umbriens, den zwei Jahrtausende durch bewunderungswürdige Schöpfungen der Architektur und der Bildhauerkunst, das ausgehende Mittelalter und die Renaissance durch die weltberühmte, in den Namen Perugino, Pinturicchio und Raffael gipfelnde Malerschule ewig denkwürdig gemacht haben. Der gehaltreiche Band schließt sich mit dem ihm vorausgegangenen über das benachbarte Assisi (Nr. 44) äußerlich wie innerlich zu einer wertvollen Einheit zusammen. Band 65 handelt wie der über die römische Campagna nicht von einer einzelnen Kunststätte, sondern von einer ganzen, kunsthistorisch bedeutungsvollen Landschaft. Er führt uns durch Apulien, ein durch die Fäden der Geschichte, vor allem durch Friedrichs II. einzigartige Gestalt, aufs engste mit unserm Vaterlande verknüpftes und doch von den Italienreisenden seit jeher wenig besuchtes Land. Der vorliegende, von R. Pagenstecher verfaßte Band, der uns in vorzüglicher, von Ort zu Ort vorschreitender Darstellung auf dem Raume zwischen Benevent—Foggia und der Südostspitze Italiens eine Fülle der herrlichsten Kunstdenkmäler kennen lehrt und zum großen Teile auch in trefflichen Bildern zeigt, wird sicherlich viele zu einem Besuche dieses eigenartigen Kunstgebietes reizen — schade nur, daß sie auf absehbare Zeit wenig Aussicht haben, dieser Lockung ungehindert folgen zu können. B—r.

Government and politics of the German empire. Von Fritz Konrad Krüger, Dr. der Staatswissenschaften (W. A. Nebraska). Neuyork, World Book Company.

Dieses schmucke Büchlein von 340 S. ist ein Teil der Sammlung von Government handbooks, die der obengenannte Verlag herausgibt. Sie ist vornehmlich für amerikanische Studenten und das größere Publikum geschrieben, aber, wie das Vorwort sagt, von Spezialisten gearbeitet. Der vorliegende Abriß des deutschen Staatsrechts von Dr. Krüger ist mit acht Bildern hervorragender Männer und Sitzungsplänen des Reichstags geziert und enthält einen im allgemeinen mit Kenntnis und Wohlwollen geschriebenen Text; doch fehlt es nicht an Verstößen. Ich nenne nur zwei, die zu denken geben. Nicht nach dem Krieg von 1870, sondern während desselben verlangte Baden seine Aufnahme in den Norddeutschen Bund (S. 21), und nicht Hödels, sondern Nobilings Attentat veranlaßte 1878 die Regentschaft des Kronprinzen (S. 84). E.

Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. Von Ludw. Bergsträßer. München und Berlin, R. Oldenbourg. VIII, 104. M. 2.—.

Wenn man auch weiß, daß das Revanchegelüste Frankreichs, der Neid des die Beherrschung der Meere und des Welthandels beanspruchenden England und die panslawistischen Bestrebungen Rußlands die allgemeinen Anläße des gegenwärtigen Krieges gewesen sind, so ist es doch von großem Interesse, die Verhandlungen zu verfolgen, in denen jene Tendenzen endlich ihrem Ziele zustrebten. Wie sehr mag in den letzten Mitteilungen der Kabinette die Schlauheit und Heuchelei oder auch die Unverfrorenheit und Unverschämtheit noch zutage getreten sein! Dies nach den Angaben der neuesten Aktenstücke aller beteiligten Staaten vor unsern Augen aufgerollt zu haben, ist ein verdienstliches Unternehmen Bergsträßers, Dozenten der Geschichte in Greifswald. Ed. König.

Frontberichte eines Neutralen. Vom schweizerischen Major Tanner. Bd. 2. Galizien und Bukowina. Mit vielen Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. Preis M. 3.—.

Während Major Tanner in dem ersten Teile seiner überaus wertvollen Schilderungen über die Ereignisse in Polen und in den

Digitized by Google

Karpathen berichtet, führt er uns in dem vorliegenden zweiten Teile die Ereignisse in Galizien und der Bukowina vor Augen. Major Tanner ist nicht nur ein tüchtiger, militärischer Fachmann, sondern auch ein sehr begabter Schriftsteller, er zeichnet uns Bilder von ergreifender Plastik vom wilden Kriegsgetümmel, von Märschen und Ritten und macht uns außerdem noch mit Land und Leuten bekannt. Das ausgezeichnete Buch wird auf jeden Leser einen unverlöschlichen Eindruck machen, es ist auch noch insofern von bedeutendem Wert, als der neutrale Verfasser mit unerbittlicher Wahrheitsliebe die Schandtaten der russischen Armee an den wehrlosen Einwohnern erzählt. Solche Dokumente sollen wir festhalten. H. F. P.

Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914. Von Valter. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 183 S. M. 2.—.

Selbst neben einem so lehrreichen Buche, wie es der hervorragende Berliner Geschichtsprofessor Ed. Meyer unter dem Titel „England" geliefert hat, ist die Darstellung ausgezeichnet, die der Holländer Valter geliefert hat. Sie hat die Uebersetzung ins Deutsche reichlich verdient. Denn mit nicht leicht zu übertreffender Kenntnis und Klarheit entfaltet er, mit welchem Eifer England in den letzten Jahrzehnten die Ausdehnung seiner Macht erstrebt und mit welcher Gewissenlosigkeit es dabei die Rechte fremder Staaten zu Boden getreten hat. Deshalb kann er mit Recht sagen: „Nach den Wahrnehmungen des Verfassers läßt sich seit zwanzig Jahren an zahllosen gewichtigen Tatsachen die Hand des Urhebers der Ereignisse, die wir jetzt mit erleben, stets deutlicher erkennen." So dient sein Buch nicht nur zur Warnung Hollands, daß es sich nicht etwa „auf diejenige Seite stelle, von der gerade die größte Gefahr droht". Es rechtfertigt auch das Sichaufbäumen Deutschlands dagegen, daß es in Abhängigkeit vom perfiden Albion gerate.

Ed. König.

Veröffentlichungen der Handelshochschule München. Herausgegeben von Prof. Dr. Bonn. München, Duncker & Humblot.

Diese außerordentlich lehrreiche Schrift enthält eine Anzahl von Aufsätzen, in welchen die Balkanfragen von verschiedenen Schriftstellern erörtert werden: „Das moderne Griechentum" von Helfenberg, „Die Balkanslawen" von Murko, „Rumänien" von Tiblin, „Der Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Europa" von Süßheim, „Die armenische Frage" von Dürr, „Rußland und der Panslawismus" von Götzsch, „Oesterreich und der Balkan" von Masaryk, „Die Zukunft der Türkei" von Hartmann, „Die wirtschaftliche Entwicklung der Balkanstaaten" von H. v. Sauter, endlich „Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan" von Lukitsch. Soviel wir sehen, ist überall ein solides Wissen und damit gründliche Belehrung über diese hochwichtigen Dinge geboten. E.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. 2. Auflage. Erster Band. Urzeit und Altertum. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Zum erstenmal wird in diesem gewichtigen, auf sechs Bände berechneten, mit reichstem illustrativen Schmuck glänzend ausgestatteten Werke wirklich Ernst gemacht mit dem Begriff einer „allgemeinen" Kunstgeschichte. Gleich dieser erste Band führt uns in die Kunst der Mammut- und Renntierzeit, der Stein- und der Metallzeit, erschließt uns dann außer der ägyptischen und mesopotamischen auch die vorhellenische Kunst Kleinasiens, Syriens und des östlichen Mittelmeeres sowie die ägäische Kunst, um auf dieser breiten Grundlage die griechische und römische Kunst in ihrer vollen, reifen Schönheit vor uns erstehen zu lassen. Man bedenke: die Kunst aller Zeiten und aller Völker, also z. B. auch die der sog. „Naturvölker" — es gehörte die wahrhaft universale Beherrschung des gesamten kunstgeschichtlichen Stoffes dazu, über die Woermann verfügt, um ein solches Werk zu gestalten, aber auch seine Meisterschaft gedrängter und dabei wundervoll klarer und geschmackvoller lebendiger Darstellung. Ein alphabetischer Schriftennachweis zeigt den Weg zu eindringender Beschäftigung mit der oder jenen Einzelfrage, ein vorzügliches Register macht das in erster Linie zur fortlaufenden Lektüre bestimmte Werk zugleich zu einem nie versagenden Nachschlagebuch.

Z.

Das Kaiserin-Augusta-Problem. Von Friedrich Nippold. S. Hirzel, Leipzig.

Der bekannte frühere Jenaer Kirchenhistoriker bestreitet im Gegensatz zu Bismarck, daß die Kaiserin Augusta katholische Neigungen und Ansichten gehabt habe; nach ihm war sie stets gut evangelisch. Aber sie suchte den katholischen Adel der westlichen Provinzen, der Preußen mit äußerster Zurückhaltung gegenüberstand, im Interesse der Dynastie und des Staates zu gewinnen; indem sie sich ihm näherte, geriet sie freilich unter ultramontanen Einfluß und hielt ihre Hand namentlich schützend über die Klöster. Von den maßgebenden Männern der evangelischen Seite hatte namentlich der Oberhofprediger Kögel über sie eine große Macht.

E.

Digitized by Google

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und königlicher Hofbarbier, erzählt sein Leben. Nach der alten Handschrift herausgegeben von Dr. Ernst Consentius. Ebenhausen bei München, Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt. Preis M. 1.80.

In dem vorliegenden Buche, dessen Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird, erzählt Johann Dietz, der nach dem Dreißigjährigen Kriege und vor dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen gelebt hat, seine abenteuerliche Lebensgeschichte. Er war Barbier und hat als Feldscher den Zug der Brandenburger nach Ungarn mitgemacht, als die Festung Ofen erobert wurde, und fuhr als Schiffsarzt mit den Walfischfängern ins Eismeer. Als siebzigjähriger Mann schrieb er seine Erlebnisse nieder, nicht für den Druck, sondern zu seiner eignen Freude, er hielt die kleinen und kleinsten Züge mit besonderer Liebe fest, und sein Buch ist für uns deshalb ein Dokument der bürgerlichen Zustände jener Zeit, wie es in solcher Ausführlichkeit äußerst selten zu finden ist. Der Verfasser hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß sein Buch nach Hunderten von Jahren gelesen werden und den Lesern Freude machen würde, denn das tut es, es ist so lebendig geschrieben und wirkt so unmittelbar auf den Leser wie ein gutgeschriebener geschichtlicher Roman. S. A.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bauch, Dr. Bruno, Vom Begriff der Nation. Ein Kapitel zur Geschichtsphilosophie. Vortrag. Berlin, Reuther & Reichard. 80 Pf.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 1: Die Produktionsfaktoren Natur, Arbeit und Kapital. Von Prof. Dr. Franz Mammen. M. 2.—. Heft 12: Japans Weltpolitik um den Stillen Ozean. Von Emil Engelhardt. M. 1.—. Heft 13: Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. Von Curt Fritzsche. M. 2.50. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Block, Rudolf, Die Einheitsschule und „Freie Bahn dem Talent!" Vortrag. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.20.

Boehm, Max Hildebert, Der Sinn der humanistischen Bildung. Berlin, Georg Reimer. M. 1.50.

Bovenschen, Dr. A., Frankreichs Schande. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, Gr. Preis geh. M. 1.40.

Bozi, Dr. Alfred, und **Heinemann, Dr. Hugo,** Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. Geheftet M. 6.—, kartoniert M. 6.80.

Brunecf, Segesser v., Kein Ueberwinder außer Gott! Trauerspiel. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—.

Carlyle, Thomas, Essays on Goethe. Leipzig, Verlag Bernhard Tauchnitz. Brosch. M. 1.60.

Chamberlain, Houston Stewart, Ideal und Macht. F. Bruckmann A.-G., München 1916. Preis 50 Pf.

Das neue Deutschland. Jahrgang IV, Nr. 41/45. „Politik" Verlagsanstalt und Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin W. 57. Preis 30 Pf.

Der Jude. Eine Monatsschrift. I. Jahrgang, Heft 4. R. Löwit, Verlag, Berlin. Preis jährlich M. 10.—.

Der Vortrupp. Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit. Herausgegeben von Dr. jur. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. Alfred Janssen. Hamburg. Preis 40 Pf.

Die Güldenkammer. Norddeutsche Monatshefte. August 1916. Verlag Kaffeehag, Bremen. Preis 50 Pf.

Eitzbacher, Prof. Dr. Paul, Totes und lebendes Völkerrecht. München, Duncker & Humblot. M. 1.20.

Espey, Albert, Gerhart Hauptmann und wir Deutschen! Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.80.

Freisen, Joseph, Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche Deutschlands in der Neuzeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 12.—.

Fuchs, Eduard, Der Weltkrieg in der Karikatur. Erster Band. Verlag Albert Langen, München. In Leinen gebunden M. 22.50.

Großer Bilderatlas des Weltkriegs. 14. bis 16. Lieferung. München, F. Bruckmann A.-G. Subskriptionspreis der Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—.

Gunkel, Hermann, Esther. J. C. B. Mohr, Tübingen. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.30.

Hartnacke, Dr., Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Einige Gedanken und Vorschläge zur Organisation des Schulwesens nach dem Kriege. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Heinrich, Dr., Le caractère et l'esprit français, par A. Fouillée. Morceaux choisis. Leipzig, Otto Nemnich. M. 1.—.

Hettner, Alfred, Rußland. B. G. Teubner, Leipzig. Geh. M. 4.20, geb. M. 4.80.

Hettner, Dr. Alfred, Die Kriegsschauplätze. Heft 4. B. G. Teubner, Leipzig 1916. Preis geh. M. 2.40.

Heydemarck, Georg, Leutnant, Die Leuchtkugel in der Champagne Pouilleuse. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 2.40.

Hoeber, Dr. Karl, Der Papst und die römische Frage. J. P. Bachem, Köln a. Rh. Geheftet M. 1.20.

Digitized by Google

Jäckh, Prof. Dr. Ernst, Werkbund und Mitteleuropa. Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis 50 Pf.

Jellinek, Georg, Die Zukunft des Krieges. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden. Berlin, Julius Springer.

Knies, Richard, Karl Ernst Knodt. München, Verlagsbuchhandlung Müller & Fröhlich. 75 Pf.

Krause, Paul R., Die Türkei. (Aus Natur und Geisteswelt, 469. Bändchen.) B. G. Teubner, Leipzig. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Liller Kriegszeitung. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Hoecker. Der Auslese dritter Band. Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 4.—.

Lippert, Peter, S. J., Gott. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 1.60, in Leinwand M. 2.—.

Löns, Hermann, Aus Forst und Flur. Vierzig Tiernovellen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 4.—.

Manen, Charlotte A. van, l'Épanouissement de l'Allemagne et l'Hégémonie prussienne. Preis Fr. 2.50. Martinus Nijhoff, La Haye 1916.

Mendheim, Dr. Max, Berühmte Kriminalfälle. (Universal-Bibliothek 5839.) Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. Preis 20 Pf.

Mitteilungen des Deutschen Werkbundes. Nr. 5. Herausgegeben von der Geschäftsstelle des Deutschen Werkbundes, Berlin W 35.

Mulert, Lic. Hermann, Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.30.

Pastor, Ludwig v., Generaloberst Viktor Dankl. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Kartoniert M. 1.40.

Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Nr. 12: Das Problem der historischen Zeit. Von Georg Simmel. Berlin, Reuther & Reichard. 80 Pf.

Rosen, Erwin, England. Ein Britenspiegel. Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Geh. M. 2.50, Geb. M. 3.50.

Rudolph, Dr., Le Français et la guerre de 1915. Ce que disent les journaux français. Leipzig, Otto Nemnich. M. 1.—.

Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/1916. Heft 1. Wien 1916, Manz-Verlag. Preis Kr. 1.— (80 Pf.).

Rundschau des Auswärtigen Dienstes. Herausgegeben von Erich Weinzinger. 3. Jahrgang, Nr. 4. Verlag Zürich 8, Horneggstr. 15. Preis pro Jahr Fr. 10.—.

Sammlung Göschen Nr. 90: Ethik. Von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten. Berlin, Göschensche Verlagshandlung. Geb. 90 Pf.

Schaube-Brieg, Dr., Kriegs-Epigramme. Denkzettel für England und sein Gefolge. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Schrönghamer-Heimdal, Franz, Mein Dörfl im Krieg. Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.80, kart. 2.20.

Sommer, Prof. Dr. R., Krieg und Seelenleben. Leipzig, Otto Nemnich. M. 1.—.

Thimme, Friedrich, Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel. M. 5.—.

Thorsch, Dr. Berthold, Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Thörner, Fritz, Helmut Gotthilfs Neugeburt. Hannovera-Verlag, Hannover. Preis 60 Pf.

Verworn, Max, Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik. Eine Betrachtung zum Weltkriege. 2. Aufl. Jena, Gustav Fischer. Preis M. 1.20.

Wagner, Prof. J.-Ph., Lichtbilder- und Kinovorträge im Dienste des Unterrichtes. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 14.) „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Dresden. Preis 60 Pf.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 3. Jahrgang 1916. Heft 6 und 7 (Juni und Juli). Zürich, Rascher & Cie. à M. 2.—.

Weltkultur und Weltpolitik: Joël, Karl, Die Vernunft in der Geschichte. Heft 9. F. Bruckmann A.-G., München. Preis 75 Pf.

Wissenschaft und Bildung. Bd. 132: Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Von Dr. Alfred Vierkandt. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 1.25.

Wyneken, Jakob, Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft. Beiträge zur Entwicklung des Unterrichtswesens. Leipzig, Otto Nemnich. Geb. M. 7.—.

Zimmermann, Otto, S. J., Soll die Religion national sein? Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Preis M. 2.20.

Zitelmann, Ernst, Die Möglichkeit eines Weltrechtes. Unveränderter Abdruck der 1888 erschienenen Abhandlung mit einem Nachwort. München, Duncker & Humblot. M. 1.20.

Zwischen Krieg und Frieden. Heft 37: Kriegspsychologische Betrachtungen. Von Max Dessoir. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.—.

2000 Jahre Deutscher Geschichte. Atlas der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands bis zum Weltkriege. Mit erläuterndem Text herausgegeben von Ernst Schwabe. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis gebunden M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

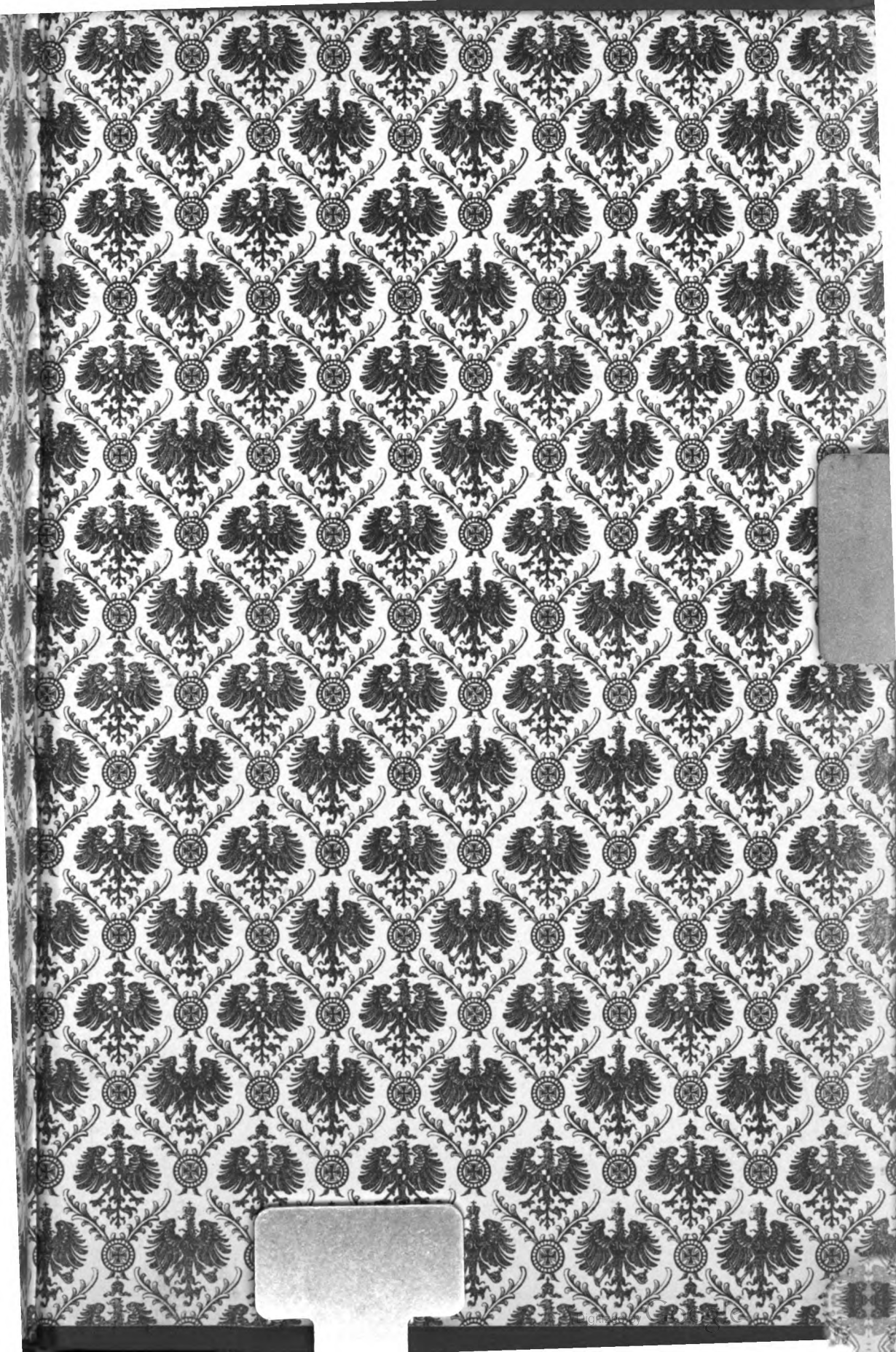
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469040